This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Reisen
in
Südrussland
von
J. G. Kohl.

Erster Theil.

BIBLIOTH... LAUSAN
LIBERTÉ ET PATRIE

N. D. 64 D.

Reisen
in
Südrußland

von

J. G. Kohl.

„Naso Tomitanae jam non novus incola terrae
„Hoc tibi de Getico littore mittit opus."
Ovid.

Erster Theil.

Neurußland — Odessa — Ausflüge in die Steppen — die Krim.

C 1656

Nebst einer Karte der Anlande des Pontus.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.

1841.

Den hochverehrten Damen,

der Frau

Baronin Eliſabeth von Keyſerling

geb. von Korff

und

der Frau

Baronin Eliſabeth von Rutenberg

geb. von Keyſerling,

als ein

kleines Zeichen aufrichtiger Ergebenheit

gewidmet

vom

Verfaſſer.

Vorwort.

„Viribus infirmi, vestro candore valemus,
„Quem mihi si demas, omnia rapta putem.“

Die Landschaften im Norden des schwarzen Meeres gehören noch immer zu den am wenigsten gekannten Provinzen des russischen Reiches. Obgleich sie jetzt jährlich von Petersburg, Odessa und Taganrog aus von einer Menge gebildeter Männer bereis't werden, so ereignet es sich doch nur selten, daß man uns einen Reisebericht davon liefert. Die Fremden, welche hier eindringen, halten sich, von den geringen Reizen jener Gegenden nur wenig angezogen, gewöhnlich nicht lange genug daselbst auf, um sich mit den Verhältnissen der Bevölkerung und Natur einigermaßen vertraut zu machen, und die Einheimischen haben in der Regel ganz andere Interessen als die der bloßen Beobachtung zu verfolgen.

Von den älteren Reiseberichten aus der Zeit, als die Tataren und Türken noch Herren der pontischen Küsten waren, ist der des Baron de Tott einer der interessantesten. Die umfassendsten Nachrichten enthalten die bekannten Reisewerke des berühmten Pallas. Später gab der Engländer Clarke viel wichtige Aufschlüsse. Die neuesten Reisenden, welche über diese Länder geschrieben haben, sind Herr Murawieff-Apostol, der Marschall Marmont und Herr Anatol von Demidoff, welcher Letztere in Verbindung mit mehren französischen Gelehrten und Künstlern die Krim und die nogaische Steppe im Jahre 1837 durchforschte*).

*) Was die Alten — (Herodot, Strabo ꝛc.), — die Byzantiner — (Constant. Porphyrog. u. Andere), — dann die Araber (Asseb-o-seir u. Andere) — und endlich die Genueser und Venetianer, — was Rubruquis, Marco Polo und Olearius über die Steppenländer schrieben und sammelten, hat natürlich nur noch ein historisches Interesse und tritt jetzt, da dieselben eine so große Bedeutsamkeit und eine so merkwürdige Stellung wie nie zuvor in der Weltgeschichte erlangt haben, mehr in den Hintergrund.

Alle diese Werke lassen indessen noch viele Fragen unerörtert, und jeder neue Beitrag zur Erweiterung der Kenntniß des südlichen Rußlands ist daher willkommen. — Und so mögen auch wir darauf hoffen, daß das Publicum unsere Schilderungen und Beobachtungen freundlich aufnehmen werde, die wir ihm als das Resultat mehrfacher Streifereien und eines längeren Aufenthaltes an den nördlichen Küsten des Pontus übergeben.

Wir gestehen gern, daß wir in unseren Darstellungen weit hinter Dem, was wir erstrebten, zurückgeblieben sind, und bitten den gebildeten Leser und nachsichtigen Beurtheiler unseres Versuches, nicht die Schwierigkeiten, die sich bei Entwerfung solcher Bilder darbieten, außer Acht zu lassen. Die Manchfaltigkeit der politischen Beziehungen eines Landes ist so groß! Ohne Zweifel entgingen uns viele. Die Natur selbst der Wüsten ist so vielseitig, so erhaben und räthselhaft! Wer vermöchte sie würdig zu schildern?! — Ein Schriftsteller, der seine Anschauungen und Lebensbegegnisse wiedergiebt, ist immer in dem Falle eines Botanikers, der lebendige Pflanzen trocknet und für sein Herbarium sammelt. Wir werden glücklich sein, wenn Kenner uns zugestehen, daß wenigstens einige unserer gesammelten und getrockneten Blumen an die Frische und das Leben erinnern, welches sie in der Natur haben.

Für die meisten unserer Bemerkungen können wir nur selber verantwortlich gemacht, gelobt oder getadelt werden. Denn im Ganzen erfreuten wir uns bei unseren Bemühungen keinerlei besonderer Unterstützung. Nur einem ausgezeichneten und uns innig befreundeten Manne, dem Herrn Dr. v. Nordmann, dem bekannten Naturforscher und Professor am Lyceum zu Odessa, sind wir für vielfache Belehrung über die physikalischen Verhältnisse der Steppen, die wir bei unserer Charakteristik derselben benutzten, verpflichtet. Wir bitten ihn, unseren warmen Dank, den wir ihm für die Mittheilung so mancher interessanten Notiz hiermit öffentlich aussprechen, freundlich entgegenzunehmen.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Reise durch die Ukraine und Neurußland.

Seite

Poltawa 1

Maiwetter in der Ukraine. — Russische Postillone. — Feldjäger. — Reschitilowka. — Ukrainische Schaffelle. — Marktflecken. — Ukrainische Landschaften. — Steppenziegen.

Krementschug 7

Handel von Krementschug. — Häuserbau in der Ukraine. — Wirthshäuser und Gastfreundschaft. — Der Dniepr. — Hohes Wasser des Dniepr. — Ueberfahrt. — Felsenriff. — Freude am Fluß. — Hafen Kriukoff. — Salzmagazine.

Die neurussischen Steppen 13

Uebergang zur Steppe. — Neue Thiere. — Alexandria. — Bevölkerung Neurußlands. — Perlen der Jüdinnen. — Thierleben. — Stutzer in der Steppe. — Militär-Kolonieen. — La Demoiselle de Numidie. — Jelisawethpol und Lisabethl. — Muschelkalk. — Anbau. — Steppenfreuden. — Luftspiegelungen. — Windhunde. — Jagden. — Wolfsjagden. — Steppenwege. — Karawanen der Steppen. — Aberglaube der Juden. — Nachtfahrt. — Ulanen. — Das Melken der Kühe.

Nikolajeff 32

Der Bug. — Olbia. — Der Brand von Otschakoff. — Der Pontus. — Die Limans. — Salzgewinnung. — Kosackenposten. — Pontische Schwaben. — Unverhoffte Salzernte. — Meeresküste. — Vorstädte Odessas.

Odessa.

Handel 46

Situation. — Cabotage. — Petersburg, Riga, Odessa, Taganrog, Archangel. — Handelnde Nationen. — Kaufmannschaft. — Waaren. — Handelsgebiet. — Schnelligkeit der Correspondenz. — Aufschwung der Stadt. — Bauplan. — Straßenpflaster. — Sprachen. — Bauart. — Kornmagazine. — Wirthshäuser. — Grusinische Barbiere. — Quarantäne-Hafen. — Quarantäne-Ceremonieen. — Waaren-Läuterung. — Die Morto's. — Ladung der Waa-

Seite

ren. — Das Parlatorio. — Die Ambarren. — Portofranco. — Hafenarbeiter. — Kriegshafen. — Die pontischen Schiffer. — Assecuranz-Kammern. — Winterschifffahrt. — Wildheit des Pontus. — Einfluß Odessa'scher Capitalien. — Brillante Handelsjahre.

Oeffentliche Institute 73

Boulevard. — Gärten. — Botanischer Garten. — Die Sahara der Steppen. — Die Pflege der Fichten. — Stadtbibliothek. — Neptunstreppe. — Italienische Oper. — Börse. — Casino del Commercio. — Kaffeehäuser.

Märkte und Stadtverkehr 82

Magazine für Galanteriewaaren. — Der griechische Basar. — Gemüse aus Konstantinopel. — Tabacksgewölbe. — Türkisches Pfeifenwesen. — Russische und orientalische Manufacturen. — Die Asiatischiks. — Geldwechsler. — Eisenbuden. — Holzraritäten. — Das schwarze Volk. — Die Theetische. — Griechische Brodbäcker. — Trödelmarkt. — Der ethnographische Geognost. — Fleischverkauf. — Der Speck und die Kleinrussen. — Fischmarkt. — Russe und Jude. — Eiermarkt. — Brennstoffe. — Moldauische Kohlenbrenner. — Heu und Stroh. — Kirpitsch. — Tatarische Zigeuner. — Kirchhof. — Viehmarkt.

Miscellen 104

Iswoschtschiks. — Die donnernde Stadtuhr. — Sodom und Gomorra. — Sonntagsgeschäftigkeit. — Häuserbau. — Keller. — Brunnen. — Victualien. — Klima. — Fabriken. — Macaroni und Galletti. — Schulen. — Schiffsbau. — Münzen und Maße. — Apotheken. — Spitznamen. — Herz und Schmerz.

Ausflüge in die Steppen.

Umgebung von Odessa 115

Landhäuser. — Die Obruiwen. — Transdanubischer Kosack. — Die Baschtans. — Wassermelonen. — Kürbisse. — Gurken. — Pommes d'amour. — Sonnenblumen. — Cultur der Baschtans. — Steppengarten.

Deutsche Kolonieen 129

Klöster. — Russische Grabschriften. — Leuchtthurm. — Geognostisches. — Bulgarische Ansiedelung. — „Ruhm sei Gott." — Basilius und Marie. — Russija! Russija! — Quelle. — Der Herr Schulz. — Würtembergische Holderküchle. — Pontische Schiffbrüche. — Deutsche Gesänge. — Lustdorf. — Prediger. — Grabhügel der Mongolen. — Fischer. — Deutsche und Russen. — Bäbele. — Ausfahrt. — Steppenfahrt. — Griechische Kolonisten. — Bestand und Wirksamkeit, Verfassung und Zukunft der deutschen Kolonieen in Rußland.

Fahrt zur Dniestr-Mündung 155

Altgläubige von Majak. — Mündung des Dniestr. — Schifffahrt

Seite

auf dem Dnieſtr. — Troglodyten der Steppe. — Gaſtfreundſchaft der Troglodyten. — Der Nekraſſowzer. — „Schöne Minka.“ — Bade-Saiſon. — Griechiſcher Fürſt. — Preis des Bodens.

Akerman 167

Ovidiopol. — Poſtſchiff auf dem Dnieſtr-Liman. — Sturm. — Akerman. — Flucht der Armenier. — Katholiſche Kolonieen. — Dnieſtr-Liman. — Wilder Wein. — Silberreiher. — Pontiſche Fiſchereien. — Der Makrelenfang. — Delphin. — Haifiſch. — Der Drache. — Die Nadeln. — Der neſtbauende Fiſch. — Der Tritonsbläſer.

Die Krim.

Fahrt auf dem Pontus 185

Abreiſe. — Anſicht Odeſſa's von der Seeſeite. — Seereiſe. — Anblick der krim'ſchen Küſte. — Chersonesus Trachea. — Zugvögel. — Weißer Sturm. — Die Südküſte. — Iphigenie.

Jalta 192

Abendritt. — Tatarendorf. — Gefälligkeit der Tataren. — Wohnungen der Tataren. — Leben auf den Dächern. — Der Gebetrufer. — Singende Krämer. — Volksgeſänge. — Küſtenreiſe. — Alter Olivengarten. — Griechiſch-tatariſche Namen. — Malteſer Fiſcher. — Peinliche Reiſefreuden. — Der gaſtfreie General. — Die alte Franzöſin. — Die Champagne in der Krim. — Küſtenweg.

Aluſchta 203

Der Zeltberg — Allgemeine Form der krim'ſchen Berge. — Krim'ſche Sennhirten. — Völkergemiſch. — Tatariſcher Edelmann. — Der Obſtſyrup. — Büffelherde. — Die tatariſchen Sultans. — Die Depeſche.

Simpheropol 210

Tauriſche Deutſche. — Ritt auf den Tſchatir-Dagh. — Hirtenleben auf dem Tſchatir-Dagh. — Ueberblick der Krim. — Trockenheit des Landes. — Staatsrath von Stöven. — Obſtmarkt. — Weg von Simpheropol nach Baktſchiſarai.

Baktſchiſarai 217

Kleinruſſiſcher Edelmann. — Griechiſche Frauen. — Die Krim und Kleinaſien. — Baktſchiſarai. — Tatariſches Stadtleben. — Tatariſcher Handelskram. — Orientaliſches Straßengetümmel. — Alter Palaſt der Chans. — Orientaliſcher arſtyl. — Die Thränenquelle. — Maria Potocka. — Hübſche Ruſſin. — Baron de Tott. — Gerichtsſaal. — Zigeuner. — Harem. — Ruſſiſches Kloſter der wunderthätigen Maria. — Dſchuffut-Kalé. — Karaïten. — Tſchauſch-Awram. — Das Thal Joſaphat. — Abendgebet in der Moſchee. — Die Karavanſarais — Tatariſche Kaufläden. — Türkiſche Kaffee-

Seite

häuser. — Kirchhof der Chane. — Grabschriften. — Moschee des Palastes. — Tanz der Derwische.

Sewastopol 253

Obstthal Duwankoi. — Die Fleisch-Kastanien. — Anblick von Sewastopol. — Die Buchten und Häfen. — Sieur Cabalzar. — Die Ruinen von Cherson. — Beaufsichtigung der Peststoff-Stäubchen. — Alte Wiege des russischen Christenthums. — Der Lampist des schwarzen Meeres. — Russische Matrosen. — Die Docks. — Irrfahrt auf dem Chersonesus Trachea. — Das Georgiew'sche Kloster. — Schauplatz der Iphigenie auf Tauris.

Balaklawa 264

Taurische Griechen. — Cembalo. — Wälder. — Das Baidarthal. — Hochzeiten der Tataren. — Wallfahrten nach Mekka. — Tatarisches Souper. — Proceß. — Die Scala. — Galopp-Ritt. — Bienenhöhle. — Honig-Quelle.

Alupka 274

Entschleierte Tatarin — Kaiserliche Huld. — Oreanda. — Das Dampfschiff. — Widerwärtigkeiten. — Verzögerung.

Conversations-Früchte über den Kaukasus . . 278

Steppe Mugan. — Schlangenfelder. — Steppen im Kaukasus. — Die mingrelischen Dadians. — Mingrelisches Bankett. — Mingrelische Begrüßungen. — Kloster Mortwili. — Religion der Abchasen und Mingrelier. — Die Lesghier. — Morlinsky. — Kaukasische Gefangene. — Deutscher Zeichnenlehrer in ossetinischer Gefangenschaft. — Deutscher unter den Kurden. — Glücksritter in Tiflis. — Russische Sage vom Kaukasus.

Die Osseten 300

Raubzüge, Festgelage und Waffen der Osseten. — Ossetischer Todtschläger. — Gesang und Tanz. — Strafe des Vatermörders. — Ackerbau im Kaukasus.

Taurische Miscellen 310

Lagorio's taurische Geschichte. — Mickiewicz's krim'sche Sonette. — Zusammensetzung der Bevölkerung der Südküste. — Pferderennen der Tataren. — Livadia. — Oreanda. — Küsten-Expedition. — Höher hinauf! — Anekdoten. — Gärten der Südküste. Preise der Güter. — Arbeitslohn. — Vögelmangel. — Laubfrösche. — Ameisenlöwen. — Eidechsen und Schlangen. — Oberlin. — Autodidakt. — Botanischer Garten von Nikita. — Krim'sche Celebritäten. — Haselnußernte. — Krankheiten der Tataren. — Priester als Aerzte. — Wiedersehen. — Examen rigorosum.

Die

Ukraine und Neu-Rußland.

„Woll'n uns unter Hirten miſchen,
„An Oaſen uns erfriſchen.
„Jeden Pfad woll'n wir betreten,
„Von der Wüſte zu den Städten."

Poltawa.

Es war im Anfange des Maimonats des Jahres 1838, wo ich meinen Ausflug in die ſüdruſſiſchen Steppen in Poltawa begann, in derſelben weltbekannten Stadt, vor welcher der abenteuerlichſte König der neueren Zeit den ſeinigen vor etwas mehr als einem Jahrhunderte endete. Der Zufall hatte mich dort mit einem intereſſanten jungen Ruſſen bekannt gemacht, deſſen Weg, wie der meinige, durch die Steppen ging, und der daher eben mit mir auf einer hübſchen, flinken, dreiſpännigen Britſchke von dem hohen Ufer der Worskla, auf dem die Stadt Poltawa liegt, herabrollte, als gerade die Steppenſonne, eben ſo wenig frühlingsmäßig, eben ſo umwölkt und trübe über dem Schlachtfelde aufſtieg, wie ſie dem Schwedenkönige hier untergegangen war.

„Kun-laje" war der Name meines Reiſegefährten, den er ſich aus dem entfernteſten Ende von Aſien geholt hatte. Die Chineſen, in deren Hauptſtadt er ſich zwei Jahre lang als gelehrter Forſcher bei der ruſſiſchen Miſſion aufgehalten, hatten ihm denſelben gegeben. Dieſes Volk, dem die Ausſprache aller fremden Namen und beſonders der ruſſiſchen ſehr ſchwer wird und das ohnedieß nur ſinnreiche und bedeutungsvolle Namen liebt, hat nämlich die Sitte, alle Fremden, die in ſein Land kommen, umzutaufen und für ſie einen chineſiſchen Namen zu erfinden, deſſen geſchickte Wahl aber immer einige Schwierigkeiten macht, da er nicht nur in einigen Lauten an den eigent-

lichen Nationalnamen des Fremden erinnern, sondern auch seine Beschäftigung, sowie sein äußeres Wesen und endlich wo möglich auch seine inneren Charakter-Eigenthümlichkeiten andeuten muß. Alle diese Erfordernisse hatte nun das Wort „Kun" (laje heißt blos so viel als Herr). Denn es bezeichnet dasselbe einen gewissen bei den Chinesen heiligen schwarzen Stein, der von ihnen bei einigen Krankheiten als Heilmittel angewendet wird. Einen Stein hatten sie gewählt, weil mein Reisegefährte ein Mineralog war, einen heilsamen, weil er zugleich als Arzt prakticirte, einen schwarzen wegen seines schweigsamen Ernstes, und endlich einen Namen mit „Ku," weil dieß auch die Hauptsylbe in seinem russischen Namen war.

Einen besseren Reisegefährten als meinen Kun-laje, der alle Steppen von Ungarn bis China durchstreift hatte, konnte ich Neuling in den Steppen mir also nicht wünschen; wohl freilich besseres Reisewetter, als uns am ersten Tage unserer Fahrt der sibirische Osten zuschickte. Denn in der That, ich hätte nicht geglaubt, daß der schöne sanfte Mai auf irgend einem Punkte des Breitengrades von Paris, auf dem wir uns befanden, noch ein so winterliches Wetter gebären könnte, wie uns entgegenbrauste — das wildeste Schneegestöber, zu Zeiten mit Regen untermischt, auf den Flügeln des heftigsten Ostwindes getragen, — so daß wir uns unserer warmen Pelze herzlich freuten und froh waren, den vorübergehenden schon so freundlichen Apriltagen nicht allzuviel getraut zu haben. Da der Schnee schmolz, so verschlechterten sich auch sehr bald die Wege, und wir kamen trotz unserer Britschke und trotz dreier schnellfüßigen Steppenpferde in der fetten, klebrigen und zähen Erde der südrussischen Ackerkrume, in der auch Karl's XII. Kanonen stecken blieben, nur langsam fort.

Da Alles in Nebel und Schneeflocken gehüllt war, so machte auf den ersten Stationen unsere Kenntniß Südrußlands auch nur schwache Fortschritte. Das Einzige, was wir deutlich vor uns erkannten, war unser Jámschtschik (Postillon), freilich fast immer ein interessanter Gegenstand und des Studiums nicht unwerth. Denn so eigensinnig, langweilig und alltäglich gewöhnlich unsere deutschen Postillone sind, so launig, beredt, willig und amüsant sind die russischen. Ich wollte, ich könnte die ganze Reihe von Jámschtschiks, die sich von Poltawa bis Odessa einer nach dem anderen auf den Bock unserer Britschke setzten, portraitiren. Mit einem Commentare versehen, würden alle diese verschiedenen Figuren, diese verschmitzten Physiognomieen die interessanteste Bilderreihe von der Welt geben. Dabei ihre eigenthümlichen Stimmen, ihre originellen Antworten, ihre Selbstgespräche und die beständigen Conversationen mit ihren Pferden, mit ihrer Peitsche, mit dem Wagen, mit den Zügeln, kurz mit allem Todten und Lebendigen, Thie-

rischen und Menschlichen, was sie umgiebt, die freilich alle so ziemlich in derselben Art von Beredtsamkeit gehalten werden, wobei aber doch Jeder immer seine Lieblingsausdrücke hat. Bewunderungswürdig ist es, was diese Leute vom Wetter mit Geduld ertragen. So hatten wir in unserem unbarmherzigen Sturm und Schneegestöber gleich auf der zweiten Station einen kleinen, pfiffigen, untersetzten Burschen, der weiter nichts auf dem Leibe trug als seine Inexpressibles und ein rothes baumwollenes Hemd, die beide ein Gürtel zusammenhielt. Der Rand seines Hutes war schon rundherum herabgerissen, bis auf einer Seite, wo noch ein kleiner Flicken hielt. Den zog er nun beständig gegen die Windseite herunter, woher der Schnee kam, und dieser einen Zoll breite und vier Zoll lange Streifen war sein ganzes Wetterdach. Dabei beklagte er sich nie. Vielmehr sprudelte seine Beredtsamkeit beständig trotz Schneeflocken und Kälte, wie ein unversiegbarer Brunnen, und er war nachher für alles Ungemach, welches er für uns ausgestanden, und für alles Amüsement, das er uns verschafft, mit 30 Kopeken (etwa vier Silbergroschen) Trinkgeld überzufrieden.

In der That, es ist eine nicht genug zu bewundernde Weisheit der Natur, daß sie gerade eine so genügsame, geduldige und zähe Nation, wie die russische, in ein so unwirthliches rauhes Land, wie Rußland, versetzt hat. Schon auf der dritten Station, Reschitilowka, wo wir Mittag machten, trat uns von Neuem dieser Gedanke recht lebendig vor die Seele. Wir trafen hier auf ein paar Augenblicke mit einem Feldjäger zusammen, der von Odessa kam und uns sagte, daß er die 200 Meilen bis Petersburg in vier Tagen machen müsse. Er war ganz in Leder gehüllt. Eine lederne Capotte hatte er über Nacken und Kopf gezogen, und Ueberrock und Pantalons waren aus demselben Stoffe. Dem Wetter konnte er allenfalls so trotzen, allein leider half ihm sein Leder wenig gegen die unbarmherzigen Stöße seiner unbequemen Equipage, die ihm von Odessa her schon so zugesetzt hatten, daß er sich in einem völlig fieberhaften Zustande befand. Er sagte, in den ersten Tagen einer großen, an Schlaflosigkeit und Strapazen reichen Courier-Reise trete ein solches Reisefieber immer ein, doch verliere sich's mit der dritten oder vierten Nacht. Diese russischen Feldjäger, die mit allerlei Aufträgen und Sendungen beständig im großen Reiche umhergesandt werden, — bei'm Kaiser, bei der Kaiserin, bei'm Thronfolger, in jedem Ministerium ist eine gewisse Anzahl von ihnen angestellt — machen wohl die weitesten Reisen auf die unbequemste Art, die irgendwo gemacht werden. Sie fördern sich oft 10 bis 12 Tage hindurch, jeden Tag 50 bis 60 Meilen, mit Equipagen, in denen uns schon die Brust wehe thun würde, wenn wir damit von Berlin nach Charlottenburg fahren sollten. Obgleich man schon immer die stärksten Na-

turen dazu aussucht, so halten das doch nur wenige lange aus. Die aber, deren Natur sich daran gewöhnt, stehen sich gut dabei, werden gut besoldet, und haben auch noch sonst Gelegenheit, sich Manches zu erwerben. Daher hat man auch in Petersburg den Reim auf sie gemacht:

„Ein Feldjäger,
„Ein Geldfeger."

Eben so schnell, wie der Feldjäger, müssen auch die Adjutanten und Offiziere sein, die bei den Gouverneuren und Commandeuren der Provinzen angestellt sind. Es ist unglaublich, wie viel blühende Gesundheit auf diese Weise auf den russischen Poststraßen ruinirt wird, deren endlose Länge freilich solche Märtyrer nöthig macht, die oft so erfroren, schlafmüde und gliederlahm auf den Stationen ankommen, daß man sie vom Wagen heben muß. Bei jeder anderen Nation als der russischen würde aber die Zahl der Opfer noch weit größer sein, denn schwerlich würde sich ein deutscher Courier mit einem Glase Schnaps, einer Gurke und einem Stückchen Brod so schnell curiren können, wie unser Feldjäger von Reschitilowka. Wie gesagt, es ist ein Glück, daß die Russen in dieses dicke, breite, massive Ostende Europa's versetzt sind. Nur sie allein konnten auf einem solchen Boden-Terrain einen dauernden, zusammenhaltenden und festen Staat gründen und alle ihm nöthigen Bewegungen, die Truppenmärsche, die Waarentransporte, die Personenbeförderungen, die Courierſendungen mit der nöthigen Raschheit ausführen. Wollte man auf ein Mal jetzt die ganze bequemliche deutsche Nation an die Stelle der russischen setzen, sie würde sich wahrscheinlich allein in Besorgung der blos alltäglichen friedlichen Geschäfte des Staatsorganismus durch Hunger, Durst und Elend aller Art völlig aufreiben und im Kriege dann gar nichts ausrichten.

In Reschitilowka war es eben unglücklicherweise Fasttag, und das Mittagsessen bot daher keinen Ersatz für das Wetter. Ein lauwarmes Wasser mit eingeschnitzten Gurken und Kohl, das sie „Posdnoi Borscht" (Fastensuppe) nannten, ein mit Lampenöl begossener Fisch und eine Art von Papiermaché, das sie uns als Desert vorsetzten, das war Alles, was uns der große Marktflecken bot. Als die Wirthin bemerkte, daß wir nicht recht eifrig zulangten, sagte sie: „Vielleicht ist nicht Zucker genug zum Kuchen?" und zerbröckelte mit den Fingern ein Stück Zucker darüber. Nun aßen wir gar nichts und tranken ein Glas Schnaps. Denn der Schnaps muß in Rußland allen Aerger verdauen helfen.

Uebrigens ist der Name Reschitilowka seiner feingekräuselten, seidenlockigen, schwarzen Lämmerfelle wegen weit und breit berühmt, und wer in Kleinrußland nur irgend etwas auf seinen Kopf hält, bedeckt ihn gewiß mit keiner anderen cylindrichen Schafspelzmütze als mit einer aus Fellen von Reschiti-

lowka, da nur sie jene Zierlichkeit der Locken, jenen Glanz der Wolle und jene Schwärze der Farbe erreicht, die ein kleinrussischer Stutzer an seiner Mütze liebt. Diese Felle werden von hier in großen Partieen auf die bedeutende Messe von Romni versandt und gehen von da in alle Welt, auch nach Leipzig. Das Merkwürdigste dabei ist, daß jene vorzügliche Gattung von Wolle nur auf einem sehr beschränkten Kreise um den Ort herum hervorgebracht wird, und daß die Kenner sehr genau wissen, ob ein Fell wirklich in Reschitilowka oder einige Meilen davon entfernt zur Welt gekommen ist, eben so wie bei den Weinen, die oft gerade nur an einer Felsenwand in der belobten Güte gedeihen, während sie gleich um die Ecken herum schlechter sind. Doch ist die Erscheinung in diesem ebenen, überall so gleichförmigen Lande weniger erklärlich als bei den Weinhügeln, wo jede Bergseite unter so eigenthümlichen Verhältnissen steht. Es soll übrigens schon seit alten Zeiten jene vorzügliche und alles Benachbarte weit übertreffende Wolle auf diesem Boden von Reschitilowka gewachsen sein. Vielleicht ist es eine eigenthümliche Erziehung und Behandlungsweise, die man hier den Schafen zu Theil werden läßt. Vielleicht ist es eine gewisse Pflanze, die eben gerade nur hier vorkommt und den Schafen so besonders zusagt. Das Räthsel blieb uns unlösbar, wie leider viele solcher kleinen physikalischen und politischen Geheimnisse, die dem Nationalökonomen auf seinen Reisen begegnen.

Der Ort Reschitilowka selbst ist, wie alle diese kleinrussischen „Mestetschko's" (Marktflecken) so groß und weitläufig, wie eine Provinz. Er soll nicht weniger als 11,000 Einwohner haben, unter denen 2000 „panskye ludi" (Leibeigene) und 9000 „Kasakki" (freie Leute), Juden und Edelleute. Die Leibeigenen gehören zur Hälfte einem großen Edelmanne, und zur Hälfte einer Menge kleiner Eigenthümer, die oft nur 10, 5, ja nur 2 Seelen besitzen und unter den Bauern zerstreut mitten im Dorfe wohnen. Bei uns begnügt sich selbst eine Stadt wohl oft nur mit einer Kirche, aber hier sind ihrer 6, nebst einem unglaublich großen Heere von Mühlen, die rund um den Ort herumstehen, wie eine belagernde Armee.

Das von Reschitilowka Gesagte kann man für die Zusammensetzung der Bevölkerung aller kleinrussischen Flecken und Dörfer nehmen. In keinem Gouvernement von Rußland ist die Bevölkerung so dicht, wie in dem von Poltawa (fast 2000 Seelen auf die Quadratmeile), und in keinem ist sie auf so wenigen Punkten so stark angehäuft. Selten findet sich ein Dorf, das weniger als 2000 Einwohner zählte, und sehr viele, die 6000 — 7000 haben. Die Stärke der Bevölkerung erklärt sich aus der Fruchtbarkeit des Landes, ihre Concentrirung auf einzelnen Punkten, wie man behauptet, aus der früheren Geschichte dieser Gegenden, die am meisten den Einfällen der Tataren

ausgesetzt waren, und wo sich daher die Leute zu leichterer Vertheidigung immer in großen Haufen beisammen hielten.

Wir bezahlten unserer Wirthin ihr Oel und ihr Papier-maché theuer genug, und „s't bogom" (mit Gott), wie die russischen Postillone, wenn sie sich auf dem Bocke festgesetzt und die Zügel ergriffen haben, ihren Pferden zurufen, ging es weiter. Sturm und Schnee hatten sich etwas beruhigt, und es fing allmählig ein freundlicher Nachmittag an auf die frühlingsgrünen Fluren herabzulächeln. Gewöhnlich denkt man sich bei uns die Ukraine, wenn man die Geschichte der Feldzüge Karl's XII. liest, als ein ödes Steppenland, in dem weder Busch noch Baum wächst. Es ist dies aber eine sehr falsche Vorstellung; denn obgleich man auch in der Ukraine schon den Ausdruck „Step" allgemein für freies Feld im Gebrauch findet, so ist doch die Landschaft noch so häufig mit freundlichen Wäldern untermischt, daß man sie noch nicht für ein ächtes Steppenland ansehen, sondern nur für ein Steppen-Gränzland und eine Uebergangsform gelten lassen kann. Die „nastajaschtschoi step" (die ächte Steppe) beginnt erst eigentlich jenseits des Dniepr's. Besonders in allen großen und kleinern Flußthälern, die hier durchweg äußerst anmuthig sind, zieht sich eine Menge von hübschen Eichenwäldern, mit Wiesengründen untermischt, herab, und wenn auch das Land in der ersten Anlage ziemlich eben war, so haben doch die zahlreichen Flüsse, welche es durchkreuzen, so weite und tiefe Thäler, die besonders bei dem Zusammentreffen mehre Berge und Hügel bilden, eingeschnitten, daß die Einförmigkeit der Gegend dadurch häufig sehr angenehm unterbrochen wird. Einen eigenthümlichen Reiz hatten noch für uns die wilden Obstbäume, die jetzt eben in Blüthe standen, und die — besonders die Birnbäume — sich hier in weitläufigen Wäldern über ganze große Flächen ausdehnten.

„He he! garkaja!" (du Bittere!); „nu nu! popi!" (nun, ihr kleinen Popen!); „schewelitsa" (schüttelt euch!); „beregitsa" (sieh dich vor!); „nu nu! rasom!" (alle drei auf ein Mal); „po goru! po goru! po gorutschku!" (auf den Berg! auf den Berg! auf den kleinen Berg, frisch hinauf!); „nun, fürchtet euch nicht;" „was stolperst du?" „bist du blind?" „juchti warwari!" (Juchhe, ihr Barbaren!)" — so schwatzte unser Postillon unaufhörlich mit seinen Pferden, und mit Hülfe dieser und anderer Schmeichelreden und Scheltworte brachten sie uns denn endlich gegen Abend in die löbliche Stadt Krementschug am Dniepr. „Ssamowar postawit!" (stellt den Theekessel auf!) — eine Redensart, die auf allen russischen Poststationen von den erfrorenen Passagieren schon herauskommandirt wird, wenn sie noch nicht einmal aus dem Wagen gestiegen sind, — war auch unser erstes Wort an den uns entgegenkommenden jüdischen Wirth.

Krementschug.

Ein Jude war das Erste, was uns in Krementschug entgegentrat, ein Ziegenbock, der auf die Straße sprang, das Zweite. Die Juden sind hier in den Steppen, wie überall in allen Klimaten und Zonen, dieselben. Nicht so die Ziegenböcke. Diese Ziegen der Steppen, obgleich sie an Munterkeit, Schlauheit und keckem Muthe auch hier noch weit über den Schafen stehen, und daher auch allen hiesigen Schafheerden beigemischt werden, um der Dummheit dieser Thiere gleichsam als Salz zu dienen *), haben doch lange nicht die vorwitzige Ausgelassenheit und die regsame Gewandtheit unserer Bergziegen. Vielmehr könnte man sie in Vergleich mit diesen plump und träge schelten. Sie haben ausnehmend kurze Beine, dagegen ein langes Fließ, das ihnen wie den Eisbären vom Rücken hängt. Ueberhaupt könnte man sie bei ihren plumpen Bewegungen und ihrem trägen Wesen eher den Bären als einem so munteren, für die Berge geschaffenen Geschlechte, wie in der Regel die Ziegen sind, angehörig halten. Dabei sind sie dick und lang, und gewöhnlich sieht man sie ruhig am Boden liegen. Kurz sie tragen ganz den Charakter ihres Landes, der Steppen, und eine solche plumpe Steppenziege würde sich in unseren Bergen eben so ungeschickt benehmen, als wenn man einen Mastochsen in die Felsen schicken würde.

Die Stadt Krementschug ist eine neue und fröhlich aufblühende, wie alle die Städte Südrußlands, die fast in demselben Verhältnisse mit Odessa und mit dem Zunehmen des pontischen Handels vorschreiten. Sie hat viele neue und zum Theil recht ansehnliche Gebäude. Doch wird es noch eine Zeit lang dauern, bis sie sich aus dem Schmuze des Bodens hervorgearbeitet hat. Denn die Steinbrüche in ihrer Nähe liefern kein zum Pflastern taugliches Material. Das bei der Stadt zu Tage stehende Granitriff darum anzugehen, würde aber einstweilen noch wohl die Kräfte der Einwohner übersteigen, und Feldsteine giebt es im ganzen Süden Rußlands nicht einen einzigen. Ein Glück für die Landschaft, ein Unglück für den Straßenbau! Krementschug soll so viel bedeuten als „Stadt der Feuersteine." Man findet diese in der Umgegend häufig. Obgleich sie im Lande der Kleinrussen liegt, so sind doch die Haupthandelsleute Juden, Armenier, Griechen und besonders Großrussen. Die Kleinrussen haben wenig von dem Speculationsgeiste, der im großrussischen Blute steckt. Sie liegen fast alle der Viehzucht und dem Ackerbaue ob.

---

*) Die Steppenhirten behaupten, daß keine Schafheerde ohne beigemischte Ziegen in den Steppen gehütet werden könne.

Krementschug ist der Haupthafen für das ganze Gouvernement Poltawa (weit über 1½ Millionen Menschen), das sich von hieraus mit dem aus der Krim und Bessarabien kommenden Salze, mit mehren levantischen Artikeln aus Odessa und mit den den Dniepr herabkommenden Producten der polnischen Wälder (Holz, Harz, Hanf, Thee) versorgt. Die Ausfuhr des so fruchtbaren Gouvernements ist aber sehr gering, fast völlig Null, obgleich der Dniepr an ihm vorbeistreicht. Nur wenn die Getreidepreise in Odessa sehr hoch steigen, führt es auch über Krementschug seinen Weizen aus. Sonst wird fast alles Getreide im Lande verspeist und zu Garelka (Branntwein) verbrannt. Wolle, Honig und Wachs sind die einzigen Ausfuhrartikel. — Die Natur hat leider bei'm sonst so schönen breiten und tiefen Dniepr den einzigen Fehler begangen, ihn in seinem unteren Laufe durch mehre quer durchstreichende Felsenriffe zu verderben und die Schifffahrt zu erschweren. Diese Felsenriffe ließen von jeher die Schifffahrt des Flusses kränkeln und dienten stets nur der Barbarei zu Anhaltepunkten, bis in die neueste Zeit den saporogischen Kosacken („den Kosacken der Wasserfälle"). Wenn diese Wasserfälle nicht gewesen wären, wer weiß, wie fest sich dann hier vielleicht altgriechischer Handel und Cultur am Dniepr begründet hätten, und wie ganz anderer Widerstand der Barbarei der Völkerwanderung dann hätte geleistet werden mögen. Man hat freilich in den letzten 50 Jahren unter verschiedenen Regierungen an der Beseitigung der durch die Wasserfälle veranlaßten Hindernisse gearbeitet, und theils vermöge dieser Arbeiten, theils vermöge des Aufschwungs aller Lebens- und Handelsverhältnisse der umliegenden Länder hat sich die Schifffahrt des Dnieprs verdreifacht und vervierfacht. Dennoch ist nur im Frühlinge bei hohem Wasser auch jetzt noch eine ziemlich sichere Schifffahrt möglich.

Wir sahen bei unserem abendlichen Spaziergange durch Krementschug mehre neue Häuser im Bau begriffen. Die Leute verfahren eigenthümlich dabei. Weil das Holz in diesen Gegenden theuer ist, sägt man die Baumstämme in der Mitte durch und baut so mit halben Bäumen, während im Norden die vollen Stämme, so wie man sie aus dem Walde holt, über einander gelegt werden. Dadurch werden aber die Wände zu dünn, und man überzieht sie daher noch mit einer dicken Lehmschicht, die die Leute auf folgende sonderbare Weise an den Wänden befestigen. Sie schlagen eine unzählige Menge von Holzpflöckchen dicht bei einander in die Wand, werfen dann den Lehm dazwischen und drücken nachher noch schließlich kleine eckige Steinchen zwischen Lehm und Pflöcke, worauf dann das Ganze überweißt wird. Dieß Verfahren ist allgemein in der ganzen Ukraine und Kleinrußland. Zuweilen werden auch vor dem Aufwerfen der Lehmschicht die Wände noch mit Woilok (einem dichten Filze aus Kuhhaaren) bedeckt, und dieser mit dünnen,

kreuzweise über einander geschlagenen Latten benagelt. Diese Filz-Lehm-Holzwände geben alsdann ein sehr angenehmes, warmes und trockenes Haus. — Es sollen mehre Kaufleute in Krementschug sein, die Millionen besitzen.

Wir verspürten indeß in unserem Wirthshause noch nichts von dieser erfreulichen Blüthe und Wohlhabenheit. Denn mit unserem guten Reise-Appetite waren wir so ziemlich auf unseren Thee und unsere kleinen von Poltawa mitgenommenen „Pirogen" (Fleischpasteten) reducirt. Wir baten um Eier. „Sogleich, sogleich!" hieß es. „Aber sie sind nicht ganz frisch mehr." Das hieß denn, wie wir uns bald überzeugten, die kleinen Küchlein saßen schon frisch darin. Wir baten um Milch. „Sogleich, sogleich!" — „Ihr habt doch welche?" — „Jest, jest." (Es ist da, es ist da!) — Nachdem sie in den Topf geguckt hatten, kamen sie mit der kurzen Antwort zurück: „Njet, builo." (Ach nein! Es war welche da, aber) — „Nun so gebet uns etwas Fleisch, kalten Braten, Carbonade!" — „Ach, Väterchen, gestern sind uns die Carbonaden ausgegangen! Wir hatten so schöne." —

Die Gastfreundschaft grünt in diesem Lande noch zu sehr, als daß die Wirthshäuser schon bedeutend blühen könnten. Ich erinnerte mich lebhaft daran, was mir einst ein russischer Fürst von seiner Aufnahme an eben diesem Orte bei einem reichen Kaufmanne Krementschug's erzählt hatte, wie die Leute ihn herrlich mit aller möglichen Aufmerksamkeit tractirt, wie sie sein Zimmer mit den angenehmsten Comforts versehen, wie sie am anderen Morgen noch auf's Liebreichste für so ehrenvollen Besuch gedankt hätten, und er sich kaum von ihnen habe losreißen können. Ich erzählte davon meinem Reisegefährten Kun-laje, und so schliefen wir unter den freundlichsten Bildern auf unseren Bärenpelzen ein und setzten am anderen Morgen früh über den Dniepr.

Der Fluß ist hier schon sehr groß und mächtig, denn er hat bei Krementschug bereits alle seine bedeutenden Zuflüsse erhalten. Und was er weiter unten noch empfängt, ist so gut wie nichts, wenn man den Bug nicht etwa noch als einen Nebenfluß von ihm ansehen will. Die Schiffer taxirten seine Breite auf 1700 Ellen. Freilich hatte er jetzt gerade sein hohes Wasser. Doch ist die Differenz zwischen seinem hohen und niederen Stande hier, wo die hohen Ufer des Flusses sich sehr nahe treten, höchst unbedeutend. Der Dniepr hat sein großes Wasser sehr spät, Ende April und Anfangs Mai. Erst den 9. oder 10. Mai alten Stils (den 21. und 22. n. St.), sagten die Leute, nehme das Wasser merklich ab. Die Richtung seines Laufs von Norden nach Süden ist die Ursache des späten Anschwellens, indem Eis und Schnee der nördlichen Zuflüsse erst um diese Zeit aufthauen. Wenn er

unter denſelben Breitengraden von Süden nach Norden flöſſe, ſo müßte er das hohe Waſſer viel früher haben, weil die ſüdlichen, ſchon früh, Ende März und Anfangs April, gelöſten und erwärmten Gewäſſer ſich dann auf die Eismaſſen der nördlichen Mündung ſtürzen und ſie wegſchmelzen würden. Es erklärt ſich auf dieſe Weiſe, daß die Düna, die ihre Hauptzuflüſſe ungefähr aus derſelben Gegend empfängt, faſt zu derſelben Zeit Hochwaſſer hat, obgleich ihre Mündung um ſo vieles nördlicher liegt. Der Zufluß, welcher dem Dniepr ſeine Gewäſſer am allerſpäteſten zuſendet, iſt der Prypet. Dieſer Fluß, ſo wie alle ſeine Nebenflüſſe, iſt mit den ungeheueren volhyniſchen Waldungen umgeben, in denen der Schnee, vor den Sonnenſtrahlen geſchützt, ſehr lange liegen bleibt und erſt vor der Sonne des Mai's weicht. Die Leute ſagten, dieß ſeien die Prypet-Gewäſſer, von denen wir jetzt den Fluß ſo groß ſähen. Ebenſo war es der Prypet-Handel, der jetzt die ganze Gegend belebte Denn mit dem großen Waſſer kommen zugleich auch die Flöße und Barken des Fluſſes.

Derſelbe Umſtand, die Richtung von Norden nach Süden, der Urſache des ſpäten Anſchwellens iſt, führt auch die Wohlthat herbei, daß die Anſchwellung nicht ſo bedeutend iſt, als ſie bei einem Laufe von Süden nach Norden ſein würde. Denn da der Frühling nun zuerſt an die Mündung pocht und das Eis dort abgehen läßt, öffnet er gleichſam das Thor und giebt den nachfolgenden Eisſchollen freien Weg. Indem er immer weiter nordwärts hinaufſchreitet und die Eisdecke allmählig ſtückweiſe löſt, geht Alles der Ordnung gemäß ab, und alles Obereis und Obergewäſſer, das ſich in Bewegung ſetzt, findet unten ſchon freie Bahn und kann ſich nirgends ſtauen und ſtocken. Es iſt offenbar, daß dieß bei allen anders gerichteten Flüſſen anders ſein muß. Wenn ein Fluß von Weſten nach Oſten oder von Oſten nach Weſten fließt, ſo thaut bei ihm Alles auf ein Mal auf. Das Hochwaſſer wird alſo auf einen kleinen Zeitraum beſchränkt, und die Ueberſchwemmung muß bedeutend ſein. Fließt er gar von Süden nach Norden, ſo müſſen oft Störungen im Eisgange und gefährliche Stauungen des Waſſers eintreten, indem der Eisabgang nicht regelmäßig vor ſich gehen kann und die oberen ſchon gelöſten Eismaſſen oft vor der nördlichen Mündung noch einen Eisriegel finden. Dieß Letztere iſt mit der Düna der Fall.

Wir waren kaum vom Lande abgeſtoßen, ſo ſah ich einen Strudel im Waſſer und etwas Schwarzes darunter. Die Schiffer fuhren gerade darauf los, und ich fragte einen von ihnen: „Was iſt das?“ Er hatte aber nicht ſo viel Zeit, um zu antworten, ſo ſaßen wir zu allgemeiner Ueberraſchung auf der Spitze eines ſchwarzen Granitfelſens feſt. Das Boot legte ſich auf die Seite, und im ſelben Augenblicke gingen, von der Gewalt des Stoßes

decontenancirt, ein paar von unſeren Pferden über Bord. Die angebundenen Thiere riſſen das Boot ſo auf die Seite, daß ſchon kleine Wellen hereinſpülten, und hätten wir nicht ſchnell die Stricke gekappt, ſo wären wir auf der Stelle geſunken. Mit Kleinruſſen ſich auf's Waſſer zu begeben, iſt alle Mal ein großes Riſiko. Als Jämſchtſchiks auf dem Lande paſſirt ihnen dergleichen nicht ſo oft. Die Pferde ſchwammen in's Weite hinaus, erreichten endlich Grund und blieben mitten im Fluſſe auf einer Sandbank ſtehen. Der Aufruhr war groß, und die Anſtrengungen, welche die Schiffsleute machten, um vom Felſen *loszukommen*, ſehr ungeſchickt. Wir glaubten noch alle Augenblicke zu kippen. Am Ufer ſtand eine Menge von Zuſchauern, ohne uns zu Hülfe zu kommen. Ich ſchrie ihnen, ſo laut ich konnte, zu: „Daitje loschku!“ (Gebt einen Löffel her!) Ich wollte rufen: „lotku“ (ein Boot). Dieß erregte nun allgemeine Heiterkeit, daß ich begehrte, die Leute ſollten uns mit einem Löffel aus der Suppe retten. — Und obgleich es in der That um's Haar die letzte Belehrung hätte ſein können, die ich hienieden über die ruſſiſche Sprache empfangen, ſo mußte ich doch herzlich mitlachen. Nachher mußten wir noch einen einſtündigen Fiſchfang nach den entlaufenen Pferden anſtellen, und rannten uns dabei auch noch ein paar Mal feſt.

Auf der anderen Seite des Fluſſes ſind in der Nähe des Ufers eben ſolche Granitfelſen und Strudel. Auch zeigen ſie ſich zu beiden Seiten des Ufers aus der Erde hervorragend und laſſen ſich eine weite Strecke landeinwärts verfolgen. Es iſt ein großes Felſenriff, das der Fluß hier durchbrochen und bis auf die wenigen bei einiger Geſchicklichkeit für die Schifffahrt nicht gefährlichen Brocken beſeitigt hat. Aehnliche Felſenriffe, die wahrſcheinlich weiter nichts als Stufen einer unter dem ganzen Steppenplateau ſich hinziehenden Granitſchicht ſind, bilden unterhalb Jekatherinoslaw jene berühmten Waſſerfälle (Porogi).

Auch im Fluſſe ſelbſt hatten wir noch genug zu thun, denn der Dniepr fließt ſehr raſch, wie alle die großen Steppenflüſſe, Bug, Dnieſtr, Pruth, von denen übrigens der Bug ſchneller iſt als der Dniepr, der Dnieſtr ſchneller als der Bug, und der Pruth der ſchnellſte von allen. Die große Rapidität dieſer Flüſſe iſt ſehr ſonderbar, da die Steppen im Ganzen ſehr ſchwach geneigte Plateau's ſind, und da noch dazu die Flüſſe durchaus nicht beſonders geradeaus, ſondern in unzähligen vielen kleinen Windungen und Krümmungen fließen, zumal der Dnieſtr und Pruth. Dieſe großen Flüſſe ſtehen in dieſer Hinſicht in einem merkwürdigen Contraſte mit ihren kleinen Nebenflüſſen, die ſie aus den Steppen zur Seite empfangen und die äußerſt langſam fließen, ja den größten Theil des Jahres ſtagniren.

Wir hätten gern das Vergnügen der Flußfahrt noch etwas in die Länge

gezogen. Denn in der That gewährt eine solche dem Geiste eine ganz eigene Freude, die durchaus anderer Art ist als die Freude über das, was die Fahrten auf Binnenseen und Meeren bieten. Dieß beständige Treiben und geschäftige Forteilen der Gewässer, die unaufhaltsam hinter einander herwälzen, alle auf derselben Bahn, als verfolgten sie einen gemeinsamen Zweck — dieser mächtige Strom, eine so große Wirkung so vieler kleiner, zusammentröpfelnder Ursachen — die weiten Wege in das Innere vieler Landschaften, in welchen die Phantasie am Faden des Flusses hinauf- und hinabsteigt, nach oben zu den kleinen Quellen in den Wäldern und Bergen, nach unten zu dem unermeßlichen Ocean — dieß Alles erweckt das Behagen, das der Geist auf großen Flüssen empfindet.

Krementschug gegenüber auf der anderen Seite des Dniepr's liegt ein kleiner Ort, Kriukoff, welcher der Stadt als Ueberfahrts-Hafen und Magazin-Platz dient. Die meisten Boote landen hier, und die Hauptmagazine befinden sich ebenfalls hier. Die Boote des Dniepr's heißen „Baidak" und sind eine höchst sonderbare Art von Schiffen. Besonders fallen sie auf durch ihre riesengroßen Steuerruder. Ich erinnere mich aus meiner Jugend, daß ich damals immer nicht recht begreifen konnte, wie man mit einem so kleinen Steuerruder, wie unsere Schiffer haben, ein so großes Ding, wie ein Schiff ist, lenken könnte, und hielt es für einen bedeutenden Fehler der Schiffsbaukunst, daß sie den Steuerrudern eine so unansehnliche Größe gäbe. Die Bootsleute des Dniepr's schienen wie die Kinder gedacht zu haben. Denn sie haben ein riesenmäßiges Ruder auf ihren Schiffen angebracht, das ungefähr zwei Mal so lang ist als ihr Mastbaum. Vorn ragt es bis in die Mitte des Schiffes, wo auch der Steuermann steht, und hinten reicht es noch fast eine Schiffslänge weit in's Wasser hinaus. Als ich sie fragte, warum das so sei, antworteten sie blos mit der gewöhnlichen Antwort der Kleinrussen, die sich eben so ungern wie die Türken auf Explicationen einlassen: „Tak trebe." (So gehört sich's).

Keine Waare befindet sich in größeren Massen an diesem Dniepr-Punkte aufgestapelt, als das Salz. Denn es sind hier in Kriukoff die großen Salz-Magazine der Krone, aus denen ein großer Theil der Dniepr-Landschaft versorgt wird. Das Salz kommt theils aus den Seen der krim'schen Steppe, theils aus den Limans (salzigen Hafs) der pontischen Küste. Es wird dort, besonders in den beßarabischen Limans, in ungeheueren Massen herausgeschafft, und theils an Ort und Stelle an Käufer, die aus der Umgegend herbeieilen, verkauft, theils aber in großen Partieen in den Magazinen am Dniepr gesammelt. Man kann die westlichen Steppen Südrußlands und den größten Theil des Dniepr-Gebietes als den Verbreitungskreis dieses krim'schen und beßarabischen Salzes bezeichnen. An der Wolga sind ähn-

liche noch bedeutendere Salz-Stapelplätze, die ſich aus den großen Salzſeen der Kalmückenſteppe jenſeits der Wolga füllen und die Länder des Wolga-Gebietes verſorgen. Die nördlichen Provinzen der Oſtſee, das Düna-Gebiet u. ſ. w. bekommen größtentheils norwegiſches Salz, das in den baltiſchen Häfen landet, und das eigentliche Polen meiſtens Karpathen-Salz *). Rußland hat alſo überall die Quellen, aus denen es ſich mit Salz verſieht, an ſeinen Gränzen. In dem ganzen großen weiten Inneren findet ſich weder Salzberg, noch Salzſee, noch Salzquelle **). Das Gebiet des krim'ſchen und ponti'ſchen Salzes ſtößt alſo gegen Oſten an das Wolga-Steppenſalz, gegen Norden an das norwegiſche und gegen Nordweſten und Weſten an das karpathiſche. Es lagerten jetzt in Kriukoff 400,000 Pud Salz, und im ganzen Jahre beträgt die Ausfuhr von hier 500,000 bis 600,000 Pud = 20,000,000 — 25,000,000 Pfund.

Merkwürdig ſind die weiten Wege, welche in dieſem großen, ſo ungleichmäßig verſorgten Lande oft ſehr unbedeutende Waaren gehen, wie z. B. das Theer. Dieſer Artikel kann im ganzen weiten waldloſen Süden nicht producirt werden, kommt daher in großen Maſſen aus den polniſchen Wäldern auf dem Dniepr herunter und vertheilt ſich dann, beſonders von Kremenſchug aus, wo dieſe Flüſſigkeit in großen Quantitäten zuſammenläuft, durch die Ukraine und durch alle ſüdruſſiſchen Steppen bis Odeſſa hin und wandert ſo, bald zu Schiffe, bald zu Wagen, mehr als 150 Meilen weit. Man iſt in den Steppen oft um dieſen Stoff verlegen. Man führt daher auch gewöhnlich blos Speck zum Schmieren der Räder bei ſich. Oft, wenn uns der Speck ausging, kauften wir einem Fuhrmann ſein Speckfrühſtück ab, das er im Begriff ſtand, zum Brode zu verzehren, und ſtopften es in die Radnaben. Die Hunde, die das wiſſen, machen ſich die Mode zu Nutze, und man hat ihrer auf allen Stationen immer eine Menge unter dem Wagen, die an den Achſen lecken.

Die neuruſſiſchen Steppen.

Nach Beſichtigung der Salzmagazine warfen wir noch einen Abſchiedsblick auf den ſchönen Dniepr und kutſchten dann in ein neues Land hinein; denn das andere Ufer eines mächtigen Fluſſes iſt immer mehr oder weniger ein ſolches. Es trat uns gleich in dem Naturleben ſowohl, als in dem

*) Früher gehörten die großen Karpathen-Salzwerke Wielitzka, Bochnia u. ſ. w. dem Königreiche Polen ſelber, und noch jetzt iſt ſeit der Theilung Polens Oeſterreich verpflichtet, jährlich eine gewiſſe Quantität Salz an das ruſſiſche Polen abzugeben.

**) Die Salzwerke von Staraja Ruſa machen die einzige Ausnahme, wenn man dieſe Gegend noch mit zum Innern rechnet.

der Menſchen eine Menge neuer Dinge entgegen. Die Uebergänge aus der bebuſchten und zum Theil noch bewaldeten Steppe ſind, wie wir ſchon oben bemerkten, ſehr langſam. Doch ward es uns jenſeits des Dniepr's ſehr merklich, daß wir wieder eine neue Stufe der Schattirung erreicht hatten. Es wird hier in Neurußland — denn ſo nennen unſere Karten dieſes Land — Alles noch bedeutend einförmiger und öder. Nur hier und da entdeckt man noch am äußerſten Horizonte kleine Bäume, zuſammenſtehend in unbedeutenden Anſammlungen, die man kaum Wälder nennen kann. Dieß dauert noch fort bis ungefähr in die Gegend von Jeliſawethgrod, hinter welcher Stadt dann endlich erſt die ächte nackte Steppe ganz vollendet vor Augen liegt.

In der Thierwelt fiel uns gleich jenſeits des Dniepr's das kleine „Erdhäschen", das die Ruſſen „Ssuslik" nennen, auf. In der Ukraine hatten wir es nirgends geſehen, und hier lief und ſpielte es überall im Graſe, zu unſerer größten Unterhaltung. Ich hielt Anfangs dieſe beweglichen, aus dem Graſe auf- und niederduckenden Thierchen für Wachteln.

Bei den Menſchen fielen uns die Erdwohnungen auf, die ſogenannten „Semlanken", die wir auch jenſeits des Dniepr's nirgend geſehen hatten, in denen aber der größte Theil der Bevölkerung Neurußlands wohnt, wie wahrſcheinlich auch ſchon zu Herodot's Zeiten, der auch von „Chamäkoiten" der Steppen ſpricht.

Der Name Neurußland exiſtirt indeß blos in unſeren Geographien, denn in Rußland hört man nie von einem „Novaja Russija" ſprechen. Die Regierung und die Großruſſen nennen das Land „Chersonski Gubernie" (Cherſon'ſches Gouvernement). Die Einwohner ſelbſt aber benamen ihr Land gar nicht.

Der nächſte Ort, auf den wir in den Steppen trafen, war Alexandria am Inguleß, ein berühmter Name, aber nur ein kleines Städtchen an einem winzigen Fluſſe. Alles umher kahl, wüſte und troſtlos. Der Fluß Inguleß, wie alle Steppenflüſſe zweiten und dritten Ranges, iſt eine völlig nackte, ſchmuckloſe Nymphe, die in einem tiefen, alles Laubes entbehrenden Thale ſpärliche Wellen wälzt. Die Bevölkerung des Ortes iſt vollkommen neuruſſiſch, d. h. aus allen möglichen Völkern, Juden, Malo-Roſſianen, Großruſſen, Deutſchen, Moldauern, zuſammengeſtückt. Man hat zur Bevölkerung dieſer Landſchaften, nachdem ſie von den Tataren verlaſſen und für den Anbau gewonnen waren, eine Menge Nationen zu Hülfe gerufen. Man geſtattete den Juden hier den Aufenthalt, der ihnen im eigentlichen Rußland verboten. Man rief deutſche, ungariſche und bulgariſche Koloniſten herbei, denen man große Ländereien abtrat. Man ſchenkte Güter an ruſſi-

ſche und polniſche Edelleute mit der Bedingung, ſie in einem gewiſſen Zeitraume zu cultiviren und zu bevölkern. Man verſetzte Juden, Zigeuner und Tataren, alle dem Ackerbau gleich abgeneigt, mit Gewalt hierher und gründete mit ihnen ackerbauende Kolonieen. Ja, man errichtete ſogar an einigen Orten Freiſtätten oder Aſyle, wo ſich jeder aus Polen oder dem inneren Rußland entlaufene Leibeigene als freier Mann ungehindert anſiedeln konnte. So iſt denn die Bevölkerung Neurußlands ein künſtliches Miſchmaſch, das ſeines Gleichen ſucht.

Bei dem Allen aber zieht ſich doch als Hauptſtamm und Grundbevölkerung die maloroſſianiſche Nation hindurch. Dieſer intereſſante Völkerſtamm hat ſich in neuerer Zeit auf eine höchſt merkwürdige und, wie mir es ſcheint, noch wenig beachtete Weiſe von ſeinen alten Urſitzen in die benachbarten Landſchaften ausgedehnt. Jene ſeine Urſitze ſind insbeſondere die Gegenden um den mittleren Dniepr, im Kiew'ſchen, Poltaw'ſchen und Tſchernigow'ſchen, und von da an bis an die Karpathen, wo eine Abtheilung von ihm, die „Rusnaken", unter öſterreichiſcher Herrſchaft ſteht. In dieſen Ländern, ſo wie in der Ukraine, macht er die Grundbevölkerung nicht nur des flachen Landes, ſondern auch der Marktflecken und Städte. Von da aus hat er ſich nun aber auf der einen Seite nach Süden bis an's ſchwarze Meer durch Neurußland und auf der anderen Seite nach Oſten bis an die Wolga im Saratow'ſchen ackerbauend ausgebreitet, und macht gegenwärtig im ganzen Steppenſüden Rußlands bis an die Moldau, die Krim und den Kaukaſus die vornehmſte ackerbauende Population aus. — Dieſe merkwürdige friedliche Verbreitung und Ueberſiedelung iſt in gewiſſer Hinſicht ganz neu zu nennen. Denn wenn auch die ehemaligen Mitglieder der Koſackenſtaaten ſchon meiſtens von kleinruſſiſchem Stamme waren, ſo konnte doch erſt nach dem entſchiedenen Siege der ruſſiſchen Waffen über die Türken und Tataren der Kleinruſſe ſo voller Erbe des Tataren werden, wie er es jetzt iſt.

In Alexandria hält ein Jude ein Kaffeehaus, und ſeine reizende Tochter ſervirte uns den Kaffee. Wir machten ihr einige Komplimente über ihre ſchönen Augen und Zähne. Doch ſchien ſie ſich auf dieſe natürlichen Edelſteine und Perlen weit weniger einzubilden als auf die künſtlich verflochtenen der prächtigen und glitzenden Perlenhaube, die ſie auf dem Kopfe trug. Alle Jüdinnen in ganz Neu- und Kleinrußland bis nach Galizien hinein tragen nämlich eine gewiſſe ſteife, bauſchige und ſehr entſtellende Haube, die gewöhnlich auf ſchwarzem Sammtgrunde über und über mit einer Menge kleiner und großer Perlen beſetzt iſt und die ſie „Muschka" nennen. Dieſe Haube hat mit ſehr unbedeutenden Nuancen faſt durchweg ganz dieſelbe Form. Nur ſind bei den Reichen die Perlen größer, und hier und da

hängen sie auch noch eine Menge kleiner Perlen und Edelsteine, die wie die Ohrringe unserer Damen gefaßt sind, rund herum. Gewöhnlich tragen sie so ihr halbes Vermögen auf dem Kopfe. Denn meistens kosten diese Hauben 500—1000 Rubel, viele aber auch 5000—6000 und mehr. Sie tragen sie gleichmäßig Sonntag wie Alltag und stolziren in Küche und Keller mit ihrer Muschka herum. Sie setzen ihr Letztes daran, um eine solche Perlenhaube zu erhalten, und wenn sie auch sonst in Lumpen gehüllt sind, so haben sie doch ihren Kopf mit Perlen geschmückt. Um einer so weit und allgemein verbreiteten Mode das nöthige Material zu liefern, ist daher der Perlenhandel von Odessa, Taganrog und einigen anderen südrussischen Punkten nicht unbedeutend. Es mögen in dem geographischen Verbreitungsbezirke dieser Haube, den wir oben bezeichneten, auf's Mindeste 2,000,000 Juden wohnen. Nehmen wir unter diesen 2 Millionen auch nur 300,000 erwachsene Weiber als Minimum an, und unter diesen als Perlenhauben tragend nur die Hälfte, 150,000 (nur die ganz bettelarmen und die ganz vornehmen tragen keine Muschka), nehmen wir ferner den durchschnittlichen Werth der Perlen einer solchen Haube nur zu 500 Rubel — es sind dieß lauter kleinste Minima, die hinter der Größe der wahren Zahlen weit zurückbleiben, — so giebt dies einen Kapitalwerth von 76,000,000, die als Perlen auf den Köpfen der Jüdinnen dieser Gegenden getragen werden. Natürlich ist der jährliche Abgang an diesem Kapital wohl gering, da die Perlen von den Müttern auf die Töchter und Enkelinnen vererben. Allein geben wir ihnen auch die Dauer von einem Jahrhundert, so beträgt doch immer die jährlich nöthige Zubuße fast eine Million. Doch ist es wahrscheinlich, daß der Perlenhandel ein weit größeres Kapital beschäftigt. Die Perlen sind größtentheils orientalische, die theils über die Türkei und Odessa, theils über Armenien und Tiflis kommen. — Wir fragten unsere schöne Jüdin, ob sie nicht wegen eines so kostbaren Schatzes, wie ihre Perlenhaube sei, in beständiger Sorge schwebe, und wie sie sich denn vor den Dieben wahre. Sie sagte, sie trage ihre Haube den ganzen Tag auf dem Kopfe, und Nachts lege sie sie in eine Kiste, die unter ihrem Kopfkissen stände. Fast jede Nation hat irgend ein Toilettenstück, auf das sie große Stücke hält. So haben diese Steppen-Jüdinnen ihre Haube, an die sie wachend und träumend denken und um die sich ihr ganzes kurzes Leben dreht, wie die Erde um die Sonne.

Der Abend auf der Steppe zwischen Alexandria und Jelisawethpol war sehr schön, und diese selber nichts weniger als todt und langweilig. Freilich waren ihre schönsten Frühlings-Flitterwochen, die der Mitte Aprils, kurz nach der Schneeschmelze, schon vorüber, und alle die Crocus, Tulpen, Hyacinthen und andern Blumen, die um jene Zeit ihren Teppich weben, schon

verblüht. Allein ihr Rasen war sehr anmuthig grün und frisch, und besonders auffallend war uns das lebendige Thierleben, das sie uns darbot. Die kleinen allerliebsten, gefleckten Erdhäschen sprangen überall im Grase umher und amüsirten im Vorüberfahren durch ihre manchfaltigen Positionen, die sie uns darstellten. Vögel waren überall. Bald zog eine Partie Trappen niedrig über die Steppe hin. Bald schwebten Adler und Geier hoch in den Lüften vorüber. Hier stelzten die Demoiselles de Numidie ihre geselligen Tänze, — überall girrten Tauben, sowohl die großen wilden Tauben, als die kleinen Turteltauben, — und eben so zahlreich schweiften die Habichte umher, die den Tauben und besonders den Erdhäschen nachstellten. Wer auf alle diese verschiedenen Gefieder und Flugarten, so wie die verschiedenen Scenen, die dieß Leben herbeiführte, Acht gab, konnte wahrlich nicht über Langweiligkeit in den Steppen klagen.

Außer mit diesen vielen eleganten Vögeln trafen wir auch noch in der Militär-Colonie Petrikowa mit einem eleganten Stutzer aus Odessa zusammen, der uns allerlei Stadtneuigkeiten und Anekdoten vom Boulevard von Odessa, dem Spaziergange der beau monde dieser Stadt, auftischte, dafür aber auch während des Erzählens den ganzen Rest unserer Poltawer Fleischpasteten abtischte, mit denen wir bisher immer so sparsam hausgehalten. — Er aß über ein halb Dutzend auf ein Mal, und Kunlaje und ich hatten zu jedem Gläschen Wein eine mit einander getheilt. Wahrhaftig eine Odessaer Klatscherei in Mitten der Steppen klingt nur lächerlich, aber armen Reisenden in der Steppe 6 Fleischpasteten aufzuessen, ist unbarmherziger, als wenn man ihnen in Odessa 6 Ochsenbraten verzehrte.

Der russische Steppensüden ist das große Magazin für die russische Kavalerie. Nicht nur bezieht dieselbe ihre meisten Pferde von hier, sondern auch die besten Kavalleristen. Die meisten Husaren, Lanciers und Kürassiere der Garde sind Malo-Rossianen, eben so aus diesen Steppen die Kosacken, und endlich sind auch hier in den Steppen die großen militärischen Kolonieen für Reiterei, welche die Russen „posselenije“ (Ansiedelungen) nennen. Eine Hauptabtheilung dieser Kolonieen liegt in der Ukraine mit dem Hauptorte Tschugujew, die zweite in Neurußland mit dem Hauptorte Woßnesensk. Die Anzahl aller hier angesiedelten Kavalleristen beträgt 60,000 Mann. Im Norden, im Novgorod'schen und Petersburg'schen Gouvernement, liegen die Infanterie-Kolonieen. Die Dörfer dieser Kolonisten sind alle sehr regelmäßig nach demselben Plane gebaut und sehr ordentlich unterhalten, die Gassen überall mit sorgfältig geschützten Bäumen bepflanzt, die Häuser der Soldaten wie der Offiziere einfach, das Nothdürftige enthaltend und durchweg reinlich, die der Generale und Oberoffiziere in ihrer ländlichen äußeren Er-

hängen sie auch noch eine Menge kleiner Perlen und Edelsteine, die wie die Ohrringe unserer Damen gefaßt sind, rund herum. Gewöhnlich tragen sie so ihr halbes Vermögen auf dem Kopfe. Denn meistens kosten diese Hauben 500—1000 Rubel, viele aber auch 5000—6000 und mehr. Sie tragen sie gleichmäßig Sonntag wie Alltag und stolziren in Küche und Keller mit ihrer Muschka herum. Sie setzen ihr Letztes daran, um eine solche Perlenhaube zu erhalten, und wenn sie auch sonst in Lumpen gehüllt sind, so haben sie doch ihren Kopf mit Perlen geschmückt. Um einer so weit und allgemein verbreiteten Mode das nöthige Material zu liefern, ist daher der Perlenhandel von Odessa, Taganrog und einigen anderen südrussischen Punkten nicht unbedeutend. Es mögen in dem geographischen Verbreitungsbezirke dieser Haube, den wir oben bezeichneten, auf's Mindeste 2,000,000 Juden wohnen. Nehmen wir unter diesen 2 Millionen auch nur 300,000 erwachsene Weiber als Minimum an, und unter diesen als Perlenhauben tragend nur die Hälfte, 150,000 (nur die ganz bettelarmen und die ganz vornehmen tragen keine Muschka), nehmen wir ferner den durchschnittlichen Werth der Perlen einer solchen Haube nur zu 500 Rubel — es sind dieß lauter kleinste Minima, die hinter der Größe der wahren Zahlen weit zurückbleiben, — so giebt dies einen Kapitalwerth von 76,000,000, die als Perlen auf den Köpfen der Jüdinnen dieser Gegenden getragen werden. Natürlich ist der jährliche Abgang an diesem Kapital wohl gering, da die Perlen von den Müttern auf die Töchter und Enkelinnen vererben. Allein geben wir ihnen auch die Dauer von einem Jahrhundert, so beträgt doch immer die jährlich nöthige Zubuße fast eine Million. Doch ist es wahrscheinlich, daß der Perlenhandel ein weit größeres Kapital beschäftigt. Die Perlen sind größtentheils orientalische, die theils über die Türkei und Odessa, theils über Armenien und Tiflis kommen. — Wir fragten unsere schöne Jüdin, ob sie nicht wegen eines so kostbaren Schatzes, wie ihre Perlenhaube sei, in beständiger Sorge schwebe, und wie sie sich denn vor den Dieben wahre. Sie sagte, sie trage ihre Haube den ganzen Tag auf dem Kopfe, und Nachts lege sie sie in eine Kiste, die unter ihrem Kopfkissen stände. Fast jede Nation hat irgend ein Toilettenstück, auf das sie große Stücke hält. So haben diese Steppen-Jüdinnen ihre Haube, an die sie wachend und träumend denken und um die sich ihr ganzes kurzes Leben dreht, wie die Erde um die Sonne.

Der Abend auf der Steppe zwischen Alexandria und Jelisawethpol war sehr schön, und diese selber nichts weniger als todt und langweilig. Freilich waren ihre schönsten Frühlings-Flitterwochen, die der Mitte Aprils, kurz nach der Schneeschmelze, schon vorüber, und alle die Crocus, Tulpen, Hyacinthen und andern Blumen, die um jene Zeit ihren Teppich weben, schon

verblüht. Allein ihr Rasen war sehr anmuthig grün und frisch, und besonders auffallend war uns das lebendige Thierleben, das sie uns darbot. Die kleinen allerliebsten, gefleckten Erdhäschen sprangen überall im Grase umher und amüsirten im Vorüberfahren durch ihre manchfaltigen Positionen, die sie uns darstellten. Vögel waren überall. Bald zog eine Partie Trappen niedrig über die Steppe hin. Bald schwebten Adler und Geier hoch in den Lüften vorüber. Hier stelzten die Demoiselles de Numidie ihre geselligen Tänze, — überall girrten Tauben, sowohl die großen wilden Tauben, als die kleinen Turteltauben, — und eben so zahlreich schweiften die Habichte umher, die den Tauben und besonders den Erdhäschen nachstellten. Wer auf alle diese verschiedenen Gefieder und Flugarten, so wie die verschiedenen Scenen, die dieß Leben herbeiführte, Acht gab, konnte wahrlich nicht über Langweiligkeit in den Steppen klagen.

Außer mit diesen vielen eleganten Vögeln trafen wir auch noch in der Militär-Colonie Petrikowa mit einem eleganten Stutzer aus Odessa zusammen, der uns allerlei Stadtneuigkeiten und Anekdoten vom Boulevard von Odessa, dem Spaziergange der beau monde dieser Stadt, auftischte, dafür aber auch während des Erzählens den ganzen Rest unserer Poltawer Fleischpasteten abtischte, mit denen wir bisher immer so sparsam hausgehalten. — Er aß über ein halb Dutzend auf ein Mal, und Kun-laje und ich hatten zu jedem Gläschen Wein eine mit einander getheilt. Wahrhaftig eine Odessaer Klatscherei in Mitten der Steppen klingt nur lächerlich, aber armen Reisenden in der Steppe 6 Fleischpasteten aufzueſſen, ist unbarmherziger, als wenn man ihnen in Odessa 6 Ochsenbraten verzehrte.

Der russische Steppensüden ist das große Magazin für die russische Kavalerie. Nicht nur bezieht dieselbe ihre meisten Pferde von hier, sondern auch die beßten Kavaleristen. Die meisten Husaren, Lanciers und Kürassiere der Garde sind Malo-Rossianen, eben so aus diesen Steppen die Kosacken, und endlich sind auch hier in den Steppen die großen militärischen Kolonieen für Reiterei, welche die Russen „posselenije“ (Ansiedelungen) nennen. Eine Hauptabtheilung dieser Kolonieen liegt in der Ukraine mit dem Hauptorte Tschugujew, die zweite in Neurußland mit dem Hauptorte Woßnesensk. Die Anzahl aller hier angesiedelten Kavaleristen beträgt 60,000 Mann. Im Norden, im Novgorod'schen und Petersburg'schen Gouvernement, liegen die Infanterie-Kolonieen. Die Dörfer dieser Kolonisten sind alle sehr regelmäßig nach demselben Plane gebaut und sehr ordentlich unterhalten, die Gassen überall mit sorgfältig geschützten Bäumen bepflanzt, die Häuser der Soldaten wie der Offiziere einfach, das Nothdürftige enthaltend und durchweg reinlich, die der Generale und Oberoffiziere in ihrer ländlichen äußeren Er-

scheinung zuweilen in komischem Contrast mit den brillanten Titeln und Orden ihrer Inwohner. Doch wissen gebildete Offiziere, die hier zuweilen eine Zeit lang zu dienen genöthigt sind, viel von den Entbehrungen und Unbequemlichkeiten zu erzählen, denen sie in diesen Steppen-Kolonieen sich unterziehen müssen, und die jungen Leute sehen von hier aus alle sehnsüchtig nach den Tanzsälen Moskau's und Petersburg's, was sich denn leicht begreifen läßt. Einen eigenen Anblick gewährt es, die Soldaten in voller Montirung, den Säbel an der Seite, mitten im Steppengrase als Pferdehirten anzutreffen und sie ebenso hinter dem Pfluge schwitzen zu sehen. Diese Söhne des wilden Mars im Dienste der sanften Ceres! —

Der Ort Petrikowa befindet sich unter diesem Namen noch auf unseren Karten, auch wird er meistens noch von den Leuten so genannt, obgleich er seit der polnischen Revolution officiell umgetauft wurde und den Namen „Novaja Praga" (Neu-Praga) bekam, weil das hier angesiedelte Kürassier-Regiment Prinz Albert sich bei Praga durch besonderen Muth hervorthat.

Wir fanden auf dem Posthofe von Petrikowa eine numidische Jungfrau, die zwischen den Hühnern des Hofes frei umherstolzirte. Man findet diesen eleganten Vogel häufig auf den Hühnerhöfen der Steppen, denn er gewöhnt sich leicht an die Umgebung der Menschen. Die Leute sagten uns, der Vogel sei lecker, und sie fütterten ihn immer mit dem feinsten Weizen, ein Zeichen der Bildsamkeit und edleren Natur dieses Thieres. Denn von Thieren wie von Menschen kann man wohl die Regel allgemein gelten lassen, daß Feinheit des Geschmacks auf eine gewisse Feinheit des Geistes schließen läßt. Die Leute erzählten uns auch, daß der Vogel fast immer ziemlich ruhig und gesetzt wäre, nur nicht, wenn seines Gleichen über das Haus hinzögen. Diese schreie er alle Mal an, auch antworteten seine Brüder ihm, kämen zuweilen heruntergeflogen und umflatterten ihn eine Zeit lang, zögen aber wieder davon, nachdem der Gefangene ihnen erklärt, daß er sich nicht im Stande befände, mit ihnen zu wandern.

Die Stadt Jelisawethgrod, die wir am Abend erreichten, ist die bedeutendste in den Steppen weit und breit. Sie hat über 12,000 Einwohner. Es ist eigentlich schwer auszumachen, was ihr ein so großes Uebergewicht über die anderen Orte gegeben hat, denn sie liegt gerade eben so mitten im flachen Rasen, wie alle die übrigen, und es läßt sich durchaus gar kein Verhältniß entdecken, welches an diesem Punkte eine Stadtanlage begünstigen konnte. Weder ein Fels, der als Anhalt hätte dienen können, noch ein Fluß, noch ein Meer, noch ein Gebirge, noch sonst irgend etwas, das durch seine Configuration Verkehr und Ansiedelung an diesem Punkte hätte zusammenführen müssen. Es scheint die Stadt eine reine Schöpfung des

Zufalls und der Willkür zu sein. Der Ingul, der an ihr vorüberschleicht, ist der traurigste und ödeste Steppenfluß, den man sich denken kann, und es findet auf ihm durchaus keinerlei Art von Verschiffung, nicht einmal Holzflößung statt. Auch ist die Stadt nicht Gouvernements-Stadt. Nur eine Kreisbehörde und eine Distrikts-Obrigkeit der Militär-Kolonieen residiren in ihr, beides keine so erheblichen und nahrhaften Dinge, daß sie eine so große Stadt bedingen sollten. Schon in der Nähe dieser Stadt befinden sich mehre deutsche Kolonieen. Die neurussischen Schwaben nennen sie schlechtweg „Elisabeth" oder auch „Lisabethl", was denn freilich kein Russe auf „Jelisawethgrod" zu deuten vermag. Die deutschen Kolonieen befinden sich durchweg wohl in der Steppe und begrasen sich hier zusehends. Aus ihnen kommt auch immer eine Menge junger überflüssiger Leute hervor, die als Handwerker, Wirthe u. s. w. in den benachbarten Städten ihr Glück machen. So in Odessa, Nikolajew, Cherson, Kischenew u. s. w. und so auch in Lisabethl, wo wir bei einem „Njemetzkoi Traktir" (deutschen Wirthe), einem gebornen Schwarzwäldler, ein ganz vortreffliches Abendessen, eine deutsche Conversation, eine hübsche blühende schwäbische Tochter und ein gutes Nachtquartier fanden.

Kun-laje erzählte mir viel von Peking, von der Artigkeit und Humanität der jungen Mandarinensöhne am Hofe des himmlischen Reichs, von der Gelehrsamkeit der Chinesen und ihren mancherlei Geschicklichkeiten und Talenten, und ich schrieb mir das Alles in's Tagebuch meines Gedächtnisses, um mir gelegentlich die Notizen zu Nutze zu machen.

Den anderen Morgen früh, als nur noch wenige Lichter in den Häusern Jelisawethgrod's flammten, war unser Dreigespann schon wieder auf der Steppe. Hinter Jelisawethgrod erblickten wir zum ersten Male den mürben Kalkstein, der hier überall den oberen Lehm- und Humusschichten der Steppe untergeschichtet ist, der in allen Regenschluchten und Balken (Flußthälern) zu Tage steht und der von Jelisawethgrod an bis an die Gestade des Pontus das hauptsächlichste Baumaterial ausmacht, da das Holz überall bei den Bauten gespart werden muß. Es ist dieser Stein ein sehr loses und lockeres Conglomerat von lauter kleinen Kalkmuscheln, die vermöge eines sehr schwachen Cements an einander geklebt sind. Der Stein bricht und bröckelt sehr leicht und wird mit der Säge und dem Beile wie Holz bearbeitet. Man formt ihn in Parallelepipeden von etwa 2½ Fuß Länge und einem Fuß Breite und Höhe, und aus solchen Quadern sind fast durchweg die Städte Odessa, Nikolajew und andere gebaut, so wie auch die Dörfer der deutschen Kolonisten und aller Derer, die nicht, wie die Kleinrussen, Moldauer und Bulgaren, in Semlanken (Erdhäusern) wohnen wollen. Auch die Zäune und Thorwege

aller Anſiedelungen in den Steppen, ſo wie leider auch ſogar die Brücken, ſind aus dieſem Steine gebaut. In gewiſſer Hinſicht iſt derſelbe auch das bequemſte Baumaterial der Welt, denn, da er ſich geſtalten läßt wie trockener Thon, ſo iſt nichts leichter, als ein prachtvolles Haus mit Säulen, Architraven und allen nöthigen Bauverzierungen mittels dieſer Quadern emporſteigen zu laſſen. Und in der That ſieht ein ſolches Haus, ſo lange es noch neu iſt, ſehr ſtattlich und magnifik aus. Leider dauert es nur nicht lange. Denn bei aller Billigkeit und Bequemlichkeit iſt der Stein zugleich das allererbärmlichſte und zerſtörlichſte Baumaterial von der Welt. Er iſt ſo weich, daß man einen Nägel hineinſchlagen, ja mit dem Stocke ein Loch hineinbohren kann, und dabei ſo porös, daß ſelbſt 3 bis 4 Fuß dicke Wände den Wind durchlaſſen und die Feuchtigkeit wie ein Schwamm einſaugen. Die Reichen in Odeſſa, die nicht aus Ziegelſteinen, welche koſtbarer ſind, ſondern aus dieſem Kalkſteine ihr Haus bauten, ſehen ſich daher genöthigt, um vor Kälte und Feuchtigkeit geſchützt zu ſein, die inneren Wände ihrer Stuben noch mit Gyps überziehen zu laſſen. Bei der ſo ſchnellen Verwitterung, die den Steinen eigen iſt, fällt daher auch alles mit ihnen Aufgeführte gar ſchnell wieder über den Haufen. Daher ſieht man denn auch alle Dörfer und Städte der Steppen mit neuen Ruinen erfüllt. Die meiſten Häuſer ſind halb verfallen, die Zäune poltern übereinander, und alle Brücken befinden ſich in einem ſolchen Zuſtande, daß man lieber neben ihnen her durch's Waſſer fährt, als über ſie hin. An manchen Orten ſieht man drei ſolcher Brückenruinen neben einander liegen. Die Städte Nikolajew, Sewaſtopol und eben ſo die Vorſtädte von Odeſſa ſind mit eben ſolchen widerlichen neuen Ruinen angefüllt, und auf den Kirchhöfen haben ſchon jetzt die Monumente, die man vor 10 Jahren zum ewigen Andenken errichtete, ein Anſehen, als wenn Jahrhunderte über ſie weggeſtürmt wären. Wenn die alten Griechen, wie es wahrſcheinlich iſt, aus dieſem abſcheulichen Steine ihre pontiſchen Steppenſtädte Odeſſus, Olbia, Cherſon u. ſ. w. gebaut haben, ſo läßt es ſich daraus leicht erklären, daß einige dieſer Städte ſo nichtsſagende und unbedeutende Trümmer hinterlaſſen haben, und andere von ihnen ſo ſpurlos verſchwunden ſind, daß man nicht einmal ihren Bauplatz mehr angeben kann. Für die Ruſſen iſt dieſer Stein aber natürlich ein recht gefundener Schatz, da ſie ſo gern ſchnell etwas fertig ſehen und ſich nicht darum kümmern, was nachher daraus wird.

Von Jeliſawethgrod bis Nikolajew giebt es nun keine Stadt mehr und auch ſonſt keine Anſiedelung, die einem Städtchen oder Marktflecken gliche, nur einſame Poſtſtationen und einzelne Dörfer. Auch die Fruchtbarkeit des Landes und der Ackerbau nehmen mehr und mehr ab, je mehr man von den

fruchtbaren kiew'schen, podolischen und ukrainischen Gegenden zum schwarzen Meere hinabsteigt. Der schwarze, ein bis zwei Ellen tiefe Humus ist freilich hier noch, wie dort, überall derselbe. Aber die so ungünstige Waldlosigkeit bringt Garten- und Ackerbau in immer ungünstigere Verhältnisse, und es wird Alles mehr und mehr ein bloßes Hirtenland. Freilich wirken vom Meere her dieser aus dem Innern zunehmenden Kulturlosigkeit die Städte Odessa, Nikolajew u. s. w. entgegen und suchen eine Bevölkerungsabnahme in umgekehrter Richtung zu begründen, indem sie natürlich allen ackerbauenden Ansiedlungen um so mehr Vortheil versprechen, je mehr sie sich zu ihnen heranlegen. Doch macht sich einstweilen noch dieses Streben nur ganz unmittelbar in der Nähe dieser Städte geltend, wo die Bevölkerung wieder etwas dichter liegt. Und im Ganzen und Großen genommen, ist es noch jetzt wahr, daß in diesen südlichen Theilen der Steppe die Viehwirthschaft das Hauptgewerbe ist, darnach freilich der Ackerbau, und dann erst die an tausend Fehlern leidende und kränkelnde Baum- und Gartenkultur. Das nördliche Beßarabien, Podolien und das südliche Kleinrußland sind die hauptsächlichsten Kornkammern für Odessa.

Das Land ist so einförmig, daß man allerdings hier ein Recht haben könnte, sich zu langweilen, besonders ein Wanderer, wie mein Reisegefährte Kun-laje, der schon bis zum Ueberdruß alle Steppen Asiens und Europa's durchfahren war. Was aber mich betrifft, so langweilte ich mich nicht einen Augenblick. Die bloße Gewißheit, mich in der ächten Steppe, diesem so merkwürdigen Schauplatze so vieler noch unerforschter Völkerbewegungen, zu befinden, reichte hin, mich immer in einer angenehmen Stimmung zu erhalten. Diese weiten unermeßlichen Grasfelder, wo auf vielen hundert Meilen ununterbrochen Halm an Halm steht, und wo ein Wiederkäuer, wenn er als Kalb bei den Karpathen zu weiden anfinge, auf dem andern Ende der Weide, an dem Fuße der hohen chinesischen Mauern, erst als ausgewachsener Ochse ankommen würde, beschäftigten meine Phantasie; nicht weniger das Leben der großen Heerden, der Rinder, der wilden Pferde, der fettschwänzigen Schafe, die auf allen Grasrücken klebten. Und nahm man nun gar noch die Vergangenheit zu Hülfe, die Hunnen, die Kumanen, die Uzen, Chazaren und Petschenegen, den flüchtigen Perserkönig Darius, den geistreichen Attila, den wilden Batu-Chan, den melancholischen Krim-Gerei und alle die unzähligen Steppengeister, die hier einst ihr Wesen trieben, so hatte der Geist Unterhaltung die Fülle. Selbst die Idee der Größe und scheinbaren Endlosigkeit der Steppen gewährte uns mehr Vergnügen, als daß wir, wie Andere, daran Anstoß genommen hätten. Man rollt und rollt mit flüchtigen Pferden immer flink vorwärts und glaubt doch nicht von

der Stelle zu kommen. Man ist wie verzaubert. Immer vor und weiter, und doch bleibt rund umher Alles dasselbe und immer dasselbe. Es ist wie in dem Rade einer Tretmühle. Höchst amusant!

Auch die Luftspiegelungen und mancherlei optische Täuschungen tragen nicht wenig zum Amusement des Reisenden bei. Zuweilen sieht man einen Wanderer oder einen Ochsen in weiter Entfernung am Horizonte, wie eine große gespenstische Figur auf Stelzen oder in der Luft schwebend gehen. Sonderbar ist es, daß hier einzelne Gegenstände oft so groß erscheinen, da doch sonst in großen Ebenen große Gegenstände gewöhnlich zusammenschwinden, so z. B. der Löwe auf dem Schlachtfelde von Waterloo. Sehr häufig bemerkten wir einen großen dunkeln Gegenstand, wie ein Fuder Heu, am Horizonte, der seine Stellung wechselte, sich vergrößerte und verkleinerte, und von dem wir nie recht ausmachen konnten, was es eigentlich war. Die Darstellungen von Seen und großen Wassern durch die Luftspiegelung waren mitunter so täuschend, daß wir uns kaum überreden konnten, nicht eine Ueberschwemmung vor uns zu haben, besonders wenn Viehheerden in der Nähe waren. Denn die Beine der Kühe verschwanden ebenfalls, als wenn sie im Wasser wadeten. „Ettot tolko ot ssonze tak pokasiwajet“ („Das „zeigt sich von der Sonne nur so. Es ist kein wirkliches Wasser“), sagte unser Jámschtschik. Das Vieh, versicherte er, ließe sich nicht durch dieses Luftspiel täuschen und könne wirkliches Wasser von falschem unterscheiden, weil es jenes rieche. —

Auf allen Stationen, wo die Dörfer „panski“ waren, d. h. einem Herrn gehörige, sahen wir immer eine Menge von sehr großen, langen und schönen Windhunden (levriers), welche man hier zu Lande „Barsi“ nennt. Diese Barsi sind hier fast die einzigen zur Jagd benutzten Hunde. Doch ist das Jagen mit ihnen ein eigenthümlich wildes, da sie das Wild nicht aufzuspüren vermögen, entweder weil ihr Geruch von Natur nicht fein genug dazu ist, oder weil die Menschen ihn nicht ausgebildet haben. Sie können daher nur das Wild jagen, das sich ihren Blicken präsentirt. Ihre Augen sind aber auch desto schärfer und ihre Schnelligkeit desto größer, zu deren Entwickelung ihnen die Steppe Gelegenheit genug bietet. Sie sind also als eine der Natur des Landes höchst anpassende Art von Jagdhunden zu betrachten, während in unseren Wald- und Buschgegenden die Jagd mit ihnen völlig unmöglich wäre, wo man sich nicht so weit umschauen kann wie hier auf den Steppen, und auch das verfolgte Wild sich den Blicken leichter entzieht. Wenn diese Barsi das Wild erreicht haben, so beißen sie es todt und halten dabei Wache. Die Jäger sind dabei zu Pferde und folgen den Hunden. Denn diese wissen auch nur dann den Weg zu ihren Herren zu-

rückzufinden, wenn sie sie sehen. Sie verirren sich daher oft, und es muß die Jagd mit ihnen etwas langweilig sein. Uebrigens sind es fast durchweg wunderschöne Thiere, und sie laufen wie die Kinder des Aeolus. —

Natürlich haben aber die großen reichen Steppenherren auch noch viele anderer Jagdhunde, die sie aus anderen Ländern verschreiben. Die großartigsten Jagden auf Wölfe, Hasen, Füchse, Trappen, und was es noch sonst Jagdbares in der Steppe geben mag, stellt ein reicher Gutsbesitzer Skarzinsky an, dessen Name zwischen Krementschug und Odessa uns überall genannt wurde, und der zwischen Dniestr und Dniepr dieser Zeit der größte Steppenherr ist. Er wohnt in der Nähe von Woßnesensk auf einem Schlosse Trikrati. Von hier zieht er alle Jahre im October mit 20 bis 30 seiner eingeladenen Nachbarn und deren Jägergefolge zu einem großen Jagdzuge durch die Steppen aus. 25 Kameele — diese Thiere kommen schon hier und da in den südlichen Steppen auf einigen Gütern vor — werden mit Zelten, Küchengeräthschaften, Weintonnen, Victualien u. s. w. beladen; 200 bis 300 Bauern und Jäger, so wie eine angemessene Anzahl von Hunden für die verschiedenen Jagdgegenstände folgen nach, und eine Kapelle, aus 30 eigenen Leuten unter der Direction von ein paar Petersburger Musikern begleiten den Zug. Die Küche und Dienerschaft geht voraus und schlägt an einem zum Nachtlager bezeichneten Platze ein bequemes Zeltlager auf. Die Herren jagen den Tag über, und am Abend banquettiren sie, spielen Karten und trinken Champagner unter Musik und Gesang mitten in der Steppe trotz Attila und Batu-Chan. Auf diese Weise jagen, musiciren und nomadisiren sie so von Lager zu Lager durch die Steppe fort, bis in die Gegend von Jelisawethgrod zu einem Orte, der Beisbeirak heißt. Bei diesem Orte befindet sich eine große buschige, weder durch einen Fluß, noch durch eine Regenschlucht, noch durch sonst irgend etwas unterbrochene Fläche, auf welcher sich sehr viel Wild aufhält. Nach diesem Beisbeirak hin bewegen sich mehre solcher, wenn auch nicht gleich großer Jagdzüge aus verschiedenen Gegenden, die ihre Lager, Banquette, Musikbanden und Hunde mit der vorigen vereinen. Hier wird dann eine Woche lang fröhlich gelebt und gejagt, und das Ganze schließt sich mit einem allgemeinen großen Jägerfeste.

Manches Eigenthümliche haben die Wolfsjagden dieser Steppenländer. Es wird dazu ein Gebüsch, in dem man Wölfe vermuthet, mit Netzen umstellt. Vor diesen Netzen stellen sich die mit Flinten versehenen Jäger auf und hinter ihnen Bauern mit Spießen und hölzernen Gabeln, die unseren Heugabeln ähnlich sind. Die Treiber jagen nun die Wölfe dem Netze zu mit einem höchst eigenthümlichen Geschrei, das ich wohl nachmachen —

denn es vergißt sich dergleichen so leicht nicht — aber nicht nachschreiben könnte. Was von Wölfen die Jäger vorüberlassen, fängt sich in den Netzen, wo die Bauern ihnen Heugabeln über den Nacken werfen, sie damit an den Boden heften, und ihnen mit ihren Spießen das Garaus machen. Sie sollen zuweilen auch ohne Netz die Wölfe mit diesen Gabeln lebendig zu fangen verstehen. Was aber ein ächter Steppen-Kosak ist, der braucht weder Flinte, noch Gabel, sondern blos seine gut geflochtene Nagaika (Kantschu). Mit ihr verfolgt er den Wolf, und indem er ihm eine Zeit lang zur Seite reitet, säbelt er ihn mit dieser seiner Wunderwaffe nieder. —

Da wir auf allen Stationen so viel zu erfragen fanden, uns auch nicht sehr beeilten, so rückten wir auch nur langsam vor, obgleich die Wege vortrefflich waren, und kamen erst gegen Abend in dem Dörfchen Gromoklejanka an. Diese Steppenwege haben im April und Mai ihre schönste Periode, da dann der Boden fest und eben ist, und auch zuweilen noch der im Juni und Juli überall aufsteigende feine Staub durch einen kleinen Regen niedergeschlagen wird. Dieser Sommerstaub der Steppen ist so duftig und leicht, daß er sich selbst ohne alle Bewegung der Luft einige Zeit wie schwimmend auf ihr erhält, und man sieht alsdann auf allen Straßen bei windstillem Wetter beständig eine unwandelbare Staubwand stehen. Da er so fein ist, überall eindringt und dabei so schwarz wie Torf aussieht, so verwandelt er die Menschen in Mohren und macht das Reisen äußerst beschwerlich. Im Beginn des Frühlings bei der Schneeschmelze ist aber die Steppe fast völlig bahn- und wegelos. Denn da verwandelt sich die ganze fette Erde der Oberfläche in einen zähen, schlammigen Brei, durch den sich indeß die Ochsen noch leichter hindurch arbeiten als die Pferde.

Was die Kunst für die Wege gethan, ist sehr unbedeutend und beschränkt sich fast einzig und allein darauf, daß man ihnen gewisse Gränzen steckte, indem man für ihre Breite 36 Klaftern bestimmte und in dieser Entfernung kleine Gräben zog, die aber durchaus nur als Gränz-, nicht als Abzugsgräben betrachtet werden können. Außerdem hat man noch auf einigen großen Poststraßen, jedoch nicht durchweg, in gewissen Entfernungen kleine steinerne Pyramiden errichtet, um den Weg für den Winter, wo er bei dann so völlig verwischter Physiognomie der Steppe sonst gar nicht zu finden wäre, zu bezeichnen. Uebrigens waren die Wege hier seit den Zeiten des unglücklichen Feldzugs des Darius so, und werden auch wohl noch lange Zeit in diesem Zustande bleiben, da die Natur hier dem Menschen so durch ganz und gar nichts zur Hand geht. Denn es findet sich weit und breit kein brauchbares Material irgend einer Art, das zur Verbesserung der Wege angewandt werden könnte. Die Steine zum Straßenpflaster in Odessa ließ

man aus Malta und Italien kommen. Vielleicht wären Eisenbahnen die Bahnen, die sich dermaleinst hier noch am leichtesten herstellen ließen. — In den kleineren Städten dieser Länder ist das beliebteste und allgemein gebräuchliche Straßen-Verbesserungs-Material — der Mist, mit dem man alle Löcher und Unebenheiten ausfüllt. Und in der That ist auch die Bodenlosigkeit der Humussuppe mitunter so arg, daß ein Fußgänger sich immer freut, einen Misthaufen zu erreichen, auf dem doch wenigstens sein Leben gesichert ist. —

Die großen Heerstraßen der Steppe haben diese imposante Breite von 36 Klaftern hauptsächlich des vielen auf ihnen verkehrenden Viehs wegen, das theils nach dem Süden in die Ssalgans (Talgsiedereien) von Odessa, Cherson und Taganrog wandert, theils dem Norden zugetrieben wird, zu den Schlachtbänken von Moskau, Petersburg u. s. w. Dieß Vieh benutzt einen Theil der Wege zugleich als Weide. Außerdem kampirt auch noch sonst Mancherlei auf diesen Wegen selbst, so namentlich z. B. alle die Handels-Karawanen, die vom schwarzen Meere landeinwärts und zu seinen Häfen hinziehen und die kein anderes Obdach in der Steppe finden als das, welches der gütige Himmel über ihnen ausgespannt. —

Gegen Abend sahen wir an verschiedenen Punkten des Weges die Feuer der nach Odessa reisenden Wagen-Karawanen aufleuchten. Diese Züge heißen hier „Walki", wie in Großrußland „Obosi". Sie bestehen gewöhnlich aus 30 bis 40 mit Ochsen bespannten Wagen. Denn der Ochse ist im ganzen malo-rossianischen Süden das hauptsächliche, ja ausschließliche Zugthier, so wie in Großrußland das Pferd. Und alle Zufuhren nach den pontischen Handelsstädten werden mit Ochsen bewerkstelligt. Nur im Winter, wo auf dem Schnee der Ochse zum Transport weniger tüchtig ist, geschehen auch einige Versendungen von Odessa aus in's Innere — namentlich griechischer Weine, kleinasiatischer und krim'scher Früchte und einiger anderer levantischer Waaren — mit Pferden. Doch sind es dann meistens Großrussen, welche diese Transporte mit ihren „Oboßen" bewerkstelligen, und nicht kleinrussische Tschumaks (Fuhrleute) mit ihren „Walken."

Diese Walken bestehen, wie gesagt, gewöhnlich nur aus 30 bis 40 Wagen, die unter der Leitung eines Obertschumaks mit seinen Knechten geführt werden. Zuweilen finden sich aber mehre solcher Walken unterwegs zusammen, und man sieht dann nicht selten eine eine Werst lange Reihe von 300 bis 400 Wagen. Wir bemühten uns, das Leben und Bewegen dieser Leute und ihrer Karawanen näher kennen zu lernen, die zwischen dem Dniestr und der Wolga und von Kiew bis zum Pontus die Hauptelemente des Lebens auf den Steppenstraßen bilden. Wir hielten überall, wo wir ein Feuer

der Tschumaks erblickten, oder wo wir sie ihren Borscht (National-Suppe) verzehren sahen, an und ließen uns mit ihnen in Gespräche ein. —

Im Sommer und bei guten Wegen ist die Bewegung einer solchen Walke folgende: Um 2 oder 3 Uhr Morgens, wenn der Hahn kräht, rüsten die Tschumaks zur Abreise, fangen die Ochsen von der Nachtweide ein, spannen sie in's Joch und schlendern und schleifen mit „Zobbe!“ und „Zebä!“ ihres Weges. „Zobbe!“ heißt: „rechts“ und „Zebä!“ „links“, und fügt man noch „Hei!“ hinzu, welches „vorwärts“ bedeutet, so hat man das ganze Vocabularium der Worte vollständig, die ein Tschumak mit seinen Ochsen spricht. Sie fahren so, ohne in Schweiß zu gerathen, bis 8 oder 9 Uhr fort und halten dann auf einer Stelle an, wo sie Weide und Wasser finden, tränken ihr Vieh und lassen es in der Steppe am Wege laufen. Während Einige hiemit beschäftigt sind, machen die Anderen ein Feuer an. Sie sammeln dazu, wie die Karawanenführer in Afrika, etwas an der Sonne getrockneten Mist vom Wege, Heu und Stroh, oder zerhauen auch unterwegs zerbrochene Räder oder was sonst am Wagen brach und sorgsam für diesen Zweck mitgeführt wird. Das Feuer knistert bald so lustig unter dem Kessel, wie in den holzreichen Gegenden Polens, und der Hirsebrei oder Borscht, die beiden einzigen Gerichte, die ihr Morgen-, Mittag- und Abendbrod ausmachen, ist flink gewärmt. Dazu beißen ihre unverdorbenen Zähne die harten „Suchari“, die sie von Hause mit auf die Steppe nahmen Diese Suchari sind zerbröckeltes und dann noch ein Mal wieder gebackenes oder auch blos in der Sonne getrocknetes Grobbrod. Um 10 oder 11 Uhr geht es wieder „Hei!“ und „Zebä!“ bis Nachmittag, wo sie ihren Ochsen eine abermalige Rast gestatten. Der dritte und letzte Halt wird dann gegen Sonnenuntergang gemacht. Dann fahren sie ihre Wagen auf der breiten Straße in regelmäßige Quarrés auf, zu 8 bis 10 in der Länge und 5 bis 6 in der Breite. Sie stehen so weit auseinander, daß man bequem zwischen ihnen herumgehen und Alles an der Ladung oder dem Wagen bessern kann, was nöthig ist, und man sieht die Tschumaks dann beständig dazwischen umherwandeln, überall pickernd, hämmernd und flickend. Das gesellige Feuer lodert wieder wie am Morgen unter Hirse oder Borscht, und dazu krachen die trockenen Suchari. Darnach wird dann noch wohl ein melancholischer Nachtgesang angestimmt aus bb Moll, der dann endlich auch mit den Tschumaks auf dem Grase einschlummert, indem in der echolosen Steppe nur das unaufhörliche Unkengeschrei seinen nie schlummernden Nachhall bildet — bis dann endlich gegen Sonnenaufgang der frühe Hahn Alles wieder in Bewegung setzt, um das stets sich auf dieselbe Weise wiederholende Tagewerk von Neuem abzuleiern. —

Ich sage: der Hahn, und meine den Hahn der Walke. Denn keine kleinrussische Karawane ist ohne diese treffliche und pünktliche Weckuhr, diesen untrüglichen Wetterpropheten. Alle Mal auf dem vordersten Wagen, dem des Ober-Tschumaks, sitzt ein stattlicher schöner Hahn, der in gewisser Hinsicht der eigentliche Anführer und Lenker des Ganzen ist. Er schläft des Nachts bis 2 Uhr, auf seinem Wagen sitzend. Dann kräht er pünktlich 2 oder 3 Mal hintereinander, und der Obertschumak gähnt und ruft den Uebrigen sein „Wstanitje“ (Steht auf!) zu. Um 3 Uhr kräht er zum zweiten Male, und dann knarren schon alle 240 Räder der Walke, und am ganzen Tage begleitet er dann den Zug fortwährend lustig mit seiner Trompeten-Musik. Er ist der Liebling von allen Fuhrleuten der Walke, und jeder streichelt und füttert ihn. Die Tschumaks wissen aus der Art seines Krähens Allerlei in Bezug auf das Wetter zu prophezeien und nehmen darnach ihre Maßregeln. Er ist so an seine Walke und seinen Platz auf dem vordersten Wagen gewöhnt, daß er ihn nicht leicht verläßt. Nur zuweilen haben sie ihre Noth mit ihm, wenn er auf dieser oder jener Station hübsche Hühner entdeckt. Dann kann er es nicht lassen, im Vorüberfahren dem artigen Damenvolke sein Compliment zu machen, und bekommt auch wohl Streit mit den Herren ihres Harems. Bei schlechtem Wetter und Regen, den er nicht leiden kann, weil er seine hübsche Toilette verdirbt, kriecht er alle Mal unter das Wagendach des Tschumaks, wo er so geschützt ist wie sein Herr selbst. —

Auf die besagte Weise vollenden nun die Walken unter Leitung eines Hahns und eines Tschumaks, mit ihren 40 Wagen, und mit 1001 Zobbes und Zebás, indem jedesmal bei 3 oder 4 Wagen ein Mann angestellt ist, indem auf je 3 Männer ein kleines glattes, bei allen Brunnen wieder gefülltes Wasserfaß gerechnet wird, und indem die armen Kerle auf der ganzen Tour von Podolien oder Kiew bis Odessa, alle 15 zusammen genommen, oft kaum ein Quart Branntwein trinken, — eine in ihrem harten Lande doch oft so nöthige und heilsame Erquickung, — indem endlich jeder Wagen 5 bis 6 Tschetwert Getreide geladen hat, in Säcken zu 5 bis 6 Pud, — ich sage, so fahren sie täglich ihre 30 bis 35 Werst weit. Und auf diese Weise geht es dann 6 bis 9 Monate hindurch von Podolien nach Odessa, von Odessa nach Kiew, von Kiew nach Charkoff, von Charkoff nach Krementschug, und so im ganzen russischen Süden herum 5000 bis 7000 Werst hin und her, wohin sie nur immer Ladung bekommen können.

Eigenthümlich ist es, daß sie bei Regenwetter nicht weiter zu fahren wagen dürfen, weil dann bei'm Ziehen die Haut der Ochsen wund wird. Sie müssen den Regen ruhig abwarten, und es kann sich daher ereignen,

daß dadurch der ganze Verkehr mehre Tage unterbrochen wird. Die wohlhabenden und ordentlichen Tschumaks fahren blos von Ostern bis „Pakrowe“ (ein Fest zu Anfang Octobers). Später machen die oft im October schon heftig einfallenden „Wjugas“ (Schneestürme) lange Transporte riskant. Es ist daher im ganzen Süden Rußlands der Sommer die eigentliche Zeit der großen Zufuhren zu den Handelsstädten und die Periode des Hauptverkehrs in den Steppen, während im Norden des Reichs gerade das Umgekehrte stattfindet. Denn zu allen baltischen Häfen findet die bedeutendste Zufuhr im Winter auf der schönen Schlittenbahn statt, und der Sommer ist verkehrstodt.

„Wie gefällt Euch denn Euer Leben?“ fragte ich einen der Tschumaks in Gromoklejewka, unserer Abendthee-Station. „Ach es ist hart, hart! „Herr! So viele Jahre ich auch schon tschumakirt habe, ich werde es „nicht gewohnt. Gebe Gott mir nicht mehr.“ — Die, welche nur im Sommer fahren, kommen noch mit etwas Durst, Hitze, magerer Kost und damit weg, daß sie in dem schwarzen Steppenstaube das Aeußere von Negern gewinnen. Aber die ärmeren Tschumaks, welche auch die Winterzufälligkeiten riskiren müssen, haben ein noch bittereres Leben und Sterben, wovon ich mich schon vor meiner Reise in den Steppen einmal selbst überzeugte, als man aus einer Regenschlucht in der Ukraine bei der Schneeschmelze im Frühling eine ziemliche Portion zerbrochener Schlitten, längst verdorbener Ochsen und schon seit 5 Monaten verschollener Tschumaks ausgrub. Diese armen Leute müssen dann im Winter, obgleich am schwarzen Meere, auf der schutzlosen Steppe fast eben so Schlimmes leiden, wie Capitän Roß am Nordpole. Oft können sie Wochen lang nicht von der Stelle, wenn die Natur draußen in Aufruhr ist. Futtermangel ist überall, und sämmtliche Wiesen der Steppe verkommen im Schnee. Wenn im Sommer nur wenige Wasserbassins sind, die Wasser genug haben, so sind im Winter nur wenige, die es flüssig haben. Dabei giebt es im Winter viele Sorgen für die Gesundheit der Ochsen, für die der Tschumak selbst den Arzt machen muß. Dennoch aber sind sie dabei alle wie Horaz's Schiffer. So lange sie im Winter mit Eis und Sturm kämpfen, oder im Sommer mit Durst und Staub ringen, verwünschen sie ihr Handwerk und versprechen es abzuthun. Im Frühling aber spannen sie doch ihre Ochsen wieder an, und sie schleppen sich Jahr aus, Jahr ein mit ihren langhörnigen Fußschleifern herum. „So ist „es“, sagte mein Tschumak, „bis es denn endlich einmal in Krementschug „heißt: Wo ist denn der Tschumak Pawel Gawritschenko? Er ist ja schon „seit 2 Jahren nicht nach Hause gekommen? — wo denn ein Anderer antwortet: Ja, sie sagten mir in Odessa, er sei bei einer Wjuga auf der

„langen Steppe in eine Balke *) geſtürzt, und ſie hätten ihn im Frühlinge „in Sewerinowka **) begraben." —

Bei unſerem Thee in Gromoklejewka geſellte ſich als Geſpräch-Genoß ein jüdiſcher Schulmeiſter zu uns, der nach Jeliſawethpol reiſen wollte, und von da weiter nach Lithauen, welches ſein Geburtsland iſt. Er ſagte, er käme von Jeruſalem, woher er heilige Erde aus dem gelobten Lande mitbrächte, die er in Lithauen zu verkaufen gedächte. Er zeigte uns einige kleine verſiegelte Säcke und ſagte, er habe auch Zeugniſſe von Jeruſalem über die Aechtheit der Erde. Die Verbindung, in der die polniſchen Juden mit Jeruſalem ſtehen, iſt durchaus nicht ſo ſchwach, wie man denken ſollte, und es iſt nichts Seltenes, daß Bettler von dort nach Polen kommen, um das Mitleiden ihrer Brüder in dieſem zweiten gelobten Lande der Juden, wo ſie jetzt gemächlicher leben als in jenem alten, auf allerlei Weiſe in Anſpruch zu nehmen. Umgekehrt gehen ſehr häufig Iſraeliten, beſonders Alte, die den Tod nahe fühlen, über Odeſſa und Konſtantinopel nach Paläſtina, um hier zu ſterben. Die Zahl der jährlich Auswandernden beträgt über 100. Sie haben nämlich den Glauben, daß ſie am jüngſten Tage nur aus dem Boden von Paläſtina unmittelbar auferſtehen können, und daß Die, welche nun das Unglück haben, in einem entfernten Lande zu ſterben, ſich wie die Maulwürfe durch die ganze Erde hindurch arbeiten müſſen bis zum gelobten Lande, wo ſie dann erſt an's Tageslicht hervortauchen können. Wir fragten den Juden, wozu denn ſeine Erde gut ſei. Er antwortete: „Für „die Werme." — Er wollte ſagen: „für die Würmer." Wenn man dem Todten nämlich ein wenig von dieſer Erde unter den Kopf legt, ſo verweſ't er nicht und wird keine Speiſe der Würmer. Die polniſchen Juden ſind noch ein wenig ſtark altgläubig. Sie ſelber rühmen ſich, rechtgläubig zu ſein, und wollen daher auch unſere deutſchen Juden gar nicht ſo recht für voll gelten laſſen.

Da die Nacht ſchön, ruhig und heiter war, ſo zogen wir es vor, in unſerer kleinen flinken Britſchke weiter zu rollen, die aber mehr einer Stalaktitenhöhle als einem Wagen gleich ſah. Denn der zähe Schmuz aus dem Poltaw'ſchen hatte ſie ganz über und über inkruſtirt und hing in allerlei kleinen Zapfen, die jetzt getrocknet waren, an ihr herum. Wir ſchliefen ganz angenehm in unſerer Höhle und kamen dabei ein gut Stück weiter. Als ich gegen Morgen einmal aufwachte, fand ich Kunlaje vorgebeugt im Wagen ſitzend, die Piſtole mit geſpanntem Hahne in der Hand. Als

*) Die tief eingeſchnittenen Flußthäler der Steppe.

**) Ein großer Flecken im Thale des kleinen Kujalnik.

daß dadurch der ganze Verkehr mehre Tage unterbrochen wird. Die wohlhabenden und ordentlichen Tschumaks fahren blos von Ostern bis „Pakrowe“ (ein Fest zu Anfang Octobers). Später machen die oft im October schon heftig einfallenden „Wjugas“ (Schneestürme) lange Transporte riskant. Es ist daher im ganzen Süden Rußlands der Sommer die eigentliche Zeit der großen Zufuhren zu den Handelsstädten und die Periode des Hauptverkehrs in den Steppen, während im Norden des Reichs gerade das Umgekehrte stattfindet. Denn zu allen baltischen Häfen findet die bedeutendste Zufuhr im Winter auf der schönen Schlittenbahn statt, und der Sommer ist verkehrstodt.

„Wie gefällt Euch denn Euer Leben?“ fragte ich einen der Tschumaks in Gromoklejewka, unserer Abendthee-Station. „Ach es ist hart, hart! „Herr! So viele Jahre ich auch schon tschumakirt habe, ich werde es „nicht gewohnt. Gebe Gott mir nicht mehr.“ — Die, welche nur im Sommer fahren, kommen noch mit etwas Durst, Hitze, magerer Kost und damit weg, daß sie in dem schwarzen Steppenstaube das Aeußere von Negern gewinnen. Aber die ärmeren Tschumaks, welche auch die Winterzufälligkeiten riskiren müssen, haben ein noch bittereres Leben und Sterben, wovon ich mich schon vor meiner Reise in den Steppen einmal selbst überzeugte, als man aus einer Regenschlucht in der Ukraine bei der Schneeschmelze im Frühling eine ziemliche Portion zerbrochener Schlitten, längst verdorbener Ochsen und schon seit 5 Monaten verschollener Tschumaks ausgrub. Diese armen Leute müssen dann im Winter, obgleich am schwarzen Meere, auf der schutzlosen Steppe fast eben so Schlimmes leiden, wie Capitän Roß am Nordpole. Oft können sie Wochen lang nicht von der Stelle, wenn die Natur draußen in Aufruhr ist. Futtermangel ist überall, und sämmtliche Wiesen der Steppe verkommen im Schnee. Wenn im Sommer nur wenige Wasserbassins sind, die Wasser genug haben, so sind im Winter nur wenige, die es flüssig haben. Dabei giebt es im Winter viele Sorgen für die Gesundheit der Ochsen, für die der Tschumak selbst den Arzt machen muß. Dennoch aber sind sie dabei alle wie Horaz's Schiffer. So lange sie im Winter mit Eis und Sturm kämpfen, oder im Sommer mit Durst und Staub ringen, verwünschen sie ihr Handwerk und versprechen es abzuthun. Im Frühling aber spannen sie doch ihre Ochsen wieder an, und sie schleppen sich Jahr aus, Jahr ein mit ihren langhörnigen Fußschleifern herum. „So ist „es“, sagte mein Tschumak, „bis es denn endlich einmal in Krementschug „heißt: Wo ist denn der Tschumak Pawel Gawritschenko? Er ist ja schon „seit 2 Jahren nicht nach Hause gekommen? — wo denn ein Anderer antwortet: Ja, sie sagten mir in Odessa, er sei bei einer Wjuga auf der

„langen Steppe in eine Balke *) gestürzt, und sie hätten ihn im Frühlinge „in Sewerinowka **) begraben." —

Bei unserem Thee in Gromoklejewka gesellte sich als Gesprächs-Genoß ein jüdischer Schulmeister zu uns, der nach Jelisawethpol reisen wollte, und von da weiter nach Lithauen, welches sein Geburtsland ist. Er sagte, er käme von Jerusalem, woher er heilige Erde aus dem gelobten Lande mitbrächte, die er in Lithauen zu verkaufen gedächte. Er zeigte uns einige kleine versiegelte Säcke und sagte, er habe auch Zeugnisse von Jerusalem über die Aechtheit der Erde. Die Verbindung, in der die polnischen Juden mit Jerusalem stehen, ist durchaus nicht so schwach, wie man denken sollte, und es ist nichts Seltenes, daß Bettler von dort nach Polen kommen, um das Mitleiden ihrer Brüder in diesem zweiten gelobten Lande der Juden, wo sie jetzt gemächlicher leben als in jenem alten, auf allerlei Weise in Anspruch zu nehmen. Umgekehrt gehen sehr häufig Israeliten, besonders Alte, die den Tod nahe fühlen, über Odessa und Konstantinopel nach Palästina, um hier zu sterben. Die Zahl der jährlich Auswandernden beträgt über 100. Sie haben nämlich den Glauben, daß sie am jüngsten Tage nur aus dem Boden von Palästina unmittelbar auferstehen können, und daß Die, welche nun das Unglück haben, in einem entfernten Lande zu sterben, sich wie die Maulwürfe durch die ganze Erde hindurch arbeiten müssen bis zum gelobten Lande, wo sie dann erst an's Tageslicht hervortauchen können. Wir fragten den Juden, wozu denn seine Erde gut sei. Er antwortete: „Für „die Werme." — Er wollte sagen: „für die Würmer." Wenn man dem Todten nämlich ein wenig von dieser Erde unter den Kopf legt, so verwes't er nicht und wird keine Speise der Würmer. Die polnischen Juden sind noch ein wenig stark altgläubig. Sie selber rühmen sich, rechtgläubig zu sein, und wollen daher auch unsere deutschen Juden gar nicht so recht für voll gelten lassen.

Da die Nacht schön, ruhig und heiter war, so zogen wir es vor, in unserer kleinen flinken Britschke weiter zu rollen, die aber mehr einer Stalaktitenhöhle als einem Wagen gleich sah. Denn der zähe Schmuz aus dem Poltaw'schen hatte sie ganz über und über inkrustirt und hing in allerlei kleinen Zapfen, die jetzt getrocknet waren, an ihr herum. Wir schliefen ganz angenehm in unserer Höhle und kamen dabei ein gut Stück weiter. Als ich gegen Morgen einmal aufwachte, fand ich Kunlaje vorgebeugt im Wagen sitzend, die Pistole mit gespanntem Hahne in der Hand. Als

*) Die tief eingeschnittenen Flußthäler der Steppe.
**) Ein großer Flecken im Thale des kleinen Kujalnik.

ich ihn fragte, warum er die Waffe zur Hand genommen, sagte er, die Jämschtschiks um Nikolajew herum wären alle als Schelme bekannt, und er traue unserem jetzigen nicht. „Der Kerl hält alle Augenblicke an, „macht sich bei den Pferden etwas zu thun und blickt dabei immer sehr „verdächtig in die Steppe hinaus, als erwarte er von dorther etwas. Auch „habe ich ihm schon ein paar Mal zurufen müssen, nicht zu nahe an „den Graben zu fahren. Es ist ein sehr gewöhnliches Experiment dieser „Leute, wenn sie etwas im Sinne haben, die Reisenden umzuwerfen, um „ihren Helfershelfern Zeit zum Herbeikommen zu lassen." — Kunlaje war ganz in Zorn und paßte dem Postillon nun scharf auf, seine Pistole in der Hand. Auch ich nahm die meinige hervor. „Smotri gebitfoimatj!" Paß auf! Potz Blitz! „Ssukinsin beregissa." Du Hundesohn, nimm Dich in Acht. „Skoräje!" Rascher! „Shiwäje!" Lebendiger! — So commandirte er ihm beständig zu und wußte dann und wann sehr passend seinem Commando noch mit einigen kräftigen Püffen mehr Nachdruck zu geben. Wenn man den Russen stramm hält und ihn streng beaufsichtigt, so hält man ihn am Besten in den gehörigen Gränzen. Wenn man aber hinter seinem Rücken schläft, so kommt er auf allerlei böse Gedanken, und nirgend macht die Gelegenheit mehr Diebe, Räuber und Mörder als in Rußland. Der Kerl ertrug alle Schläge so, als hätte er sie verdient, fuhr nun den Rest der Station ganz rasch zu Ende und wurde zuletzt noch ganz lustig und vergnügt und ermunterte seine Pferde auf die gewöhnliche beredte Weise, da er vorher ganz stumm gewesen war. —

Auf der nächsten Station — wir hatten von da noch eine bis Nikolajew — fanden wir keine Pferde zu Hause, und wir mußten ziemlich lange warten, bis die darnach ausgesandten Leute mit einem wilden Trupp aus der Steppe heransprengten. Wir benutzten die Zwischenzeit zur Besichtigung der Ulanen-Kolonie „Adjamka", die in der Nähe lag. Die Ulanen selber wohnten wie Troglodyten in niedrigen, in den Boden eingegrabenen Erdhütten. Für ihre Pferde waren aber große, schöne Stallungen errichtet. Es war zu gleicher Zeit ein kaiserliches Gestüt damit verbunden, und man versicherte uns, es ständen dort englische Vollblut-Hengste, die hier am Platze 20,000 Rubel gekostet hätten. Es seien 16 Hengste verschiedener Racen vorhanden. *Sie* werden nicht, wie die anderen Pferde, in die Steppe *hinausgelassen*, und *wir* wurden nicht in das Gestüt *eingelassen*. Warum, erfuhren wir nicht. Ein Ochse kostet hier 100, 150—250 Rubel (ungefähr halb so viel als bei uns). Das Holz kostet die Cubik-Saschen 50—60 Rubel. Weiter oben in der Steppe wurden uns die Preise des Holzes zu 30 Rubel angegeben, und in Polen kauft man es

zu 10—20 Rubel, wogegen man in Odessa 70—80 und oft noch mehr dafür bezahlt. In diesem Verhältniß ungefähr steigern sich die Holzpreise von Norden nach Süden. Nach Odessa kommt Brennholz noch aus einer Entfernung von 30 Meilen und zwar zu Wagen. Die Ulanen hatten in ihrem Thale eine schöne frische Quelle sorgfältig mit Pappeln und andern Bäumen umpflanzt und mit einem steinernen Gehege umgeben. Auch hatten sie in einer steinernen Rinne mit verschiedenen Absätzen die Quelle allerlei kleine Sprünge gleich einer Cascade machen lassen, und zu den Seiten der Rinne hatten sie mehre aus den oben schon erwähnten Kalksteinen nach ihrer eigenen Phantasie gemeißelte Figuren aufgestellt, von denen man aber nicht deutlich erkennen konnte, ob es Najaden oder Löwen, oder blos Urnen mit angebrachten Gesichtern sein sollten. Das Wasser ist hier eine Rarität und verdient eine solche rare Einfassung. Uebrigens entspringen hier natürlich alle Quellen unten in den tiefen Thälern, und alle Höhen und Rücken der Plateau's sind trocken. Das atmosphärische Wasser sickert durch alle die oberen Schichten der durch Thäler zerschnittenen Steppe hindurch, bis es auf eine Schicht — gewöhnlich blauen Ton — kommt, die es nicht durchdringen kann, und auf der es dann zur Seite in die Thäler abläuft.

Im Stall wurden eben die Kühe gemolken. Auch diese Milchquellen fließen in der Steppe sehr spärlich. Eine Steppenkuh giebt nicht mehr als 1 — 2 Quart auf ein Mal und wird am Tage nur zwei Mal gemolken. Auch giebt sie einen bedeutenden Theil des Jahres hindurch gar keine Milch. Während die deutschen Kühe nur 14 Tage bis 4 Wochen aussetzen, setzt eine Steppenkuh 3 bis 4 Monate aus. Endlich hat sie auch noch die Unannehmlichkeit, daß sie dem Menschen nicht anders Milch giebt, als wenn ihr Kälbchen zuvor angesetzt und etwas gesogen hat. Auch muß das Kalb während der ganzen Operation des Milchens dabei sein. Dieß Geschäft ist daher sehr schwierig. Denn das gierige Kalb kommt oft blökend nahe heran, und die Melker haben viel zu thun, es sich mit einem Stocke, den sie zu diesem Zwecke immer zur Hand haben, vom Leibe zu halten, damit es sie nicht einmal in einem Anfalle von übergroßem Appetit mit sammt dem Milchtopf umstürzt. Wenn sie das Vieh auf die Steppe hinauslassen, so binden sie den Kälbern das Fell eines Schweinigels über die Schnauze, was gar sonderbar aussieht. Die Kühe lassen sie dann natürlich nicht zum Saugen zu. Es gilt dieß Alles auch für die Viehwirthschaft der Ukraine und Kleinrußlands und überhaupt für alle die Gegenden, in denen sich dieß hochbeinige, silbergraue Steppen-Rindergeschlecht verbreitet hat. Also selbst auch in diesen kleinen und unbedeutenden Geschäften kann man noch eine große Rohheit des Landes verspüren.

Nikolajew.

Zum Frühstück erreichten wir endlich den Bug und Nikolajew. Den Bug, der hier sehr mächtig und breit ist, hatten wir schon vor der Stadt eine Zeit lang zur rechten Seite und ergötzten unsere mit Grasgrün jetzt so sehr übersättigten Augen an dem schönen Blinken seines hier so breiten und mächtigen Spiegels. Die Ufer des Flusses sind rund umher auf beiden Seiten sehr hoch, und die verschiedenen Thon- und Kalksteinschichten der Steppe stehen am Ufer entblößt zu Tage. Ich denke mir, die norwegischen Schären zwischen ihren Felsen müssen ungefähr einen solchen Anblick gewähren, nur daß bei ihnen die Ufer natürlich höher sind. In der Nähe von Nikolajew fanden wir den ersten Weinbau in einem Dorfe Bulgarki, das uns zur Seite blieb; freilich giebt es schon bei Poltawa einige Weingärten, doch wird dort noch kein Wein gekeltert. Auf der eigentlichen hohen Steppe trafen wir sonst nirgends Wein. Aber in den tiefen Thälern geht er bis gegen Podolien und in Beßarabien bis über Kischenew hinaus. Dicht vor Nikolajew kamen wir an einem Kabak (Branntweinschenke) vorbei, der früher eine Moschee gewesen sein soll, oder, wie die hiesigen Schwaben zu sagen pflegen, „ein Muschó," indem sie wahrscheinlich dabei an das aus Frankreich zu ihnen herübergekommene Monsieur denken. Die Tataren selbst aber sagen weder das Eine noch das Andere, sondern nennen es „Metsched." Die Bauart verrieth noch deutlich seine frühere heilige Bestimmung, die jetzt in eine so kraßweltliche umgewandelt war, daß da, wo früher die frommen Mohammedaner nur ohne Pantoffeln einzutreten wagten, sich jetzt betrunkene Russen zankten.

Nikolajew besteht erst seit 50 Jahren (es wurde 1789 gegründet). Es ist der Sitz der Admiralität des schwarzen Meeres. Ich begreife durchaus nicht, warum man diese Stadt dazu gewählt hat, da sie im Innern des Landes an einem tief sich zurückziehenden Flusse liegt, und da, wenn auch der Liman des Bug und des Dnieprs sehr schönes, tiefes Wasser hat, doch immer noch die unbequeme Einfahrt in die Mündung des letzteren zu überwinden bleibt. Es ist offenbar Sewastopol der eigentliche herrschende Punkt des schwarzen Meeres, der in der Mitte von allen den Gegenden liegt, wohin Marinebefehle zu senden nöthig sein könnte. Auch ist Sewastopol in der That schon entschieden der größte Waffenplatz der russischen Marine. Und warum trennt man denn nun die obere Behörde so weit von dem Orte, wo sich die meisten Untergebenen befinden? Die Stadt hat jetzt nahe an 15,000 Einwohner, ist voll ansehnlicher Gebäude und liegt, wie alle russischen Städte sehr regelmäßig und weitläufig gebaut, größtentheils auf dem flachen Plateau der hohen Steppe. Nur wenige Häuser ziehen sich an dem steilen

Ufer der Steppe zu den Ufern des Bug und Ingul hinab, die sich hier mit einander verbinden. Von der Flußseite her präsentirt sich der Ort sehr prächtig gerade mit seinen vorzüglichsten Gebäuden, mit der Admiralität, den Schiffswerften, den großen schwimmenden Bauten der Kriegsschiffe, dem Palais des Generalgouverneurs und Oberadmirals der ganzen „Tschornoje-Morskoi-Flot“ (der pontischen Flotte), jetzt Lasareff, den Seecadetten-Chorgs u. s. w., und wenn man von der einförmigen Steppe kommt, so ist nichts überraschender als dieser Anblick. Doch muß man die Blicke nur auf Das heften, was unmittelbar die Ufer des Bug umkränzt, denn läßt man sie weiter schweifen, so hat man wiederum durchaus nichts als flache Steppen.

Das schöne bequeme deutsche Wirthshaus, welches wir hier fanden, und in dem sich mein lieber Kun-laje recht wohl fühlte, reizte mich indeß nicht lange. Ich pfiff alsbald einem Iswoschtschik (Fiaker) und warf mich in eine Droschke, um die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen und dann meinem Reisegefährten auf der Fähre über den Bug nachzukommen. Allein ich war sehr unglücklich; denn es war leider gerade Sonntag, und alle Leute in einem sehr freudigen Festtagstaumel begriffen. Daher verwies mich der Commandeur der Admiralität und Schiffswerfte, der große Gesellschaft bei sich hatte, auf den morgenden Tag. Daher war der Schlüssel zum Saale der olbiopolitanischen Antiquitäten nirgends zu finden. Daher fand ich den Astronomen der Sternwarte, Herrn Professor Knorr, nicht zu Hause, und pochte so bei diesen drei Hauptmerkwürdigkeiten der Stadt überall vergebens an, jagte dann noch einige Mal Straß' auf, Straß' ab, um mir die Bauart näher anzusehen, und kam noch früh genug bei der Fähre an, um vor der Abfahrt mit Kun-laje noch einen Spaziergang in den öffentlichen Garten der Stadt zu machen, der sich an dem steilen Ufer des Bug zum Wasser hinabzieht. Wir fanden den Garten reizend, eine heitere Musik ertönte aus einem Kaffeehause in der Mitte der Anlagen, und die halbe gentile Bevölkerung Nikolajew's erlustirte sich hier im Freien. Es waren Juden, Griechen, Armenier, Russen und Deutsche. Ich dachte an das nur zwei Meilen entfernte Olbia, als dessen Nachfolgerin Nikolajew gelten kann. Die Bevölkerung mag dort vor 2000 Jahren (Olbia wurde 655 v. Chr. Geb. von Milesiern gegründet) ungefähr dieselbe gewesen sein, und auf ähnliche Weise ihre Sonntage genossen haben. Nur Deutsche muß man ausnehmen. Juden und Armenier mögen sich nach Christi Geburt dort auch schon eingefunden haben, und die Russen sind die Skythen.

Der Platz, auf dem Olbia, die größte griechische Handelsstadt in diesen Gegenden des Pontus, die ungefähr denselben Handel hatte, den jetzt Odessa

betreibt, ſtand, heißt jetzt „Stomogil" *), liegt zwei Meilen unterhalb Nikolajew am Bug und iſt im Beſitz eines ruſſiſchen Edelmannes, des Grafen Kuſcheleff-Besborodko. Die Ruinen ſind unbedeutend, und das Wenige, was ſich an Antiquitäten, Inſchriften, Münzen u. ſ. w. dort vorgefunden hat, befindet ſich theils in dem Beſitze der Besborodko's, theils in Nikolajew, theils auf der Stadtbibliothek von Odeſſa geſammelt. Jedoch befindet ſich eine ſehr intereſſante Inſchrift darunter, — überhaupt eine der intereſſanteſten Inſchriften, die ich je geleſen, — die tiefe Blicke in das Leben und den Zuſtand der Stadt thun läßt. Es iſt ein Pſephisma des Raths und der Bürger von Olbia, das ſie zu Ehren eines ihres Mitbürger, Namens Protogenos, in Marmor graben ließen. Dieſer Mann war ſehr reich und angeſehen und alle ſeine Wohlthaten, die er der Stadt und der Gemeinde zukommen ließ, werden aufgezählt, wie er bei'm Hafenbau half, wie er bei einer Hungersnoth Geld vorſtreckte, um Korn zu kaufen, wie er den Fiſchmarkt ausbauen ließ, wie er bei dem Bau eines Thores einen Theil auf ſich nahm, wie er große Schiffsbauwerkſtätten errichtete, wie er die öffentlichen Gebäude der Waarenſchau im Hafen ausbeſſerte u. ſ. w. Für dieſes Alles wird ihm umſtändlich gedankt. Odeſſa und Nikolajew haben auch noch jetzt alle dieſe Dinge, auch Hungersnoth. Ob aber einen ſolchen Bürger Protogenos? — Wohl ſchwerlich, denn ſolche Leute ſind nur Erzeugniſſe einer freien, unabhängigen und patriotiſchen Commune.

Nikolajew gegenüber auf der andern Seite des Bug liegt der kleine Ort Kobnewka. Obgleich der Bug hier ſehr breit iſt — eine Werſt und 60 Saſchen, zuſammen ungefähr 1800 Ellen — ſo wird doch die Fähre an einem langen, dicken Stricke herübergelootſt. Bei dieſer bedeutenden Länge paſſirt es natürlich oft, daß der Strick reißt, beſonders wenn ein Sturm vom Meere herweht. Doch, ſagten die Schiffer, ſie bekämen immer noch ein Ende wieder feſt und kämen ſo ſtets glücklich auf die eine oder andere Seite hinüber. Der Bug iſt 12 bis 15 Saſchen (zu 7½ Fuß) tief und hat ein dunkles trübes Waſſer, wie alle die Steppenflüſſe, die von dem abgeſpülten ſchwarzen Humus der Steppe ſo gefärbt werden.

Wir hatten einen Juden im Schiffe, der uns von Weitem die Gegend zeigte, wo die alte berühmte Stadt „Olga" — mit dieſem ruſſiſchen Frauennamen betitelte er Olbia — gelegen. Der Mann hatte überhaupt ſeine ganz eigene Geographie. So ſprach er auch von der Krim, deren beide Hauptſtädte Simpheropol und Sewaſtopol er für eine und dieſelbe hielt, ſo daß er demgemäß auch ihre Namen in Eins verſchmolz. Er nannte dieſe beiden Städte zuſammengenommen „Symphaſtopol."

*) Das Wort bedeutet ſo viel als „Hunderthügel."

Wir fanden jenseits des Bug an unserer Britschke etwas auszubessern, und damit und mit manchen anderen kleinen Aergerlichkeiten beschlich uns der Abend, und wir kamen erst in der Nacht in die Steppe hinaus. Doch verloren wir dabei wenig, denn diese Gegend gehört zu den ödesten der ganzen Steppe. Es findet sich hier durchaus keine Spur von Ansiedelung, und auf der Straße findet man auch nichts als ein paar erbärmliche, von Juden gehaltene Poststationen. Die Stadt Otschakoff blieb uns zur Linken, doch ziemlich nahe, so daß man den Kanonendonner damals hier hören mußte, als die Türken sie an die Russen verloren. Ich mußte an meine Kindheit zurückdenken, wo jenes Spektakelstück: „der Brand von Otschakoff" zu meinen Lieblingsschauspielen gehörte, und wo ich mir es nicht träumen ließ, daß ich noch einmal so nahe an diesem berühmten Orte im Bereiche seines Kanonendonners vorbeistreifen sollte. Wir sprechen immer Otschakoff, die Russen aber Otschákoff. Uebrigens ist seine Festung, seine Einnahme, seine Wichtigkeit, und überhaupt der ganze Ort eine wahre Lapalie, und war durchaus nicht werth, daß so viel Aufhebens von ihm gemacht wurde.

Gegen Morgen blies uns ein kühler Wind von Süden entgegen, und Kun=laje weckte und elektrisirte mich mit den Worten: „Voilà la brise de la mer noire." Die Ankunft an den Küsten eines neuen Meeres ist für den Reisenden immer ein interessanter Augenblick, und ich erwartete mit Spannung, den Windsender selbst erscheinen zu sehen. Es dauerte auch nicht lange, so erblickten wir seine weite Fläche in dem ersten Schimmer der frühen Morgenröthe vor uns, und bald darauf sahen wir den langen weißen Saum seiner Brandung und hörten deren rauschendes Getöse. Ich hatte lange das Meer nicht gesehen, denn ich hatte ziemlich viel Zeit verbraucht, um mich von der Ostsee bis zum Pontus durch dieses dicke Ostende Europa's durchzuschlagen, und ließ daher mit Entzücken meine Blicke über das Meer hinschweifen. Alles Neue, was uns vorkommt, ist immer mehr oder weniger so gut als eine Entdeckung für uns, und ein neues Meer erregt immer lebhaft dieselben Gefühle, welche die Begleiter jenes spanischen Anführers rührte, als sie zum ersten Male die Südsee erblickten, oder auch die der 10,000 Hellenen, als sie nach ihrem mühseligen Feldzuge das Meer erreichten. — Wir fuhren am hohen schroffen Ufer des Steppen=Plateau's hin, grüßten die Zehntausend und die stürmischen Wege der Argonauten von fern, und gedachten so vieler anderer lieben Jugend=Erinnerungen aus der Schulzeit.

Die erste Station am Meere war „Troitzkoje" an der Mündung des „teligul'schen Limans." Mit diesem Liman lernte ich eine mir bisher ganz neue Terrain=Formation kennen, und da wir nun bis Odessa noch vier Limans passirten, den kleinen und großen „Bujulik" und den kleinen und großen

„Kujalnik," so hatten wir Gelegenheit, diese den Steppen und der Nordwestküste des schwarzen Meeres eigenthümliche Form zu studiren. Meinen kleinen Bemerkungen, die ich hier machte, füge ich gleich bei, was ich noch später von dem Wesen, der Wirksamkeit, dem Nutzen und der Entstehungsweise dieser so äußerst interessanten und in den bisherigen Reisebeschreibungen so wenig beachteten Limans erfuhr.

Man übersetzt das Wort „Liman" gewöhnlich mit „Meerbusen," „Haff," oder „Lagune." Doch ist es besser, den Ausdruck „Liman" beizubehalten, weil sie ein ganz eigenthümliches Mittelding zwischen Meerbusen und erweiterter Flußmündung sind, und sich sowohl von den „Lagunen" des adriatischen Meeres, als von den „Haffs" der Ostsee und anderer Gegenden charakteristisch unterscheiden.

Diese Limans, die sich zwischen der Mündung des Dniepr und der Donau, oder, besser gesagt, des Pruth bei der Mündung des kleinsten sowohl als des größten Flusses zeigen, in einem weiten und sehr langen, mehr oder weniger tiefen Ausriß der oberen Steppenschichten bestehen und ein mit Wasser gefülltes Becken darstellen, verdanken wohl ohne Zweifel ihre Entstehung der gedoppelten Wirksamkeit des Meeres und der Flüsse. Die Steppe bildete zu Anfang ein zusammenhängendes unzerrissenes Plateau, in dem nun aber die Flüsse mit der Zeit tiefe Furchen ausgruben. Anfangs mochten sie sich als Wasserfälle von dem hohen Steppenrande in's Meer hinabstürzen, bis ihre Thäler immer tiefer wurden, und endlich die Sohle derselben bei der Mündung mit der Oberfläche des Meeres in gleiches Niveau kam. Auf diese Weise wurde es dem Meere möglich, wenn es bei Süd- und Südwestwinden gegen die Küste anschwoll, in die offenen Mündungen der Flüsse einzudringen. Die von oben nachrollenden Flußgewässer und die von unten hinaufdringenden Meereswellen mußten natürlich ein Anschwellen und einen Kampf veranlassen. Bei diesem Kampfe griffen die Wasser zu beiden Seiten und landeinwärts um sich, rissen Theile der Steppen herab und erweiterten die Mündung des Flusses, der dann wieder seinerseits, wenn das Meer bei entgegengesetzten Winden zurücktrat, das abgerissene Material hinausschwemmte. Auf diese Weise entstanden in der Richtung des Flußthals lange schmale, jedoch nach der Seite des Meeres hin gewöhnlich etwas breitere Becken, welche die Russen „Limans" nennen. Natürlich wurden diese Becken jedoch nie so tief ausgerissen, wie der Meeresboden selber, da das in ihnen zusammengeführte Material nie völlig vom Flusse weggeführt wurde. Bei gewöhnlichem Stande des Meeres und seiner regelmäßigen Brandung wurden daher von dieser niedrige Sanddünen aufgeworfen, wie sie das Meer vor allen See-, Haff- und Flußmündungen aufwirft. Ihrerseits setzten die Ueberschwemm-

ungen der Flüsse hinter diesen niedrigen Dünen ebenfalls ihren Schlamm ab, und so bildete sich denn vor jedem Liman ein schmaler langer Damm, der sich ihm wie ein Riegel vorlegte. Die Russen nennen diese Dämme der Limans „Peressip" von dem Worte „ssipatj" (schreiten); Peressip ist also ein Damm, über den man hinüberlaufen kann, „ein Uebergang," „eine Fuhrt." In den baltischen Ländern nennt man es eine „Nehrung." Die Schwaben der Umgegend machen aus „Peressip" fast ein „Bärensieb." — Diese Peressips sind gewöhnlich ganz schmale, 50 bis 100 Ellen breite, sehr niedrige, sandige und zum Theil mit Gras bewachsene Landstreifen. Bei den großen Flüssen sind sie natürlich breiter. So ist der, welcher den Liman des Dniestr schließt, eine halbe bis zu einer ganzen Werst breit. Sehr sonderbar nehmen sich diese grünen sandigen Peressips aus, wenn man aus dem Innern des Landes über die Limans hinweg in's Meer hinaussieht. Sie erscheinen dann als schmale grasige Bänke mitten im Wasser.

Daß es sich mit der Entstehung aller dieser Dinge so verhalte, wie wir es zu erklären versucht, lehrt theils der Anblick der Limans und ihrer Ufer, theils Das, was hier noch täglich vorgeht. Alle jene Operationen, das Eindringen des Meeres, der Kampf der süßen und salzigen Wasser, das Einstürzen der Ufer, das Aufwerfen von Sand an die Peressips, wiederholen sich bei mehren Limans täglich. Bei einigen freilich ist der den Liman schließende Damm so hoch und fest geworden, daß er fast gar nicht mehr, oder doch nur höchst selten — in verschiedenen Perioden von 10, 20 Jahren u. s. w. — vom Meere durchbrochen wird. Doch setzt dieß dann zugleich voraus, daß die von oben in den Liman fallende Masse süßen Wassers äußerst gering sei, und ihr Zuschuß durch bloße Verdunstung wieder verloren gehe. Andere Limans dagegen — und zwar bei Weitem die meisten — haben eine beständige Oeffnung im Peressip, aus welcher bald die süßen Wasser hinaus, bald die salzigen einfließen. Die Leute des Landes nennen eine solche Oeffnung im Peressip „Girl," und auch diesen Ausdruck wollen wir der Eigenthümlichkeit der Sache wegen beibehalten. Bei den großen Flüssen sind diese Girls natürlich innen offen und mit Wasser versehen. Bei den kleineren, die im Sommer austrocknen, verstopfen sie sich oft, und verändern dann auch häufig ihre Lage, indem der Liman bald hier, bald dort ausbricht; oder das Meer bald hier, bald dort einströmt. Bei einigen dieser Girls befinden sich Brücken, bei anderen Fähren.

Es üben diese tiefen Thäler der Limans einen nicht ganz unbedeutenden Einfluß auf das Klima der Umgegend, theils einen vortheilhaften, indem im Sommer die kühlende und feuchte Seeluft in diese Furchen einströmt und sich weit aufwärts in's Land verbreitet, theils einen nachtheiligen, indem im

heißen Sommer zuweilen das dann ganz abgeschlossene und an der Bewegung des Meeres nicht Theil nehmende Wasser zu faulen anfängt und schädliche Dünste weit in der Umgegend umher verbreitet. Es hat sich ereignet, daß plötzlich ganze Dorfschaften, auf welche in der Nacht ein von einem solchen Liman herwehender, mit stinkenden Miasmen geschwängerter Wind traf, erkrankten.

Sehr viel interessanter aber noch werden diese Limans dem Menschen durch eins der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, das einige von ihnen dem russischen Süden in Fülle liefern, nämlich das Salz. Da die Gewinnung des Salzes hier ganz anders vor sich geht als in dem berühmten Salzsee der Kalmückensteppe, dem Elton, und auch anders als an der norwegischen und portugiesischen Küste, so verdient sie vielleicht einige Bemerkungen.

Keineswegs liefern alle diese Limans an der Nordwestküste des schwarzen Meeres Salz, einige nie, andree nur in sehr heißen Sommern, noch andere aber immer. — Die großen Limans der großen Flüsse, des Dniepr, des Dniestr u. s. w., in welche so bedeutende Süßwassermassen einströmen, sind so schwach gesalzen, daß sich dem Geschmacke ein Dasein von Salz durchaus nicht kund thut. In die Girls des Dniestr-Limans, der nach Südosten gerichtet ist, dringt nur bei lange anhaltenden und heftigen Süd- und Südostwinden, so viel Salzwasser ein, daß man eine Veränderung mit dem Geschmacke wahrnehmen kann, doch auch nur wenige Werst landeinwärts. Der Dniepr-Liman, der nach Westen gerichtet ist, empfängt selbst durch die Westwinde kaum etwas Salz, weil ihm in dieser Richtung nur eine geringe Masse des Meeres entgegen liegt, und dessen Gewässer sich daher ihm nur schwach entgegenhäufen. Eben so giebt es eine Menge ganz kleiner Limans, die gar nicht einmal auf unseren Charten verzeichnet sind, und welche ihr Bette schon so sehr wieder mit Schlamm und Flußmaterial ausgefüllt haben, daß das Meer nicht mehr so hoch kommt, um einzudringen, und sie daher immer ein schmuziges süßes Wasser haben. — Auch die übrigen Limans haben je nach der Jahreszeit und je nach ihren verschiedenen Verhältnissen einen sehr verschiedenen Salzgehalt. Sie sind im Frühlinge bei der Schneeschmelze sehr wenig salzig, im Sommer dagegen, wo die süßen Zuflüsse versiegen und das Wasser verdampft, weit stärker gesalzen. Einige haben starke Zuflüsse von süßem Wasser, während sie selber klein sind, andere sind groß und haben nur kleine Zuflüsse. Wiederum sind einige sehr tief, und es gehört daher viel Wärme dazu, um sie ganz oder theilweise auszutrocknen, andere sind aber flach und trocknen alle Sommer theilweise aus, indem sie das Salz fallen lassen. Nach allen diesen Verhältnissen bestimmt sich ihre Tauglichkeit für die Salzgewinnung. Die von Odessa aus nach Osten liegenden Limans

können in der Regel nicht zur Salzgewinnung benutzt werden. Dagegen sind dazu am vortrefflichsten die drei beßarabischen Limans, die von Odessa nach Südwesten liegen, und zwar am allerbeßten und alle Sommer der sogenannte „Dusle-Liman."

Dieser Liman fängt schon im Juni an, sich von seinen Ufern zurückzuziehen und das Salz in kleinen Krystallen auf den Boden niederzuschlagen. Im Juli verstärkt sich dieser Niederschlag und wird gewöhnlich gegen Ende Juli so bedeutend, daß es sich der Mühe lohnt, alsdann die Arbeiten des Herausschaffens zu beginnen. Es befinden sich an diesem Liman mehre Krongebäude als Wohnung der Beamten zur Beaufsichtigung der Arbeit. Denn die Krone, als Inhaberin des Salzmonopols, sieht sich als die einzige Eigenthümerin des niederschlagenden Salzes an. Theils nimmt sie eine Menge von Arbeitern in Sold, um für ihre Magazine das Salz herausschaffen zu lassen, theils läßt sie den Privaten, die gegen Bezahlung die Herausschaffung auf eigene Kosten übernehmen wollen, gewisse Plätze am Liman anweisen, wo ihnen dieß gestattet wird. Gegen Ende Juli beleben sich nun die sonst öden Ufer des Sees zum Behuf der Salzernte. Die Kronbeamten stellen sich ein und beziehen ihre Wohnungen, podolische, beßarabische und neurussische Edelleute schicken ihre Leute mit unzähligen Wagen, um den Bedarf ihrer Güter aus dem See holen zu lassen. Auch großrussische Speculanten und deutsche Kolonisten kommen, die sich das Salz in größeren Quantitäten herausschaffen, als sie selbst verbrauchen, um damit eine kleine Speculation zu machen. Ueber die ganze Arbeit steht als Leiter ein Ober-Polizeimeister des Limans. Bei diesem Polizeimeister nun melden sich die Liebhaber, zahlen ihre Abgaben, lösen ihre Erlaubnißscheine und erhalten ihre Stellen angewiesen. Auch bestimmt er die Zeit, wo das Salz, wie sie sich ausdrücken, reif ist, und die Arbeiten beginnen können. Sie zu früh zu beginnen, wäre Schade, weil dadurch viele noch zu hoffende Niederschläge verloren gingen; zu spät anzufangen, wäre eben so unklug, weil dann die bald nachher folgenden Herbstregen die ganze Ernte wieder verderben könnten.

Der ganze Liman wird in eine Menge von Abschnitten eingetheilt, die mit Stangen bezeichnet werden. Diese Abschnitte gehen von beiden Ufern aus bis in die Mitte des Sees, so weit man kommen kann. Da nimmt sich nun der Eine ein Stück von 10 Saschen (Klafter) Breite, der Andere von 20 u. s. w., je nach seinem Bedürfniß, und je nach Dem, was er bezahlt hat.

Das Salz liegt nahe am Ufer nur in sehr feinen Krystallen ½ bis 1 Zoll hoch, weiter hin 3 bis 4 Zoll, und noch weiter hin ist die Schicht oft einen Fuß dick. Auch sind hier in der Mitte die Krystalle größer. Jedoch variirt natürlich die Dicke der Schicht sehr nach der Güte der Jahre. In trockenen

Jahren ist sie dicker, in nassen dünner *). Eben so ist auch die Salzschicht an der flachen Spitze des Sees dünner, dagegen nach dem Meere zu abwärts, wo das Wasser tiefer stand, mächtiger. Der Streit, die Bitten, die angewandten Bestechungen, um gute und ergiebige Plätze zu erhalten, sind daher natürlich ohne Ende. Die besseren unteren Stellen reservirt sich die Krone.

Die Salzkrystalle werden mit Schaufeln vom sumpfigen Boden des Limans abgehoben und in hölzernen Mulden an's Ufer hinausgetragen. So einfach und leicht diese Arbeit zu sein scheint, so schwierig, anstrengend und gefährlich ist sie doch in der That. Da, wo der Boden der Limans von der Sonne völlig abgetrocknet ist, macht sich die Sache freilich sehr leicht, allein weiterhin ist das Salz feucht und der Boden sumpfig. Zuweilen steht selbst noch 1 bis 2 Schuh hoch Wasser darüber. Die Schwierigkeiten bestehen nun darin, theils das Einsinken im fetten schlammigen Sumpfe zu vermeiden, theils den schlimmen Folgen der scharfen Salzsohle zu begegnen. Wegen des Sumpfes müssen die Leute kleine Breter unter die Füße binden, mit denen sie nun fest, aber allerdings nur sehr unbehülflich auftreten können. Diese Breter sind natürlich nur kaum so groß, daß sie den Menschen eben tragen können; denn wären sie größer, so würde man mit ihnen nicht von der Stelle kommen können. Freilich hilft auch die Salzschicht mittragen. Bricht diese einmal und fangen die Leute erst an mit dem einen Fuße unter den Sumpf zu gerathen, so ist auch das Herauskommen um so schwieriger, und da an Rettung mit Booten nicht zu denken ist, so kommen viele Leute auf diese Weise elend um's Leben.

Die scharfe Salzsohle, in der die Leute beständig arbeiten, überzieht ihre Kleider und Geräthschaften bald mit einer so dicken Kruste, daß es sehr unbequem wird, darin zu arbeiten. Außerdem aber springt überall die Haut auf, wo sie dieselbe häufig berührt, und durch diese Wunden werden die Leute zur Arbeit untüchtig. — Sie sollen sich daher alle Tage fleißig im süßen Wasser baden, was aber nicht überall zu haben ist, und können nicht anders als mit Handschuhen arbeiten. Allein es ist schwer, die rechten zu wählen. Denn wollene Handschuhe lassen die Lauge durch, und lederne werden gleich steif. — Am schwierigsten ist es, die Pferde, die oft eine Strecke in's Wasser oder doch in's feuchte Salz hineinfahren müssen, vor den schlimmen Einflüssen desselben zu hüten. Man umwindet ihnen zwar die Hufen und Füße mit Lumpen, doch hilft es nicht immer, und viele Pferde werden bald unbrauchbar und holen sich für ihre Lebenszeit Krankheiten aus dem

*) Es ist dieß Alles ganz anders als bei'm großen Salzsee Elton in der Wolga-Steppe. In ihm liegen ungeheuere Salzschichten seit uralten Zeiten zu ungeheueren festen Massen geballt übereinander.

Salzsee. Die Arbeit muß dieser Umstände wegen auch hoch bezahlt werden, und es bekommt monatlich der Mann 50 bis 60 Rubel. Sie dauert auf diese Weise den ganzen August und September hindurch fort, bis zum October, etwas später oder früher, je nachdem die Herbstregen später oder früher eintreten.

Die Privatleute schaffen ihre Vorräthe, die sie am Ufer bei ihren für diese Zeit rund herum am See erbauten Hütten aufhäuften, sogleich auf den mitgebrachten Wagen nach Hause. Die Krone läßt nur so viel fortschaffen, als nöthig ist, um die während des Jahreslaufes in ihren Magazinen am Dniepr entstandenen Lücken auszufüllen. Das Uebrige wird am Ufer des Limans selbst in großen Skirten [Haufen *)] aufgehäuft und überwintert daselbst. Diese Salzskirten enthalten gewöhnlich jede 8,000 bis 10,000 Pud Salz (400,000 Pfund). Um sie vor Regen, Wind u. s. w. zu schützen, brennt man einige Mal große Stroh- und Reiserhaufen über ihnen ab, deren Hitze das Salz schmilzt und es mit einer räucherigen und festen Kruste bedeckt. Das Salz setzt sich mit der Zeit in diesen Haufen so fest, daß man es später nur mit Mühe mittels Brecheisen losbringt. Im Jahre 1826, welches ein sehr ergiebiges war, soll man statistischen Angaben zufolge über 6,000,000 Pud aus den drei beßarabischen Limans geschafft haben. Gewöhnlich bleibt es indeß bei einigen Millionen. Wir sahen schon oben, für welche Gegenden dieses Salz vorzugsweise bestimmt ist.

Der erste Liman, auf den wir trafen, war der teligul'sche. Er ist über 10 Meilen lang und 2 bis 3 Werste breit. Von da an geht der Weg beständig hart am Ufer des schwarzen Meeres hin, auf das wir die Aussicht behielten. Hier und da standen die Schilfhütten der Kosackenposten, welche die Küsten hier der Pest und Schmuggler wegen bewachen. Es darf an diesen Küsten kein Boot landen ohne einen Erlaubnißschein der Odessaer Quarantäne. Es darf überhaupt nichts aus dem Meere gezogen werden, nicht einmal angeschwemmtes Holz, und die Schiffer dürfen nach der Strenge des Gesetzes nur eine Werst weit in's Meer hinausfahren. Auf der folgenden Station besuchte ich einen dieser Kosackenposten. Es waren „Sadunaiski" (Kosacken von jenseits der Donau). Ihre Piken standen an einem Gestell dicht an der Brandung. In ihren Semlanken (Erdhütten) hatten sie ihre Säbel aufgehängt, und Alles fand sich recht ordentlich und reinlich bei ihnen. Wie für sich selbst eine große, hatten sie für ihre Schweine eine kleine Höhle in die Erde gemacht, und für ihre Hühner eine noch kleinere. Für Erdhöhlen waren alle diese Wohnungen recht nett und hübsch.

*) Eigentlich heißt Skirt ein parallelepipedischer Heuhaufen von einer gewissen Größe. Allein man braucht das Wort eben so von den großen Salzhaufen.

Die Station lag oben auf der Steppe in der Nähe des kleinen Bujulik-Liman. Ich ging zum Pereſſip des Limans hinab, um die ganze Formation noch ein Mal anzuſehen. Das Meer ſtrömte in einem wilden Strome durch den Girl herein. Zwei ſteinerne Brücken lagen in Trümmern neben dem Strome, und eine dritte hölzerne war im Bau begriffen. Bei der Fähre waren viele Wagen, Menſchen und Viehheerden verſammelt. Natürlich iſt das Leben und die Paſſage auf den Pereſſips immer groß, da von allen Seiten her Umwege gemacht werden, um die Limans zu umgehen. Vor der Oeffnung des Girls, bei'm Beginn des Seewaſſerſtroms, hatte ſich eine Sandbank angelegt, wo das Waſſer nicht ſehr tief war, und viele Wagen riskirten es, auf dieſer in's Meer hinaus und ſo auf die andere Seite des Limans zu fahren. Groß war meine Ueberraſchung, mitten aus all dieſem Getümmel und dem Rauſchen der Brandung Stimmen zu vernehmen, die ich ſonſt wohl nur am Ufer des Neckars oder des Lechs gehört hatte. „Seid g'ſchäut!" rief ein Bauer den übrigen zu. „Hier am Liman können wir die Pferde nit tränke. Wir hätten's obe am Brünneli thun ſolle." Es waren ſchwäbiſche Koloniſten, die aus München, Worms, Rohrbach und Stuttgart kamen, um Getreide nach Odeſſa zu führen. Jene Orte ſind nämlich die Namen ihrer Kolonieen, die ſie im Norden des teligul'ſchen Limans gegründet haben. Sie hatten alle große vierſpännige Ackerwagen, lobten ihr Leben in den Steppen und waren mit ihrem Auskommen und ihren ruſſiſchen Nachbarn ſehr zufrieden. Einer ſagte: „O mit den Ruſſen kommen wir gut aus. Wir haben weniger Proceſſe mit ihnen als mit unſeren deutſchen Nachbarn." Sie machten eben ſo große Augen, als ſie mich aus meinem Bärenpelze ſo gut deutſch herausreden hörten, wie ich ſie gemacht hatte, als ich ihren ſchwäbiſchen Dialekt aus ihren Schafpelzen und unter ihren krim'ſchen Mützen hervor vernahm. Wir ſahen äußerlich alle wie Ruſſen aus, da wir doch innerlich ſehr gute Deutſche waren, — wenigſtens ſo viel mein Inneres anbelangt. Ich ließ mich mit ihnen überſetzen und blieb bei ihnen, bis Kun-laje und unſere Britſchke mich einholten. Wir ſprachen von den Limans, und ſie erzählten mir Vieles von der ſchönen Salzernte, die ſie, ſo wie die ganze Umgegend, einmal am großen Kujalnik-Liman gemacht hätten. Dieſer Liman liegt mit ſeiner Mündung ganz nahe bei Odeſſa. Sein äußerſtes Ende liegt aber 50 Werſt von Odeſſa entfernt im Innern des Landes. Er iſt freilich ſalzig, giebt aber in der Regel kein Salz, weil er ſich im Sommer nur wenig von ſeinen Ufern zurückzieht. (Vielleicht iſt er ſehr tief). Das Jahr 1824 aber war außerordentlich heiß und trocken, und die Verdunſtung des Waſſers daher ſo ſtark, daß nun auch dieſer Liman bedeutend zuſammenſchmolz und ſeine innere Landſpitze auf 4 Werſt Länge und

3 Werst Breite völlig vertrocknete und dabei die schönste und reichste Salzernte zurückließ. Da dieß früher noch nie geschehen war, der Liman daher von der Regierung nicht als ein Salzliman betrachtet wurde, und sich auch keine Kronanstalten und keine Aufsicht an ihm befanden, so wie auch keine speciellen Verbote in Bezug auf das Salzschaufeln an ihm bestanden, so glaubte Jedermann, das von Gott geschenkte Salz als eine vortreffliche Beute in Besitz nehmen zu können. Auf die verbreitete Kunde von dem Wunder strömten denn auch aus allen Gegenden der Steppe und aus Odessa Leute mit Schaufeln, Mulden und Wagen herbei und fingen die lustigste Salzernte an. Insbesondere hoffte der spanische Consul in Odessa großen Vortheil aus diesem Ereigniß zu ziehen, da er ein Landgut am Liman besaß, das sich über eine Werst am Ufer hin erstreckte. Er erklärte alles auf dieser Strecke deponirte Salz für das seinige, nahm eine Menge von Arbeitern in Lohn, schaffte eine ungeheure Quantität Salz auf's Trockene und verkaufte es für circa 300,000 Rubel. Andere Leute steckten sich nach Willkür, so viel sie ungefähr nöthig zu haben glaubten, einen Bezirk am Liman ab, in dem sie Niemanden zuließen, nach dem Grundsatze: Der erste Besitzergreifer einer herrnlosen Sache ist ihr Eigenthümer. Das Zuströmen von speculirenden Menschen wurde immer größer, und es bildete sich eine förmliche, nicht unbedeutende Kolonie am Liman. Da für nichts bei dieser Kolonie gesorgt war, und die Habgier die Menschen verleitete, länger zu bleiben, als ihr Proviant reichte, so entstand bald eine Theuerung unter diesen vielen Tausenden. Das Brod wurde zum Fünffachen seines gewöhnlichen Werthes bezahlt, und ein Glas Wasser kaufte man zu einem halben Rubel. Die Leute hatten ihre Knechte, Kinder und Weiber mitgebracht. Alles mußte an die Arbeit. Der Arbeitslohn stieg ungemein hoch, und ein tüchtiger Arbeiter verdiente täglich seine 12 bis 15, ja 20 Rubel. Man kaufte ein Fuder Salz (30 Pud) zu 7, 6, ja 5 Rubel, d. h. das Pfund zu einem halben Kopeken (noch nicht einmal einem halben Pfennig). — Viele Menschen kamen dabei im Sumpfe des Limans um's Leben, da die Ernte nicht mit gehöriger Vorsicht und Ordnung vorgenommen wurde und Alles nur mit Hast verfuhr. Aber das Hauptunglück kam noch nach. Die nächsten Salzbehörden wußten Anfangs nicht recht, wie sie sich bei der ungewöhnlichen Sache benehmen sollten. Es hieß Anfangs nur, ein Zehntheil des Salzes müßte an die Krone abgegeben werden, dann ein Fünftel. Endlich aber kam ein höherer Befehl, der erklärte, daß dem Monopole gemäß alles Salz der Krone gehörte, und die Leute, die Salz genommen hätten, dasselbe nicht nur ersetzen, sondern auch noch Strafe erlegen müßten. Diese, die glaubten, sich ein ganz unschuldiges Profitchen erlaubt zu haben, wurden nun auf ein Mal als Diebe und Monopolsverletzer angesehen. Viele kamen

in großes Unglück. Manche wurden arretirt und in's Gefängniß gesteckt, Anderen ihr Vermögen mit Beschlag belegt. Am schlimmsten kam der Consul dabei weg, der am beßten speculirt zu haben glaubte. Die Sache kam ihm so hoch zu stehen, daß er sich glücklich schätzen mußte, eine russische Fürstin zu finden, die ihm sein Gut für einen Preis abkaufte, mit dem er der Krone gerecht werden konnte. Er war aber durch dieses fatale trockene Jahr für immer auf's Trockene gesetzt, so wie vielen Anderen noch der ganze Spaß bedeutend versalzen wurde.

Der Morgen war herrlich, die Wege vortrefflich, und wir liefen daher rasch, die zwölf Hufe unserer Troika (Dreigespann) immer in der Luft, unserem Hafen Odessa zu. Schon von Weitem sahen wir die Wimpel der Schiffe winken, und die eleganten Häuser des Odessa'schen Boulevards, der unmittelbar am Meeresrande der hohen Steppe liegt. Man findet in verschiedenen Reisebeschreibungen zuweilen bemerkt, daß große Städte sich mitunter durch nichts Besonderes in ihrer Nähe ankündigen. So sans façon und ohne alle Vorrede aber, wie sich Odessa, eine Stadt von 50,000 bis 60,000 Einwohnern, mitten in die Steppen gelegt hat, wird man wohl schwerlich eine finden. Keine wohlhabenden Dörfer rund umher, keine Fabriken oder sonstige Anstalten außerhalb der Stadt, kurz keine Vorläufer irgend einer Art. Hier die Steppe, und einen Schritt weiter die Stadt. Man sollte fast glauben, die Stadt liege ganz herausgesondert aus ihrer Umgebung und habe durchaus keinerlei Einfluß auf dieselbe. Natürlich übt sie aber doch einen solchen, nur einen weniger sichtbaren. Später davon.

Kurz vor Odessa mündet sich der Liman des kleinen Kujalnik. Sein Peressip ist sehr flach und dabei sehr breit. Der eine Theil dieses Peressips, nach dem Liman zu, ist eine Wüste, die jetzt mit großen Feldern rother Salzkräuter (Salsola cali, Salsola prostrata) bedeckt war. Die andere Seite nach dem Meere zu wird von einer Vorstadt Odessa's eingenommen, die selber auch Peressip heißt. Diese Vorstadt allein ist 2 Werst lang und beständig voll Leben, da sich auf dem Peressip die beiden hauptsächlichsten Verfuhrsstraßen, die zu der Stadt hinführen, vereinen, die balta'sche Straße aus Podolien und Polen, und die nikolajew'sche Straße aus der Krim und dem innersten Herzen Rußlands. Die letztere Straße ist die wichtigste für die Ausfuhr von Odessa, denn auf ihr gehen die Weine, Früchte und levantischen Waaren, welche Odessa nach Moskau u. s. w. sendet, die balta'sche Straße aber für die Einfuhr zur Stadt, denn auf ihr kommt aller podolischer Weizen herab, der den Hauptstamm des nicht eben vielfach verzweigten Handels von Odessa bildet. Außer diesen beiden Straßen kommt noch die ovidiopol'sche von den Donaumündungen zur Stadt heran, welche aber die am

wenigſten belebte iſt, denn ſowohl mit den Städten Ismaïl, Kilia, Brailow u. ſ. w., als mit der Türkei ſteht Odeſſa natürlich mehr auf dem Seewege in Verbindung, — und endlich die tiraspol'ſche Straße aus Beßarabien, die beßarabiſches Getreide, moldauiſche Weine, Kohlen, Holz und viele andere Bedürfniſſe der Stadt heranführt.

Jene beiden zuerſt genannten Straßen ſchütten nun all ihr Leben auf dem Pereſſip zuſammen, auf dem daher zwei faſt ununterbrochene Wagenreihen beſtändig aus- und einziehen, die langen, langſamen, mit Ochſen beſpannten Walken, die wir oben beſchrieben, die raſcheren Oboſen der Großruſſen, im Herbſte die mit Früchten, Tabak und anderen krim'ſchen Waaren beladenen Kameele der Tataren, die Reiſewagen der viel in Odeſſa verkehrenden polniſchen Herren und der Paſſagiere, die nach Moskau, Petersburg oder in's Ausland reiſen.

Odeſſa iſt bekanntlich ein Freihafen, und daher die Stadt rund umher mit einer Mauthlinie umgeben. Zum Auslaſſen dienen nur zwei Thore, eins auf dem Pereſſip und eins auf dem beßarabiſchen Wege. Um dieſe Thore herum iſt immer das dichteſte Gedränge von Wagen, Vieh und Leuten, die von den zahlreichen Mauthbeamten viſitirt werden. Hinein kommt man natürlich leicht und gut. So auch wir. Allein man muß ſich in Acht nehmen; es iſt wie eine Mäuſefalle. Man kann oft nicht ſo leicht wieder heraus. So ging es mir, dem man ſpäter mehre Sachen nicht wieder auszuführen geſtattete, weil man ſie nicht als ruſſiſche Waare anerkennen wollte. Alles, was man Ausländiſches wieder ausführen will, muß man bei'm Einfahren angeben und ſich darüber einen Schein ausſtellen laſſen.

Die Häuſer der Vorſtadt Pereſſip ſind, wie die aller weitläufigen Vorſtädte Odeſſa's, aus jenen oben erwähnten Kalkquadern gebaut. Die Steine ſind gewöhnlich nur regelmäßig aufeinander gelegt, ohne Kalk,

„ohne anfugenden Kitt"
„Maſſen auf Maſſen gehäuft,"

oder, beſſer zu ſprechen, ohne Kitt und Schick, Haufen über Haufen polternd. Es iſt unglaublich, was die aus dieſem lockeren Steine aufgeführten Gebäude gleich für ein ruinirtes Aeußere gewinnen, wenn ſie auch nur kurze Zeit erſt ſtanden. Vom niedrigen Pereſſip aus führen zwei oder drei „Spusski" (Auffahrten) zur hohen Stadt hinauf. Wir fuhren den hauptſächlichſten, den „Narischkina Spussk" (die Nariſchkin'ſche Auffahrt) hinauf und durch lange ſtaubige Straßen zum Hôtel de Petersbourg am Boulevard, wo wir denn Zeit und Gelegenheit fanden, uns von allen etwaigen Steppenſtrapazen zu erholen und den Leib, mitunter auch den Geiſt, mit allerlei civiliſirten Genüſſen zu erfreuen.

Odessa.

„Greift nur hinein in's volle Menschenleben.
„Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt.
„Doch wo ihr's packt, da ist es int'ressant."

Handel.

Die Lage von Odessa ist häufig kritisirt und getadelt worden, allein, wie mir es scheint, mit Unrecht. Denn obgleich sie mehre Fehler und Unbequemlichkeiten (Mangel eines guten natürlichen Hafens, Mangel an Trinkwasser u. s. w.) hat, so waren doch diese Uebelstände wohl kaum zu vermeiden. Das Haupterforderniß der guten Lage einer Seehandelsstadt ist dieß, daß man zu ihr von allen Seiten her zu Lande möglichst bequem und aus möglichst großer Entfernung heranfahren könne, und daß eben so von der Seeseite her der Punct auf die am wenigsten umständliche Weise erreicht werden möge. Bei einem Meerbusen — und von einem solchen war hier ja die Rede, denn der nordwestliche Theil des schwarzen Meeres ist als ein Meerbusen zwischen der Krim, der Steppenküste und Bulgarien zu betrachten — bei einem Meerbusen, der durchweg tief und fahrbar, ist alle Mal der innerste, am meisten in's Land vordringende Winkelpunct der günstigste für die Anlage der Haupthandelsstadt der umliegenden Küstenländer, weil die Landfrachten zu ihm von allen Seiten her gleich weit haben, und die wohlfeileren, für das Innere bestimmten Seefrachten, die man natürlich immer gern so spät als möglich mit dem Landtransport vertauscht, am weitsten in's Land vordringen können. Darnach ist es bei einem Blick auf die Karte klar, daß der Brennpunct des Handels des südwestlichen Rußlands in die Gegend zwischen Dniepr- und Dniestr-Mündung fallen mußte; an welcher Stelle nun gerade in dieser Gegend, das mußte Ortsgelegenheit entscheiden, ein bequemer Hafen, eine Flußmündung u. s. w. Als Flußmündungen boten sich die des Dniestr und des Dniepr, und es ließ sich erwarten, daß an einer derselben der große

Verkehrsplatz erscheinen würde. Man erwartete dieß allerdings auch und wollte auf der einen Seite Cherson zu Dem erheben, was jetzt Odessa ist, und auf der anderen Seite sollte Odessa selbst blos als Mündungs- und Ausfuhrplatz des Dniestrthales an den Liman dieses Flusses zu liegen kommen. Allein die Unbequemlichkeit der Einfahrt in den Dniestr, wo nur zwei wenig tief ausgerissene Oeffnungen in dem Peressip des Limans sich befinden, und die eben so große des Eingangs in den Dniepr, dessen Mündung auch durch Sandbänke verdorben wird und der seiner von Osten nach Westen gehenden Richtung wegen noch dazu wieder nur mit ganz anderen Winden erreicht werden kann als der innerste Winkel des odessaischen Meerbusens, verhinderten dieß. Es blieb daher nur eine Wahl unter den verschiedenen Puncten der Küste zwischen jenen beiden Flußmündungen. Und hier war denn die Rhede von Odessa der geeignetste Punct, weil hier doch wenigstens eine Art von Bai den Schiffen einigen Schutz bot, während die ganze übrige völlig hafen-, bai- und rhedelose Küste auch nicht einmal Das hatte. Die Schiffer und Handelsleute fühlten dieß Alles mit ihrer sich nie irrenden Praxis richtiger heraus, als die Gelehrten es berechneten, und Odessa stieg trotz aller ihm Anfangs in den Weg gelegten Hindernisse siegreich empor. Der Plan eines Dniestr-Odessa wurde aufgegeben, und das Dniepr-Cherson sank zu Dem herab, was es jetzt ist, zu einem Hülfs- und Nebenorte Odessa's, welcher denjenigen Zweig des Handels dieser Stadt vermittelt, der auf das Thal des Dniepr Bezug hat*).

Daß indeß natürlich die Mündungen der Flüsse Dniestr und Dniepr, ja auch die der Donau nicht ohne Einfluß bleiben auf den Handel von Odessa, versteht sich wohl von selbst, da ja alle diese Flüsse in der Nähe der Stadt in den Odessa'schen Meerbusen ausmünden. Odessa setzt sich mit ihnen durch die Cabotage mittels kleiner Fahrzeuge in Verbindung. Die Mündung des Dniepr ist entschieden die bedeutendste. Von den 500 Küstenfahrten, die dem Journal d'Odessa zufolge jährlich von verschiedenen Puncten der russischen Küste nach Odessa hin statthaben, kommen allein 350 bis 400 von der Dnieprmündung, mit den Producten der Ufer dieses Flusses beladen. Die Verbindung mit dem Dniestr wird durch ungefähr 10 bis 15 Fahrten unterhalten, und die mit der Donau durch 8 bis 12.

Im Jahre 1837 stellte sich die ganze Cabotage Odessa's dem besagten Journale zufolge so:

---

*) Die Situation von Odessa noch näher zu beleuchten, wäre hier wohl nicht der Ort, und überhaupt auch noch nicht die Zeit. Denn wo sind bisher von den Geographen allgemeine Principien aufgestellt worden, nach denen man die geographische Lage eines Ortes in Bezug auf Verkehr beurtheilen könnte?

			Fahrten.
Mit dem Dniepr	Nikolajew	39	382
	Cherſon	343	
Mit dem Dnieſtr	Akkerman	6	6
Mit der Donau	Kerri	3	6
	Ismael	1	
	Sulina	2	
Mit der Krim	Eupatoria	21	66
	Sewaſtopol	8	
	Balaklawa	1	
	Galta	23	
	Verſchiedene Puncte d. krim'ſchen Südküſte	13	
Mit dem Don und Aſow'ſchen Meere	Kertſch	3	23
	Taganrog	5	
	Roſtow	15	
Mit dem Kaukaſus	Poti	1	4
	Redut kalé	3	
		Total	487.

Die meiſten aller von Odeſſa auszuführenden Waaren kommen indeß nicht auf den noch ſehr wenig benutzten und unbequemen Flüſſen, ſondern zu Lande per Achſe an. In demſelben Jahre 1837 betrug die Anzahl der großen Schiffe, welche von Odeſſa befrachtet wurden, 797, deren jedes durchſchnittlich ungefähr 8 bis 10 Mal ſo viel Tonnengehalt hatte, als jedes jener 468 Fluß- und Küſtenfahrer. Da alle die Waaren, welche jene 797 Seeſchiffe fortführten, entweder zu Lande mit Wagen oder mit Flußſchiffen angekommen ſein mußten, ſo läßt ſich darnach berechnen, daß leicht 12 bis 15 Mal mehr Waaren per Achſe ankommen als auf den Flüſſen und durch die Cabotage. Was von Odeſſa in's Innere des Landes ausgeführt wird, geht aber Alles per Achſe, denn ſtromaufwärts werden jene Flüſſe ſo gut wie gar nicht benutzt.

In Bezug auf auswärtigen Handel nimmt Odeſſa jetzt den dritten Platz unter den ruſſiſchen Seeſtädten ein und kommt der zweiten, nämlich Riga, faſt gleich. Die 5 Hauptſeehandelsplätze Rußlands ſind nämlich die Mündung der Dwina (Archangel), der Newa (Petersburg), der Düna (Riga), des Don (Taganrog) und des Dniepr (Odeſſa). — Petersburg behauptet den erſten Rang, Riga den zweiten, Odeſſa den dritten, Taganrog den vierten, Archangel den fünften. Man kann aber auch Odeſſa und Riga, ſo wie Archangel und Taganrog faſt gleich annehmen, wie dieß aus folgender vergleichenden Ueberſicht der an dieſen Orten durchſchnittlich im Jahre beſchäftigten Schiffe und Capitalien hervorgeht *).

*) Es ſind nur runde Durchſchnittszahlen, die hier hinreichten, aus den Tabellen der letzten 10 Jaher.

	Petersburg.	Riga.	Odessa.	Taganrog.	Archangel.
Beschäftigte Schiffe.	1500 — 2000	1000 — 1500	600 — 800	300 — 400	350 — 500
Ausfuhr.	100—120 Mill.	35—50 M.	25—30 M.	10 M.	10 M.
Einfuhr.	140—160 Mill.	15—20 M.	20—25 M.	5 M.	1 M.
Totalsumme der Aus- und Einfuhr.	240—280 Mill.	50—70 M.	45—55 M.	15 M.	11 M.
Ungefähre Stellung dieser Plätze zu einander in Zahlen nach der Größe des von ihrem Handel beschäftigten Capitals.	25	6	5	$1\frac{1}{2}$	1

Petersburg hat also ungefähr einen doppelt so großen Handel als alle übrigen russischen Häfen zusammengenommen, Odessa und Riga jedes einen 4 bis 5 Mal größeren als die beiden kleinsten (Archangel und Taganrog), und einen 5 Mal kleineren als der größte (Petersburg).

Mit keiner Nation steht Odessa in lebhafterem Verkehre als mit den Italienern. Die meisten italienischen Schiffe fahren unter österreichischer und sardinischer Flagge. Nach den Italienern kommen die Engländer, darnach die Griechen. Der Verkehr mit den Franzosen, Türken und allen übrigen Nationen ist unbedeutend. Im Jahre 1837 waren dem Journal d'Odessa zufolge die verschiedenen Flaggen nach der Zahl der Schiffe in folgendem Verhältnisse:

Oesterreicher	243	Schiffe
Sardinier	161	"
Engländer	121	"
Griechen	89	"
Türken	8	"
Franzosen	8	"

Das größte Schiff, das ankam, hatte in diesem Jahre 700 Tonnen Gehalt, das kleinste, der Chrysostomos (Goldmund) des griechischen Capitäns Diamandi Emanuili 24 Tonnen. Das erste Schiff, das ankam, war ein Grieche, das letzt angekommene (den 19. Dec.) ein Engländer, und das zuletzt abgesegelte (den 15. Dec.) ebenfalls ein Engländer. Die Griechen und Engländer sind wohl auf diesen Meeren, wie auch anderswo, die kühnsten Schiffer.

Die große Kaufmannschaft von Odessa besteht hauptsächlich aus Griechen, Italienern und Deutschen. Englische Häuser, wie in Riga und Petersburg, giebt es sonderbarer Weise gar nicht, wohl aber einige französische, namentlich Weinhändler. Russische Kaufleute, die mit dem Auslande handelten, sind hier eben so wenig vorhanden, wie an den anderen russischen Seeplätzen. Es giebt im Ganzen in Odessa ungefähr 40 bis 50 große Handelshäuser. Die größten davon sind Griechen, dann kommen die Italiener, dann einige Deutsche. Dieselben Verhältnisse finden ungefähr in Taganrog statt. Zu den Häusern ersten Ranges gehören die Cortazzi, Rodokanaki, Stieglitz, Ralli. Sie machen jedes jährlich circa für 4 Millionen Rubel Geschäfte. (In Petersburg machen die ersten Häuser für circa 20 Millionen Geschäfte, und in Riga giebt es ein paar Häuser, die gegen 10 Millionen in Umschwung setzen.) Die Häuser zweiten Ranges in Odessa sind Walther, Porro, Popudow u. s. w. zu ungefähr 2 Millionen jährlichen Umsatzes. Von den Lebenswegen und Schicksalen mehrer hier emporge-

kommener Griechen und Italiener erzählt man sich wunderliche Geschichten. Alle Mäkler-, Commissionär-, Zwischenhändler- und Banquier-Geschäfte werden von Juden besorgt, deren sich hier, Kinder und Weiber eingerechnet, über 12,000 befinden. Reiche russische Handelsleute, wie in Riga und Petersburg, welche die seewärts handelnden Häuser mit dem Innern in Verbindung setzten, giebt es hier noch fast gar nicht. Natürlich ist das ganze Getriebe der so neuen Handelsmaschine von Odessa noch sehr roh und wenig entwickelt, und namentlich unterliegt die Verbindung mit dem Innern sehr vielen Umständlichkeiten und Schwierigkeiten. Es fehlt den großen Handelshäusern insbesondere noch an solchen vermittelnden Zwischenhändlern, die das Geschäft des Aufkaufens übernehmen und das Mittelglied zwischen dem Producenten und dem großen Kaufmanne bilden, und was an solchen Mittelgliedern da ist, besteht aus lauter Juden, die denn eben nicht die angenehmsten Vermittler sind. Die großen Handelsleute sehen sich daher oft genöthigt, ihre eigenen Committenten in's Innere zu schicken, um den Aufkauf aus den Händen des Producenten zu bewerkstelligen.

Die Waare, um welche sich der ganze Verkehr von Odessa dreht und von deren Verschleiße das Wohl und Wehe der Stadt hauptsächlich abhängt, ist der Weizen Podoliens, Beßarabiens und Neu-Rußlands, und auf alle andere Waaren, allenfalls mit Ausnahme des Talgs und der Wolle, sehen die großen Handelsherren mit Verachtung herab. Dieser Weizen geht fast ausschließlich nach England und Italien.

Der zweite Artikel ist wohl Talg, das in den großen Sfalganen (Talgsiedereien) der Steppe gewonnen wird. Es geht größtentheils nach England, kleinerentheils nach der Türkei, wo man es speist. Gegen diese beiden Artikel und die Wolle erscheint alles Andere unbedeutend. Doch werden allerdings auch einige russische Fabrikproducte, z. B. Tücher, Manufacturwaaren aus dem Innern, Seilerarbeiten aus Odessa, und noch sonst einige Kleinigkeiten für die Türkei verschifft.

Die Haupteinfuhr besteht in ausländischen Manufacturwaaren. Den officiellen Angaben zufolge dienen sie meistens nur für den Verbrauch der Stadt, der ein Freihafen ist. Von 25 Millionen Rubel für eingeführte Waaren waren 17 Millionen für die Stadt und nur 9 Millionen für die Versendung in's Innere bestimmt. Allein natürlich wird von den für die Stadt angeschriebenen 17 Millionen noch Vieles auf anderen Wegen in's Innere befördert, Einiges geschmuggelt, Einiges von Reisenden mit hinausgenommen, die aus Podolien u. s. w. nach Odessa kommen, um sich mit Kleidern und anderen Luxusartikeln zu versehen. Jedoch liegt Odessa von allen Mittelpuncten der europäischen Fabrikindustrie so entfernt, daß alle

Luxusartikel hier trotz des Freihafens in der Regel theuerer und entſchieden ſchlechter ſind als in Petersburg. Welche Wege hat man nicht von hier bis zur Themſe und zu den Rheinmündungen zu machen! — Man verſorgt ſich daher bis tief in den Süden von Rußland herab, bis Kiew und bis in die Ukraine mit ſolchen immer noch leichter von Petersburg als von Odeſſa aus.

Am weiteſten verſchickt Odeſſa die aus der Levante und der Krim empfangenen Waaren, Farbeſtoffe, Roſinen, Früchte, Weine, beſonders Baumwolle. Dieſe gehen bis Moskau und die krim'ſchen ſelbſt bis Petersburg. Allein die Vortheile, von dem ſchon ſeit längerer Zeit handelnden, großen Markte Petersburg zu beziehen, ſind ſo groß, daß eine nicht geringe Menge mittelmeeriſcher Waaren bis in's Innere von Rußland häufiger von Petersburg als von Odeſſa aus verſchrieben werden. So ißt man in Moskau keine andere Apfelſinen als über Petersburg gekommene, und auf der großen ukrainiſchen Wintermeſſe in Charkoff fand ich faſt eben ſo viele „Bakalenije Towari“ (ſo nennen die Ruſſen ungefähr Daſſelbe, was wir unter levantiſchen Waaren begreifen), die von Petersburg bezogen waren, als ſolche, die von Odeſſa kamen.

Es läßt dieß natürlich darauf ſchließen, daß das neue Odeſſa ſich mit Riga und Petersburg noch nicht in das gehörige Gleichgewicht geſetzt hat und noch nicht in dem ganzen Handelsgebiete durchgedrungen iſt, welches die geographiſche Lage dieſer Stadt anzuweiſen ſcheint. Dieß iſt in einem ſo auffallenden Grade wahr, daß das mächtige Petersburg ſogar noch mitten aus den Steppen, ja ſogar aus den Umgegenden des aſow'ſchen Meeres Talg bezieht, um es über die Oſtſee nach England zu ſchaffen, und daß Riga ſogar einen noch roheren Artikel, Maſten und anderes Holz, aus ſehr tief am Dniepr herabliegenden Gegenden mit vielen Koſten über Land in die Düna ſchaffen läßt, um es dann auf Seewegen weiter zu verſenden.

Es iſt ſchwer, das Handelsgebiet einer Stadt anzugeben, da jede Waare je nach ihrer Begehrtheit in benachbarten Ländern und je nach ihrer Transportabilität und nach anderen Umſtänden ſo verſchiedene Kreiſe hat. Doch läßt ſich im Ganzen ſagen, daß Odeſſa mit ſeinen Handelsverbindungen noch ſehr wenig über das ſüdliche Steppenplateau hinausgekommen iſt, und ſchon in der Ukraine und den mittleren Dnieprgegenden mit den mächtigen Einflüſſen der Handelsgebiete von Riga und Petersburg ringt.

In wie einfachem und wenig ausgebildeten, ja rohem Zuſtande ſich der Handel von Odeſſa noch befinden müſſe, ſcheint mir ſchon aus dem Umſtande hervorzugehen, daß ſich mehre reiche Gutsbeſitzer, namentlich polniſche, ſelbſt mit der Verſendung ihres Getreides befaſſen. Es befinden ſich Niederlaſſungen, Comptoirs und bedeutende Magazine polniſcher Edelleute

in Odessa, aus denen ohne Vermittelung des Kaufmanns die Waare sogleich aus den Händen des Producenten in die des Schiffscapitäns übergeht. Es findet dieß in Petersburg nicht statt und kann, wie es scheint, in keiner Handelsstadt stattfinden, wo ein gebildeter, raffinirter und eingeübter Kaufmannsstand existirt, gegen dessen Speculationen und Combinationen der unbeholfene Ackerbauer, der nothwendig nie in so inniger Verbindung mit der übrigen Handelswelt stehen kann, nicht aufkommen darf.

Die Schnelligkeit der Correspondenzverbindungen, in denen Odessa mit einigen anderen Haupthandelsplätzen steht, wurde mir von einem dortigen angesehenen Kaufmanne so angegeben. Nach Konstantinopel geht ein Brief in 2 bis 3 Tagen, nach Petersburg in 8 bis 9, nach Wien in 10, nach Hamburg in 11 bis 12 Tagen. Von London kann man über Warschau und Hamburg in 25 bis 27 Tagen Antwort haben.

Das Hôtel de Petersbourg, in dem wir abgestiegen waren, ist ein großes Gebäude, unmittelbar am schönen Boulevard der Stadt mit einer weiten Aussicht auf die Häfen, auf das Meer und die gegenüber liegende Küste der Otschakower Steppen. Das Haus liegt gerade auf der Stelle, wo früher der kleine türkische Ort Hadji-Bei und in alten Zeiten in den Desertis Getarum der römische Portus Istriorum lag, welche beide kleine Orte es sich wohl nie einfallen ließen, daß sie die Vorläufer einer solchen Stadt sein sollten. In der That, welcher Prophet ahnte nur noch vor 60 Jahren, daß man schon 1838 an dieser Stelle etwas der Art wie Odessa erblicken könnte? Man muß wirklich gestehen, daß die Entwickelung und der Aufschwung des russischen Reichs alle Prophezeiungen übertrifft, die selbst der kühnste Seher-geist diesem Reiche vor einem Jahrhunderte hätte machen können. Dieß rasche Emporkommen von Städten und Bevölkerungen findet fast nirgends seines Gleichen, wenn wir Amerika und das englische Ostindien ausnehmen. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts hatte Odessa kaum 8000 Einwohner und einen unbekannten Namen. Jetzt hat es 10 Mal so viele Einwohner und einen über die Welt verbreiteten Ruf.

Die Stadt ist, wie alle neueren russischen Städte, nach einem sehr regelmäßigen Plane erbaut. Das Terrain, das sie bedeckt, ist ungemein groß, und in mehren Richtungen, wenn man die Vorstädte mitrechnet, kann man innerhalb der Stadt 4 bis 5 Werst weit geradeaus fahren. Doch hält sich ihr Kern in einem Halbkreise zusammen, den man vom Boulevard aus mit einem Radius von 2 Werst Länge beschreiben kann. Das Terrain ist überall gleichmäßig flach wie die Steppe, und der Plan weder von einem Fluß durchschnitten, noch von einer Bodenerhebung in seiner Entwickelung gehemmt. Nur ein paar tiefe Regenschluchten durchfurchen ihn, über welche

einige Brücken geführt werden mußten. Die Straßen sind breit und die freien Plätze groß. Rund um die Stadt herum ist Alles frei, so daß man bei mehren quer durchsetzenden Straßen auf der einen Seite unmittelbar auf's Meer, auf dem anderen Ende auf die Steppe die Aussicht frei behält und also diese beiden Wüsten immer unmittelbar in die Stadt hineinblicken. Die große Breite der Straßen und die Weitläufigkeit der Bauart, die unter anderen Umständen eine Wohlthat sein würden, sind es für Odessa ohne Zweifel nicht. Denn theils erschweren sie die ungemein schwierige Bepflasterung der Straßen, theils geben sie so alles in ihnen Wandelnde im Sommer den unbarmherzigsten Sonnenstrahlen preis, theils lassen sie den Winden und dem Staube, den diese beständig von der Steppe hereinführen und von den Straßen aufheben, den freiesten Spielraum. Odessa liegt ungefähr mit Genua unter gleichem Breitengrade, und man hätte bei seiner Anlage die Bauart dieser Stadt etwas mehr nachahmen sollen, um die Steppenstürme zu brechen, den Staub zu mindern, Schatten zu schaffen und die Bepflasterung zu erleichtern. Der Staub in Odessa ist Sommers so ärgerlicher Art, wie ich ihn noch in keiner Stadt traf, und er ist in der That geeignet, Einem die ganze Existenz in ihr nicht weniger zu verleiden, als Humboldt's Mosquito-Schwärme den Aufenthalt am Orinoko. Er ist äußerst fein, schwarz und eindringlich, erhebt sich bei Wind in großen Wolken, die man aus allen Straßenöffnungen in's Meer hinausstürmen sieht, schwebt, wenn er bei Windstille von den Wagen und Pferden aufgeregt wird, wie Rauch in der Luft und verleidet nicht nur den Gebrauch der Straßen, sondern verfolgt auch noch die Einwohner in den Häusern, indem er durch alle Thüren und Fensterfugen eindringt. — Da von der Steppe immer neuer Schmuz eingeschleppt wird, so wird man selbst auf den gepflasterten Straßen des Staubes nicht Herr.

Das Pflaster von Odessa ist wohl eines der kostspieligsten, die es giebt. Da die Steppe und überhaupt alle umliegenden Landschaften durchaus kein brauchbares Material liefern, so pflastert man mit Steinen aus Italien und besonders aus Malta. Theils bringen die Schiffer sie als Ballast mit, theils bestellt man sie dort expreß und läßt sie als Waare herführen. Einige Straßen sind mit großen harten malteſischen Quadersteinen gepflastert, die eine wahre Felsenfläche bilden. Auf ihnen zu fahren ist ein Ruin für Pferde und Wagen. Doch ehe diese ihre Räder darauf brechen, sind es zuerst immer ein paar „Podrádschiks" *), die an solchem neuen Pflaster schon scheitern, ehe

*) Bauunternehmer, Lieferanten u. s. w., die mit der Krone einen Podráb (Contract) schließen, irgend einen Bau in einer festgesetzten Zeit für eine gewisse Summe herzustellen, oder eine Lieferung zu machen.

es noch fertig ist. Man erzählte fast von jeder Straße ein paar Geschichten von solchen bei ihrer Pflasterung verunglückten Unternehmern. Manche freilich, die es verstehen, werden auch reich dabei. Indeß sind natürlich nur erst die Hauptstraßen von Odessa gepflastert, und die meisten übrigen zeigen bei Regenwetter, in welchem Elende und Schmuz die Stadt noch vor 20 Jahren begraben war. Aus jener guten alten Zeit, wie sich die Odessaer ausdrücken, cursiren noch allerlei kleine Geschichten und bildliche Carrikaturen, den Berliner Witzen ähnlich, unter den Leuten herum, die sich auf jenen Zustand beziehen. So sah ich ein Bildchen mit der Ueberschrift: „Wie man sich in Odessa etablirt." Ein aus Marseille angekommener Franzose steht auf einer Straße bis an die Kniee im Schmuz und ruft aus: „Je me fixe ici!" Ein anderes Bild trug die Ueberschrift: „Wozu die Odessaer Straßenpolizei gut ist." Eine Frau steht auf dem Bilde, die trotz aller Bemühungen immer tiefer und tiefer in der grundlosen Kothsuppe versinkt. Endlich kommt sie auf etwas Hartes, faßt Grund und dankt Gott für ihre Rettung. Das Harte entdeckt sich als der Kopf eines mit sammt seinem Pferde bereits früher versunkenen Polizeidieners. Dank sei es den thätigen Generalgouverneuren, die Odessa gehabt hat (Richelieu, Langeron, Woronzow), daß dieser barbarische Straßenzustand jetzt verschwunden ist.

Die Namen der Straßen Odessa's sind alle zugleich in russischer und italienischer Sprache an den Ecken angeschlagen, z. B. „Alexandrinowskaja Ploschtschad" und darunter „Piazza Alessandra". Diese beiden Sprachen sind die am meisten in Odessa verstandenen. Denn so viele Sprachen auch hier in den Häusern und Privatcirkeln geredet werden, so kann man doch annehmen, daß Russisch die Sprache des gemeinen Mannes ist, gleichsam die Straßensprache, die Jeder der Fuhrleute, der Knechte und Diener wegen verstehen muß, und in der sich die Italiener mit den Juden, die Karaiten *) mit den Griechen, die Deutschen mit den Bulgaren, wie mit den Russen verständigen, wenn sie in dem Idiom des Fremden nicht fortkönnen. Es ist die Sprache des Marktes, des Hafens und dabei natürlich auch die officielle Sprache der Behörden. Italienisch dagegen wird erstlich von den zahlreichen Italienern selbst und dann von den Griechen geredet, und da diese die Hauptkaufmannschaft ausmachen, so ist es die Sprache des Handels und der Börse, auf welcher daher auch die täglichen Preis-Courante, so wie alle Bekanntmachungen in italienischer Sprache gedruckt werden. Auch das „Casino del Commerce" kann dieß lehren, das eine italienische Einrichtung und

*) Tatarische Juden.

Benennung hat. Daß dabei Französisch die Sprache der Conversation der höheren Welt bleibt, versteht sich von selbst. Auch erscheint das Journal d'Odessa in französischer Sprache. Die sämmtliche Judenschaft redet ein verdorbenes Deutsch. Englisch kommt nicht in Betracht. Wie groß hier die Sprachverwirrung ist, läßt sich schon daraus abnehmen, daß einmal in einem Winter in einem und demselben Locale von Liebhabern Theater-Vorstellungen in 5 verschiedenen Sprachen gegeben wurden. Auf den Straßen hört man überall Russisch, Englisch, Italienisch, Deutsch, Jüdisch, Tatarisch, Polnisch, Türkisch, Griechisch, Bulgarisch, Armenisch, Moldauisch, Ungarisch, Dalmatisch, Französisch, Schwedisch, Spanisch und noch mehre andere Sprachen, und zwar nicht etwa nur von einzeln vorübergehenden Fremden, sondern von einer Menge hier einheimischer und angesiedelter Leute. Daß aber außer dem Russischen das Italienische überwiegt, zeigt sich auch darin, daß die hiesigen gemeinen Russen ihre Landessprache mit mehren italienischen Worten mischen. So reden die Odessa'schen Fuhrleute gewöhnlich jeden Herrn „Signor" an und das Wort „Ecco" ist hier fast ganz in's Russische übergegangen. Doch fließt zuweilen auch ein Wort aus einer anderen Sprache ein. So ist eine ganz gewöhnliche Redensart, wenn sie sich schimpfen: „Ecco! Schelm! Canaille!" italienisch, deutsch und französisch. Die Sprachenverwirrung in ganz Rußland ist groß, aber in Odessa, zu dessen Bevölkerung man Europa und Asien zu Hülfe rief, hat sie einen so hohen Gipfel erreicht, wie in Babylon.

Die Gebäude der eigentlichen Stadt sind alle in einem mehr oder weniger italienischen Style gebaut, d. h. zweistöckig, mit flachen Eisendächern, mit vielen Säulen und Balkons, und obgleich man dabei nicht an so solide Gebäude denken darf, wie die Villa's sind, welche auch wohl in Deutschland und England reiche Leute sich zuweilen in italienischem Geschmack aufführen, so machen doch die meisten einen recht guten Effect, und besonders angenehm ist es, daß alle sich so bequem und vollständig entwickeln können. Nirgends ist der Raum beschränkt, und nirgends erscheinen daher diese difformen, gequetschten, geschrobenen und verdrehten Häusergewächse, wie man sie wohl in engen deutschen Städten sieht.

Besonders angenehm fallen die schönen überall, in den Straßen vertheilten Kornmagazine auf, durch deren luftige Fenster man den schönen goldenen Segen der Felder in reichlichen Massen aufgespeichert liegen sieht. Diese Magazine, an denen Odessa überaus reich ist, — die Stadt kann jetzt 70,000 bis 80,000 Last Weizen lagern — werden ganz mit derselben Eleganz, wie die Wohnhäuser gebaut, und zwar aus Speculation. Denn in der That werden sie auch mit der Zeit in Wohnhäuser verwandelt. Da

nämlich die Stadt jetzt ihre bestimmten Gränzen erreicht hat und sich nicht mehr in die Steppe hinaus erweitert, sondern in ihrem Innern sich auszubauen anfängt, so werden nun allmählig die Magazine, die bisher noch überall in den belebtesten Straßen lagen, zu Wohnhäusern verlangt und daher nach und nach mehr in die Hinterhäuser und in die äußeren Kreise der Stadt hinausgedrängt. Einige von diesen Magazinen sind wahre Prachtgebäude, so z. B. das des Grafen Potocki, die des polnischen Edelmanns Sabanski. Das letztere ist in einem sehr edlen Geschmack gebaut und sieht in der Ferne wie ein großer Palast aus. Dem Sabanski gehört es jetzt nicht mehr. Denn seit der polnischen Revolution ist es Eigenthum der Krone geworden. Odessa war damals die Residenz vieler polnischen Großen, die hier ihre Klubbs und Conventikeln hatten, um insgeheim auch von hier aus die Revolution zu unterstützen. Sabanski war einer der Hauptanführer und wurde später landesflüchtig. Seitdem hat das große polnische Leben in Odessa etwas aufgehört, und kurz nach Beendigung des Kriegs litt der Handel der Stadt sogar etwas.

Was die Privathäuser anbetrifft, so sind die am meisten ausgezeichneten das des Grafen Woronzow und das der Narischkin's, in deren Innerem man nichts vermißt, was unser Globus an Pracht und Luxus gewähren kann. Doch muß man am Aeußern des Narischkin'schen Palais die viele „Stukkaturni robota" (Stukkatur-Arbeit) tadeln, von der die Russen große Liebhaber sind. Die Mauern des Hauses sind mit einer Menge von Kränzen, Engeln und Schnörkeleien aus Gyps überladen, die sich sehr bunt und geschmacklos ausnehmen.

Das erste Geschöpf, dem wir bei unserer Ankunft in Odessa in die Hände fielen, war ein Jude und das zweite ein Grusinier.

Der Jude kündigte sich als den „Factor" des Wirthshauses an und machte uns mit dieser mir neuen Würde bekannt. Der „Factor" ist der Remplaçant des Wirths, der den Fremden die Logis anweist, mit ihnen die Contracte darüber abschließt, ihnen Bedienung verschafft und an den sie sich auch sonst bei allen etwaigen Wünschen richten. Der Wirth selbst oder, wie er sich nennt, der Eigenthümer des Hotels zeigt sich gar nicht und lebt, unbekümmert um seine Gäste, in vornehmer Zurückgezogenheit, in welcher er sich nur alle Abende von seinem Factor über den verflossenen Tag Rechenschaft ablegen läßt. Er ist gewöhnlich ein Mann, der nichts von der Wirthschaft versteht, ein ehemaliger Kaufmann, oder ein verabschiedeter Major, und nie, wie bei uns gewöhnlich, ein von unten herauf gedienter Kellner, der nun der ganzen Wirthschaft mit seinem Geiste und seiner Thätigkeit Seele giebt. Auch befaßt er sich durchaus nicht mit der Küche. Denn diese hat er

wieder an einen ſogenannten „Traiteur" verpachtet, der das Wirthshaus mit ſeinem von ihm dependirenden Perſonal bezieht und auf Verlangen mit Speiſe und Trank verſorgt. Man kann ſich daher denken, daß, ſo groß dieſe Odeſſa'ſchen Hotels auch ſind, man doch ſehr ſchlecht in ihnen aufgehoben iſt. Dazu kommt nun aber noch, daß es auch keine Klingeln für Kellner und Marqueurs giebt, weil dieſe letzteren nämlich ſelber nicht vorhanden ſind. Man muß entweder ſeinen Diener ſchon mitbringen, oder ſich für die Zeit ſeines Aufenthalts durch die Vermittelung des Factors einen miethen. Ja man rechnet ſogar darauf, daß man ſein eigenes Bettzeug mit ſich führe, und giebt daher blos das Bettgeſtell und allenfalls die Matratzen. Wer keine Betten bei ſich hat, muß dann von Neuem über dieſen Gegenſtand mit dem Factor unterhandeln. Nach dieſem äußerſt unbequemen Zuſchnitte ſind alle großen Odeſſa'ſchen Gaſthäuſer eingerichtet. Ja es iſt überhaupt, wie ich nachher zu erfahren Gelegenheit hatte, in der Krim, in Beßarabien und Galizien die allgemeine Form. Wahrſcheinlich kommt ſie aus Polen, deſſen Sitten überhaupt von bedeutendem Einfluſſe auf Odeſſa waren.

Der Gruſinier war ein Barbier; denn unſer Bart war in der Steppe wie Gras gewachſen. Es war ein wahrer Genuß, ſich von dieſem Orientalen den Bart abnehmen zu laſſen. Ein junger, hübſcher, gewandter, ſehr elegant, halb europäiſch, halb aſiatiſch gekleideter, mit Silber verbrämter Burſche, der ſo vielerlei angenehme und gefällige Manieren bei ſeinem Geſchäfte entwickelte, daß ich, an die deutſchen unbehülflichen Barbiere zurückdenkend, welche dieſe Sache ſo philoſophiſch gründlich und unbeholfen betreiben, bald inne ward, daß dieſe Kunſt eine ächt orientaliſche ſei. Auch erzählte er mir, daß ſeine Landsleute, die Gruſinier, in Odeſſa ausſchließlich im Beſitze dieſes Gewerbes ſeien. Sie haben hier nahe an 100 Raſirſtuben, die ich nachher ihrer Nettigkeit und Reinlichkeit wegen häufig und gern beſuchte. Dieſe Raſirſtuben ſpielen bekanntlich eine bedeutende Rolle im Leben der Orientalen, die ein gut Stück des Tages darin verſitzen und verplaudern, wie in den Kaffeehäuſern und Badezimmern. Sie ſind in Odeſſa ganz auf orientaliſchem Fuße eingerichtete, geräumige, hübſche Gemächer, mit einem langen Divan rund umher, mit Tapeten und Bildern verziert, ſogar mit Blumen geſchmückt. Der ganze weitläufige Apparat zum Raſiren, die großen Raſirbecken und andere Dinge ſtehen immer darin in Pomp und Ordnung aufgeſtellt, und man wird à merveille bedient. In Deutſchland kann man dergleichen Orte nicht ohne Widerwillen beſuchen. Hier lud Alles ein, zu verweilen und die Neuigkeiten anzuhören, welche ſich die Ein- und Auslaufenden erzählen.

Gut raſirt alſo und ſchlecht quartirt, machte ich meinen erſten Spaziergang in Odeſſa, und zwar natürlich, wohin es mich vor allen Dingen zog,

zunächſt in diejenigen Gegenden der Stadt, in denen ſich das Theater ihrer Hauptlebensverrichtungen findet, ich meine, zu den Orten des Handelslebens, zu den Häfen- und Waaren-Quais. Mein werther chineſiſcher Reiſegefährte Kun-laje war auch hier mein gütiger Begleiter.

Odeſſa hat die Eigenthümlichkeit, daß man in der Stadt ſelbſt von ihrem großen Handel wenig gewahr wird, und daß man ſie, durch ihre Straßen wandelnd, eher für eine inländiſche Fürſten-Reſidenz als für eine Seehandelsſtadt halten könnte. Nur bei den großen eleganten Kornmagazinen mußte man hier und da ein Auge zudrücken. Die trotzigen Söhne Neptun's, die Matroſen und Schiffskapitäne, kommen in der Stadt ſelbſt gar nicht zum Vorſchein. Von Waarenſchiffen befahrene Kanäle, wie in Hamburg und Venedig, durchkreuzen die Straßen nicht, und da die Waarenmagazine ebenfalls wie Wohnpaläſte ausſehen und die Häfen unten am Meere etwas zur Seite liegen, ſo hat die Stadt auf der hohen Steppe ganz das Anſehen, als ginge ſie das Getreibe dort unten gar nichts an.

Man hat bei Odeſſa zwei Molo's in die See hinausgebaut und dadurch zwei Häfen gebildet. Der eine heißt der Quarantäne-Hafen, der für die aus Peſtgegenden kommenden Schiffe beſtimmt iſt, d. h. alſo für ſämmtliche ausländiſchen Schiffe, denn es giebt keine ausländiſche Nation, welche, nach Odeſſa fahrend, den Durchgang durch den von den Türken verpeſteten Bosphorus vermeiden könnte. Der andere heißt der Kriegshafen („Wojennoi Gawen"), weil er zunächſt für die ruſſiſchen Kriegsſchiffe, dann aber auch für alle nicht verdächtigen Schiffe beſtimmt iſt, d. h. alſo blos für die ruſſiſchen Küſtenfahrer.

Zu jedem dieſer beiden Häfen führt von dem hohen Steppenplateau, auf dem die Stadt liegt, ein tiefer Thaleinſchnitt oder eine breite Schlucht herab, in der früher nur Regenwaſſer tröpfeln mochte, in die aber jetzt beſtändig das regſte Handelsleben ſtrömt, und wo die Zufuhr zu den Häfen hinab und die Einfuhr von ihnen herauf immer auf- und niederpulſirt. — Da es keine anderen Abfahrten zum Meeresufer giebt — nur mehre kleine unbequeme Steige für Fußgänger, — ſo hört auf der Straße in dieſen Schluchten während lebhafter Verladungszeit der Faden leerer und voller Frachtwagen nie auf, ſich fort und fort zu ſpinnen, beſonders da es mit dem auch bei dieſem Geſchäfte häufig angewandten Ochſengeſpanne nicht allzuraſch von Statten geht. Dazu das ununterbrochene Auf- und Abkutſchiren der Kaufleute und Handelscommis in fliegenden Droſchken, das ſich eben ſo häufig wiederholt, weil jedes Wort, das man mit dem in der Quarantäne ſteckenden Kapitän zu ſprechen hat, allemal eine eigene Fahrt erfordert.

Der Quarantäne-Hafen iſt natürlich der größere und wichtigere. Er

selbst, sein Molo und ein großes Stück des Ufers bis auf die hohe Steppe hinauf, wo eine Citadelle liegt, dieß Alles und darin die Quarantäne-Gebäude, d. h. Waarenspeicher für verdächtige Waaren, Hospitäler für die Kranken, Wohnhäuser für die Aerzte und anderen Beamten, so wie für die Passagiere, welche sich der Quarantäne unterziehen, Kaffeehäuser, große Plätze zum Spazierengehen und zum Ausladen der Waaren, diese sämmtlichen Dinge umfaßt die Quarantäne, und sie sind von Mauern, Befestigungen und Gittern umgeben, völlig aus dem Zusammenhange der Umgegend herausgeschält und von einer Kette mit scharf geladenen Flinten und Pistolen bewaffneter Soldaten umgeben, die keinen Unbefugten lebendig hinein, besonders aber keinen herauslassen. Auf dem Meere wird diese Kette durch eine Reihe von armirten kleinen Schiffen geschlossen, auf deren jedem sich 40 Mann Soldaten und ein paar Kanonen befinden. Die Russen nennen diese Schiffe mit einem deutschen Worte „Brandwacht," und dieser Name ist auch allgemein bei allen Nationen Odessa's dafür adoptirt. Eine dieser Brandwachten liegt ziemlich weit in's Meer hinaus, hält jedes ankommende Schiff in respectvoller Entfernung und nöthigt es, vorläufig zum Ankern auf der Rhede.

Da die Quarantäne-Anstalten von Odessa ihrer Anlage nach zu den großartigsten und vortrefflichsten gehören, die man hat, und da sie jedenfalls manche eigenthümliche Einrichtung und Erscheinung zeigen, deren Vergleichung mit anderen Anstalten interessant sein könnte, so ist es vielleicht nicht unpassend, wenn wir hier mittheilen, was wir davon sahen und erfuhren. Wir beginnen mit dem Erscheinen eines Schiffes. Jedes Schiff, es mag kommen, woher es will, ist gehalten, zuvörderst auf der offenen Rhede vor der Kette der Brandwachten vor Anker zu gehen. Eine Brandwacht setzt ein Boot mit einem Quarantäne-Offizier aus, der das ankommende Schiff untersucht. Findet es sich, daß dasselbe direct aus einem unverdächtigen russischen Platze kommt, so kann es unverzüglich in den Hafen für die Binnenschifffahrt einlaufen. Kommt es dagegen aus dem Bosphorus, so bleibt es vorläufig 14 Tage lang, von dem Augenblicke an gerechnet, wo es den Bosphorus verließ, auf der Rhede vor Anker liegen, ohne in den Quarantäne-Hafen einlaufen und an Lichtung oder Ladung denken zu dürfen. Da die Rhede Odessa's sehr unsicher ist, und besonders bei Ost- und Südost-Winden Unglück droht, so wird dem Schiffer im Herbste auch wohl ein Theil des Hafens selber zur Abhaltung dieser 14 Tage angewiesen. Um nun jenen Zeitpunct des Ausgangs aus dem Bosphorus und des Eintritts in's schwarze Meer gehörig zu bestimmen, wird dem Schiffskapitän und der Mannschaft zuvörderst ein Eid abgenommen, in dem sie beschwören, daß der angegebene

Tag der wahre sei, und daß seitdem das Schiff auch weiter keinen kleinasiatischen oder sonstigen türkischen Hafen berührt habe. Es wird ihnen eine Wache an Bord gegeben, und das Schiff legt sich in „Observanz," wie man sich ausdrückt, um seine 14 Observanztage geduldig abzuhalten. Nach dieser Zeit, die dazu dient, um zu sehen, ob das Schiff nicht ganz offenbare und gleich erscheinende Krankheitsstoffe berge, wird demselben, wenn nichts Besonderes vorfällt und sich keine Krankheit äußert, die Erlaubniß, in den Quarantäne-Hafen einzulaufen, ertheilt, und es kommt, wie der Kunstausdruck lautet, „en pratique," d. h. es kann nun Waaren einnehmen und ausladen und mit dem Ufer unter den vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln verkehren. Auch können nun die Passagiere in die Quarantäne-Anstalt kommen und da den Rest ihrer 40 Tage auf eine etwas gemächlichere Weise als am Bord des Schiffes abhalten. — Jedoch konnten auch sie schon zuvor, so wie der Kapitän des Schiffs, bei einem gewissen Gitter am Ufer landen und mit ihren Freunden durch dasselbe sprechen, wovon gleich ein Mehres.

Der Verkehr eines Schiffes, das „en pratique" ist, bezieht sich nun theils auf das Ausladen seiner Waaren, theils auf das Einnehmen anderer Waaren, theils auf die Gespräche mit den Kaufleuten und Geschäftsführern.

In Bezug auf das Empfangen der angebrachten Waaren hat man dieselben in zwei Classen getheilt, in verdächtige und unverdächtige. Zu den unverdächtigen gehören Zucker, Kaffee, Korn, Früchte, Holz, Flüssigkeiten u. s. w., insofern die Hülle, in welche sie eingepackt wurden, nicht wiederum verdächtig ist. Für diese Waaren bestehen am Quai der Quarantäne eigene Magazine, die eine Thür nach dem Hafen zu und eine nach dem Lande haben. Sie werden hier ausgeladen und können dann, wenn der Raum nach dem Fortgange der verdächtigen Ausladen wieder gereinigt und jedes Schnitzelchen, das sie hinterließen, ausgefegt und verbrannt und die Thür nach dem Meere verschlossen wurde, von den Kaufleuten ohne Weiteres in Empfang genommen werden.

Zu den verdächtigen Waaren dagegen gehören Leder, alle Zeuge und insbesondere Baumwolle. Für sie bestehen wiederum gesonderte Gehöfte und Magazine, in denen sie ausgeladen und aus denen sie erst nach vorgängiger Reinigung in Empfang genommen werden können. Diese Reinigung ist je nach der Art der Waare sehr verschieden, für die Baumwolle jedoch am umständlichsten. Die dicken Baumwollen-Ballen müssen ganz ausgepackt und alle Flocken auseinander gezupft werden. Auf horizontalen hölzernen Gittern breitet man alsdann die Flocken in dünne Schichten aus, räuchert sie mit Chlor 12 Stunden lang und setzt sie dann eben so 12 Stunden lang der frischen Luft aus. Dann werden sie wieder eingepackt, in von beiden Seiten

mit Thüren versehenen und doppelt bewachten Magazinen niedergelegt und, nachdem die innere Thür geschlossen und die äußere geöffnet, in Empfang genommen. Wenn man diesen verschiedenen Operationen zusieht, so denkt man unwillkürlich an die doppelten Thüren der Wärter in den Menagerieen, wenn sie zu den wilden Thieren gehen, und bildet sich ein, da drinnen stecke Alles voll Ungeheuer. — So weitläufig dieses Experiment mit der Baumwolle zu sein scheint, so soll es doch im Ganzen ziemlich schnell gehen, und in drei Tagen kann man schon eine kleine Schiffsladung voll Baumwolle aus dem Hafen in's Packhaus beziehen.

Jene Auspackung und Purification der Baumwolle ist das schlimmste und gefährlichste Geschäft, und es werden daher zu demselben nur Leute gebraucht, die ohnedieß schon so gut wie für die Gesellschaft verloren und aufgegeben sind, zur Transportation nach Sibirien Verurtheilte nämlich, denen, wenn sie sich freiwillig zur Baumwollen-Purification entschließen, die Begnadigung nach einer gewissen Reihe von Jahren versprochen wird. Diese Leute werden in Odessa „Mortus" (plur.: „Mortusse"), vom Lateinischen „mortuus" *), genannt, weil sie schon für eine Beute der Pest, die sie aber doch gewöhnlich verschont, angesehen werden. Es ist ein betrübter Anblick, diesen armen Mortussen, die von oben bis unten in schwarzes Leder gekleidet sind, von schweren Ketten klirren und noch dazu einen so schrecklichen Namen haben, bei ihren Arbeiten in den baumwollenen Giftballen zuzusehen. Halbdurchsichtige Gitter erlauben dieß hier und da.

Das Einnehmen der Waaren vom Lande ist ebenfalls ziemlich umständlich. In der Nähe des Quarantäne-Hafens ist vom Bai aus — d. h. von dem nicht in die Quarantäne eingeschlossenen Platze — eine auf Pfählen stehende Anfuhrt in Hufeisenform in's Meer hinausgebaut. Der Zug der mit Weizen, Wolle oder Talg beladenen Wagen geht nun auf den einen Arm dieses Dammes hinauf und, nachdem die Entladung geschehen, auf dem anderen wieder hinab. Die Seeschiffe selbst dürfen sich zum Empfange der Ladung nicht unmittelbar an diese Anfuhrt heranlegen, man würde sonst schwerlich die gefürchteten Berührungen vermeiden können. Sie bleiben vielmehr alle ruhig im Hafen liegen, und eine Reihe großer, flacher und numerirter Boote bewerkstelligt die Vermittelung. Diese Boote werden an der Anfuhrt voll geladen und alsdann bis in die Mitte zwischen dem Schiffe, das sie empfangen soll, und der Anfuhrt hinausgebracht, dort befestigt und von den Leuten verlassen. So wie diese zurückgefahren, kommen die Pestsoldaten an Bord des Boots und stecken die gelbe Pestflagge auf demselben auf, die den Schiffern

*) Vielleicht auch vom Italienischen „morto."

das Zeichen giebt, daß ſie das Boot holen können, und zugleich alle Uebrigen warnt, daß ſie ſich, ſofern ihnen ihr Leben lieb, davon fern halten. Die Schiffer füllen nun die Ladung des Bootes in ihr Schiff um und bringen es an die Stelle, wo ſie es abholten, zurück. Nachdem ſie es verlaſſen, unterſuchen es die Peſtſoldaten, um zu ſehen, ob nicht ein verdächtiges Kleidungsſtück oder ſonſt Etwas zurückgeblieben iſt, das den Flammen überliefert werden müßte, fegen das Boot aus und reinigen es durch ein Schwefelfeuer, das ſie im Raume anzünden, ziehen ſich zurück, nehmen die gelbe Peſtflagge ab und geben damit den Leuten am Lande das Zeichen, daß das Boot wieder zu ihrer Disposition ſtehe. — Das ſind Weitläufigkeiten! Welche Wohlthat für die Menſchheit wäre es doch, wenn die Engländer beweiſen könnten, daß die Peſt eigentlich gar nicht anſteckend wäre! Es iſt zu bewundern, daß alle dieſe Umſtändlichkeiten den Handel von Odeſſa nicht völlig um's Leben bringen.

So alſo verhält es ſich mit dem Aus- und Einnehmen der Waaren. Was den Verkehr der verpeſteten Perſonen mit den unverdächtigen betrifft, ſo geſchieht dieſer in einem eigenen kleinen freundlichen Vorhofe oder Garten der Quarantäne, der mit Akazienbäumen bepflanzt iſt. Zwei Seiten dieſes Platzes ſind frei und offen nach der Stadt zu, und hier ſtrömen nun die Leute aus und ein, welche mit den Kapitäns oder ihren Freunden in der Quarantäne ſprechen wollen. Die dritte Seite geht nach dem Quarantäne-Hafen zu und die vierte nach einem großen inneren Hofe der Quarantäne. An dieſen beiden Seiten befinden ſich fortlaufende Arkaden, die in der Mitte ein Gitter haben, welches den Garten vom Hafen und der Quarantäne ſcheidet. Die Gitter ſind dreifach, nach der äußeren und inneren Seite von hölzernen Stäben in einer Diſtance von 3 bis 4 Ellen, und das Gitter in der Mitte zwiſchen dieſen beiden von Eiſendraht, damit nicht etwa ein Brief oder ſonſt Etwas durchgeworfen werden könne. Auch ſind die Gitter durch die Arkaden in viele kleine Abtheilungen gebracht, die mit Thüren verſehen ſind, ſo daß man ſich allenfalls darin abſchließen kann, wenn man etwas Geheimes zu beſprechen hat. Dieſe ganze Vorrichtung, der Garten mit den Gittern, hat wieder, wie die Straßen Odeſſa's, zwei Namen, einen italieniſchen und einen ruſſiſchen, die beide gleich gäng und gebe ſind. Sie heißen „il parlatorio“ oder „rasgoworui.“ Das letzte ruſſiſche Wort bedeutet ungefähr: „die Zwiegeſpräche.“

Die eine Seite des Parlatorio's, die nach dem Quarantäne-Hofe hingeht, iſt für die Unterredung mit den Perſonen beſtimmt, welche bereits en pratique ſind. Die Converſirenden treten hier von ihren reſpectiven Höfen heran und ſprechen mit einander. Umſtändlicher geht es auf der anderen Seite her, wo die Gitter unmittelbar ſchroff über dem Hafen hängen. Dieſe Seite

ist für die Unterredung mit den Personen bestimmt, welche so eben erst mit frischem Pestwinde ankamen und sich in ihrer vierzehntägigen Observanz noch nicht ausgelüftet haben. Sie dürfen nicht einen Fuß an's Land setzen, fahren mit ihren Booten, auf deren vorderem Ende immer ein Pestsoldat die gelbe Pestflagge hoch empor hält, zum Parlatorio heran und steigen auf hölzernen Treppen zum Gitter desselben hinauf, wo für ihre Bequemlichkeit kleine, über dem Wasser schwebende Bänke oder Balkons gebaut sind. — Für Briefschaften und Papiere, die man von der gesunden Seite auf die Pestseite überreichen will, sind abwärts geneigte Briefladen angebracht, die man von einem Beamten des Parlatorio aufschließen lassen kann, um sie darin hinüber zu spediren. Für die Briefe aber, die man von der Pestseite auf die gesunde schaffen will, ist eine eigene Briefräucherungsanstalt vorhanden, welche sie zuvor passiren müssen. Es erscheint hier jede Thür, jede Oeffnung, jedes Loch in einem interessanten Lichte, weil sich die Idee damit verbindet, daß dahinter das fürchterliche und gefürchtete Ungethüm der Pestilenz hause, welches so eigenthümlicher Art ist, daß es wohl selbst durch ein Schlüsselloch schlüpfen könnte, um dann wie ein glimmendes Fünkchen auf ein Mal eine ganze Stadt, ja ein ganzes Reich zu entzünden.

Nichts ist unterhaltender als ein Spaziergang im Parlatorio am Vormittage, wo hier gewöhnlich kurz vor der Börse die meisten Geschäfte abgemacht werden. Unter den Akazien und Arkaden spazieren die Reinen, sich ihrer Unschuld freuend, auf und ab, um einen zum Gespräche bestellten Freund zu erwarten. Durch das Gitter hindurch sieht man im Quarantäne-Hofe die armen Verdächtigen auf- und abwandeln, um sich mit Gesprächen und in der Restauration die Langeweile ihrer Gefangenschaft zu verkürzen. Man blickt durch die Gitter hinein, wie in eine andere Welt, die durch den darauf gelegten Bann wie verzaubert erscheint. Jedes Gitterkämmerchen ist mit Unterredenden besetzt, die so nahe als möglich sich mit dem Gesichte an die hölzernen Stäbe drücken und flüsternd durch die drei Ellen Distanz sich gegenseitig ihr Herz ergießen. Einige sprechen laut und schelten mit einander, agiren lebhaft vor den Gittern hin und her, hinter denen sich Der, welchen die Vorwürfe treffen, recht behaglich und sicher fühlt. Alle Gefühle können sich hier nur per distance äußern, und wenn ein junges hübsches Mädchen in der Quarantäne sitzt, und ihr Bräutigam zu den Gesunden gehört, so mag diese Quarantänezeit als ein wahrer Tantalusqualmonat kurz vor den Flitterwochen vorhergehen.

Besonders unterhaltend ist das Hafengitter, wo die eben frisch aus der Levante Angelangten auf ihren schwebenden Balkons erscheinen und von ihren Freunden begrüßt werden. Es kommt ein englischer Kapitän, der eben

ſeinen Reinigungseid geleiſtet hat, von ſeinen Matroſen gerudert, heran, erſteigt die Treppe und erblickt durch's Gitter ſeinen Freund, der, ſchon von ſeiner Ankunft avertirt, ihn lange erwartete. „Ah! How do you do, Sir?“ Unwillkürlich fahren ihre Hände an's Gitter, das aber das „shake hands“ nicht geſtattet, und die Hände müſſen zurückkehren, ſich in der Hoſentaſche gefangen nehmen zu laſſen. Auf dem anderen Balkon erſcheint ein Ruſſe, und ſein Freund in vier Ellen Entfernung ihm gegenüber ruft: „Sdrastwitje, Iwan Iwanowitsch, kak wui poshiwaitje! Sdrastwitje!“ Dabei fangen ſie nun, voll Complimente, wie ſie immer ſind, ein Dienern, Nicken und Verbeugen an, das kein Ende nimmt, bis ihre Stirn ein paar Mal mit den Gittern in unſanfte Berührung kam und ſie daran erinnert werden, daß die Complimente hier nicht am Platze ſind. Iſt es ein Vater, ſo hebt die Mutter ihre kleinen Kinder auf, die ihre Arme vergeblich nach der böſen Peſtſeite ausſtrecken; iſt es der geliebte junge Ehemann, ſo muß er ſeine Lippen und ſeine Liebe noch zuvor einer vierwöchentlichen Räucherung und Läuterung unterziehen, bevor die erſehnten Küſſe gewechſelt werden können. Die griechiſchen Kapitäns in ihrem bunten Nationalcoſtüme, dieſe kühnen Ulyſſe, erregen nicht weniger Intereſſe. Mancher dieſer unruhigen Köpfe wird auf ſeinem Balkon einer harten Geduldsprobe unterworfen. Stunden lang ſitzt er da, in der Sonne bratend, ſeine ausdrucksvolle Phyſiognomie an das Gitter gelehnt, als ſollte man ihn abmalen. Vergebens erwartet er ſeinen lange zaudernden Handelsfreund. In jedem Gitterkämmerchen ſieht man etwas Anderes und hört in jedem andere Neuigkeiten, von allen Winkeln des „weißen Meeres“ — ſo wird hier das ägäiſche und dann auch wohl das ganze mittelländiſche Meer genannt — und von allen Oſtküſten des atlantiſchen Oceans.

Der Weg, welcher von der Stadt zu den Quarantäne-Anſtalten hinführt, geht nahe am Ufer des Meeres hin, das hier mit einer Reihe von Waarenmagazinen beſetzt iſt. Auf der anderen Seite ſteigt das ſchroffe Ufer der Steppe hoch hinauf. Dieſe Waarenmagazine oder „Ambarren“ dienen zum vorläufigen Deponiren der aus der Quarantäne bezogenen Waaren. Hier ſieht man engliſche Steinkohlen, levantiſche Früchte, griechiſche Weine, italieniſche Steine, ägyptiſche Baumwolle u. ſ. w. in ungeheueren Quantitäten aufgeſtapelt. Manche kleine unbedeutende Artikel erſcheinen hier in großen Maſſen, weil es gilt, ein ganzes großes Reich damit zu verſorgen. So z. B. vom Johannisbrod, das die Ruſſen „Raschki“, die Griechen „Charup“, die Italiener „Carumbo“ nennen, ſind ganze große Hallen bis an die Widerlage des Bodens voll. Die Ruſſen, die gern immer Etwas zwiſchen den Zähnen haben, kauen es bis nach Moskau und Petersburg hin.

Alle Arbeiter, die dabei beschäftigt sind, beißen beständig an diesen süßen Schoten und stecken sich die Taschen davon voll. Ein Magazinaufseher sagte mir, er verliere täglich auf diese Weise 1 bis 2 Pud, aber er bekäme die Leute darum etwas billiger, denn sie griffen gern zu dieser Arbeit. Die Russen sind wahre Kinder. Ueberhaupt würde der Gaumen und die Phantasie unserer Kinder in diesen Odessa'schen Ambarren (Magazinen) viel Nahrung finden. Man sieht ganze Packhäuser voll byzantinischen Naschwerks. Große Reihen zu 40 bis 50 Wagen fahren mit schönen wal'schen Nüssen beladen davon. Auffallend war mir der geringe Preis der englischen Steinkohlen. Sie kosten in diesen Magazinen nicht mehr als 80 Kopeken oder höchstens 1 Rubel (8 bis 10 Silbergroschen) das Pud, obgleich sie einen Weg sonder Gleichen zu machen haben, aus den Minen von New-Castle zu den englischen Schiffen, die sie mitnehmen, mit diesen Schiffen durch's atlantische, mittelländische, schwarze und weiße Meer, aus den Schiffen in die Boote, aus den Booten in die Magazine, aus den Magazinen endlich mittels Odessa'scher Wagen zu den Fabriken, Schmieden und Dampfschiffen, die ihrer bedürfen.

Die genannten Magazine der Quarantäne sind nun noch wiederum von dem Zusammenhange mit der eigentlichen Stadt durch Thore und Barrieren abgeschlossen, freilich nicht der Pest, sondern des zu entrichtenden Zolles wegen. Odessa ist nämlich allerdings ein Freihafen, doch nicht so, daß gar nichts für die eingebrachten Waaren bezahlt werden müßte. Das für sie zu Entrichtende beträgt aber nur ein Fünftel des gewöhnlichen Zolles, und dazu hat man noch die Einkünfte dieses Fünftels der Stadt geschenkt, der dadurch ein jährliches Einkommen von 3 bis 4 Millionen ziemlich gesichert ist. Die Hafenmauth steht daher auch unter der Verwaltung und Aufsicht der „Duma" (des Stadt-Magistrat's). Bis die Waaren aus jenen Magazinen in die Stadt bezogen werden können, haben sie daher noch zuvor jene Hafenmauth-Barrieren zu passiren.

Eine eben solche Barriere befindet sich am Eingange zum Molo des Hafens für den Binnenhandel, doch nicht sowohl wegen der in die Stadt eingehenden Waaren, die ja hier alle russische sind, als wegen der aus der Stadt herausgehenden. Denn natürlich ist der Hafen des Binnenhandels nicht mit in den Portofranco eingeschlossen, da sonst ja alle billigen ausländischen Waaren Odessa's zur See ohne Zoll leicht in's Reich eingeschmuggelt werden könnten.

Uebrigens, mit Ausnahme dieses Hafens, sind die ganze Stadt und die Vorstädte nebst mehren Gebäuden, Garten- und Landhäusern vor der Stadt in den Portofranco eingeschlossen. In den ersten Zeiten war auch noch ein

großer Theil der ganzen Umgegend mit darin begriffen und die Mauthlinie weit in's Land hinausgerückt, dabei wurde sie aber so groß, daß sie schwer zu bewachen war und ungemein viel hinausgeschmuggelt wurde. Man zog sie daher zurück und umgab blos die eigentliche Stadt mit dem Zollcordon. Nun aber wurden die Klagen der Müller, der Vorstadtgärtner u. s. w., die sich in ihrem Verkehre mit der Stadt sehr behindert sahen, eben so groß, als vorher die der Mauthbeamten. Man mußte den Cordon noch einmal verlegen und traf nun erst zum dritten Male die rechte Mittelstraße. Die Stadt in den oben bezeichneten Gränzen ist mit einem Walle und Graben umzingelt und mit einer Kette von Zollbeamten umzogen. Zum Einlaß dienen verschiedene Barrieren, zum Auslaß aber nur zwei, die Tiraspol'sche nach Beßarabien zu und die des Pereßips, durch welche wir gekommen waren, nach Podolien und dem Innern des Reiches hin. — Das Glück, ein Portofranco zu sein, verdankt Odessa theils seinen für das Wohl der Stadt immer sehr thätigen General-Gouverneuren, theils der noch kräftiger für sie sprechenden Pest. Denn da trotz der Quarantäne-Anstalten die Stadt doch immer in sehr naher und bedeutender Gefahr der Ansteckung schwebt, so hat man aus Furcht vor Pestiferirung des ganzen Reiches ihr gern zugestanden, sich ganz aus dem Verbande mit demselben herauszulösen, indem nun durch die Mauthcordons theils die Beaufsichtigung und Einschließung der Stadt, wenn Krankheit ausbrechen sollte, leichter wird, theils aber auch — und das ist die Hauptsache — bei dem so geringen Zoll das Einschmuggeln ungeläuterter Waaren von den Pestschiffen weniger gewinnvoll und daher weniger zu fürchten ist.

Allem Vorhergehenden zufolge zerfällt nun das ganze Terrain in und um Odessa durch die wegen des Zolles und wegen der Pest nöthig gemachte Aufsicht in eine äußerst bunte Menge von einander geschiedener und mit Barrieren und Wächtern umgebener Räume. Es sind folgende:

1) Der Portofranco, die ganze Stadt mit ihren Häfen und Vorstädten, die sich vom ganzen Reiche trennt und aus der des Zolles wegen Niemand unvisitirt herausgeht.

2) Der Hafen des Binnenhandels, der sich von der Stadt trennt, aus dem Alles ohne Untersuchung heraus-, in den aber nichts ohne Untersuchung hineingeschafft werden kann.

3) Die Vorhöfe und Magazine zwischen der Stadt und Quarantäne, die des von der Stadt einzunehmenden Zollfünftels wegen abgeschlossen und beaufsichtigt sind.

4) Die Quarantäne mit dem Quarantäne-Hafen und der Rhede, die von Festungen, Mauern und Kanonenschiffen umschanzt ist, um das Un-

gethüm der Peſt in Ketten zu legen, und aus der weder Waaren, noch Perſonen ungeräuchert und ungeläutert entlaſſen werden. Und als Unterabtheilungen dieſer Quarantäne:

5) Die Rhede, auf welcher die friſch angekommenen Schiffe in Obſervanz liegen, die nicht einmal mit denen ſich en pratique befindenden im Hafen verkehren dürfen.

6) Die Höfe und Gebäude der Perſonen-Quarantäne, in welchen die Paſſagiere ihre Zeit abwarten, welche in die Stadt zu kommen wünſchen und die wieder nicht mit denen im Hafen en pratique befindlichen umgehen dürfen, welche ſich gar keiner Räucherung unterziehen wollen und ſo, wie ſie in den Hafen eingelaufen ſind, aus demſelben nach eingenommener Ladung auch wieder abreiſen, ohne einen Fuß in die Stadt geſetzt zu haben.

7) Die Hospitäler endlich, in welche die wirklich Peſtkranken geſchafft werden, die natürlich wieder in gar keiner Verbindung mit allem dem Vorigen ſtehen dürfen.

Das iſt bunt, und ſo mag denn eine ſtrenge Verwaltung und Aufſicht ſchwer genug ſein. — Ueberhaupt iſt Vieles bunt in Odeſſa, ſo die Zuſammenſetzung der Hafenarbeiter, unter denen man Leute aus allen Fiſcher- und Schiffernationen des Mittelmeeres findet, Griechen von jeder der hundert Inſeln des Archipelagus, Italiener aus jedem Hafen, und insbeſondere viele Dalmatier aus der Bocca di Cattaro. Man hat hier Gelegenheit genug, Nationalitäten und Phyſiognomieen zu ſtudiren. Man hört die Leute in den verſchiedenſten Idiomen reden, ſchreien und fluchen und dabei immer ein paar Brocken Ruſſiſch einmiſchen: „God dam! dershitje!“ (God dam! haltet feſt!) ſchreit ein Engländer. „Daitje quaranti kopek!“ (Gebt mir meine quaranti Kopeken!) ſpricht Einer von der „Bocca“ (ſo wird Cattaro hier gewöhnlich genannt, als wüßte man ſchon, welche Bocca gemeint ſei). „Guardi sotto! Gebit foimatj!“ (Guardi sotto! Potz Henker!) — „Wo ſeid Ihr denn her?“ fragte ich auf Ruſſiſch einen Schmied, der an einem der Schiffe mit Ausbeſſern beſchäftigt war. „Ek bin een Hamborger!“ antwortete er mir auf Plattdeutſch, indem er mich ſogleich, ich weiß nicht wie, für einen Landsmann erkannte. Die meiſten dieſer Hafenarbeiter ſind indeß Dalmatier, Slavonier und von der Bocca. Wahrſcheinlich verſchleppen ſie ſich von den vielen öſterreichiſchen Schiffen hierher.

In dem Kriegshafen für die Cabotage iſt wenig Intereſſantes zu ſehen. Ein paar mißglückte Dampfſchiffe, aus denen man nun, um ſie doch zu etwas zu benutzen, Schmiedewerkſtätten gemacht hat, zuweilen, jedoch nur ſelten, einige Kriegsſchiffe, ein paar unbrauchbare Dampfſchiffe, welche

die Verbindung mit der Krim und dem tauriſchen Bosphorus unterhalten, und einige kleine ruſſiſche Küſtenfahrer, die aus Cherſon, Eupatoria oder Kertſch Waaren bringen. — Dieſe cherſon'ſchen und krim'ſchen Schiffer ſollen nach dem Urtheil der Odeſſa'ſchen Kaufleute zu den ungeſchickteſten der Welt gehören, und obgleich ſie nur ganz kurze und kleine Küſtenfahrten machen, ſo ſollen doch auf dieſen ganz unerhörte Dinge paſſiren. So wurde mir, wahrſcheinlich doch wohl mit etwas paſſender Uebertreibung, erzählt, daß einmal ein Engländer in einem böſen Wetter ein cherſon'ſches Schiff am Eingange der Dardanellen an der Küſte von Troja gefunden habe, deſſen Mannſchaft ihn fragte, was das für ein Ufer wäre. Als der Engländer ihnen geantwortet, es ſei das von Anatolien, hätten ſie gefragt, wo denn die Krim und Koslow läge, und ſo habe ſich denn gefunden, daß die armen Schelme in einem böſen Unwetter Maſten, Segel, Kopf und Muth verloren hätten und vom Sturme durch das ſchwarze Meer, den Bosphorus, die Propontis und Dardanellen in's ägäiſche Meer hineingepeitſcht worden ſeien, ohne zu wiſſen, wo ſie ſich befänden. Der Engländer habe ſie dann in's Schlepptau genommen und ſo nach Odeſſa zurückgebracht. — „Dieſe Cherſoner", ſagte mir ein Kaufmann, „die wohl wiſſen, daß ſie nichts wiſſen, verlieren ſogleich den „Muth, ſo wie ſie ein Bißchen krauſes Wetter überfällt. Das Erſte, was „ſie dann thun, iſt, daß ſie anfangen von der Ladung auszuſchöpfen und „über Bord zu werfen, was ſie in der Schnelligkeit losbringen können, denn „gewöhnlich haben ſie ſich überladen. Hilft dieß nichts und brauſt der Sturm „fort, ſo überlaſſen ſie Schiff und ſich der Gnade Gottes und werfen ſich, „Kreuze ſchlagend, vor ihren Heiligenbildern nieder." Es gehen im Herbſte ſo viele Cherſonfahrer zu Grunde, daß die Aſſecuranz-Prämie dann von dort bis Odeſſa (18 Meilen) bis auf 5, 6, ja 7 Procent ſteigt, welches denn wohl zu den unerhörten Dingen in der Handelswelt gehört.

Die Griechen dagegen ſind die kühnſten Schiffer von der Welt, zu gleicher Zeit ſind ſie aber auch die größten Schelme, weßhalb man ſie auch nur ſehr ungern und gegen eine hohe Prämie veraſſecurirt. Wenn der Grieche will, ſo kommt er ſelbſt durch den ſchlimmſten Sturm glücklich davon, und auf dem ſchwarzen Meere verunglücken ſie auch ſelten. Kommen ſie aber erſt in einige Entfernung von Odeſſa, in's Meer von Marmora oder in den Archipelagus, ſo fällt dem Capitano zuweilen plötzlich ein, daß ſein Schiff ſchon ſehr alt und unbrauchbar ſei; dabei denkt er an die hübſche Summe, zu der es in Odeſſa veraſſecurirt iſt. Kurzum er bedenkt ſich nicht lange, ſetzt ſein Schiff bei der erſten beßten griechiſchen Inſel oder am anatoliſchen Ufer während des ſchönſten Wetters auf den Strand, rettet ſich und ſeine Mannſchaft, beſticht die türkiſchen Behörden zur Beglaubigung der Strandung, beweiſt und be-

schwört Alles und macht so die vollkommenste und schönste Havarie, welche die Odessaer Assuradeurs bezahlen müssen.

Der türkische Schiffer ist wiederum ganz anders. Er ist noch mehr ohne praktische und theoretische Kenntniß des Seewesens als der Cherſoner. Aber er hat eine bona fides, der man vollkommen vertrauen kann. Bei ihm verassecurirt man nur gegen Ungeschicklichkeit, während bei'm Griechen in Bezug auf Bestimmung der Größe der Prämie die mehr oder minder große Furcht, die man vor seiner Schelmerei hat, entscheidet. Die Türken sind die ehrlichsten Kerls von der Welt und hoffen, ihr Schiff, so gut es mit ihres Propheten Hülfe und ohne Compaß und Seekarten möglich ist, redlich durchzubringen. Ueberfällt sie ein bedeutender Sturm, so sind sie freilich in der Regel verloren. Allein es ist gewiß nicht böser Wille, und es wird hierüber auch ihren Angaben von den Assuradeurs auf's Wort geglaubt. Ja diese verlangen nicht einmal das Schiffs-Journal zu sehen, weil es schon allgemein bekannt ist, daß ein türkischer Kapitán nie eins führt. Der Türke ist viel zu unbeholfen, um Schelmstückchen wie der Grieche auszuführen, auch hat er nirgends diese Verbindungen, Connaissancen und Cliquen, die jenem überall zu Gebote stehen.

Es giebt in Odessa fünf Assecuranz-Gesellschaften oder, wie sie dort genannt werden, „Assecuranz-Kammern", die wiederum ihre Filial-Kammern in verschiedenen Häfen des schwarzen Meeres gegründet haben, sowie auch in Konstantinopel. Die Assecuranz-Prämie auf dem ganzen schwarzen Meere steht immer sehr hoch, und es muß für die Versicherung einer Ladung von Odessa nach dem Kaukasus mehr als für eine von da nach England gezahlt werden. Denn obgleich das ganze schwarze Meer fast völlig ohne Untiefen und Inseln ist, so gehört es doch noch jetzt, wie in alten Zeiten, zu den gefährlichsten Binnenmeeren der Welt und verdiente noch immer wie früher statt Euxinus „Axeinos" genannt zu werden. — Zu dieser großen Unsicherheit trägt Vielerlei bei, theils die Ungenauigkeit der Seekarten, denn wenn man auch von den meisten Küsten recht gute Aufnahmen besitzt, so findet man sie doch noch nicht bei den Schiffern, theils der Mangel an guten Häfen und Hafenanstalten, die den Noth leidenden Schiffern eine Zuflucht gestatten könnten. Denn von den beiden Nationen, die sich jetzt in den Besitz der Küsten des Meeres theilen, haben die Türken nie etwas für dergleichen Dinge gethan und die Russen erst neuerlich darin bedeutende Fortschritte gemacht, so daß noch jetzt z. B. die auf einer krummen Linie von mehr als 500 Meilen sich hin erstreckenden Ufer des Pontus nicht mehr als etwa 18 Leuchtthürme haben. Theils vermehren endlich auch die an einigen Küstenpuncten wohnenden barbarischen Uferbewohner die Unsicherheit der Befahrung

dieſes Meeres, das endlich dann auch durch ſeine eigene unruhige und bisher noch unerklärte wilde Natur ſelber in bedeutendem Maße das Seinige zu jener Unſicherheit beiträgt. In keinem Meere wechſeln Wind und Strömungen häufiger als im ſchwarzen, und in keinem ſind, wie die Schiffer verſichern, die Wellen unangenehmer und gefährlicher.

Im Winter wird die Schifffahrt des ſchwarzen Meeres gewöhnlich mehre Monate völlig unterbrochen, weil die Stürme dann hier eben ſo unbarmherzig toben, wie auf der angränzenden nördlichen Steppe. Die nördlichen Häfen frieren faſt alle Winter zu, und das Meer gefriert ſelbſt häufig bis zur Entfernung von zwei Meilen vom Ufer. Und ſogar der tauriſche Bosphorus bedeckt ſich in allen ſtrengen Wintern mit Eis. Ja man hat mitunter von Odeſſa nach der Krim auf dem Eiſe fahren können. Freilich iſt zu Zeiten in der nördlichen Spitze des adriatiſchen Meeres Aehnliches geſchehen. Allein hier am Pontus gehören jene Dinge zu den gewöhnlichen Erſcheinungen, und es iſt merkwürdig genug, daß die Schifffahrt von Odeſſa häufiger und länger unterbrochen iſt als die des um ſo viele Grade nördlicher liegenden Kopenhagen.

Es iſt wohl keine Frage, daß die im Norden des Pontus ſich weit hin erſtreckenden flachen Steppen von dem übelſten Einfluß auf das Klima, die Atmoſphäre und Aufregung dieſes Meeres ſind und wahrſcheinlich als die eigentlichen Begründer jener unter dieſen Breitegraden ſo auffallenden Rauhigkeit betrachtet werden müſſen. Dieſe Steppen hängen mit den weit nach Oſten ſich hin erſtreckenden Steppen und mit der ganzen großen, auch nur hügeligen Landfläche Rußlands genau zu einem Ganzen zuſammen und nehmen an allen jenen nördlichen und öſtlichen wilden meteorologiſchen Erſcheinungen Antheil, da von den Ufern des ſchwarzen Meeres bis nach Archangel und Kamtſchatka nirgends eine bedeutende Gebirgswand dem Boreas und den Oſtwinden hemmend entgegentritt. Es haben daher jene Steppen ebenfalls eine über ihre ſüdliche Lage hinausgehende Rauhigkeit des Klimas, und zwar um ſo mehr, da nicht einmal Wälder und Hügel dieſelbe temperiren. Sie theilen natürlich den Zuſtand ihrer Atmoſphäre dem benachbarten Pontus mit, und ſo kommt es, daß in den Wintermonaten auf dem Meere die Schifffahrt, wie auf dem Steppenplateau der Landverkehr, völlig unterbrochen wird. Wenn der Kaukaſus, wie er ſich um die öſtliche Spitze des Pontus windet, auch eben ſo im Nordoſten und Norden die ganze Hauptmaſſe des Waſſers mit ſeinen ſchützenden Armen umfaßte, ſo würde er ein großer Wohlthäter deſſelben geworden und der ganze Zuſtand, das Klima und die Geſchichte dieſes Meeres eine andere ſein.

Die gefürchtetſte Stelle des ſchwarzen Meeres iſt noch jetzt, wie zur Zeit

der Argonauten, der Eingang in den thracischen Bosphorus. Hier gehen jährlich viele Schiffe verloren, und es gilt hier noch immer, eine schlanke und gewandte Argo zu haben.

Von ungemein mächtigem Einflusse ist natürlich der Handel von Odessa auf die ganze umliegende Gegend, und das Wohl und Wehe aller benachbarten Provinzen Beßarabiens, Neu-Rußlands, Podoliens, Kiew's, der Ukraine und der Krim ist bereits so enge mit dem Wohle und Wehe der Stadt verflochten, daß beide, Provinz und Stadt, mit einander steigen und fallen. In demselben Verhältniß, in welchem sich Odessa bereichert und bevölkert, in demselben beleben und cultiviren sich auch diese Landschaften. Odessa's Capitalien, seine Vorschüsse, seine Besoldungen und Kaufszahlungen wirken wohlthätig bis tief in's Land hinein; auf indirecte Weise vielfach. Man bedenke nur, daß allein die Fracht, welche die Stadt an Landfuhrleute bezahlt, jährlich ungefähr bis auf 3,000,000 bis 4,000,000 Rubel steigt, von denen sich jener weit im Lande verzweigte Stand der Tschumaks ernährt, die wir oben zu erwähnen Gelegenheit fanden. Aber auch mehrfach direct. Viele Ländereien werden direct für Rechnung Odessa'scher Capitalisten bearbeitet, indem diese Landwirthen Vorschüsse bewilligen, mit denen sie dann ihre Gütchen bestellen und das Korn als Schuldentilgung abliefern. Ja ein großer Theil der Viehwirthschaft der Steppen wird blos mit Odessa'schen Vorschüssen betrieben, indem die Kaufleute den Unternehmern ein Capital avanciren, mit dem diese Heerden kaufen und Steppenwiesen pachten, und das sie später mit dem gelösten Talge und Leder zurückzahlen. Ja viele Kaufleute haben sogar ihre Capitalien in große, hier annoch so leicht zu acquirirende Grundstücke gesteckt, die sie von besoldeten Oekonomen für eigene Rechnung bewirthschaften lassen, indem sie so die Waare, welche sie verhandeln wollen, auch selber produciren, sowie umgekehrt jene von uns oben erwähnten polnischen Gutsbesitzer sich auch zu Kaufleuten machten, indem sie dasselbe Product, das sie erzielten, auch als Waare zu verhandeln strebten.

Die Jahre, in denen der Handel von Odessa sich am brillantesten entfaltete und auf welche noch jetzt immer die Provinzen, wie die Stadt, als auf eine goldene Zeit, zurücksehen, waren, wie auch anderswo, aus Ursachen, die in der damaligen Lage Europa's ihre Begründung finden, die Jahre 1815 bis 1820. Mit Vergnügen erzählen noch die Kaufleute, bis zu welchem enormen Preise der Tschetwert Weizen stieg, und die Fuhrleute, daß sie 5 bis 6 Rubel für eine einzige Fahrt aus dem Packhaus in den Hafen bekommen hätten, und die ukrainischen Edelleute, wie froh und brillant in jener Zeit ihre Bälle gewesen wären, da ihr Getreide sich so wunderbar schnell in Silber verwandelte.

Oeffentliche Institute.

Bei so großen Einkünften, wie sie die Stadt Odessa hat, welche die unserer gleichgroßen Städte um das Dreifache übersteigen, und die noch dazu auf eine so angenehme und einfache Weise in einem einzigen Hause, dem Hafenmauthhause, von einer einzigen Behörde eingenommen werden, während unsere deutschen Städte ihre Gelder an allen Thoren und in allen Häusern und Hütten bei Hellern und Pfennigen zusammensuchen müssen, ist es kein Wunder, daß man hier mehre Veranstaltungen getroffen sieht, die einigermaßen bedeutend erscheinen, wenn man an die Schwierigkeiten denkt, mit denen man zu kämpfen hatte. Ebenso, wenn man auf der anderen Seite in Erwägung zieht, wie zusammengewürfelt, bunt, unzusammenhängend und unpatriotisch die ganze Bevölkerung von Odessa ist, in der es wohl annoch unmöglich sein möchte, einen lebendigen Gemeingeist zu wecken, wie man ihn in deutschen und englischen Stadtgemeinden findet, so kann es dann eben so wenig Wunder nehmen, daß jene öffentlichen Anstalten theils mit der Größe der Einnahmen nicht im Verhältniß stehen, theils aber fast einzig und allein darauf hinausgehen, die Stadt äußerlich zu verschönern. Gutes Pflaster, ein paar öffentliche Gärten, ein Boulevard, Trottoirs, eine kolossale Prachttreppe für die Fußgänger vom Meeresstrande zum Boulevard, prächtig eingerichtete Zollgebäude, ein Monument des Herzogs von Richelieu und außerdem ein botanischer Garten und eine Stadtbibliothek, die Niemand besucht, — dieß und einiges Andere sind die einzigen öffentlichen Anstalten, an welche die Stadt bisher gedacht hat. Dagegen vermißt man durchaus gute Krankenhäuser, Waisenhäuser, Arbeitshäuser und überhaupt noch so unnennbare viele andere einer guten Stadtgemeinde nöthige Dinge, daß gleich auf den ersten Blick daraus hervorleuchtet, wie neu und wenig durchgebildet der Zustand dieser Stadt anjetzt noch ist. Man muß gestehen, daß der Egoismus unseres Zeitalters in den Straßen Odessa's etwas bedeutend kraß sich offenbart; denn es wird sehr schwer, zwischen allen diesen prächtigen Privathäusern nur irgend eines dem öffentlichen Wohle der Gemeinde gewidmete herauszufinden. Selbst ohne Kirchen scheint die Stadt; denn sie thun sich hier nirgends hervor, wie doch sonst gewöhnlich in allen russischen Orten.

Was wir zunächst von jenen öffentlichen, auf Kosten der Stadt hergestellten Vorrichtungen sahen, weil wir es gleich vor unserem Fenster hatten, war der mehrerwähnte Boulevard. Dieser Boulevard, der ohne Zweifel die prächtigste Promenade von Odessa ist, besteht in einem breiten, mit mehrfachen Reihen von Akazien bepflanzten Spazierwege unmittelbar längs dem Rande des hohen Steppenplateaus. Auf der Seite nach dem Meere zu ist er völlig

frei und bietet eine unbehinderte Aussicht auf die beiden Häfen und auf die Rhede zwischen ihnen. Auf der andern Seite liegt eine lange Reihe prächtiger Hotels reicher Privatleute, an dem einen Ende das des Generalgouverneurs Grafen Woronzow, des Gouverneurs, das Hôtel de Petersbourg, das der Sturdza u. s. w. In der Mitte des Boulevard's ist dem Herzoge von Richelieu, der als der eigentliche Gründer von Odessa betrachtet wird, demselben, der nachher Minister Ludwig's XVIII. wurde, ein Monument gesetzt, das einzige, welches das an Erinnerungen noch so jugendlich arme Odessa bis jetzt aufzuweisen hat. Es ist des Herzogs eigene Statue aus Bronze, mit einer Bürgerkrone geschmückt, das Gesicht nach der Rhede wendend und mit der Hand auf den Hafen deutend. Dieser Boulevard ist an schönen Tagen der Sammelplatz der beau monde, besonders an solchen, wo ein am Fuße jenes Monuments aufgestelltes Musikcorps abendliche Harmonieen in's Meer hinausschallen läßt; für die ein paar hundert Schritte davon auf der Rhede in Observanz liegenden armen gefürchteten und umzingelten Pestschiffe mag dieß ein eigenthümliches und viel Verlangen erregendes Schauspiel abgeben. Für den Beobachter vom Lande ist wiederum der Blick in's Meer, auf die Rhede interessant und auf die oft zahlreich sich hier drängenden Schiffe, auf denen sich die Bevölkerung der türkischen, griechischen und englischen Matrosen eben so sammelt, wie auf dem Boulevard die schöne Welt Odessa's. Es sind hier sehr viele Schiffer Jahr aus, Jahr ein zur Stadt gefahren, die außer ihrer Quarantäne, von Odessa nichts zu sehen und zu hören bekamen als jenen Rand des Boulevards und die Musik, die ihnen dann und wann ein günstiger Wind hinüber wehte.

Unbedeutender in jeder Hinsicht als der Boulevard ist ein öffentlicher kleiner Garten im Innern der Stadt, aber doch zuweilen in der Sommerhitze eine recht erwünschte kleine Oase mit vielem Schatten und ohne Staub, in die man sich gern ein wenig zum Luftschöpfen zurückzieht. Es wäre zu wünschen, daß die Stadt sich auf den vielen leeren Räumen, die sie noch einschließt, allmälig noch mehre solche Oasen schaffen möchte. Man scheint auch darauf aus zu sein, denn in mehren Straßen und an verschiedenen Orten pflanzt man noch Akazienbäume. Es ist dieß freilich ein Baum, der nicht allzuviel Schatten giebt, allein es ist der einzige, der in diesem Boden und Klima noch ziemlich gut fortkommt und den man daher überall in und um Odessa antrifft.

Die interessanteste Gartenanlage, welche die Stadt auf ihre Kosten veranlaßt hat, ist aber der sogenannte botanische Garten vor der Stadt, der jetzt unter der Direction des als Naturforscher berühmten Professors Nordman steht. Es ist dieser Garten eine auf einem ungemein großen

Terrain angelegte Baumschule, in welcher alle möglichen Arten von Bäumen gepflanzt werden, theils um auszumachen, welchen Pflanzen hiesiger Boden und Klima zusagen, theils um mit den vorräthig gehaltenen lebendigen Pflanzen, Stecklingen und Sämereien den Anforderungen der Bewohner der Steppen zu genügen, die etwa wünschen könnten, sich Gärten oder Gehölze anzulegen, um also mit einem Worte die Gartencultur und allmälige Bebaumung der Steppe zu befördern. Der Garten soll nicht weniger als 4,000,000 junge und alte Bäume enthalten. Doch hat er allein im vorigen äußerst harten Winter über eine halbe Million Pflanzen durch Frost verloren. Die Garten- und Waldfreunde haben hier mit fast unüberwindlichen Hindernissen zu kämpfen, erstens mit der großen regen- und thaulosen Dürre im Sommer, dann mit dem Mangel an Flüssen und Quellwasser, drittens mit der unbarmherzigen Strenge der Winter und Winterstürme, und endlich, was von dem Schlimmen das Allerschlimmste ist, mit einer für alle Baumwurzeln fatalen und mörderischen Schicht von Kalkerde, welche unglücklicher Weise fast durchweg in der ganzen Steppe gleich unter dem oberen fruchtbaren Humus folgt. Dieser Humus ist sehr dick, 1 bis 1½ Arschinen (Ellen). So lange die Bäumchen noch blos in ihm wachsen, gedeihen sie oft, wenn nur nicht allzustrenge Winter oder allzutrockene Sommer einfallen, recht gut und äußerst schnell. Allein so wie die Wurzeln den Humus durchdrungen haben und zu jener Kalkerde kommen, fangen die Bäume an zu kränkeln, der schnelle Wachsthum hört auf, und viele Pflanzen sterben ab. Man sagte mir, die ältesten Bäume bei Odessa wären nur 28 Jahre alt, und älter würde auch keiner. Da man indessen erst seit 40 Jahren in Odessa Bäume pflanzt, so ist die ganze Sache wohl noch ein Bißchen zu neu, um gleich darüber aburtheilen zu können. Doch ist so viel gewiß, daß alle Gärtner und Förster dieser Steppe in beständiger Verzweiflung sind, obgleich viele von ihnen ganz ohne Vorurtheile und mit dem größten Muthe in's Land kamen und meinten, „es müsse durchaus mit der Bebaumung der Steppe gehen, und sie wollten „sie bald genug zur Hälfte in einen Garten, zur Hälfte in einen Wald ver„wandeln." Ich glaube, daß die Meisten der Meinung sind, daß die Steppe einmal bewaldet war, wie alle übrigen Länder und durch eine weitreichende Naturrevolution, etwa durch eine allgemeine andauernde Ueberschwemmung, ihre Vegetation verlor und nun seit der Zeit die Wälder der benachbarten Waldgegenden sich mit ihrem Gesäme noch nicht wieder so weit ausbreiten konnten.

Allein diese Meinung scheint mir irrig. Es ist gewiß viel wahrscheinlicher, daß die Steppe noch nie, seitdem ihre Plateaus so aufgeschichtet wurden, wie sie jetzt dastehen, bewaldet war. Denn eines Theils findet man auch nirgends

in der ganzen Steppe, weder in ihrem Humus, noch in irgend einer ihrer anderen Schichten eine Spur von früherem Holze, etwa verschüttete Wurzeln, oder versteinerte Baumstämme, wie doch allerdings in anderen Ländern, wo Wälder untergingen; anderen Theils aber fehlt es gar nicht an Versuchen, welche die Natur zur Besamung der Steppe machte, die aber alle eben so wenig Erfolg hatten und sich noch weniger ausbreiteten als die Versuche, welche bisher die Kunst angestellt hat. An mehren Stellen der Steppe finden sich kleine Baumgesellschaften, die sich aber nie ausgedehnt haben und bei denen der erbärmliche und krüppelhafte Zustand jedes Baumes deutlich genug zeigt, daß die Steppe der Bewaldung widerstrebt. Ebenso haben sich auch die großen Wälder, welche sich in den großen Flußthälern des Dniestr, Dniepr u. s. w. hinziehen, noch nirgends einen Fuß breit auf dem Steppenplateau erobert. Es ist auch zu vermuthen, daß die Steppe ewig in dieser Kahlheit verbleiben wird, und ich glaube, daß es leichter ist, noch einmal die Bewaldung der Wüste Sahara zu erlangen als die der Steppen, weil bei den letzteren die Hindernisse nicht nur ganz anderer Art, sondern auch viel unüberwindlicher sind. Die Wüste Sahara ist eine hügelige und hier und da von Gebirgen durchschnittene Sandgegend, deren einziger Fehler der Mangel an Wasser und Humus ist. Beides läßt sich allenfalls schaffen. Man fange von allen Seiten bei den Gränzwäldern an. Wo ein solcher Wald existirt, da bedeckt er den Boden mit seinem Laube und faulendem Holze und bildet Humus. Eben so ziehen die Bäume Feuchtigkeit an und lassen Quellen entstehen, verbreiten Kühlung und verändern das Klima. Mit der Zeit würden die Bäume mehr Humus und mehr Quellen erzeugen, als sie selber verbrauchten. Man gewönne so also einen Ueberschuß, den man benutzen könnte. Man pflanze in der Nähe der existirenden Wälder neue Bäume an, und es wäre so denkbar, daß man dann die ganze Wüste damit überziehen könnte.

Bei den Steppen ist dieß ganz anders; sie haben durchaus keinen Mangel an Humus, vielmehr eine weit dichtere Schicht davon als viele andere Länder. Eben so haben sie keinen so völligen Mangel an Flüssen und Quellen wie die Sahara. Beseitigung solcher Mängel ist es also gar nicht, worauf es hier ankommt. Es ist vielmehr ihre flache, sie allen Einflüssen des rauhen Himmels und der Nachbarländer preisgebende Gestaltung, welche ihr Klima im Sommer so heiß und trocken, und im Winter so kalt macht. Der Mensch wird diesen Umstand nie zu beseitigen vermögen; denn es ist auf keine Weise denkbar, daß er Bergketten aufwerfe und Thalbecken ausgrabe. Ferner ist es die ungünstige Beschaffenheit der dicht unter dem Humus liegenden Erd- und Steinschichten. Allerdings ließe sich dieß Verhältniß bis auf einen gewissen Grad ändern; denn man könnte alles schlechte Erdreich ausgraben,

die für den Baum gemachte Höhle wieder mit guter Erde füllen und ihn dann einsetzen. Und in der That geschieht dieß auch allgemein in und um Odessa und in den Steppen. Ueberall, wo man einem Baume ein einigermaßen fröhliches Leben sichern will, hat man seinen Wurzeln auf die besagte Weise ein künstliches Reich geschaffen. Man hat in einigen Gärten große und tiefe Canäle gezogen, in welche man nachher die Bäume pflanzte. Dieß Verfahren ist auch von gutem Erfolge bei Gärten und bei einzelnen kleinen Alleen. Allein wie schwierig würde es sein, ganzen Wäldern auf diese Weise durch Ausgrabung des schlechten Erdreiches ein künstliches Terrain zu schaffen! Wie schwierig zumal bei Eichen, Linden oder anderen großen Bäumen, deren Wurzeln mit der Zeit in mächtigen Verzweigungen tief in den Boden eindringen und doch wohl am Ende noch selbst die geräumige Ausgrabung überschreiten, in die schädlichen Kalkerdschichten eindringen und dann doch Schaden nehmen würden. Wollte man aber auch die Schwierigkeit der Sache nicht in Anschlag bringen, so bliebe doch immer mit Grund zu fürchten, daß die dem Baume gegebene heilsame Erde sich mit der Zeit durch die Nachbarschaft der schlechten Erde, aus welcher Kalkwasser in sie einsickern könnte, verschlechtern würde Es bliebe also denn nichts weiter übrig, als der ganzen Steppe diese fatale Kalkerdeschicht — von der ich so viel spreche, weil man in Odessa so viele Klagen darüber hören muß, — auszulösen und sie mit anderer Erde zu ersetzen, was aber dann wieder eine Arbeit für Die sein würde, welche den Ossa auf den Pelion setzten, nicht aber für Menschen. — Es ist offenbar, die Steppen sind verdammt, ewig Steppen zu bleiben, und so oft man auch schon hier und da glaubte, ihrer Herr zu werden, sie kommen immer wieder zum Vorschein. Sie sind so wenig zu bessern, wie die menschliche Natur. Natura semper recurrit.

Um zu beweisen, wie hart und widerspänstig die Natur der Steppen ist, will ich hier nur einmal anführen, welche Mühe man sich im botanischen Garten von Odessa mit einem Baume giebt, der bei uns und in allen anderen nördlichen Landen ohne das geringste menschliche Zuthun fröhlich gedeiht. Ich meine die Fichte. Dieser Baum würde in seiner zarten Kindheit gleichmäßig im Winter von den rauhen Nordwinden, wie im Sommer von der trockenen Hitze getödtet werden. Man säet daher den Fichtensamen in mit Erde gefüllten Kasten aus, in denen er im Gewächshause keimt. Man läßt hier die kleinen Pflänzchen zwei Jahre im Kasten und pflanzt sie dann in Töpfe um, die im Sommer in's Freie kommen, aber im Schatten erhalten werden, im Winter dagegen wieder in's Gewächshaus zurückgenommen werden. Erst im vierten oder fünften Jahre werden die Bäumchen in's freie Erdreich des Gartens verpflanzt, hier aber noch einige Jahre hindurch mit einem kleinen

Stroh- oder Schilfdache umgeben, welches man im Winter gegen Norden richtet, um den Nordwind abzuhalten und im Sommer gegen Süden, um die Sonnenstrahlen zu brechen. Ich glaube, dieß allein wird einen hinreichend starken Begriff von der Aussicht geben, die ein gewisser Reisender hat, seine ausgesprochene Hoffnungen in Erfüllung gehen zu sehen, „daß die Steppe nun wohl nächstens von der üppigsten Vegetation bedeckt sein würde." Uebrigens thut der botanische Garten das Mögliche und verkauft jetzt jährlich 30,000 Pflanzen. Leider habe ich nicht in Erfahrung gebracht, ob dieß ein stärkerer oder schwächerer Umsatz ist, als der frühere war.

Was unter den übrigen öffentlichen Instituten die Bibliothek der Stadt anbetrifft, so ist sie natürlich höchst unbedeutend und klein, und reicht einer Leipziger, nicht einmal einer Bremer Stadtbibliothek das Wasser. Indeß ist ihr Lokal doch so freundlich, daß ich alle Morgen in ihrem hübschen Salon gern ein paar Stündchen der Lecture pflegte, besonders da es dort auch allerlei kleine Antiquitäten aus Olbia und vom Chersonesus Trachea zu besehen gab; einige Inschriften, ein paar Löwenfüße von den Thronsesseln bosporanischer Könige und ein antiker Metallspiegel, der noch ganz schön polirt war, aber keinen Eindruck behalten hatte von den schönen Griechengesichtern, die sich darin gespiegelt haben mochten. Und es hätte dieß auch immerhin mancher andere Odessaer Bürger thun können, allein ich war stets der einzige Besucher und saß jedesmal ganz allein da mit dem alten italienischen Bibliothekar, der immer ganz fleißig an einem antiquarischen Werke arbeitete, das er in Paris herausgeben wollte. Ich sah daraus, ich meine, aus der Einsamkeit in der Bibliothek, daß auch noch auf die heutigen pontischen Hellenen und Italiener Dasjenige paßt, was Strabo schon von den Olbiopolitanischen bemerkt, daß sie nämlich völlig unwissenschaftlich, unliterarisch und verskythet sind. Es zeigt sich dieß auch bei den übrigen Bibliotheken und den Buchhandlungen in Odessa, wo fast nichts zu haben ist als die neuesten französischen Werke, gar keine englischen, keine deutschen und kaum ein Mal italienische. Doch existirt allerdings eine ganz kleine deutsche Leihbibliothek hier, die zugleich aber auch Savon parfumé, Eau de Cologne und Sacs de nuit verkauft.

Das letzte öffentliche Werk, das ich oben erwähnte, ist die noch im Bau begriffene imposante Treppe, welche vom Meeresufer auf den Boulevard führen wird. Diese Treppe ist eine Riesenarbeit und wird, wenn sie einmal fertig ist, so viel kosten als ein ganzes Hospital. Dabei ist noch zu befürchten, theils daß das Ganze mehr prächtig als nützlich sein wird, theils daß es nur eine sehr geringe Dauer haben und, nachdem es einige Zeit Aufsehen und Eclat gemacht hat, bald wieder über den Haufen fallen muß. Wenig Nutzen wird die Treppe gewähren, weil sie blos für Fußgänger bestimmt ist und diese

unten am Meeresstrande wenig zu thun haben. Denn was an Kaufleuten u. s. w. zu den Häfen will, findet doch immer den kürzesten Weg durch jene beiden ebengenannten Regenschluchten und geht nie zu Fuß, sondern fährt allemal, weil keine Zeit zu verlieren ist. Müßige Spaziergänger werden immer oben auf dem Boulevard bleiben, weil unten am öden Quai zwischen den Häfen wenig Freude zu holen ist. Für Arbeiter aber und Andere, die bisher auf sehr engen und wegen der Weichheit der Steinstufen sehr abgenutzten und zum Theil gefährlichen Treppen an der Steppe hinabstiegen, hätte es hingereicht, diese nur häufiger zu erneuern. Es ist also nicht abzusehen, wer auf dieser schönen Treppe auf- und abspazieren soll. Dazu kommt aber, daß sowohl der Grund und Boden, auf den man sie basirt, als auch die Wand der Steppe, an welche man sie lehnt, sich im allerkläglichsten Zustande befinden. Der Rand der Steppe hat nämlich in der ganzen Umgegend von Odessa die unangenehme Eigenthümlichkeit, daß sich ganze große perpendiculäre Schichten davon ablösen und hinabstürzen, und eben so ist der Boden häufigen Einsinkungen ausgesetzt. Des Letzteren wegen bereitet man freilich der Treppe einen Rost aus nahe bei einander eingerammten Pfeilern. Für das entgegenstürzende Ufer giebt es aber auf keine Weise ein Mittel, weil es nicht blos nach vorn hin überkippt, was man allenfalls noch vermeiden könnte, sondern auch perpendiculär hinabsinkt, wie in unterirdische Höhlen. Es löste sich noch während meiner Anwesenheit in Odessa eine bedeutende Masse Erdreich vom Boulevard ab, gerade an der Stelle, wo die Treppe hinaufgeführt werden sollte. Es steht auf diese Weise zu befürchten, daß die Treppe, nachdem sie fertig geworden, sich bald wieder vom Ufer trennen wird. Genug zu flicken und zu bessern wird man sicherlich immer haben. Nun aber baut man noch dazu die ganze Treppe aus dem erbärmlichen weichen Muschelkalkstein Odessa's, dessen Quadern nicht 10 Jahre übereinander liegen können, ohne zu faulen, zu zerbröckeln und sich zu verschieben. Selbst die Unterwölbungen der Treppe sind aus diesem abscheulichen Steine, und es läßt sich voraussehen, daß nach kurzer Zeit Odessa eine große Ruine mehr haben wird. Uebrigens aber wird sie sich in den ersten Jahren ihrer Existenz prachtvoll genug ausnehmen in ihren Dimensionen und Formen geschmackvoll sein, den großartigen Umgebungen entsprechend, und mit einer Breite von mehr als 100 Fuß imposant vom Meere zu dem über 130 Fuß hohen Steppenplateau aufsteigen. Eine wahre Neptunstreppe, was Größe anbetrifft.

Außer den genannten Dingen habe ich keine andere zu sehen Gelegenheit gehabt, welche man als von der Stadt zum öffentlichen Wohle getroffene Einrichtungen betrachten könnte. Uebrigens kann man von öffentlichen Gebäuden

noch citiren: das kaiſerliche Lyceum, die Börſe der Kaufmannſchaft und das hauptſächlich vom Grafen Woronzow, wie man mir ſagte, unterhaltene Theater. Vom Lyceum, das noch der Herzog von Richelieu ſtiftete, habe ich ſo gut wie gar nichts in Erfahrung gebracht, als daß die Sammlungen deſſelben höchſt unbedeutend ſind, daß in den höheren Klaſſen ein Profeſſor oft nur drei Zuhörer hat und daß überhaupt eben ſo viele Studenten als Profeſſoren da ſind. Außerdem freilich auch noch über 100 Gymnaſiaſten, für welche Manche der Profeſſoren aber gar nicht leſen.

Das Theater iſt für eine ſo neue Handelsſtadt gar nicht übel, wenn man bedenkt, daß die meiſten unſerer großen deutſchen Handelsſtädte nach tauſendjähriger Exiſtenz noch nicht einmal ein ſo gutes haben. Im Winter geben Liebhaber Vorſtellungen verſchiedenen Genres. Für gewöhnlich aber iſt nur eine italieniſche Sängertruppe da, die nichts als Opern giebt. Madam Marini, Madam Graziani, Madam Winther-Pateri ſind die nur in Odeſſa berühmten Prima- und Secunda-Donna's und die Favoritinnen des Publicums. Mir, der ich hier zum erſten Male eine italieniſche Oper hörte, gefiel freilich Alles recht wohl; denn wie man nicht in franzöſiſcher Sprache ſchreiben kann, ohne fein und witzig zu ſein, ſo hält es ſchwer, im Italieniſchen zu ſingen, ohne dem Ohr zu gefallen. Dabei merkt man auch hier leicht, wie routinirt und tactfeſt die Italiener in Allem, was Muſik anlangt, durchweg ſind, ſo daß ſelbſt die Unbedeutenden nicht leicht geſchmacklos und mißfällig werden. Doch machte ſich in der Oper Othello, die ich ein paar Mal hörte, der Tod Othello's, den der ebenfalls beliebte Herr Winther gab, immer ſehr ſonderbar, da er jedes Mal mit einer ſolchen Grazie, Elaſticität und Gewandtheit zu Boden fiel, als wenn ſich nicht ein Othello, ſondern ein Seiltänzer um's Leben brächte.

Die Börſe der Kaufleute iſt natürlich wieder ein hübſches Gebäude. Ich ging immer gern hin, weil ich dort ein paar mir werth gewordene Kaufleute fand, die mir viel Intereſſantes von den erſcheinenden Perſonen mittheilten. Viele von den vornehmen und reichen Kaufleuten, die hier auftreten, hatten früher ganz andere Gewerbe. Manche von ihnen waren griechiſche Fürſten, d. h. nach der Art des vielduldenden Ulyſſes, ſo lange er noch auf dem Meere ſchweifte. Ihr ganzes Fürſtenthum ging nicht über den Bord einer kleinen Seeräuber-Brigg hinaus. Von anderen erzählt man, und zwar von einigen der erſten, daß ſie früher das Haarkräuſeln und Barbieren äußerſt fertig verſtanden, und von einem, der jetzt einen gar großen Herrn macht, daß ihm in Neapel kein Wort geläufiger war als das „Subito, Signore, subito!“ der italieniſchen Marqueure. Doch giebt es auch weniger obſcure Abſtammungen unter ihnen, ſo die Tagliaferro's, die von Malta kamen,

und auch in Odeſſa wie dort ihr großes Wappen prangen haben, ein Stück Eiſen auf einem Ambos und darüber einen drohenden Hammer. Wie bunte Carrieren die Odeſſa'ſchen Kaufleute mitunter machen, beweiſ't auch die Geſchichte, die mir ein Odeſſa'ſcher Deutſcher von ſeiner ſonderbaren Rettung aus Seeräuberhänden erzählte. Er wurde auf einer Reiſe nach dem ſüdlichen Frankreich in der Nähe von Sicilien von Seeräubern überfallen und gefangen genommen, um nach Algier geſchleppt zu werden, als auf einmal der Kapitän des Kapers zu ihm trat, da er ſo verzweiflungsvoll da ſaß, und ihm zurief: „Eh buon giorno, Signore R.... Come sta! ne paura, ne paura!“ Er erkannte in ihm einen griechiſchen Kapitän, der in Odeſſa oft für ihn geladen hatte, dann eine Zeit lang dort Kaufmann geweſen war, Banquerott gemacht hatte, nun als Algieriſcher Kaperführer ſein Heil verſuchte und jetzt ſeines Odeſſa'ſchen Handelsfreundes Retter wurde.

Sonderbar, daß es in faſt allen Handelsſtädten noch immer einen vorläufigen Verſammlungsplatz giebt, wo die Kaufleute, ehe ſie zur eigentlichen Börſe gehen, zuſammenkommen, ſo Lloyd's Kaffeehaus in London, die Börſenhalle in Hamburg, das Muſeum in Bremen, ſo das Casino del Commercio in Odeſſa.

Außer dem Casino del Commercio, welches das einzige elegante Kaffeehaus der Stadt iſt, giebt es nur noch zwei ſolcher Kaffeehäuſer, welche aber nur die Kaufmannſchaft zweiten und dritten Ranges beſucht, beſonders die Judenſchaft, die ſich hier überall mit Kornproben in der Hand herumdrängt, um bei einem Glaſe Limonade auch ein Geſchäftchen zu machen. Doch erfreute es mich ſehr, auch in dieſen Häuſern Zeitungen und ſelbſt die „Allgemeine Zeitung“ allgemein geleſen zu finden, und eben ſo fiel es mir hier, wie überall in Odeſſa, auf, wie der Portofranco nicht nur eine freiere Einfuhr der Waaren, ſondern auch ein liberaleres und ungenirteres Weſen in Geſprächen und Sitten veranlaßt. Man ſieht hier Dinge, die in allen anderen ruſſiſchen Städten unerhört ſind, Leute, die ſich Blumen in's Knopfloch geſteckt haben und damit an öffentlichen Orten erſcheinen, keine ſtets bis an die Gurgel boutonnirten Uniformen, ſogar etwas Nachläſſigkeit in der Kleidung, flatternde Tücher u. ſ. w. Auf den Straßen wird geraucht. Selbſt die Iswoſchtſchiks dampfen ihr „Cigareto.“ Auf den Balkons der Häuſer erſcheinen ſcherzende junge Damen und Herren. Im Innern von Rußland lauter nicht vorkommende Dinge. Ueber Politik ſpricht man faſt Alles, wozu man Luſt hat, und von Rußland oft, als wäre es ein fremdes Reich. Selbſt die oberen ruſſiſchen Behörden nehmen an dieſer freieren Bewegung Antheil und halten nicht ſo ſtreng auf Cermoniell und Uniform und Alles, was damit zuſammenhängt. Daher ziehen ſich denn auch mehre große ruſſiſche Familien

gern innerhalb der Mauthlinie des Portofranco zurück, wenn es ihnen in den Residenzen nicht ganz glücklich ging, oder wenn sie sonst ein wenig Freiheit lieben, und Die, welche sich einmal in Odessa eingewöhnt haben, wollen nicht wieder in's Innere zurück.

Märkte und Stadtverkehr.

Nach den Erscheinungen, die der große Seehandel in Odessa herbeiführt, kann den fremden Reisenden nichts mehr in der Stadt anziehen als das Studium des Kleinhandels, des Consumtionshandels der Stadt selbst. Dieser gestaltet sich hier durch die Beziehungen mit dem levantischen und europäischen Auslande, durch die hier vereinigten Nationalitäten, durch die Umgebung der Stadt (die Steppen) und durch die Eigenthümlichkeit der hier consumirten Producte so eigenthümlich, daß man ihm kaum etwas Aehnliches an die Seite setzen kann. Denn wenn man auch in Rußland, Italien, Frankreich und der Türkei überall die Originale zu Dem findet, was man auf den Odessa'schen Märkten und Handelsbuden sieht, so ist doch dieß zusammengesetzte Ganze, in dem sich so viele Länder abspiegeln, nirgends.

Es schlingt sich durch die ganze Stadt hin, vom Centrum aus bis in die äußersten Kreise der Vorstädte, ein Kranz von Buden, Kaufgewölben, Märkten und Handelsplätzen, deren Reihenfolge man, so viel sich solche Dinge der Hauptsache nach in bestimmte Gränzen fassen lassen, ungefähr so bestimmen kann:

1) Die eleganten Magazine für Galanteriewaaren auf der Richelieustraße.

2) Der griechische Basar für Konstantinopolitanische Gemüse, Früchte, Gewürze, Taback u. s. w.

3) Die Buden für russische, tatarische, orientalische Manufacturwaaren u. s. w.

4) Der sogenannte neue und alte Basar für Fische, Fleisch, Gemüse u. s. w. in entfernteren Stadtkreisen, nebst dem Trödelmarkte der Juden.

5) Endlich vor der Stadt der sogenannte „Priwosdnoi Basar" (der Basar der mit Wagen herangefahrenen Dinge) für Eisen, Holz, Heu, Vieh, Pferde u. s. w.

Man sieht auf den ersten Blick, daß, so wenig durch einen vorgeschriebenen Plan die Reihe dieser Märkte regulirt war, doch, durch die Natur der Sache und den Drang der Umstände getrieben, eine jede Waare sich einen Platz gewählt hat, der ihr vermöge ihrer Kostbarkeit und vermöge ihrer Voluminosität zukam. Da eine jede dieser Waaren ihre eigene Nation hat, die sich ausschließlich mit ihrem Verschleiße befaßt, da mithin auf jedem Markte

ſich ganz eigenthümliche Erſcheinungen bieten, und da wir in ganz Weſt-Europa ſo Weniges ſehen, was dieſem Odeſſa'ſchen Handelstreiben gleicht, ſo wird man, glaube ich, nicht ungern einiges Nähere darüber hören.

1) Die fremden Magazine. — Sie liegen alle in dem ſchönſten Theile der Stadt in der Nähe des Boulevards und der Paläſte, für welche ſie beſtimmt ſind. Sie bieten am wenigſten Eigenthümliches und ſehen Dem ähnlich, was man auch bei uns und in anderen ruſſiſchen Städten findet. Die meiſten ſieht man nahe bei einander auf der Straße Richelieu, die man überhaupt als die vornehmſte Odeſſa's betrachten kann. Es ſind deutſche und franzöſiſche Galanteriewaarenhändler, ſchweizer Uhrenhändler, Pariſer Putzmacherinnen, engliſche Tuchverkäufer, ein engliſches Magazin, wie in Petersburg, Marſeiller Weinläden. Ihre Eleganz läßt nichts zu wünſchen übrig und übertrifft in gewiſſer Hinſicht, beſonders in Beziehung auf die Aufſtellung in ſchönen weiten Räumen, ſelbſt Das, was wir in unſeren vornehmſten Städten ſehen. Man trete z. B. in den Weinladen des Herrn Isnard, ſo wird man hier in ein paar großen Sälen in ſchönen eleganten Schränken in den gezierteſten Flaſchen alle Weine der Welt finden. Jedes Land hat ſeine eigene Abtheilung. So ſteht über der einen mit goldenen Buchſtaben: „Champagne", über der andern „Madeira" — „Bordeaux" — „La Peninsule" u. ſ. w. Die Körke ſind vergoldet und verſilbert, die Champagnerflaſchen gar in Silber- oder Goldpapier gewickelt, die eleganteſten Etiquetten zieren jede Flaſche. Man glaubt in einer Apotheke zu ſein. So brillant werden bei uns die Weine nicht aufgeſtellt. Hier erfordert dieſen Pomp der herrſchende Geſchmack. — Oder man gehe in den Putzladen der Demoiſelle S...., ſo wird man in den reizendſten Zimmern Alles finden, was nur Paris an Hauben, Spitzen, Bändern, Hüten und Tüchern den Damen Zierliches bieten kann. Die Demoiſelle S.... ſelber war früher Erzieherin, legte ſich dabei ein kleines Capital zurück, ging damit nach Paris, kaufte ſich dort mit großer Auswahl und Kennerſchaft des Odeſſa'ſchen Geſchmacks das Hübſcheſte ein und machte dann damit ſo vortreffliche Geſchäfte, anfangs im Kleinen, nachher im Großen, daß ſie ſich jetzt ſchon in ihrem lieben Paris ein bedeutendes Grundſtück gekauft hat, wohin ſie ſich, wie man ſagt, nächſtens zum Bedauern aller Odeſſa'ſchen Damen als reiche Beſitzerin zurückziehen wird. Dieſe Leutchen machen alle gute Geſchäfte und laſſen ſich von den Ruſſen und Griechen ihre Mühe theuer genug bezahlen, die freilich ihrerſeits ihre Reichthümer wieder eben ſo leicht erwerben. — Oder man laſſe ſich einen Rock anmeſſen bei dem engliſchen Schneider, dem Herrn E... u. Comp., ſo wird man eine Auswahl der Tücher, eine Feinheit der Bedienung in franzöſiſcher, engliſcher, deutſcher oder jeder anderen

Sprache, welche man nun eben spricht, sogar eine Fülle fertiger Kleidungsstücke und eine Eleganz der Zimmer, Möbeln u. s. w. finden, daß man gestehen muß, nichts Aehnliches in irgend einer unserer Handelsstädte gesehen zu haben. — Oder endlich, man besuche das Möbelmagazin des Herrn Coquelin, der die feinen Hölzer zu seinen hübschen Waaren aus Frankreich, Südamerika, Trapezunt und Konstantinopel bezieht und der seine blanken und blinkenden Sophas, Stühle, Tische, Bureaus in einem mit Spiegeln und Kronleuchtern verzierten Saale aufgestellt hat, welcher nur an das in Petersburg und Wien Gesehene erinnert, und man wird zugeben müssen, daß, wenn Alles so solid als hübsch ist, flüchtige Fürsten und Könige ohne Rock und Stiefeln nach Odessa kommen können, ohne fürchten zu müssen, daß sie sich ihren Hofstaat hier nicht anständig genug einrichten können. Man muß sich oft daran erinnern, daß der Handel ein Zauberer ist, um zu begreifen, wie alle diese hübschen Sachen die vielen krummen Wege um so viele Vorgebirge und Halbinseln herum fanden zu dieser seit alten Zeiten stets so barbarischen Steppenküste.

2) Der griechische Basar, so genannt, weil hier die Griechen die Hauptkaufleute und byzantinische Artikel die Hauptwaaren sind. Uebrigens handeln hier auch Juden und Russen. Es ist eine breite Straße, die schon etwas entfernter vom Centrum der Stadt ist als jener Hauptsitz der Magazine. Die meisten dieser byzantinischen Waaren sind solche Sachen, die zum Munde ein- oder ausgehen, nämlich Taback, Gewürze, Früchte und andere Victualien. Auf der anderen Seite der Straße sind in dem Parterre der Häuser Tabacksbuden, auf der anderen Gewürz- und andere Buden, und vor diesen unter ausgespannten Zelten Früchte.

Unter diesen Zelten kauft man im Frühlinge allerlei Gemüse aus Konstantinopel, mit dessen Markte Odessa sich mittels des Dampfschiffes innerhalb vier Tagen (zwei Tage hin, zwei Tage zurück) in Rapport setzt. Man findet daher hier stets frische, delikate Gemüse und frühzeitiges Obst, welches in zwei Tagen aus Gärten herüber kommt, deren Klima von dem der Odessa'schen wenigstens um 3 bis 4 Wochen differirt. Die Verkäufer dieser Früchte sind fast blos „Pendo's." So werden hier nämlich die Griechen spottweise genannt, von „pente" (fünf), weil sie im Gespräche häufig alle fünf Finger der Hand ausstrecken. Man könnte das Wort mit „Fünffinger" übersetzen. Eine Griechin heißt eine „Pendinska." Die Gewürzläden, wo die sogenannten „bakalenije towari" verkauft werden, sind auf dem griechischen Basar ebenfalls meistens mit smyrna'schen, archipelagischen und Konstantinopolitanischen Waaren versehen, Feigen, Rosinen, Korinthen, Färberwaaren, Droguerieen aller Art, eingemachten Früchten und Confecten. Sie sind un-

gemein reich ausgeschmückt und alle Waaren mit einem Pomp und einer Fülle vor den Augen des Verkäufers ausgebreitet, die man in unseren Gewürzläden nicht kennt. In der Regel steckt aber auch schon der ganze Vorrath des Kaufmanns in der Verkaufsbude selbst, und das Keller- oder Bodenmagazin, wenn ein solches existirt, ist ärmer als bei uns. Es ist dieß übrigens in ganz Rußland allgemein verbreitete Sitte, und auf den großen Jahrmärkten des Innern sieht man in diesem Fache noch Großartigeres.

Ganz eigenthümlich für Odessa aber sind die Tabacksgewölbe auf der anderen Seite des griechischen Basars, die an etwas Aehnliches, die eleganten Theebuden Petersburgs, erinnern. Alle Tabacke, die hier verkauft werden, sind türkische, die Verkäufer „Pendo's" aus Konstantinopel oder „Karaiten" aus der Krim, und die ganze Einrichtung der Buden ist daher ebenfalls aus der Türkei herüber gekommen. Allein es hat sich dieselbe hier in den weiten Räumen Odessa's mit einer Gemächlichkeit und Eleganz entfaltet, wie wohl schwerlich irgendwo in den winkeligen, engen Gassen der Hauptstadt des Padischa. Es ist natürlich, daß die Lebensbedürfnisse, worauf ein Volk am meisten hält und die ihm am nothwendigsten sind, auch bei diesem Volke in dem besten und vollkommensten Zustande gefunden werden. So geht z. B. nichts über die unübertreffliche Leichtigkeit und Anmuth russischer Schlitten, gegen welche deutsche Schlitten als wahre geschmacklose Balkengerüste erscheinen; so trifft man nirgends Galanterie- und Modewaaren feiner und zierlicher als bei den Franzosen; so wird das Bier am besten bei uns Deutschen gebraut. Und so muß man in einen türkischen Tabacksladen gehen, um Alles, was auf Rauchen und Taback nahen oder entfernten Bezug hat, in dem allervollkommensten und in jeder Hinsicht unübertrefflichen Zustande zu sehen.

Die Sachen, welche in diesen Tabacksläden (tabatschnije lawki) verkauft werden, sind folgende: Taback, Cigarren, Pfeifenröhre, Pfeifenköpfe, Pfeifenspitzen, Feuersteine und Stahl, Tabacksbeutel und vielfacher anderer Pfeifenzubehör und Pfeifenschmuck. — Von den Tabacken giebt es die verschiedensten Sorten. Die beste heißt hier „Sultanski Taback", Kaisertaback, wie wir sagen würden. Sie erscheint in länglichen, feinen, meist grünen Säckchen, in deren jedem eine Okka (etwa 3 Pfund) verpackt ist, und die mit goldenen arabischen Inschriften geziert sind. Die beste Sorte ist in cubischer Form in kleine ägyptische Säcke von Taffet gehüllt und ebenfalls mit allerlei goldenen Inschriften versehen. Der „Sultanski" ist der feinste; der stärkste Taback aber heißt „Ssamson", bei dessen Benamung die Türken vielleicht an die Stärke des Simson gedacht haben. In der That hat dieser Simson schon manchen nicht an ihn gewöhnten starken Raucher bezwungen.

Man giebt ihm diese Stärke durch eine sorgfältige Auswahl der Blätter und durch eine gewisse künstliche Zubereitung, von der mir ein Tabackshändler viel vorerzählte, ohne daß ich aber etwas davon verstand. Nach dem „Ssamson“ kommt der „Persitschan“ und dann der gewöhnlichste und am meisten geraucht „Dübeck.“ Von diesem giebt es verschiedene Sorten, den „Korssiaka“, „Wonissia“, und den leichtesten von allen Tabacken, den „Boktscha.“ Diese letzteren Sorten sind alle in größeren und weniger eleganten Säcken eingepackt.

Jene beßten Tabacksorten in den glänzenden Packetchen stehen alle der Reihe nach in hübschen Guirlanden an der Wand der Bude, die der Thür gegenüber ist, vor welcher der Zahltisch steht, und die überhaupt die Prachtwand des Cabinets ist. An den Seitenwänden liegen die größeren Tabackspackete, aber auch in größter Ordnung aufgetischt. An beiden Seitenwänden stehen alsdann ferner die großen türkischen Pfeifenröhre, lauter sogenannte Weichselröhre, alle nach ihrer Größe geordnet. Die größten, die 10 Rubel kosten und 10 Fuß lang sind, heißen hier „Antipki“, von dem türkischen Worte „antip“, sagte mir ein Grieche, welches blos so viel als „lang“ bedeutet, das aber die Russen, indem sie noch ihr „ki“ angehängt haben, zu einem Eigennamen dieser Röhre stempelten.

Höchst geschmackvoll geformt sind die türkischen Pfeifenköpfe mit Vergoldung und zuweilen auch einigen anderen sehr wohlgefällig unterlaufenden Farben. Ihre Form ist ohne Zweifel das Vollendetste, was sich bei einem Pfeifenkopfe erreichen läßt. Die Variationen auf eine gewisse ursprüngliche Form sind zahllos, und wenn man wählen soll, so hat man immer die Qual, da man schwer herausfindet, welcher am hübschesten am Pfeifenrohre stehen möchte, denn alle sind gleich reizend. Es ist zu bewundern, wie ein Volk, das in vieler Hinsicht so wenig Geschmack hat, in Bezug auf Pfeifenköpfe den feinsten und ausgebildetsten Gout von der Welt verräth. Alle diese niedlichen blinkenden Köpfchen sind theils auf den Bretern vor den Tabacksäcken in langen Reihen herumgelegt, theils auch hübsche große gläserne Becher damit gefüllt, die mit Symmetrie auf den Etagèren vertheilt werden. Eben solche Glas- und Krystallvasen — wahrscheinlich ein Odessa'scher und kein türkischer Luxus — sind mit Feuersteinen und Feuerschlägen angefüllt, die gerade wie in unseren Conditorbuden aufgestellt sind, so daß man Mühe hat, die Feuersteine nicht für Bonbons zu halten. Uebrigens fand ich diese in ganz Südrußland verbreiteten türkischen Feuerschläge ihrer Kleinheit wegen sehr unbequem, das einzige Unbequeme, was ich hier bemerken konnte. In gläsernen Kasten vor dem Zahltische liegen dann gewöhnlich noch viele der kostbarsten Bernsteinspitzen, wie man sie bei uns nicht sieht und wie sie nur in der Türkei zubereitet werden, und

vieler brillante Pfeifenschmuck, den man leicht mit ein paar Blicken genießt, den man aber schwer mit vielen Worten beschreibt, so wie auch eine besondere Art kleiner Pfeifenköpfe „na wintach“ (mit Schrauben). Diese können auseinander geschraubt werden, um in einer eigenen kleinen Kapsel des Gefäßes ein kleines mit Wasser angefeuchtetes Schwämmchen zur Kühlung des Rauches anzubringen. Als wenn dieß Alles noch nicht genug wäre und um den feinen Tabacksgeruch mit noch feineren Gerüchen zu würzen, haben sie auch eine Menge orientalischer Odeurfläschchen zwischen den Tabackspacketen vertheilt, die einzige Waare, die sie noch nebenher bei'm Taback verkaufen. Die Cigarren treten in diesen Läden als Nebensache zurück und sind in Schubladen und Auszügen versteckt. Der türkische Taback ist stets sehr sorgfältig, äußerst fein und gleichmäßig geschnitten. Gewöhnlich kommt er schon so geschnitten aus der Türkei. Doch befindet sich auch in jedem Laden zum Zerkleinen des ungeschnittenen Tabacks die türkische Schneidemaschine „Chawan“, die ich, wenn es ohne Zeichnung anginge, näher beschreiben würde. Doch ist auch nicht viel damit verloren, da ich ja dieß Alles nicht für Tabackskrämer zu schreiben wünsche, sondern für Philosophen, die über den Charakter der verschiedenen Nationen zu denken lieben, und diese werden sich damit begnügen, daß mittels dieser Maschine der Taback so fein wie Härchen wird. „Das ist ein Maschinchen“, sagte mir ein Karait, „damit wird der Taback „gut. In Rußland schneidet man ihn immer so grob wie Kohl.“ — Darnach wird unser deutscher Taback wohl nicht feiner sein als Häckſel. Denn die Russen schneiden ihn noch immer in viel zartere Streifchen als wir.

Außer dieser hübschen Aufstellung und Anordnung der eleganten Waare sind diese „tabatschnije Lawki“ auch noch sonst sehr wohnlich eingerichtet und mit Spiegeln und Divans versehen. Denn es ist Sitte der Orientalen, nicht blos hier den Taback zu kaufen, sondern ihn auch zugleich zu rauchen. Man findet daher hier immer ein paar rauchende und schwatzende Griechen, Türken oder Armenier, die den Tabacksladen für ein halbes öffentliches Haus halten, wie das Kaffeehaus, wie die Badezimmer, wie die Barbierstube.

Die Tabacksbuden bilden den Uebergang vom griechischen Basar zu einem anderen großen Platze, auf dem sich

3) russische, tatarische, orientalische Manufacturwaaren, so wie auch deutsche zweiten Ranges befinden. Die Russen pflegen den Theil ihrer Kaufgewölbe, in dem man Baumwollenwaaren, Tücher, Kattune u. s. w. verkauft, „Krasnije rjädi“ (rothe Budenreihen) zu nennen, und dieser Ausdruck ist auch hier gäng und gebe. Gewöhnlich sind die Krasnije rjädi in den anderen russischen Städten nur ein Theil des großen, Alles vereinigenden „Gostinnoi dwor“ (Kaufhofes). Einen solchen

giebt es aber nicht in Odessa; allein schon Beweis genug, wie sehr hier alles ächt Russische zurücksteht.

An diesem Platze sind nun die Hauptnationen Russen, Griechen, Deutsche und Karaiten (tatarische Juden). Jede dieser Nationen hat sich von den übrigen getrennt, so daß sich die Deutschen in einer Reihe zusammenhalten, eben so die Russen, eben so die Karaiten u. s. w. Auch hat jede ihre eigene Waare. Die Russen haben, wie überall, Moskau'sche und Wladimir'sche Fabrikate (in Odessa giebt es gar keine Fabriken), so wie ebenfalls überall ihre freundlichen und ewig wiederholten Einladungen zum Kaufe: „schto bui iswoltje, schto bui kupaitje ss'?" (Was belieben Sie wohl, mein Herr? Was kaufen Sie etwa? Ich bitte, bei mir einzutreten! Sie finden bei mir Alles, was Sie wünschen). — Doch muß man diese Leute nicht hier erwähnen, wo sie sehr zurückgesetzt erscheinen, vielmehr nur in Moskau und Petersburg betrachten, wo sie in ihrem eigentlichen Elemente sind.

Die Deutschen, die Herren Straß, Heinzelmann u. s. w., bringen hier ihre schlesische Leinwand und ihre auf der Leipziger Messe gekauften Tücher und andere dergleichen Waaren, die etwas geringeren Werthes sind als auf der Richelieustraße, zu Markte.

Die Karaiten dagegen haben nur tatarische und orientalische Producte. Rothe „Feß", die hier schon viel getragen werden, persische Seidenzeuge (Termalamah), die an Dauer, Feinheit und Geschmack alle bunte Seidengewebe dieser Art übertreffen, und dann besonders ein gewisses gemeines, dickes, gelbliches, für den äußerst billigen Preis recht gutes Baumwollenzeug, das man hier unter dem Namen „turetzkoi palatno" (türkische Leinwand) kauft. Es kommt dasselbe aus Konstantinopel und ist so billig, daß es dadurch eine wahre Wohlthat aller ärmeren Klassen Odessa's wird, die dasselbe tausendfach in ihrer Kleidung und ihrem Haushalte in Gebrauch genommen haben.

Die Griechen dieses Platzes sind alle blos „Afialtschiks" wie die Russen sie nennen, d. h. Verfertiger und Verkäufer baumwollener Bettdecken. Sie selbst nennen sich „Paplumattas." Sie sind hier ausschließlich im Besitze dieses Gewerbes. Wie sonderbar! Warum kann nun keine andere Nation mit ihnen hierin rivalisiren? Und doch ist es kein Zufall, der die Lebensgeschäfte so durch einander würfelt. Diese Leute kommen meist aus Zaregrad (Konstantinopel), doch findet man auch mehre aus Trapezunt, Sinope und anderen kleinasiatischen Städten. Sie haben ein großes breites Gerüst in ihren Buden errichtet, auf dem man sie den ganzen Tag sitzen sieht, Baumwolle lockernd und Decken nähend und stopfend. Sie machen die seidenen und baumwollenen Decken gleich ganz fertig und hängen sie in großer Auswahl

zum Verkauf aus. Eigenthümlich, aber in der ganzen Türkei und in ganz Kleinasien verbreitet, ist die Weise, wie sie die Baumwolle auflockern. Sie haben dazu einen langen hölzernen Bogen, an dem eine dicke Darmsaite aufgespannt ist. Mit einem hölzernen Instrumente reißen sie die Saite an und lassen sie in einen vor ihnen liegenden Haufen von Baumwolle hineinspringen. Die Saite ergreift Etwas davon und schnellt es durch die Lüfte, so daß es dann ganz aufgelockert wieder zu Boden fällt. Mit einem dieser Deckennäher — Panudo hieß er und war aus Trapezunt gebürtig — sprach ich von der letzten Pest in Odessa. Er wollte nichts davon wissen und sagte, es sei gar nicht die Pest gewesen, man habe den Lärm umsonst gemacht und für nichts und wieder nichts Handel und Verkehr zerstört. Diese Meinung ist allgemein bei den hiesigen Kleinasiaten und Orientalen, die wohl an ganz andere Pestscenen gewöhnt sind und sehr unzufrieden waren, daß man hier wegen einer solchen Kleinigkeit so viel Aufhebens machte. Er sagte ironisch, es möchte wohl die russische „Tschuma" gewesen sein, aber gewiß nicht die türkische „Jemurtschak" und die griechische „Panukla." Alle diese Namen bedeuten in den verschiedenen Sprachen die Pest.

Auf diesem Platze und auf dem vorigen, dem griechischen Basar, sitzen auch die meisten Geldwechsler, welches Gewerbe hier ausschließlich in den Händen der Juden ist. In allen russischen Städten, wo keine Juden sind, sind Großrussen die Wechsler. Ueberall aber, wo sich Juden befinden, laufen diese ihnen darin den Vorrang ab. Man muß sich bei'm Geldwechseln mit diesen Leuten wohl in Acht nehmen, denn sie sollen bei'm Abwägen des Goldes selbst den Wind so zu benutzen verstehen, daß er die Schale, die zu ihrem Vortheile ist, hinabdrückt.

4) Nach den Buden der Manufacturwaaren folgen wieder in entfernteren Ringen der Stadt die Eisenbuden, sogenannte „tschornije lawki" (schwarze Buden), die Holzbuden, Kohlenmagazine, Brodhändler, der Trödelmarkt und endlich der Victualienmarkt. Man pflegt diese ganze Gegend der Stadt mit dem Namen „staraja basar*)" (der alte Basar) zu bezeichnen. Es mögen für den blos Schaulustigen diese Buden wenig Interesse haben. Faßt man sie aber aus dem Gesichtspuncte der eigenthümlichen physikalischen und geselligen Verhältnisse Odessa's und seiner Umgegend auf, so gewährt eine jede Klasse von ihnen ein ganz eigenes Interesse, indem sie deutlicher als alles

*) Das Wort „Basar" ist in ganz Südrußland gebräuchlich für Markt. Selbst jedes kleinrussische Dorf hat seinen „Basar." — Von hier geht dieses Wort bis Java und Sumatra. Denn auch dort, wie in allen zwischenliegenden Ländern, heißt Markt „Basar."

Andere lehren, unter welchen Bedingungen sich die menschliche Haushaltung hier entwickelt.

Was zunächst die Nationen betrifft, die auf diesen unter jenem Namen zusammengefaßten weitläufigen Märkten handeln, so sind es hier hauptsächlich die Russen, Großrussen wie Kleinrussen, dann aber auch wieder mehre Pendo's und Juden oder, wie man sie hier nennt, „unsere Leit' aus Mohilew." — Es mischen sich hier gar nicht ein: die Karaiten, Italiener, die Armenier, und so gut wie gar nicht die Deutschen.

Fahren wir fort, aus dem Centrum der Stadt in immer mehr äußere Ringe hervorzutreten, so gut dieß bei der Unregelmäßigkeit des Einzelnen angeht, so kommen zunächst in langer Reihe die Eisenbuden, ausschließlich von Großrussen dirigirt, mit Ketten, Schrot, Nägeln, Aexten, Kesseln und hunderterlei anderen Eisengeräthschaften, zum Theil aus Tula, auch mit ungeheueren Massen von Roheisen, bei deren Anblick man staunt, wenn man an ihre so entfernten Fundorte im Ural denkt. Allein in Rußland werden die schwersten Dinge mit einer Leichtigkeit und Billigkeit so schnell und weit transportirt, wie in keinem anderen Lande. Das Eisen Odessa's z. B. kommt auf verschiedenen kleinen Flüssen aus dem Ural in die Kama und Wolga, geht von ihr in einige Nebenflüsse des Don über und kommt dann zu Lande auf der großen Wintermesse von Charkoff an, auf welcher es die Odessaer Juden aufkaufen und zu Lande, meist ohne Benutzung des Dnieprs, noch 100 Meilen weiter an's schwarze Meer spediren.

In der Umgegend der Eisenbuden befinden sich auch die Kohlen- und Holzmagazine. Sonderbarer Weise befassen sich mit diesen beiden Artikeln fast durchweg Juden, vielleicht weil es meistens unbeholfene Moldauer sind, die diese Dinge herbeiführen und dabei über's Ohr gehauen werden können. Die Kohlenmagazine stehen alle in einer Reihe. Das Tschetwert kostete im Sommer 1838 sechs Rubel (1⅓ Thaler). Doch waren sie damals theuer, und sie kommen oft auf drei Rubel herab.

Daß die Holzmagazine in einer Stadt wie Odessa, die 30 Meilen in der Runde kaum ein Wäldchen hat, unter eigenthümlichen Verhältnissen stehen müssen, läßt sich von vorn herein erwarten. Man sieht hier nicht ein einziges ordentliches Stück Holz; alle Stämme sind nur etwas mehr oder weniger dick als Bohnenstangen, alle nach ihrer sorgfältig ausgemessenen Länge und Dicke sortirt und zusammengestellt und genau auf Heller und Pfennig taxirt. Eichenstückchen aus der Moldau zu 60 bis 80 Kopeken, Eschenstämme für Wagenachsen von 80 Kopeken bis zu einem Rubel. Dabei in Bretern, wie Bücher in einer Bibliothek aufgeschichtet, eine Menge kleiner Holzbündelchen, in deren jedem 10 kleine, gleichlange, fingerdicke Stäbchen zusammengebunden.

Jedes Stübchen koſtet einen Kopeken und das Bündel zehn. Man kann ſich gerade eine Taſſe Kaffee damit wärmen. Ich dachte an die dicken Eichenſtämme, die der wohllöbliche Rath von Leipzig alle Jahre, einen jeden mit ſechs Pferden beſpannt und unter Führung von drei Raths-Marſtallknechten, aus ſeinem ſchönen Eichenwalde herausſchaffen läßt. Wenn die Leute einmal über Odeſſa fahren wollten, ſo könnten ſie Aufſehen erregen und alle zuſammenlaufende Nationen der Stadt zu ſehen bekommen. — Freilich ſoll im erſten Frühlinge auch in Odeſſa zuweilen ſtärkeres Holz, als jene Bohnenſtangen ſind, erſcheinen. Es ſollen nämlich alsdann Flöße den Dnieſtr und Dniepr herunter kommen, und mehre es bei ruhigem Wetter wagen, über den Meerbuſen von Odeſſa zur Stadt hinzurudern, doch viele oft jämmerlich von den Wellen zerſchmiſſen werden.

Von den Holzraritäten-Sammlungen kann man gleich zum Mittelpunct des alten Baſars gehen, wo ſich die Garküchen „chartschewni lawki“ und die Brodbuden für das „tschornoi narod“ (das ſchwarze Volk) befinden, die ſich ſehr erklärlich hierher verlegt haben, wo ſich immer am meiſten geringes Volk umhertreibt. Die Garküchen ſind alle in einem großen, ganz geſonderten Gebäude, mitten auf dem Platze vereinigt, und das Brod wird in einer doppelten Reihe kleiner, freundlicher Holzboutiquen ausgegeben. Auf dem freien Platze ſind viele Tiſche hingeſetzt, zu denen den Leuten die Speiſen hinausgetragen werden, die ſie mit Appetit verzehren, die aber manche vorübergehende Dame kaum anſehen mag. Indeß iſt nur der äußere Anſchein unappetitlich. Denn im Ganzen nährt ſich die geringe Klaſſe hier ungleich viel beſſer als bei uns. Man kann annehmen, daß hier auf dem alten Baſar geradezu die Allergeringſten ſpeiſen, und doch, ſo oft wir Abends dieſen intereſſanten Mahlzeiten beiwohnten, ſahen wir ſie faſt jedes Mal Fleiſch oder gebratene Fiſche verzehren. Das iſt denn auch bei der ungemeinen Billigkeit der Lebensmittel kein Wunder. Man kauft für einen Thaler ein ganzes Schaf, und gutes Rindfleiſch koſtet höchſtens 12 bis 16 Kopeken (1 Silbergroſchen) das Pfund. Kartoffeln, die bei uns das Hauptgericht ſind, fehlen auf dem Küchenzettel des gemeinen Mannes faſt ganz. Dafür iſt freilich auch das Brod hier ſchlechter.

Rund um das banquettirende „tschornoi narod“ herum bilden großruſſiſche Theetiſche — denn mit dem Thee umzugehen, verſtehen nun wieder nur die Großruſſen — einen engen Kranz und ſchenken ihr den ganzen Tag hindurch begehrtes Getränk fleißig aus. Ich könnte noch viel von dieſen Mahlzeiten erzählen, denn ich kam oft hierher, um das Volk zu ſtudiren. Doch weiß ich nicht, ob nicht etwa einige in der Philoſophie nicht ſehr ſtarke Gemüther den Gegenſtand zu indelikat finden möchten.

Das Brod backen hier hauptsächlich zwei Nationen, die Deutschen und die Griechen. Jene backen das gute weiße Brod, welches hier allgemein den Namen „Franzoll“ hat — wahrscheinlich von Franzbrod abgeleitet, diese aber die saueren und für einen feinen Gaumen ungenießbaren „Bulki“, eine Art von Schwarzbrod. Die deutschen Franzollverkäufer halten sich alle in einer Reihe und die Griechen in der anderen. Die griechischen Bäcker hatten fast alle das Bild des jungen Königs Otto. Also weilt doch auch jetzt noch im Skythenlande der Grieche,

„das Land der Väter mit der Seele suchend.“

Auch noch sonst haben die Griechen hier allerlei Buden mit Waaren aus Konstantinopel für das geringere Volk mit eigenthümlich plattgedrückten Würsten, nicht dicker als Pappe, mit langen Kränzen in dünnen Striemen getrockneten Fleisches, mit Oel, Wachs, Honig u. s. w. „Brinse“, der Schafkäse der Steppen, wird hier an allen Ecken der Straßen verkauft, gewöhnlich in junge Ziegenfelle verpackt. Der Dinge sind so viele, daß man kaum durchkommt, wenn man nicht auf allzugeduldige Leser rechnen mag.

Zur Seite ist der Trödelmarkt, wo natürlich nun wieder „unsere Leute aus Mohilew“ die Kaufleute sind. Es verhält sich mit diesen Antiquitäten, wie mit den Wechselgeschäften. In allen russischen Städten, wo keine Juden sind, machen die Großrussen die Trödler. Wo aber Juden sich einnisteten, da haben diese ihnen den Trödel entrungen. Die Trödelmärkte spielen in ganz Rußland eine bedeutende Rolle und bieten einen Ueberfluß alter verlegener Waare, wie man ihn selten in andern Ländern trifft; aus zwei Gründen: erstlich, weil die meisten neuen Waaren schlecht sind und daher schnell den Glanz der Neuheit verlieren, und zweitens, weil in keinen Haushaltungen ein so großer und beständiger Wechsel stattfindet, und kein Geschmack so beständig variirt und so schnell das Alte fahren läßt als der der russischen Reichen.

Die Gebäude zur Seite des alten so wie des neuen Basars, deren Parterre zu Buden benutzt wird, sind oben gewöhnlich Kornmagazine, und beide Märkte sind daher zugleich der Hauptsitz des Aufkaufs von Korn, das hier die Bauern anfahren, und welches gewöhnlich durch die Hände der Juden in die der Kaufleute übergeht. Zweierlei war in diesen Magazinen merkwürdig, theils, daß man hier überall Juden als Arbeiter fand und sie noch dazu als sehr fleißig und tüchtig lobte, theils, was man von den Künsten erzählte, welche die jüdischen Commissionäre mit dem Weizen anstellten, um ihm ein gutes Ansehen zu geben. Man behauptete, daß sie die schlechteste, schon halb verdorbene Waare so wieder aufzuputzen wüßten, daß sie ganz das Gewicht, das Ansehen, den Glanz, die Rundung des tadellosen Weizens

bekäme, und daß oft gar feine Kennerhände und Augen dazu gehörten, um die Fehler herauszufühlen.

In der That der ethnographische Geognost, ich meine, Der, welcher gern untersucht, wie die Völker sich über einander schichteten, und wie sie sich einander durchsetzten, und nach welchen Regeln sie sich in einander verwebten, findet hier in Odessa vollauf zu thun und zu genießen. Besonders groß sind diese Genüsse auf den nun weiterhin folgenden Plätzen, wo nur Genießbares zu verkaufen ist, ich meine, auf den Victualienmärkten, wo man die Bemerkung machen kann, daß fast jede Klasse von Victualien ihre eigene Nation hat, die sich mit ihr beschäftigt, ja daß oft jede eigenthümliche Abart einer solchen Klasse wieder einer eigenen Abart der Nation anheimfällt. So, um nur gleich von dem Letzteren ein Beispiel anzuführen, findet man bei'm Fleische sowohl Kleinrussen als Großrussen, jedoch bei'm Specke ausschließlich und allein Kleinrussen. Bei den Fischen findet man Griechen und Großrussen, jedoch bei den „Krasnije ruibi" (den Hausen, Stören, Sterlet u. s. w.) blos Großrussen, weil nur sie allein den Kaviar zu bereiten verstehen. Da demnach, wie wir schon häufig bemerkten, auf den russischen Märkten Alles so hübsch in größere und kleinere Partieen zerfällt, so läßt sich auch hier das Ganze sehr leicht übersehen. Wir können hier folgende in der Wirklichkeit sehr scharf geschiedene Abtheilungen machen:

1) Der Fleischmarkt.
2) Der Fischmarkt.
3) Der Obst- und Gemüsemarkt.
4) Der Eier- und Hühnermarkt.

Bei dem russischen Fleischverkaufe wollte ich Anfangs viel auszusetzen finden. Allein jetzt, nachdem ich mir noch einmal die Fleischbuden in der Kaiserstadt Wien näher angesehen habe, finde ich die Odessa'schen ganz vortrefflich, reinlich und appetitlich. In der That, wenn man sieht, daß eine kaiserliche Residenz solche Gräuel dulden und doch alle Tage so heiter, wie die Wiener es thun, zu Mittag speisen kann, so muß man die Kleinigkeiten, die man in Odessa tadeln könnte, lieber ganz verschweigen. Die Fleischer haben eine lange Reihe von Buden, die in einem Hause vereinigt sind. Vor den Buden steht ein Gerüst mit einer Menge von Haken, an welchen sie eine ganze Reihe verschiedener Braten zur Schau aushängen. Sehr sonderbar, wie eine Reihe kleiner Monstra, nehmen sich die Schafe mit Fettschwänzen hier aus, die mit abgezogenem Fell überall ihre dicken Fettklumpen präsentiren. Zuweilen findet man auch eine Sammlung separirter Schwänze auf den Tischen der Fleischer ausgelegt. Denn sie werden oft besonders verlangt, weil das Fett in ihnen süßer und angenehmer ist als das in den übrigen Theilen

des Thieres, besonders auch flüssiger ist und nicht so leicht erstarrt, weshalb es denn auch immer etwas höher im Preise steht. Vor den Thüren ihrer Buden ist gewöhnlich eine Scene aus dem Leben auf einem Gemälde dargestellt, entweder eine Dame mit einem Sonnenschirme, welcher der Schlächter einen Ochsen, ein Schaf und ein Schwein vorführt, seinen Hut abnehmend und seine ganz ergebenste „potschteni“ (Empfehlung) machend, oder ein Herr, dem der Fleischer die mit Fleisch bepackte Wage präsentirt, indem er gegen des Käufers Vermuthung, es möchte wohl nicht richtig gewogen sein, mit Hand und Fuß protestirt. Es ist nämlich hier, wie in ganz Rußland, nichts Seltenes, daß wohlhabende Damen die Einkäufe selbst besorgen, weshalb auch der Markt beständig mit allerlei Equipagen besetzt ist. Besonders scheinen die Griechen viel Vergnügen an diesem Kleinhandel für die Küche zu finden. Ich sah oft griechische Fürsten mit den Verkäufern auf's Genaueste um die Waaren handeln, wie bei uns die Dienstmädchen, weggehen und wieder kommen, und endlich mit einer Gans unter dem Arme, mit ein paar Fischen in der Hand und mit einem Bunde Zwiebeln über den Rücken zu ihrer Equipage laufen. Das Bild mit der Wagschale hat dem Fleischer gewiß sein böses Gewissen eingegeben, denn mit diesem steht's bei allen nicht sonderlich. Sie machen, wo sie nur können, gern ein kleines Profitchen. „Seien Sie so gut „und bleiben Sie hier einen Augenblick bei dem abgewogenen Fleische stehen,“ bat mich ein deutscher Colonist, der eben 2 Pud Fleisch eingekauft hatte. „Ich will nur meinen Sack vom Wagen herunter holen und traue dem Rus„sen nicht.“ Als ihm die Leute das Fleisch einpackten, blieb ein großer Braten, der etwas auf die Seite zu dem übrigen, noch nicht verkauften Fleische gefallen war, liegen. Ich behauptete, dieser gehöre dem Colonisten auch noch. Sie versicherten hoch und theuer, dieses Stück gehöre nicht dazu, ließen es zum nochmaligen Abwägen kommen und waren dann wieder eben so bereit in Entschuldigungen, wie sie sich so hätten versehen können. Der Colonist zahlte für das Pud gutes Ochsenfleisch (40 Pfd.) 2 Rubel 40 Kopeken (1 Fl. Rheinisch), d. h. also ungefähr 1½ Kreuzer das Pfund!

Die Naturforscher lehren, daß man gewisse Insecten nur immer bei gewissen Blumen und Sträuchern finde. Aehnliche Bemerkungen dringen sich hier dem Ethnographen auf. So findet er bei'm Speck, der hier als ein vom Fleische ganz gesonderter Artikel behandelt wird, gewiß keine andere Nation als die Kleinrussen, die das süße Fett der Schweine mehr lieben, als die Bären den Honig. Der Speck kommt hier meistens aus der Ukraine und Podolien. Denn die Steppe selbst ernährt aus begreiflichen Gründen nur wenig Schweine. In ganz Südrußland wird der Speck nicht geräuchert, wie bei uns, sondern blos gesalzen und mit Knoblauch eingerieben, auch wohl mit

Kümmel beſtreut, und alle kleinen und großen Speckſtücke, die man aus einem Schweine herausſchneiden kann, in Ochſenmagen verpackt, die dann mit Bindfaden zugenäht und ſo für den Winter aufbewahrt oder verſchickt werden. Dieſe mit für einen kleinruſſiſchen Gaumen ſo angenehmen Raritäten gefüllten Magen liegen nun theils ganz, theils angeſchnitten auf dem Tiſche des Speckverkäufers und außerdem noch eine Menge kleiner und großer Speckſtückchen, zu einem halben oder ganzen Pfunde oder zu mehren Pfunden, wie man ſie zu einem Imbiß, oder zum Frühſtücke, oder für die ganze Familie braucht. Hier muß man nun, um zu begreifen, in welchem Grade ſpeckliebend dieſe Nation iſt, hören, wie theils der Verkäufer ſeine Waare lobt, theils die Käufer ſie kritiſiren: „He, he, Mütterchen, kauft, kauft, bei mir!“ ruft der langbärtige Speckmann, „meine Wage iſt richtig und mein Speck „iſt ſüß.“ — „Er iſt ein Bißchen gelblich, Dein Speck.“ — „Was gelblich! „Er iſt ja ſo weiß wie Schnee, Mütterchen und ſo ſüß wie Mandelkern. „Da koſte einmal.“ Er ſchneidet ein papierdünnes Streifchen ab, und die Alte läßt es ſich in den Mund ſtecken. „Nicht wahr, das ſchmeckt?“ — „Es „iſt aber nicht Knoblauch genug daran.“ — Sie befühlt ein anderes Stück. „Willſt Du lieber dieſes? O das iſt das feinſte von allen! Du kannſt Dir „den ſchönſten Borſcht davon kochen, oder Du kannſt es auch auf Brod „eſſen.“ — Er ſchneidet wieder ein Stückchen ab, legt es auf Brod und ſpeiſt es ſelbſt mit der Miene des größten Wohlbehagens. — Dieß macht der Alten noch mehr Appetit. „Nun, gieb mir ein Pfund.“ — „Ein „Pfund willſt Du nach Hauſe bringen? Nun, dann mußt Du ſchon zwei „nehmen. Denn Du wirſt doch nicht laſſen können, eins davon unterwegs „aus Deinem Korbe zu naſchen. So, da haſt Du. Verſpeiſe es mit Wohl„gefallen. Trinke hinterher einen Schnaps, und ich gebe dir mein Wort, Du „haſt beſſer gefrühſtückt als eine Generalscha (Generalin). — Hier haſt „Du auch noch eine kleine Pribawka (Zuthat) und komm' wieder zu mir, „wenn Du wieder Etwas brauchſt.“

Obgleich es größere Fiſchmärkte in Rußland giebt, als der von Odeſſa iſt, ſo ſind doch auch hier die Fiſche außerordentlich billig. Auch giebt es mehre koſtbare Arten, die dieſem Markte eigenthümlich ſind. Zu den letzteren gehören insbeſondere der „Kephal“ (Kopf) und der „Petuch“ (Hahn). Letzterer wird ſo genannt ſeiner ſchönen buntfarbigen ungemein großen Floſſen wegen, die er wie Pfauenſchweife ausbreitet. Der häufigſte Fiſch iſt die „Skumbria“ (eine Makrele), die hier in großen Zügen, wie der Häring, jährlich in dem Meerbuſen von Odeſſa aus- und einwandert, und geſalzen in großen Quantitäten durch ganz Südrußland bis tief in Polen hinein verſchickt wird. Nach den Skumbrias ſind die am häufigſten erſcheinenden Meerfiſche die

„Kambuli“ (Steinbutten), die bei uns nur die Reichen essen, die hier aber auf Jedermanns Tische erscheinen, alsdann die „Bitschki“ (Meergründel), von denen das schwarze Meer eine große Menge verschiedener Arten ernährt. Auch Haifische werden mitunter verkauft, welche die Italiener und Griechen essen. Der „Ssudak“ (Sander), ein zarter Fisch, ist so häufig, daß ich 10 Stück von mittlerer Größe zu einem Rubel (8 Silbergroschen) verkaufen sah, alsdann der Meerkarpfen, der Wels, der Hausen, alle zu Spottpreisen. Die sogenannten „Krasni ruibi“ (die verschiedenen Störarten), die Hausen, Sewrugen, Sterlette, kommen hier fast alle aus der Mündung des Dniestrs. Ich sah einen Hausen von 18 Fuß Länge zu Markte bringen. Er hatte so viel Fleisch wie 2 Ochsen und gab 80 Pfd. Kaviar, d. h. nach einer mäßigen Berechnung ungefähr 100,000,000 Eier und 2 Pfd. Hausenblase. Es war interessant zu sehen, wie schnell und gewandt die Russen mit der Tranchirung und Zubereitung dieser großen Masse umzugehen wußten. Der Fisch wurde noch halblebendig zu Markte gebracht, schnell geschlachtet und zerlegt. Einige bemächtigten sich des Laichs, sonderten ihn mit hölzernen Messern von den Häuten, wuschen und salzten ihn, packten ihn in 4 große Schüsseln und boten auf der Stelle den Vorübergehenden den allerfrischesten Kaviar von Odessa zu einem hohen Preise an. (Nach einigen Tagen schon verliert der Kaviar an Frische und fällt fast um die Hälfte des Preises.) Ein Anderer nahm die Blase heraus, deren innere Haut den schönen beliebten Leim giebt, putzte aus der äußeren Haut, welche gegessen wird, sorgfältig alle werthvollen Reste der inneren ab und bereitete den Leim zum Trockenen. Während dessen hatten Andere in kurzer Zeit den ganzen Fisch in kleine Stücke zerlegt, Kopf und Schwanz an arme Leute verschenkt und das Uebrige gesalzen und in Tonnen verpackt. Auf diese Dinge verstehen sich die Großrussen. Auch wird aus dem Dniestr eine sehr große Art von Krebsen — fast so groß wie kleine Hummer — in bedeutenden Quantitäten herangebracht. Man sieht an Markttagen ganze Reihen von Wagen mit diesen Dniestr-Krebsen vollgepackt. Für ein paar Kopeken schleppen die Leute ganze Körbe voll weg. Auch Tintenfische, von denen die Griechen große Liebhaber sind, werden in Odessa feilgeboten, doch meistens nur getrocknet unter den Waaren aus Konstantinopel. Das schwarze Meer liefert keine. Um den Fischfang des schwarzen Meeres zu heben, hat man auch Fischer aus Malta kommen lassen. Diese Leute machen sich aber hier in dem ihnen so fremden Elemente ziemlich unbeholfen. Sie kennen nicht die Gesetze, nach denen die Fische des schwarzen Meeres leben, kommen und davon gehen, und lernen auch sehr schwer die russische Sprache. Sie gedeihen hier nicht besser, als die Kephals und Petuchs gedeihen würden, wenn man sie aus dem schwarzen in's tyrrhenische

Meer versetzen wollte. Die meisten sind daher auch schon wieder nach Malta zurückgekehrt. Man hat bei ihrer Verschreibung wohl nicht recht bedacht, daß Einer bei Malta ein ganz vortrefflicher Fischer sein kann, ohne darum es auch bei Odessa sein zu müssen.

Der Geflügel- und Eiermarkt ist in Odessa ungefähr eben so eingerichtet, wie in allen anderen russischen Städten, ein großer abgeschlossener Hof mit einer Menge von Buden, die voll Hühner, Enten und Gänse sind. Da ist ein Geschnatter und Gekakel ohne Ende, und nun dazwischen die schnatternden Judenweiber, die hier Eier und Hühner im Großen aufkaufen, um sie weiter in der Stadt wieder im Kleinen zu verschleißen. Sie plagen mit Dingen, Handeln, Schreien den armen russischen Eierverkäufer oft bis zur Verzweiflung. „Packt Euch zum T...! Ihr seid schlimmer als er", hörte ich einmal im Uebermaße der Verzweiflung einen Russen zwischen einen Haufen Judenweiber hineinschreien, die ihn an den Armen und an den Rockschößen zupften und zu einem niedrigen Preise zwingen wollten. „Ich verkaufe „Euch die Eier nicht anders als 3 Rubel das Stück. Man hat längst 20 „Russen und Deutsche abgefertigt, ehe man mit einer von Euch zum Schluß „gekommen ist."

Der Obst- und Gemüsemarkt, in dessen Nähe sich der Eiermarkt befindet, zeigt wieder andere Völker, besonders deutsche Kolonisten, die hier auf großen vierspännigen Wagen mit den Producten ihrer Gärten erscheinen, und im Herbste Bulgaren, die hier ungeheuere Massen von Arbusen, Gurken, Melonen, Pommadors (Pommes d'amour) und anderen Früchten ihrer Baschtans (Melonengärten) zu Markte bringen, besonders Zwiebeln, von denen die Russen so große Freunde sind und in die sie ganz auf dieselbe Weise einbeißen, wie wir in die Aepfel. Dieser Artikel wird hier so viel verzehrt — gehackte Zwiebeln, in Fett gebraten, sind ein russisches Gericht, das sie mit Löffeln speisen, — daß es ordentliche Großhändler blos in Zwiebeln giebt, und in der Nähe des Gemüsemarktes sieht man eine lange Reihe von Magazinen, wo ganze Räume mit Zwiebeln angefüllt sind, wie die Kornmagazine mit Weizen.

Mit dem Vögel- und Gemüsemarkte ist man an den Gränzen der Stadt angelangt, und hier breiten sich dann weite Räume aus, auf denen noch gröbere und gemeinere Waaren verkauft werden, die sich in die Stadt nicht gut en gros einführen ließen. Diese Räume werden

5) der „Priwosdni Basar" (der Anfahr-Basar) genannt, wiederum eine Schaubühne für andere Nationalitäten, insbesondere, außer den Kleinrussen, für die Moldauer und Zigeuner.

Die Hauptwaaren, die hier auf diesem „Anfahr-Markte" in ungeheue-

ren Quantitäten erscheinen, sind die verschiedenen Brennstoffe, deren sich die Stadt Odessa bedient. Es hat aus sehr begreiflichen Gründen dieser Ort ein so componirtes Brennmaterial, wie vielleicht keine zweite bedeutende Stadt der Welt. Man kann sagen, daß hier fast Alles gebrannt wird, was nur in Flammen aufgehen will und dabei natürlich nicht zu theuer ist. Die vornehmsten Stoffe sind: Holz aus Polen und Beßarabien, Steinkohlen aus England, Holzkohlen aus der Gegend von Kischenew, Schilf aus dem Dniepr und Dniestr, Stroh aus den Dörfern, Burian (strunkiges Unkraut) aus den Steppen, getrockneter Mist und verdorrte Weinrebenzweige aus den deutschen Kolonieen. Jedes dieser verschiedenen Brennmateriale hat seinen verschiedenen Werth, und das eine wird bei dieser, das andere bei jener Gelegenheit angewandt, das Stroh in allen Backöfen, Kohlen und Holz in den Küchen der Reichen, das Schilf und der Mist bei den Armen u. s. w. Dabei hat sich eine große Kennerschaft der von jedem dieser Materiale zu erwartenden Nachhaltigkeit der Gluth unter dem Publikum ausgebildet, und man geht darin so weit, daß man selbst die verschiedenen Arten der Unkräuter taxirt und classificirt, und z. B. sehr wohl weiß, daß die salpetrige Schafgarbe weit besser hitzt als die Strünke des wilden Klee's, und daß Stroh weit mehr Nachgluth in der Asche birgt als Schilf u. s. w.

Vom Holze und den Steinkohlen sprachen wir schon oben, und ich füge nur noch hinzu, daß man hier einen Wagen voll genießbarer Krebse um denselben und zuweilen um einen geringeren Preis kaufen kann als eine Ladung guten Brennholzes.

Die moldauischen Holzkohlenwagen, die alle ausschließlich blos aus den bedeutenden Wäldern in der Umgegend von Kischenew kommen, fallen auf diesem Markte durch ihre eigenthümliche Form besonders auf. Die Leute haben nämlich, um mehr von den leichten Kohlen laden zu können, ein gewaltig hohes Flechtwerk auf ihre kleinen Wagen gesetzt, das außerordentlich ungeschickt aussieht und bis oben hin mit Kohlen gefüllt wird. Jeder Wagen sieht wie ein auf Räder gesetzter Thurm aus, und wenn sie so alle in langen Reihen und Quarrés zusammengefahren stehen, so glaubt man eine feste Wagenburg zu sehen. Das künstliche Flechtwerk wird gewöhnlich auch mit sammt den Kohlen in Odessa verkauft, wo sich zu jedem Holzsplitterchen Liebhaber finden.

Noch viel zahlreicher sind hier aber die Stroh-, Heu- und Schilfwagen, an Markttagen in so ungeheuerer Menge, daß man sich wirklich in den Straßen und Reihen, die sie bilden, verirren kann. Es ist dieß natürlich. Denn als Brennmaterial ist das Stroh und Schilf sehr voluminös, und ein paar hundert Fuder flackern leicht am Tage im Feuer auf, um der Stadt nur ihren Kaffee zu kochen. Eben so ist das Heu als Viehfutter theils

sehr billig, weßhalb man nicht sparsam damit umgeht, theils nicht sehr nahrhaft, weßhalb das Vieh viel frißt, theils aber auch deßwegen so sehr begehrt, weil Odessa sehr viel Vieh ernährt. Alle russischen Städte haben weit mehr Lebendiges in ihren Mauern als die unsrigen, aber Odessa verhältnißmäßig mehr als alle anderen, theils weil die Thiere billiger als irgendwo sind und Jedermann sich leicht Pferde, Ochsen und Kühe halten kann, theils weil die Stadt so viel Fleisch verspeist, wie keine andere russische, theils weil auch ihre Talgsiedereien schon viele Ochsen und Schafe in ihre Nähe bringen, endlich, weil die Eigenthümlichkeit ihres Handels ungemein viel Zugthiere erfordert, indem sowohl die allermeisten Waaren hier per Axe ankommen und alle zu Lande abgehen, als auch in der Stadt selbst wegen der Abgelegenheit des Quarantäne-Hafens außerordentlich viel gefahren werden muß *). Man sieht daher auch in keiner Stadt solche Heu-Quantitäten aufgestapelt. Die ganze Stadt ist eigentlich von einem Wall von Heu umgeben. Die Heuhändler bauen nämlich keine Häuser für die Aufbewahrung dieses Artikels, sondern sie häufen ihn, nachdem sie ihn auf dem Markte aufgekauft haben, zu haushohen Dämmen oder Mauern an. Einige machen auch ein Quarré daraus, wohnen in der Mitte dieses Quarrés, setzen vorn eine Thür ein und haben vor der Thür eine Wagschale aufgehängt, auf der sie ihr Heu verwägen. Diese Art von Heumagazinen zieht sich um die ganze Stadt herum.

Der getrocknete und in gewisse Formen gebrachte Mist heißt in Odessa „Kirpitsch", und so auch in der ganzen Steppe. Eigentlich bedeutet Kirpitsch einen Ziegelstein. Man hat den Namen auf jenes Brennmaterial wohl wegen der Aehnlichkeit der Bearbeitung und Formung übertragen. Wer nicht gern von einer solchen Sache lies't, muß das Folgende überschlagen. Doch können dem Ethnographen und Nationalökonomen einige Notizen darüber vielleicht nicht unwillkommen sein, da so viele Menschen sich von dieser Arbeit nähren und deren Product eine so bedeutende Rolle im ganzen Süden Rußlands in allen Haushaltungen spielt. Da der Holzmangel sich schon in der Ukraine und im Kiew'schen fühlbar macht, so beginnt auch hier schon die Benutzung des Mistes als Surrogat des Brennholzes, und man sieht daher im Sommer in allen Dörfern die Zäune und Mauern der Häuser mit Mistkuchen belegt, welche die Leute an der Sonne trocknen lassen. Doch bereitet man ihn hier nur in kleinen Massen, und in den Städten sieht man den Kirpitsch kaum. In den Steppen aber gehört die Bereitung des Kirpitsch zu den regelmäßigen Arbeiten des Landbewohners. Der Mist wird zu diesem Zwecke eben

*) Wie viele Seehandelsplätze laden nicht unmittelbar aus den Magazinen in die Schiffe.

so sorgfältig gesammelt, wie bei uns zum Düngen. Die Leute häufen ihn im Herbste in großen Massen auf ihren Höfen zusammen, lassen ihn dort den Winter über liegen, arbeiten ihn im Frühlinge mit ihren Pferden mehre Male durch, schneiden ihn in Formen, wie bei uns den Torf, und lassen ihn im Sommer trocknen. Man sieht selbst in der Steppe die Hirten sorgfältig allen Mist aufheben, den sie auf einen Haufen sammeln und, wenn der Vorrath bedeutend genug ist, auf einem Wagen nach Hause führen. In Odessa beschäftigt sich eine Menge armer Leute mit dieser Arbeit, besonders auf dem Basar, von dem wir jetzt reden. Sie haben sich hier kleine Erdhütten, zum Theil auch aus Kirpitsch gebaut, sammeln sorgfältig, indem sie ihre Frauen und Kinder auf die Straßen schicken, das Material, lassen es überwintern, kneten es im Frühlinge und bringen es dann in allerlei, zum Theil sehr wohlgefällige und elegante Formen. Die meisten sind wie Galetti (Schiffszwieback) geformt mit einer Menge kleiner Löcher. Um den Kirpitsch recht gut und wirksam zu machen, ist es vor allen Dingen nöthig, ihn tüchtig durchzukneten, und es zeigt sich auch bei diesem Geschäfte, wie sehr die menschliche Hand bei allen Handarbeiten den Vorzug vor allen Maschinen und anderen Instrumenten habe. Denn die Leute versichern, daß die mit der Hand gekneteten Kirpitsch weit besser seien als die blos von Pferden getretenen. Die fertigen Kuchen legen sie zu kleinen Pyramiden von durchbrochener Arbeit über einander, damit Wind und Sonne zum Trocknen leichter durchwirken können. Der neue Basar in Odessa ist immer mit einer Menge solcher kleiner Pyramiden bedeckt, welche die Leute zum Verkauf ausstellten. Es ist zu verwundern, obgleich für die armen Leute gut, daß noch kein industriöser Kopf darauf gefallen ist, die Sache in's Große zu betreiben. Es müßte Bedeutendes dabei zu verdienen sein. Der Mist, der sonst weiter nicht benutzt wird und den die Kirpitsch-Fabrikanten aus den Stallungen für ein Trinkgeld an den Kutscher bekommen, ist fast umsonst zu haben, und ein Fuder Kirpitsch, welches zwei Pferde wegziehen können, kostet immer seine 6 bis 8 Rubel.

Endlich hausen nun auch noch auf diesem Priwosdni-Basar, wie gesagt, die Zigeuner. Da sie alle ohne Ausnahme Schmiede sind, so haben sie ihre Zeltreihe eben hierher verlegt, wo die meisten Pferde und Wagen zusammenkommen. Es sind lauter krim'sche oder tatarische Zigeuner, keine moldauischen, die man übrigens sonst doch auch in Odessa sieht. Ihre Sprache ist die tatarische, ihre Religion, so viel man überhaupt von einer Religion bei ihnen sprechen kann, die mahommedanische. Sie kleiden sich ebenfalls mehr oder weniger tatarisch. Die Weiber und Mädchen haben einen rothen, mit Goldmünzen besetzten Fez auf dem Kopfe, ihr Haar ist in 20 Zöpfe geflochten,

wie das der Tatarinnen, und sie rauchen den ganzen Tag wie die Männer. Ich sah eine Zigeunerin, die so wenig das Rauchen lassen konnte, daß selbst, wenn sie Wasser holen ging, sie ihre Pfeife nicht aus dem Munde legte. Sie wohnen in den erbärmlichsten Zelten von der Welt, gegen die jede lappische „Gamme" oder jedes kalmückisches Filzzelt noch als Palast erscheinen würde. Es ist wirklich der merkwürdigste Anblick von Faulheit und Indolenz, den man haben kann, bei schlechtem Wetter diese Leute in ihren Zelten kauern zu sehen, die ihnen nicht mehr Schutz gewähren als ein Mantelflicken einem Reiter. Ich habe sie zuweilen aus der Krim ankommen und sich hier auf dem Odessa'schen Basar etabliren gesehen. Zwei oder drei fixe Kerls, die in ein paar Tagen ein Haus aufbauen könnten, hämmern und binden ein Zelt zusammen, das ihnen oft unter den Händen noch wieder auseinander fällt. Sie greifen 5 schlefe und krumme Stangen auf, stellen 4 davon kreuzweise an einander und legen die fünfte als Dachbalken darüber. Mit Schilf oder Gras binden sie die Enden an einander und werfen dann eine Leinwand darüber, deren erbärmlicher Zustand vermuthen läßt, daß sie von irgend einem gescheiterten Schiffswracke gestohlen sei. Unter diesen Wetterschirm, der sich gewöhnlich auf der einen Seite an ihren Wagen lehnt, kriechen sie dann unter. Der Vater ist alle Mal Schmied, die Mutter tritt bei der Arbeit rauchend den Blasebalg, die Kinder werden in die Stadt geschickt zum Betteln. Die älteren Töchter müssen kochen und dem Vater, der bei'm Schmieden mit den Beinen in einer Grube steckt, das Handwerkszeug herlangen und sonst zur Hand gehen. Weil sie nämlich keinen hohen Ambos errichten können, an dem sie stehend schmieden könnten, so haben sie die Erfindung gemacht, sich bei'm Ambos eine Grube zu graben, in welche sie die Füße stecken und aus der sie dann so halb sitzend aus der Grube herausschmieden. Sie sollen übrigens manche Kunststücke ihres Handwerks verstehen, so namentlich alles Scharfe und Schneidende sehr geschickt verbessern und bessere Schärfen hervorbringen als andere Schmiede, weßhalb man auch immer eine Menge Sensen, Beile u. s. w. bei ihnen zur Reparatur liegen sieht. So gleichgültig sie gegen alle ihnen von der Witterung angethane Unbill zu sein scheinen, so wenig sind sie es gegen die Genüsse des Lebens, besonders gegen die Gaumengenüsse. Sie sind im höchsten Grade lecker- und naschhaft, freilich meistens nur in Dingen, die nur sie allein als eine Näscherei ansehen. Die Gekröse von einigen Thieren essen sie viel hundert Mal lieber als die von anderen, und ihre delikateste Speise sind Schweinigel. Da diese Thiere hier nicht sehr häufig sind, so zahlen sie oft den Erwerb einer ganzen Tagesarbeit für ein paar Igel. Um den Igeln die Stacheln bequem nehmen zu können, schneiden sie ihnen am Vorderfuße die Haut ein wenig auf und blasen dann durch dieses

Löchelchen das ganze Thier wie eine Tonne auf, — nebenbei gesagt ein mir neues und unerklärliches Experiment — halten das Loch mit dem Finger zu, schaben dann die Stacheln ab und verzehren den gebratenen Igel, wie ein Gourmand bei uns einen Fasan. Ich sah einmal einem Zigeuner zu, wie er fünf Igel so präparirte. Ich fragte, ob denn das gut schmecke. „Ach, Herr," sagte er, „das ist der leckerste Bissen auf der ganzen Welt. Es ist das süßeste „Fleisch. Es kostet mich aber auch viel. Ich habe für das Stück einen „Rubel bezahlt." — Ich weiß in diesem Augenblicke nicht, ob unsere und die spanischen und englischen Zigeuner in Bezug auf Igel denselben Geschmack und dieselbe Kochkunst haben. Sollte dieß aber sein, so wäre es doch höchst merkwürdig, daß die Sitten und Neigungen sich bei diesem Volke von der Krim bis nach Schottland so gleich blieben! — Einmal kam eine ganze wilde Truppe schwarzer nackter Zigeunerbuben und Zigeunermädchen bettelnd auf mich zugestürzt. „Dai pan! Dai pan!" („Gieb, Herr! Gieb!") Es war dieselbe Geschwisterschaft, der ich schon den Tag zuvor eine Kleinigkeit gegeben hatte. „Ich habe euch ja schon gestern gegeben!" — „Nein, Herr, nein! „Nein!" — „Nun ich will euch noch ein Stück geben. Das könnt ihr „unter euch theilen." — „Dai pan! Dai pan!" — „Wer ist der Aelteste „unter euch?" — „Der, der!" — „Traut ihr ihm?" — „Wärim, wärim" (Wir trauen, wir trauen!) — Als ich ihnen gegeben hatte, liefen sie gleich zum nächsten Russen, ohne sich weiter um mich zu bekümmern, und kauften sich süße Pflaumen und Bonbons, nackt, wie sie waren, das Rabenvolk! Dann ging der Trödel schreiend und sich streitend die Straße weiter. Ein Fuhrmann, dem sie unter die Füße liefen, klatschte mit der Peitsche dazwischen. Alles schrie und spie auf ihn, und so ging es mit fliegenden Haaren die ganze Straße hinunter. Das älteste Mädchen trug noch ein ganz kleines Kind auf dem Arme. Ueberall, wo der Haufe mit anderen in Streit gerieth, legte sie gleich das Kind mitten auf die Straße in den Staub hin und stritt und zankte sich mit. Ich sah nie so wildes und flüchtiges Gesindel! Die tatarischen Zigeuner sind alle von dieser Art. Die moldauischen stehen schon viel höher und sehen auch mit großer Verachtung auf ihre krim'schen Brüder herab. Uebrigens findet man oft sehr schöne Gestalten unter ihnen, Augen wie Kohlen, Haar wie Rabengefieder und besonders sehr edel geformten Wuchs, wie bronzene Statuen.

Man sieht aus diesem Allen, daß der Priwosdni-Basar Odessa's nicht manchfachen Interesses entbehrt. Besonders gern spazierte ich auf ihm des Abends umher, kurz vor einem folgenden Markttage. Weil die Leute fast alle sehr weit aus der Steppe zur Stadt herein haben, 4, 8 bis 15 Meilen weit, ja manche, die Holz- und Kohlenfuhrleute, 20 bis 30 Meilen weit, so

kommen sie schon immer den Tag vorher und campiren die Nacht auf dem Markte. Dann sieht man überall zwischen den Kohlenwagen und Strohfudern die Feuer auflodern, um welche sich die Moldawaner und Kleinrussen versammeln, ihre Mamaliga (Polenta) mit Brinse (Schafkäse) zu verzehren. Eben so brennen in den Zelten der Zigeuner Feuer, an denen sie ihre Igel braten. Es gewährt dann, wenn die Leute so ruhig sind und zum Conversiren Zeit haben, ein besonderes Interesse, von Gruppe zu Gruppe umherzugehen und mit ihnen von ihren Verhältnissen zu schwatzen, zumal da ihr liebes wiederkäuendes Zugvieh dann auch zahlreich umher liegt und das Bild des Friedens vollendet.

Da wir nun einmal bei'm Abend sind und bei'm Frieden, so können wir auch noch gleich einen Spaziergang auf den Odessa'schen Friedhof machen, der ganz nahe an den Priwosdni-Basar gränzt, zumal da er mit wenigen Bemerkungen abzufertigen ist. Die Hauptbemerkung, die sich einem Deutschen hier vor allen Dingen aufdrängt, ist die, daß Gott Einen bewahren möchte, auf diesem unheimlichen Kirchhofe seinen endlichen Frieden suchen zu müssen. Er ist ein so wüstes und trauriges Steppenfeld, wie nur irgend sonst andere russische Grabstätten, die alle nicht sehr erbaulich sind. Verfallene Monumente von dem verhaßten Kalksteine, die noch schneller sich in hideuse Trümmer lösen als der Leichnam in der Erde, und selbst die marmornen Monumente, die man etwa bei einem italienischen Sculpteur machen ließ, stehen so tief im blumen- und anpflanzungslosen Grase, als sollte der Kirchhof zu einer Viehweide dienen. Allerdings erzählte man mir auch sogar so etwas davon, daß die Kühe des russischen Popen, der darauf wohnt, recht gute Milch geben sollten. — Einigermaßen kann, wenn man an italienische Kirchhöfe zurückdenkt, die angenehme Bemerkung wieder trösten, daß alle Religionen und Völker hier so friedlich beisammen liegen. Katholiken, Protestanten, Griechen, alle christlich vereint innerhalb derselben Mauern. Hier ruht ein Italiener: „Qui riposa li ossa di Pietro Gennaro. „Nato in Lugano 1786. Morto in Odessa 1836.“ — Dort eine Polin: „Tu lezy Rozalia Saczeniowska. Umarta 1832 i Konezyivczy lat piet- „nascte.“ Dann ein Russe: „Pokrissa miloi prach do radostnago utra“ (Ruhe, du liebe Seele, bis zum frohen Morgen). — Dann wieder: „Hier „ruht Christian Markmann aus Bautzen.“ Die deutsche Abtheilung war, zu meiner großen Genugthuung bemerkte ich's, entschieden die am sorgfältigsten und freundlichsten unterhaltene, mit vielen hübschen Bäumen besetzt und mit Akazienbüschen umgeben. Doch sagte man mir, daß es dem Prediger sehr viele Mühe koste, die Sache so in Stand zu halten, wegen beständiger Streitigkeiten, in die er darüber mit dem Popen verwickelt sei.

Hinter dem Priwosdni-Basar und dem Kirchhofe kommen dann noch in den Vorstädten die Vieh- und Pferdemärkte. Außer einigen Bemerkungen über Eigenthümlichkeiten der Steppenochsen und Pferde fiel mir hier weiter nichts Besonderes auf, als daß die Leute sich hier bei'm Viehhandel eben so eifrig und ganz auf dieselbe Weise die Hände wund schlagen, wie die Italiener, Schweizer und Tyroler an den Gränzen der Alpen, auf ihren dortigen großen Viehmärkten, und daß es hier wie dort gleich lange dauert, ehe der Handel endlich zum Abschluß kommt. Es giebt eine Menge Sitten, die die Reise um die Welt machen, wie z. B. auch die Johannisfeuer, die hier bis in die Krim hinein im Frühlinge auf allen Mongolengrabhügeln brennen, wie sie Leopold von Buch zufolge auch bis zur äußersten Spitze des Nordcaps erscheinen und die fast auf einen allgemeinen, einst über ganz Europa hin verbreiteten Feuerdienst schließen lassen könnten.

Miscellen.

Nach dieser ungefähren Skizzirung der Handels- und Lebensverhältnisse Odessa's, die wir freilich noch bedeutend vervollständigen könnten, wollen wir nun noch eine kleine Nachlese aus den übrigen Bemerkungen unsers Tagebuchs geben, die etwas zur Charakteristik der Stadt beitragen. Da es nur Kleinigkeiten sind, so ist es vielleicht gut, die in dem Vorigen beobachtete Ordnung zu verlassen und sie in dem Gemisch zu geben, wie sie sich darboten.

Es ist natürlich, daß, wie wir bei den Märkten eine Vergröberung und gesteigerte Geringfügigkeit der Waaren mit dem weiteren Hervortreten aus dem eleganten Centrum der Stadt in die äußeren Vorstadtringe bemerkten, sich auch auf dieselbe Weise und in demselben Verhältnisse eine Menge andere Dinge verschlechtern; so insbesondere die Wirthshäuser und Schenken, die sich in der Nähe der Märkte befinden, so auch die Iswoschtschiks (Fiaker), die sich immer zu ihnen halten. Die letzteren haben hauptsächlich 3 Stationen in Odessa. Eine um den griechischen Basar herum, wo die zweispännigen eleganten Droschken stehen, für die wohlhabenden Leute. Die Kutscher sind Russen, welche sich von allen hiesigen Nationen am beßten auf's Fuhrwesen verstehen. Die zweite Hauptstation in dem Ringe des alten und neuen Basars, wo die Kutscher meistens Griechen sind, die ein schlechteres Fuhrwerk haben und geringere Preise. Die dritte endlich noch weiter hinaus, wo nur Juden die Kutscher sind, mit erbärmlichen kleinen Einspännern. Uebrigens läßt sich über die Equipagen Odessa's im Allgemeinen noch bemerken, daß ihnen nichts an Eleganz abgeht, daß man aber nie sechsspännig fährt, wie in den Provinzstädten Charkoff, Poltawa u. s. w., wo

man ſelbſt bei der geringſten Viſite 6 Pferde vorſpannt, ſelten vierſpännig, wie in Petersburg, meiſtens nur zweiſpännig oder einſpännig, wie in Riga.

So gut das Fuhrweſen der Ruſſen, ſo ſchlecht iſt es mit ihrem Uhrweſen beſtellt, beſonders mit dem der Stadtuhren ſo ſchlecht, daß es in ganz Rußland nicht einmal Stadt- und Thurmuhren giebt, die, wie bei uns, durch gewichtige Schläge das Fortſchreiten der Zeit, wie vom Himmel herab, in das Getümmel der Stadt hinein kundthun. Dem Uebel, das dieſer Mangel an öffentlichen Uhren veranlaßt, nach denen ſich Alle richten könnten, iſt ſchwer abzuhelfen, da die ruſſiſchen Städte nirgends ſo hohe Thürme haben, wie die unſrigen, und auch die Prieſterſchaft ſchwerlich erlauben würde, die Glockenthürme der Kirchen zu einem ſo ungewöhnlichen Zwecke zu benutzen. In Odeſſa bringt man mit einer Kanone einigermaßen eine allgemein durchgreifende Ordnung in die Zeit. Es iſt ein Meridian am Boulevard errichtet und dabei eine Kanone, die, ſo wie die Sonne Mittags um 12 Uhr durch den Meridian geht, dieß Ereigniß aller Welt verkündigt. So wie dieſer mittägliche Kanonendonner durch die Lüfte ſchallt, ſieht man plötzlich auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen die Leute ihre Taſchenuhren hervorziehen und in den Häuſern zu den Wand- und Hausuhren laufen, um ihren Gang zu reguliren.

„Ja, ihre goldenen und ſilbernen Uhren reguliren ſie, damit ſie zur „rechten Zeit zur Börſe kommen, wo Geld zu verdienen iſt, damit ſie das „Diner nicht verſäumen, wo man gut ſpeiſen kann. Aber reguliren ſie auch „wohl das Uhrwerk ihres Innern? Iſt auch wohl nur Einer unter jenen „Sechszigtauſend, der ſich den Kanonendonner des Mittags an das innere „Ohr ſeines Gewiſſens ſchlagen laſſe, daß es erwache und ſich erinnere, daß „es auch zu anderen Dingen hohe Zeit ſei? Unter euch Allen läßt ſich kaum „Einer dergleichen einfallen, und würde es nicht, wenn auch der Engel der „Zeit ſelber die Kanone vor eueren Augen abfeuerte.“ So ungefähr würde Abraham a Sancta Clara zu den Odeſſaern ſprechen. Guter Abraham! Wie würdeſt du dort verlacht werden und deine leuchtenden Perlen den Blinden vorwerfen. „Denn großer Gott,“ ſagte mir ein deutſcher Koloniſt, der mir von den mancherlei Betrügereien erzählte, die in Odeſſa im Handel und Wandel gäng und gebe wären „es iſt unglaublich, wie dort an allen Ecken und „Enden betrogen wird. Ich kenne die übrige Welt nicht und weiß nicht, „wie es dort her geht. Denn ich bin als ein ſechsjähriger Burſche mit meinem Vater in's Land gekommen. Aber Odeſſa kenne ich und ſo viel weiß „ich, wenn es auch anderswo nicht beſſer hergeht, ſo iſt die ganze Welt „nicht mehr werth als Sodom und Gomorra. Die Stadt iſt von einem „Ende zum anderen aus Betrug zuſammengeſetzt, und es iſt dort kein Stein

„ehrlich auf den andern zu liegen gekommen, und wenn der liebe Gott ein„mal mit dieser Stadt in's Gericht gehen will, so darf nicht Stumpf und „Stiel von ihr übrig bleiben!" — Die schädlichsten Bevölkerungselemente, welche dem Verkehr und Handel der Stadt beigemischt sind, sind die Juden und Griechen. „Beide schlimm!" sagte mir ein deutscher Kaufmann, „und „der Eine immer noch ärger als der Andere. Doch hasse und verachte ich am „Schlusse der Rechnung die Griechen noch mehr als die Juden." — Wegen dieser vielen betrügerischen Hände, die der Odessa'sche Weizen, den die Natur so gut liefert, wie anderswo, passiren muß, ist er denn auch weniger werth geworden, wenn er den Hafen von Odessa verläßt, und steht in England in geringerem Preise als Weizen aus anderen Häfen. Freilich trägt zu dieser Herabdrückung des Preises auch der Zustand des Ackerbaus in den Steppen bei, der noch ziemlich unvollkommen ist, namentlich die Art des Dreschens unter freiem Himmel auf der nackten Erde, wo die Körner mit Staub vermischt werden, welcher dann nie mehr ganz herauszubringen ist.

Die Engländer mögen sich oft über die mancherlei Mängel des Odessa'schen Weizens ärgern. Aber, welchen Anstoß würden sie erst nehmen, wenn sie sähen, wie schlecht hier der Sonntag gefeiert wird, und mit welchem Kummer würden sie dieß Brod essen, wenn sie wüßten, daß es in der Regel gerade am Sonntage zur Stadt geführt und verhandelt wurde. Der Sonntag, an welchem die Leute von ihren alltäglichen Feldarbeiten ruhen, ist dadurch der Haupt-Markt- und Geschäftstag der Stadt geworden. Denn sie benutzen ihre freie Sonntagszeit zum Einfahren des Weizens zur Stadt und bewirken dadurch, daß gerade den Sonntag am meisten gehandelt und gewuchert wird. Zum Theil mag diese ärgerliche Erscheinung auch durch die vielen Juden herbeigeführt oder befördert sein, die wohl auf ihren Sabbath streng halten, aber eben deßwegen wünschen mußten, daß der Sonntag für Geschäfte frei sein möchte, damit sie so nicht zwei Tage der Woche einbüßten. Zum Theil läßt sich bemerken, daß es in allen südrussischen Städten allgemeine Sitte ist, am Sonntage große Märkte abzuhalten. Allerdings ist dieß Vielen ein großes Aergerniß gewesen, und viele fromme Leute, Geistliche und Gouverneure, haben sich mit Predigen und Verboten dagegen gesetzt. Auch mehre deutsche Kaufleute haben sich zuweilen verabredet, ihre Läden am Sonntage sämmtlich zu schließen. Selbst der Kaiserin fiel 1828 bei ihrer Anwesenheit die skandalöse Sache sehr mißfällig auf. Allein sie ist so zur Gewohnheit geworden, daß sie immer wieder von Neuem einreißt, und jetzt noch immer wie zuvor am Sonntage in Odessa das größte Geschäftsleben stattfindet.

Nichts ist für einen Fremden interessanter, als in Odessa ein Haus

bauen zu ſehen. Wir erwähnten ſchon des ſchwammigen Materials, aus dem die meiſten Wohnungen errichtet werden. Unter den flinken Händen der Großruſſen ſchießen dieſe Gebäude wie Schwämme aus ihrem Fundamente in die Höhe. Man braucht nur ein paar Wochen dann und wann an einem und demſelben Häuſerbau vorübergegangen zu ſein, um ein ganzes Rieſengebäude aus dem Grunde heraus fix und fertig heraufſteigen zu ſehen. Dieß iſt um ſo wunderbarer, da, wenn man den Stein nicht allzugenau betrachtet, Alles ſo feſt und großartig wie aus Quadern gebaut ausſieht. Die Steine ſind nicht ſchwer, und die Arbeiter bringen ſie leicht auf einander. Iſt die Fläche der einen Seite vielleicht nicht ganz vollkommen, ſo helfen ſie mit dem Beile nach. Iſt irgendwo ein Stück zu viel, ſo haben ſie es ſchneller abgeſägt als einen Holzblock. Muß der Stein eine gewiſſe Form haben, ſo ertheilen ſie ihm auf der Stelle ein paar Meißelſchläge, welche die Sache in Ordnung bringen. Es iſt, als wenn man ein Haus aus Kuchenteig backen wollte. Die kleinen Muſcheln, aus denen dieſer Stein beſteht, haben alle dieſelbe Lage, d. h. ſie liegen unter einander parallel. Der Stein widerſteht natürlich am beßten dem eindringenden Regen u. ſ. w. in einer Richtung, welche auf die flache Seite der Muſcheln perpendiculär iſt. Die Steine müſſen darnach in den Steinbrüchen zugehauen und auch bei'm Baue der Häuſer richtig gelegt werden, d. h. alle Muſcheln mit dem Boden parallel, horizontal, oder, wie die Leute ſich hier ſonderbar und unbeſtimmt ausdrücken, „der Stein „muß ſo gelegt werden, wie er gewachſen iſt.“ Man giebt den ſo gebauten Häuſern ein Alter von 30 bis 40 Jahren. Ich habe manche Häuſer aus Holz im Norden geſehen, die weit über 100 Jahre ſtanden. Das ungeheuere Muſchellager, das die früheren unbekannten Natur-Revolutionen zur Freude der ruſſiſchen Baumeiſter, Podrädtſchiks, und Mauergeſellen, die einen vortrefflichen und nie verſiegenden Nahrungszweig darin finden, unter der ganzen Steppe hin angehäuft und ausgebreitet haben, hat doch eine verſchiedene Feſtigkeit an verſchiedenen Orten, entweder, weil die Muſcheln hier oder dort feſter zuſammengeſtampft wurden, oder weil ein anderes Bindungsmittel dazwiſchen trat. So unbedeutend dieſe Verſchiedenheiten ſind, ſo hat man ſie doch entdeckt und benutzt und kennt verſchiedene Orte, von denen beſſere Muſchelſteine kommen. Man bezieht die vorzüglichſten, d. h. die am wenigſten ſchlechten, aus Beßarabien. Welche Urſachen mögen dort wohl die Muſcheln feſter an einander gefügt haben? Die Steine, ſo wie ſie zerſägt aus den Steinbrüchen kommen, haben alle dieſelbe Form und dieſelbe Länge (14 Werſchok). Die Breite und Höhe des Quadrats des Längendurchſchnitts iſt verſchieden, und darnach werden die Steine verſchieden benannt. „Peterik“ heißt ein Stein, wo die Seite jenes Quadrats 5 Werſchok beträgt, „Scheſterik“

bei 6 W., „Wosmerik" bei 8 W. u. s. w. Die Preise steigen aber natürlich auch im Verhältnisse mit der Anzahl der Werschoks. 100 Peteriks kosten 18 Rubel, 100 Wosmeriks schon 70 bis 80 Rubel. Das Schlimmste ist, daß der Kalk zwischen diesen Steinen gar nicht haftet, und noch schlimmer, daß er selber sehr schlecht ist. Nach dem Löschen läßt man den Kalk gar nicht ruhen, wie bei uns, sondern verbraucht ihn auf der Stelle. Auch sagte mir ein Baumeister, daß der Kalk dieser Gegend sich sonderbarer Weise bei'm Löschen so wenig erhitze, daß man die Hand ganz bequem hinein halten könnte, ohne sie zu verbrennen.

Die Haupt-Schenkwirthe, Traiteurs und Restaurateurs in Odessa sind für die Wohlhabenden Italiener, auch französische Charquutiers, für die Geringeren deutsche Kolonisten, griechische Weinkeller, russische und bulgarische „Traktirs." Bei den Bulgaren ist es reinlicher als bei den Russen. Das Meiste wird hier unter der Erde gezecht, und der Keller sind hier zahllose, da sie in dem stets trockenen, festen und doch nicht harten Steppenboden sehr leicht groß und geräumig gemacht werden können. Jedes Haus hat den schönsten und vortrefflichsten Keller, und wenn bei einer späteren Völkerwanderung Odessa, wie Olbia, wieder zu Grunde gehen sollte, so werden, wenn auch nichts bleibt, doch seine Keller noch lange für die Stadt zeugen. Den statistischen Angaben zufolge sollen hier über 500 öffentliche Keller sein. (In Schnitzler's Statistik stehen sogar 1064).

In derselben Statistik steht aber auch, daß es in Odessa 563 Brunnen gäbe. Wo diese sind, weiß ich nicht. Allerdings giebt es in den Vorstädten hier und da mehre kleine Brunnen, selbst auf dem Peressip, wo doch alles Wasser salzig ist. Allein so viel ist gewiß, daß, wenn diese sich auch auf die Anzahl von 563 belaufen, doch nur ein einziger davon namhaft und etwas werth ist. Dieß ist die sogenannte „Malaja Fontan" (kleine Quelle), 2½ Werst von der Stadt entfernt. Aus dieser Quelle tränkt sich fast die ganze Stadt. Da bisher der schon oft projectirte Aquaduct von hier aus noch nicht zu Stande gekommen ist, so ist das Wasserschöpfen und zur Stadt Fahren eine Arbeit, die ungefähr 2000 Menschen beschäftigt. Diese Wasserfuhrleute haben kleine Wagen mit Tonnen, wie in ganz Rußland, und ihre Wasserkaravane hört den ganzen Tag nicht auf, sich von der kleinen Quelle durch die Steppe zur Stadt hinzuziehen. Das Wasser ist auf diese Weise ein ziemlich theuerer Artikel. Man abonnirt sich bei jenen Leuten monatlich mit 20 bis 40 Rubel, je nach der Größe der Haushaltung. Ein Kaufmann, dessen Haushalt durchaus nicht zu den größten gehörte, sagte mir, daß das Koch- und Trinkwasser für sein Haus ihm jährlich 450 Rubel (über 100 Thaler) koste. Außer jener Quelle giebt es nur noch eine schöne Quelle

bei Odessa, die sogenannte „Bolschaja Fontan.“ Doch liegt sie schon 10 Werst von der Stadt. Auf diesen beiden Quellen beruht das ganze Heil der Stadt. Sollte ein unerwartetes Naturereigniß diese Gewässer verstopfen, so müßte Odessa, wenn es nicht Salzwasser trinken wollte, entweder verdursten, oder sich in eine ganz andere Erdgegend verlegen. Denn alle anderen Brunnen in den Vorstädten, wo man auch hier und da Wasser verkauft, sind größtentheils salzig oder blos im Herbste zu gebrauchen, und meistens auch nur zum Tränken des Viehes bestimmt.

So schwierig es also oft in Odessa ist, sich mit einem guten Glase süßen, frischen Wassers den Durst zu löschen, so leicht stillt man, wie wir auch schon oben bemerkten, den Hunger. Dazu hier nur noch einige Belege. Zu meiner Zeit kosteten hundert zum Wintervorrath eingekaufte dicke Kohlköpfe 1½ Rubel, d. h. der Kopf ungefähr 1 Pfennig. Das Pud (40 Pfund) frischer Bohnen und Erbsen wurde im Anfange Juni zu 2 Rubel (15 Silbergroschen) verkauft. Das war der erste schöne theuere Preis für die Erstlinge. Nachher fielen sie auf 60 bis 40 Kopeken, d. h. das Pfund auf noch nicht einen Pfennig. Zuletzt konnten die Bauern sie nicht mehr für den Preis pflücken und zur Stadt fahren, und ließen den Rest, den sie nicht selbst aßen, den Vögeln auf dem Felde. Im Sommer 1838 sah ich die deutschen Kolonisten ihre Winterkartoffeln ausräumen. Sie warfen hohe Haufen auf's Feld und ließen sie verfaulen. Es waren ja neue da. Sie hatten die alten nicht alle verkaufen können, weil Niemand mehr etwas dafür bot, und sie ärgerten sich über des Himmels Segen, weil er ihnen in den Kellern faulte und das Hinausschaffen so viele Mühe machte. Die Stadt Odessa befindet sich daher auch immer in dem angenehmen Zustande der Sättigung. In keiner Stadt erinnere ich mich so viel Eßbares ausgestellt gesehen zu haben. Das Getreide liegt selbst in allen Straßen herum; besonders war dieß in dem Sommer meines dortigen Aufenthaltes der Fall, wo es häufig geregnet hatte und daher viel feuchtes Getreide zur Stadt gekommen war. Da sah man den goldenen Weizen in allen Straßen auf Tüchern ausgebreitet, von Arbeitern umgeschaufelt und der Sonne ausgesetzt. Ich habe dergleichen Arbeiten nie anderswo auf den Straßen gesehen.

Sonst leidet das Odessaer Getreide an Feuchtigkeit, wenn sie nicht durch betrügerische Künste hineingebracht wurde, wenig, denn das Klima ist im Ganzen außerordentlich trocken. Doch glaube ich, daß die Stadt selber mehr Regen empfängt als die ganze Umgegend. So viel ich darüber während meines Aufenthaltes nachfragte und beobachtete, lief es immer darauf hinaus, daß es in der Stadt mehr geregnet hatte als in der Umgegend, und sehr häufig sah ich über der Stadt Wolken hängen, wenn die Umgegend hell war.

Die Stadt mit der natürlicher Weise durch eine Concentrirung von mehr als 60,000 Menschen und vielleicht eben so vielem Vieh eigenthümlich modificirten Luftsäule über ihr ist auf der völlig flachen Steppe, wo durchaus gar kein anderer Gegenstand zu finden ist, der sonst noch stärkeren Einfluß auf die Atmosphäre ausüben könnte, wie eine Insel auf dem Meere anzusehen, und allerdings mag sich wohl schon ihre Einwirkung auf Concentrirung des atmosphärischen Niederschlags bemerklich machen, besonders wenn man dabei noch das Gebüsch der sie umgebenden Gärten in Anschlag bringt.

Wie sehr überhaupt dieser neue Anbau der Steppe auf die Natur wirkt, zeigte mir wieder die Insectensammlung, welche ich bei einem hiesigen Kaufmanne sah und worin sich eine Reihe von Schmetterlingen fand, die erst in den letzten Jahren zuerst um Odessa erschienen waren. Es ist Schade für Odessa, daß es diese Sammlung aller der wenigen Insecten, welche die Stadt umschwirren, verliert. Der Besitzer war eben dabei, sie für ihre Versendung nach London einzupacken. Es war das einzige Vollständige, was das an allen Sammlungen so arme Odessa bisher besaß, freilich auch nur als ein ziemlich unbenutztes Capital.

Eben so arm wie an wissenschaftlichen Sammlungen ist die Stadt an Fabriken. Das Einzige, was ich der Art entdecken konnte, waren ein paar Macaronifabriken und einige Reepschlägereien. In den letzteren werden viele Stricke für die türkische Flotte gemacht. Ich lernte einen großen Reepschläger kennen, der allein jährlich 20,000 Pud Stricke nach Konstantinopel schickte. Sie drehen hier Stricke bis zu der immensen Dicke von $\frac{2}{3}$ Arschin (fast einer Berliner Elle). Von diesem Stricke wiegen 100 Saschen (Klafter) 240 Pud. Ob wohl in der englischen Marine noch solche Riesenschlangen von Stricken vorkommen? Oder ob sie da nicht längst durch minder voluminöse Materialien ersetzt sind? — Uebrigens, obgleich die Gebäude der Reepschlägereien sehr gut waren, und die Drehbahn 300 Saschen (Klafter) lang, so war doch der Aufwand von Menschen wegen Mangelhaftigkeit der Maschinerie ungeheuer. Bei einem Stricke von zwei Werschock Durchmesser waren 18 Menschen beschäftigt, und bei dem Drehen jenes Riesenstrickes nicht weniger als 90.

Die Galetti- und Macaronifabriken in Odessa, Taganrog und an einigen anderen Gränzpuncten des Meeres und der Steppe sind eine bemerkenswerthe Erscheinung. Odessa hat allein drei große Fabriken dieser Art, die sehr bedeutende Geschäfte machen. Ihre Waare geht theils nach Süden hin, für das Wassermeer, theils nach Norden, für das Grasmeer bestimmt, wo jedem Reisenden die Galetti oft eben so erwünscht sind wie auf der Meereswüste. Die Vorräthe in den Magazinen dieser Fabriken an Schiffszwiebacken,

Macaronis von hunderterlei Formen und anderen getrockneten Broden sind wirklich in Erstaunen setzend. Eine derselben versendet allein an Macaronis jährlich 20,000 Pud in's Innere des Reiches. Es waren mir manche kleine Erfindungen interessant, die man sich des Klimas wegen zu machen genöthigt gefunden hatte. In Italien wären sie unnöthig gewesen und konnten daher als vom Klima hervorgerufene Modificationen der Fabrication angesehen werden.

Mit den Schulen der verschiedenen Nationen sieht es hier ebenfalls wohl nicht brillanter aus als mit den Fabriken. Man wird dieß nicht anders erwarten und daher um so mehr überrascht sein, doch für jede Nation hier Schulen zu finden. Die Kinder der höheren Stände und die schon entwickelteren Schüler vereinigt zwar alle das Lyceum, aber für die Handwerker u. s. w. existiren italienische, armenische, deutsche, karaitische Schulen u. s. w., auch eine große hellenische Handelsschule (Ellenemporikon Skoleion), die 200 Schüler unterrichtet. — Auch die Juden haben kürzlich eine eigene, ihnen bestimmte Schule erhalten, in welcher 300 Kinder im Deutschen, Hebräischen, Russischen, Französischen und anderen sie für's Lyceum vorbereitenden Wissenschaften unterrichtet werden. Der Director dieser Schule ist selbst ein Jude, und zwar ein sehr aufgeklärter und denkender Mann, der mit Hülfe von acht Lehrern das Ganze leitet und eben jetzt damit beauftragt war, auch in Kischenew und anderen südrussischen Orten für die dortigen zahlreichen Juden Schulen anzulegen. Ueberhaupt geht es mit dem Unterrichte der Juden in Rußland, die bisher in großer Verwahrlosung lebten und aus tausenderlei Gründen an den für Christen bestimmten und von Christen dirigirten Schulen wenig Antheil nahmen, merklich weiter. Jene Odessa'sche Schule besteht seit 15 Jahren, und seit 6 Jahren ist auch ein jüdisches Seminarium in Warschau errichtet, das für die bereits gestifteten und noch zu stiftenden Schulen die Lehrer liefern soll.

Die wenigen eigenen Schiffe, welche die Stadt Odessa besitzt — 40 bis 45 — gehören ausschließlich griechischen Häusern. Einige große Häuser haben 5 bis 6 Schiffe, sonst fast jedes einigermaßen bedeutende griechische Haus eins. Sie sind zum Theil in Griechenland gebaut und fahren blos unter russischer Flagge, zum Theil aber auch in Cherson — in Odessa giebt es natürlich keine Schiffswerft. Doch kommt dort ein Schiff ungemein hoch zu stehen. Eine Brigg von 1500 Tschetwert (100 Last) kostet ohne Takelage 25,000 bis 30,000 Rubel und ist daher ungefähr 1½ Mal so theuer als die Riga'schen und andere nordische Schiffe. Dabei sind diese Cherson'schen Schiffe noch sehr wenig dauerhaft gebaut, wie mir alle Bewohner der Küste versicherten, welche sehr competente Richter darüber sind. Denn da ihnen

gewöhnlich das Geschäft zu Theil wird, die durch einen Sturm an ihre Küsten verschlagenen Schiffswracks auseinander zu nehmen, so wissen sie am beßten, welches Schiff ihnen die größte Mühe machte. Sie freuen sich immer, wenn das gescheiterte Schiff ein Cherson'sches war, denn dann ist die Arbeit leicht. Der Schulze einer benachbarten deutschen Kolonie war aber in Verzweiflung über einen englischen Schiffsrumpf, den er von der Assecuranz-Compagnie gekauft hatte und den er, obgleich noch einige hundert Centner des schönsten Eisens und einige Wintervorräthe Holz darin steckten, doch unbenutzt am Ufer liegen ließ, weil er berechnet hatte, daß ihm die Zerstückelung und Herausschaffung der Schiffsreste theuerer zu stehen kommen würde, als sie selber nachher werth seien.

Die Fahrten, welche die Schiffe von hier aus in verschiedene Weltgegenden machen, sind dem Journal d'Odessa zufolge, aus dessen verschiedenen Angaben ich eine Durchschnittszahl nahm, von folgender Dauer:

Man fährt von Odessa nach Konstantinopel mit Segelschiffen 5 bis 6 Tage,

"	"	"	"	"	Smyrna	"	"		15	"
"	"	"	"	"	Messina	"	"	20	25	"
"	"	"	"	"	Algier	"	"	25	30	"
"	"	"	"	"	Aegypten	"	"	30	35	"
"	"	"	"	"	Neapel	"	"	25	30	"
"	"	"	"	"	Livorno	"	"	30	35	"
"	"	"	"	"	Triest	"	"	35	40	"
"	"	"	"	"	Genua	"	"	35	40	"
"	"	"	"	"	Marseille	"	"	45	50	"
"	"	"	"	"	England	"	"	60	70	"

Merkwürdig ist in Vergleich mit den übrigen die Schnelligkeit der Fahrten nach England, wahrscheinlich als ein Product des besseren englischen Schiffswesens zu betrachten. — Als ein Beispiel, wie schnell man in den Quarantäne-Anstalten in Odessa spedirt werden könnte, wurde die Polacre Giuseppe citirt, die von Castellamare gekommen war, in Konstantinopel sich zwei Tage aufgehalten, ihre Observanz in Odessa ausgehalten, dort ausgeladen und wieder Ladung eingenommen, die Anker gelichtet und dieß Alles in 29 Tagen abgemacht hatte.

Obgleich der Odessaer Handel noch äußerst jung ist, so sind doch auf der Rhede der Stadt schon so viele Schiffe vom Anker gerissen, daß das Tauchen und Fischen nach Ankern schon eine eigene Industrie geworden ist. Dieser Industriezweig hat bereits einen Russen wohlhabend gemacht, der ein eigenes Magazin für diese Anker und einen eigenen Handel mit ihnen

etablirte. Ich sah bei ihm 50 bis 60 der größten Anker zu 120 bis 140 Pud. So baut immer der Eine sein Glück auf des Anderen Unglück.

Auch in den in der Stadt cursirenden Geldmünzen und Maßen spiegeln sich wieder ihre eigenthümlichen Populations-Verhältnisse. Das meiste kleine Geld ist polnisches. Es zeigt sich sehr wenig russisches. Gold kommt wenig vor, und was davon da ist, sind holländische und österreichische Ducaten, wie in Polen. Die größeren Geschäfte der reichen Kaufleute werden aber nicht in Golde, sondern in russischem Papier gemacht. Von den Gewichten sind die großen — russische (Pude), die kleineren, aus alten Zeiten stammend, der vielen Orientalen wegen — türkische, z. B. die Occa's (sowohl Maß als auch Gewicht).

Die Zusammengesetztheit der Bevölkerung Odessa's hat hier auch den Deutschen sogar Concurrenten gegeben in einem Gewerbszweige, in dem sie sonst in ganz Rußland die ihn ausschließlich Cultivirenden sind. In allen russischen Städten nämlich giebt es sonst keine anderen Apotheken als deutsche. Hier aber finden sich neben den deutschen auch noch griechische, italienische und polnische Apotheken, und zwar in so großer Menge, daß, wenn sie alle so gut eingerichtet als zahlreich sind, und die Aerzte, von denen, nebenher gesagt, die vornehmsten ebenfalls Deutsche sind, die richtigen Mittel zu wählen wissen, es um die Gesundheit der Stadt wenigstens zwei bis drei Mal so gut stehen muß als bei uns.

Früher, als Odessa noch kleiner war, und man die Stadt noch gern mit allem Lebendigen bevölkerte, was bei ihr anstrandete, um sie zu heben, als man ihr sogar einen Freibrief gegeben hatte in Bezug auf die entlaufenen Sklaven, die sich hier niederlassen durften unter dem Schutze der Stadt, ohne von ihren Herrschaften aus dem Inneren requirirt werden zu können, war es natürlich, daß alles mögliche Gesindel hierher strömte, und es kam viel Gemeines nach oben. Dieß hat nun nicht von allen Nationen das Beßte, sondern gerade das Abenteuerlichste hierher geführt, so auch von den in ihren Ursitzen ziemlich entfernten Moskowiten oder Großrussen, weßhalb denn auch diese hier im Vergleich mit den Kleinrussen, den eigentlichen Inhabern des Landes, keine besondere Achtung genießen. Sie haben hier den Spitznamen „Kazappi.“ Dieß Wort soll ein tatarisches sein und so viel als „Schlächter“ bedeuten, aber hier ist es so gäng und gäbe, daß Manche gar keinen anderen Namen für Großrusse kennen. Die Kleinrussen werden hier für ehrlicher, fleißiger, sittlicher und in jeder Hinsicht besser gehalten als die Großrussen, denen man alle möglichen Schelmereien und Unmoralitäten zutraut, während im Norden an den Gränzen Kleinrußlands

gegen Großrußland gerade das Umgekehrte stattfindet. Dort hält man den Großrussen für viel thätiger, erfindungsreicher, speculativer und stellt ihn in jeder Hinsicht höher als den indolenten, unzuverlässigen und trunksüchtigen Kleinrussen, für den man den Spitznamen „Cacholl“ (Zopf) erfunden hat, weil die Kleinrussen sich das Haar rund herum abschneiden und nur in der Mitte des Kopfes einen Schopf Haare stehen lassen. Die Deutschen, welche in Petersburg „Schmerz“, — wahrscheinlich weil sie immer so viel von ihren Schmerzen, Herzen und anderen Reimen dieser Art reden — in Moskau „Kalabassniki“ (Wurstmacher) heißen, haben hier den Spitznamen „Kartoffele“, weil sie die größten Kartoffelliebhaber des Landes sind. In der That zum Theil treffende, zum Theil wenig schmeichelhafte Benennungen für uns. Doch hoffe ich gleich im Folgenden bei Gelegenheit der deutschen Kolonieen zu zeigen, daß wir Deutsche auch noch andere Künste verstehen als das Wurstmachen, Kartoffelnessen und die sentimentale Herz- und Schmerzreimerei.

Ausflüge in die Steppen.

„Nil fore dulce mihi Scythica regione putavi
Jam minus hic odio est, quam fuit antea locus.“

Umgebung von Odessa.

In den Städten, den großen Versammlungsplätzen der Menschen, hat der Reisende so viel Neues zu sehen, auf allen Straßenecken begegnet ihm so viel Unbekanntes, und ein einziger Blick umfaßt hier so viel Interessantes, daß der Ankömmling, davon verwirrt, nicht recht weiß, was er sieht, wo er beginnen, wo er enden soll. Es gehören einige Zeit und vielfache Nachsuchungen dazu, bis er einigermaßen seines Stoffes Herr wird, bis er den leitenden Faden in diesem Labyrinthe findet, bis er weiß, wohin er Alles zu stellen hat und unter welchem Gesichtspuncte er die verschiedenen bunten Dinge betrachten muß. Es ging auch mir wieder in Odessa so, und ich hörte nicht auf, die Stadt zu durchwandern und zu durchforschen, als bis ich einigermaßen wenigstens den Bau des Ganzen durchblickte. Mein lieber Kun=laje hatte mich bald in den ersten Tagen meines Aufenthaltes verlassen. Er war nach dem taurischen Bosphorus und dem asow'schen Meere abgegangen, wo ihm ein Freund in seinem Testamente eine kleine Insel vermacht hatte, deren Besitz er antreten wollte. Ich machte nachher die Bekanntschaft einiger mir sehr lieb gewordenen Professoren vom Lyceum, unter denen sich Finnländer, Schweden und Russen befinden, und mehrer angesehener und sehr achtungswerther deutscher Kaufleute und lebte so ganz angenehm, indem ich dabei keinen Tag versäumte, mittels der schönen Wellen des schwarzen Meeres mein Leibliches und Geistiges anzufrischen. — Nun erst wagte ich es, an die Umgegend Odessa's zu denken und einige Ausflüge zu machen, die in vieler Hinsicht belehrend waren. Anfangs beschränkten sie sich nur auf die umliegenden Landhäuser. Nachher dehnte ich sie weiter aus, bis zu den deutschen Kolonieen und zum Dniestr.

Es ist eine allgemeine Sitte der wohlhabenden Städtebewohner aller Länder, ihre Stadt nur als ihren eigentlichen bleibenden Aufenthalt für den Winter zu betrachten und mit dem Frühlinge das schöne, blühende und grüne Land zu suchen, weßhalb alle Städte auch ihre Nachbarschaft mit freundlichen Gärten und Landhäusern besamen. Daher die reizenden „Bastiden" bei Marseille, die hübschen „Lükken" bei Christiania, daher die soliden „Vorwerke" der Bremer und Hamburger, die „Sommerlogis" der Leipziger, die „Sommerfrischen" der Botzener und Insbrucker, die kleinen freundlichen „Höfchen" der Rigenser, die prachtvollen und luxuriösen „Datschen" der Petersburger auf den Inseln der Newa, und daher endlich auch die „Chutors" der Odessaer, die auch sogar den Muth gehabt haben, in ihre Steppe hinauszuziehen und hier ein Garten- und Landleben zu versuchen, das ihnen die Natur so durchaus verweigert zu haben schien.

Woher eigentlich die sonderbare Benennung „Chutor" kommen mag, habe ich nirgends erfahren können. Wunderlich! Kaum steht Odessa fünfzig Jahre, und schon befindet sich so Manches über seine Entwickelung in Dunkel gehüllt. Deutsch ist das Wort nicht, russisch und italienisch auch nicht. Keine Nation will es als das Ihrige anerkennen, und doch brauchen es alle. Nur schreiben einige „Hutor", und die deutschen Kolonisten sprechen „Futter", als wenn es von „Füttern" herkäme. — Die meisten dieser Chutors würden, wie man sich leicht denken kann, bei jeder anderen Stadt eine ziemlich unbedeutende Erscheinung sein, denn sie liegen größtentheils auf völlig flachem Boden, ohne alle Aussicht, wie ein Lerchennest im Felde. Die ungemein großen Schwierigkeiten, die sich hier der Anpflanzung der Bäume und Gebüsche entgegenstellen, erlauben natürlich nur, sich auf einen kleinen Raum auszudehnen, weßhalb denn die Gartenkunst nie große Sprünge wird machen können. Ich sah mehre dieser Chutors, an welchen die Besitzer nach ihrer Versicherung Hunderttausende verschwendet hatten, und wo doch kaum mehr als etwas Gebüsch, ein Haus und einiger Schatten zu sehen war. Das Problem, das der Gartenkunst hier gegeben ist, ist wirklich unglaublich schwierig. Es gilt, einen völlig ununterbrochenen, platten, quellenlosen Boden, der im Sommer von einer ausdörrenden Sonne und im Winter von einem hyperboräisch rauhen Nordwinde überstrichen wird, mit hübschen Gartenanlagen zu versehen. Dennoch aber, wenn man nur vom relativen Werthe spricht, kann man sich denken, wie reizend und lieblich die kleinen freundlichen Gehöfte und angenehmen Schatten der Chutors Dem erscheinen, der aus der Steppe oder dem staubigen Odessa zu ihnen gelangt, — ganz wie die Oasen in der Wüste, und die Kaufleute haben Recht, viel auf ihre Chutors zu verwenden und alle Sommerabende zu ihnen hinauszuflüchten. Auch ist die

Freude und Theilnahme an den Dingen keinem abſoluten Maßſtabe unterworfen, und ein Odeſſaer freut ſich auf ſeinem einfachen Chutor eben ſo ſehr, als ein Römer auf ſeiner prachtvollen Villa. Mir zeigte mit großem Entzücken ein Kaufmann eine Birke in ſeinem Garten und verſicherte, es ſei die größte in ganz Odeſſa und folglich auf vierzig Meilen weit in der Runde. Er hatte ſeine innige Freude am Wachsthume ſeines Baumes, deſſen Dicke und Höhe er wohl ſchon hundert Mal ausgemeſſen hatte. Er war jetzt 15 Fuß hoch, und unten konnte man ihn ſchon kaum mehr mit vier Fingern umſpannen. Doch gleich geſellte ſich auch zu dieſer innigen Freude ſehr warme Beſorgniß und Furcht, der Baum möchte doch nach einiger Zeit leiden und ausgehen. Im Norden giebt es Gutsbeſitzer, die hunderttauſende der wundervollſten Birken auf ihren Gütern haben und dafür nicht ſo viel Sorge und Liebe tragen, als dieſer Mann für ſein einziges, rares Bäumchen. Derſelbe zeigte mir auch Maiblümchen, die er von der krim'ſchen Südküſte hierher verpflanzt und die ihm die unausſprechliche Freude gemacht hatten, in ſeinem Garten zu verwildern und nun unter verſchiedenen Bäumen ihre weißen Glöckchen aus dem Graſe zu erheben. Eben ſo hatte er aus der Krim Schlüſſelblumen kommen laſſen, die, wie er verſicherte, bis jetzt noch in ſeinem Garten allein zu ſehen wären. Ein Gartenfreund muß die Natur hier im Kleinen zu genießen verſtehen, ſonſt ſieht es mit ſeinen Freuden ſehr ſchlimm aus. Wie unter den Bäumen die Akazien am beßten gedeihen, die man in allen Chutors wiederfindet, ſo ſcheint es mir, daß unter den Blumen die Georginen die am meiſten verbreiteten ſind. Denn man ſieht in jedem Garten einen reichen Flor von dieſen prunkenden Kindern der Flora. Ja man kann es als eine kleine geographiſche Merkwürdigkeit anſehen, daß die Georgine, die doch auf europäiſchem Boden eine noch ſo neue Pflanze iſt, ſich ſchon ſo bedeutend durch ganz Südrußland verbreitet hat. Auch in der Ukraine und Kleinrußland war in den Gärten, die ich zu ſehen Gelegenheit hatte, die Georgine die zuerſt auffallende Blume. Vielleicht iſt eben ſowohl der Geſchmack der Ruſſen für ihre ſchönen Farben, als die Zuträglichkeit des Bodens die Urſache davon.

Die einzige Ausnahme von jener Flachheit der Odeſſa'ſchen Gartenanlagen macht eine kleine Reihe von Chutors, die ſich auf Abſtürzen der ſchwarzen Meeresküſte angeſiedelt und daher eine Lage haben, die man einigermaßen romantiſch nennen könnte. Doch iſt der Fleck, wo dieß möglich war, ſo klein, daß nur ſechs Landſitze darauf Platz gefunden haben, die der reichen Kaufleute Marasli, Rainaud u. ſ. w. Sie ſind das einzige wirklich Schöne, was Odeſſa in dieſer Art aufzuweiſen hat, weßhalb auch die Kaiſerin von Rußland im Jahre 1828, als der Kaiſer vor Varna ſtand, hier reſidirte. Ich wanderte

eines Morgens hinaus, theils dieſer Chutors wegen, theils aber auch der merkwürdigen Abſtürze der Küſte wegen, welche die Ruſſen „Obruiwi“, von „obruiwatj“ (losreißen), nennen. Alle Küſten des Pontus, von der Mündung des Dniepr bis zu den Mündungen der Donau und eben ſo auch die Küſten der Limans ſind dieſen Einſtürzen ausgeſetzt. Nur ſtellenweiſe erſcheinen ſie abgerundet, mit Gras bewachſen und gleichſam vernarbt. Die Urſachen dieſer Abſtürze ſind verſchieden. Theils nagt das Meer an dem Fuße der Küſte, ſpült ihn aus, und die oberen, frei überhängenden Schichtenſtücke der Steppe ſtürzen nach, theils ſpült ſich das ablaufende Regenwaſſer hier und da Löcher ein und giebt Anlaß zum Abfallen großer Brocken, theils endlich — und dieß iſt die am häufigſten eintretende Urſache, welche auch die größten Folgen hat, — unterſpülen am Rande der Steppe zwiſchen zwei tiefliegenden Schichten ſelbſt unter dem Niveau des Meeres hervortretende Quellen die oberen Steppenſchichten, indem ſie breite Höhlen bilden, in welche dann ganz breite und große Abſchnitte der Steppe hinabſinken. Daß ſich die Urſache des Abriſſes häufig in der Tiefe befinden müſſe, zeigt ſich ſehr deutlich darin, daß ſich die losgeriſſenen Abſchnitte 10 bis 12 Klaftern tief ganz perpendiculär hinablaſſen. Ich ſah bei Odeſſa ein großes Steppenſtück, das ſich erſt vor wenigen Monaten geſenkt hatte und bei dem alle Folgen des Sturzes daher noch ſehr deutlich und unverwiſcht waren. Es war ein Erdſtück von 30 bis 40 Fuß Breite und 500 bis 600 Schritt Länge. Es war völlig perpendiculär 9 bis 10 Klaftern tief an dem Rande der etwa 25 bis 30 Klaftern hohen Steppe hinabgeſunken, alle abgeſchnittenen Schichtenſtücke waren dabei in vollkommen horizontaler Lage geblieben. Dabei war die Hauptmaſſe völlig unverſehrt und unzertrümmert erhalten, und auf der ganzen Länge des Stückes führte noch der Weg hin, auf dem man noch vor wenigen Wochen oben am Rande der Steppe hingefahren war. Das Meeresgeſtade war durch die ſinkende Maſſe um etwa 15 bis 20 Fuß von unten herauf gehoben, und auf dieſer Höhe, an deren Fuße nun die Brandung ſpülte, lagen die Muſcheln und Steinchen, welche noch kurz vor dem Bruche das Meer gewälzt hatte. Auch ſonſt war das Land zwiſchen dem ſinkenden Bruchſtücke und dem Meere noch vielfach verſchoben und gehoben, zerriſſen und übereinander gedrängt und mit Trümmern von Kalkfelſen und Erdklumpen bedeckt. Bäume, die auf dieſem Lande wuchſen, waren umgeſtürzt und vergraben, Theile von Gärten völlig zerſtört und zwei Wohnungen durch die Verſchiebung ihres Fundaments zerriſſen und zuſammengeſtürzt. Die Leute der Nachbarſchaft erzählten, ſie ſeien in der Nacht, in welcher die Senkung geſchehen, erſchreckt zu einander gelaufen, denn es habe 12 Stunden hindurch beſtändig gedonnert und gekracht, und auch der Boden ihrer Wohnungen

habe wie bei einem Erdbeben gezittert und geschwankt. Der Anblick des Ganzen war ziemlich wild; der herabgestürzten und zertrümmerten Gartenurnen, der überschütteten Bäume und Weinreben, der gespaltenen und öden Häuser, der entstandenen Klüfte, des zerrissenen Bandes der Heerstraße und des dem Meere enthobenen Strandes.

Ich habe mehre andere Stellen am Ufer gesehen, wo die sinkenden Massen hart am Strande kleine Felsen und Inselchen aus dem Grunde des Meeres über sein Niveau herausgehoben hatten. Diese „Obruiven", um den russischen Ausdruck beizubehalten, haben sich an manchen Orten zu verschiedenen Zeiten mehre Male hinter einander wiederholt, so daß dann hier das Ufer sehr zerstört erscheint und daß vom Rande der hohen Steppe bis zum Strande des Meeres mehre Stufen von verschiedener Höhe unterschieden werden können. Durch den Regen wäscht sich mit der Zeit das Eckige und Rauhe an diesen Stufen ab, sie begrasen sich, werden fest und zum Anbaue geeignet. Und eben auf der oberen Fläche solcher Obruiven haben sich nun auch jene hübschen Chutors angesiedelt. Wenn man die ganze Wüstenei der Steppe hinter sich hat, von der man glücklicher Weise gar nichts sieht, und die des Meeres vor sich erblickt, über dem man noch 10 bis 12 Klaftern hoch erhaben ist, so kann man sagen, daß sie ein äußerst reizender Punct sind, ein kleines Miniaturbild von Berglandschaft mitten zwischen zwei unabsehbaren Flächen. Die Obruiven haben hier und da kleine schroffe Vorgebirge hinausgeschoben, auch eine kleine Bai fast cirkelrund eingefaßt, die man zu sehr hübschen Partieen benutzt hat. Die Bäume, Reben und Sträucher wachsen auch besser, da sie hier natürlich viel günstiger stehen als auf der hohen Steppe. Die kleinen niedlichen Eidechsen haschen sich in Menge in den Gartenanlagen, die so angenehmen Schutz gewähren, und Vögel sollen sich hier ebenfalls häufiger finden. Nur Schade, daß das Ganze, wie man sagt, auf so schwachen Füßen steht. Denn diese Obruiven, die jetzt so fest zu stehen scheinen, könnten sich doch noch einmal wieder verschieben und dann der kleinen eleganten Kolonie einen argen Streich spielen.

Auf dem Rückwege von Rainaud und Marasli, hier sehr berühmte Namen, kehrte ich erstlich noch bei einem ebenfalls in den Obruiven sehr malerisch am Wege liegenden Kosackenposten und dann bei einem Gärtner ein. In dem Kosackenhäuschen fand ich einen transdanubischen Kosacken, der hier den Strand bewachte. Seine beiden Kameraden waren unten am Wasser und fischten für ihre kleine Haushaltung. In ihrer Hütte, die auf der Spitze eines Vorgebirges unter einigem Gebüsch halb versteckt lag, und in der ich gern ein wenig ausruhte, fand ich Alles recht ordentlich, einen Spiegel, ihre Waffen, ihr Betten, ihre Kessel und andere Geräth-

schaften, und ihre drei Lanzen hoch auf den Spitzen des kleinen Vorgebirges, Alles reinlich und gut geputzt, sei es nun, daß die Ordnungsliebe der Kosacken, oder die strenge Aufsicht von oben davon die Ursache war. Ich unterhielt mich mit dem Kosacken von seinem Dienste und seiner früheren Lebensgeschichte. Er erzählte mir, daß, seitdem sie russisch wären — seit dem letzten Türkenkriege 1828, wo bekanntlich diese Kosacken zu Rußland übergingen — man zwei Regimenter aus der jungen Mannschaft ihrer Dörfer formirt habe, jedes zu 700 Mann, die am schwarzen Meere vertheilt wären. Er sagte, bei den Türken hätte es ihnen viel besser gefallen; er habe selber auch dem Pascha — so nennen die Kosacken hier allgemein den Padischa — gedient. Da hätten sie ein viel lustigeres Leben gehabt, 50 Rubel alle vier Monate. Hier hätten sie so wenig, daß der Vater ihnen aus dem Dorfe noch zuschicken müßte. Dann hier den schweren Dienst, nie hätte man einen Augenblick frei, und wenn man die Wache hätte, müßte man immer stehen, wie eine Bildsäule. Der Pascha wäre gar nicht böse geworden, wenn man sich auch ein wenig dabei in's Gras gelegt hätte, ja man hätte die Sache schlafend abmachen können. Freilich hätten sie auch schwere Feldzüge machen müssen, durch Anadoli gegen die Bergbewohner (Kurden) und gegen die „Arab" (Araber) bis über Jerusalem hinaus, die so schwarz seien, wie die Steppenerde. Aber wenn man den Kopf eines solchen „Arab" unter dem Säbel hätte, so zeige er Zähne so weiß wie der Schnee. Jedoch hätten sie dann für ihre Strapazen auch Beute genug machen können und wären reich an ihre Donaumündungen zurückgekehrt. „Denn in der Türkei", sagte er, „ist Alles, was Dir nur in die Seele kommt, Wald, Brod, Früchte, „Mädchen. Aber hier ist nichts als Step, Step, Step, wso krugom step „(rund herum die Steppe)." — Am schlimmsten, sagte er, wäre der Dienst in der „Garantirnaja" und besonders auf den „Barambachti" (so nannte er, wie die meisten Kosacken, die „Quarantäne" und die „Brandwachen"), denn da wüßte er zuweilen selbst nicht recht, wen er todtschießen sollte, wen nicht, und es gäbe zuweilen Strafe, wo er es sich gar nicht erwartet hätte. — Wie aus einer alten unkenntlichen Inschrift studirte ich noch eine Zeit lang Geographie aus den Erzählungen dieses weitgereis'ten Mannes, und beendete meine kleine Reise dann, indem ich meinen Rückweg über einen großen Weingarten des Grafen Woronzow nahm. In diesem Weingarten traf ich einen deutschen Gärtner, der mir erzählte, daß im vorigen strengen Winter von 60,000 hier befindlichen Weinstöcken nur 20,000 übrig geblieben wären; alle übrigen seien erfroren, die ganze Anpflanzung sei also so gut wie zerstört. Man urtheile hiernach, inwiefern man diese Gegenden noch unter die Weinländer rechnen kann. Sehr merkwürdig war es, daß alle die Stöcke ohne

Ausnahme gerettet worden waren, die man nach der Weise aufgebunden hatte, wie sie bei den Kosacken am Don üblich ist. Nach dieser Weise werden immer acht Rebstecklinge in ein Loch gesteckt; drei oder vier von ihnen fassen Wurzel und treiben dann nach allen Seiten hinaus. Um sie herum werden vier Pfeiler in Quadrat in die Erde gesteckt und mit Querstangen verbunden, an denen auf allen vier Seiten die Reben hinaufgezogen werden, so daß das Ganze das Ansehen einer trichterförmigen, nach unten spitz zulaufenden Laube gewinnt. Der Gärtner sagte, es entwickele sich freilich auf diese Weise viel Holz und wenig Trauben, allein da das Holz eben daher auch nie so vollsaftig, sondern trockener wäre, so erfröre es auch weniger leicht. Man müßte diese am Don schon sehr alte Weise auch hier einführen. Die Eingeborenen des Landes wissen immer am besten, was ihrem Klima frommt.

Eine ganz eigenthümliche Art von Gärten, die man um Odessa herum, wo sie sich sehr häufig finden, zu studiren Gelegenheit hat, sind die Melonengärten der Kleinrussen, welche sie „Baschtans" nennen. Das Wort wie die Sache ist tatarisch und von den Tataren höchst wahrscheinlich auf die Kleinrussen übergegangen, und jetzt finden sich diese „Baschtans" nicht nur bei den Tataren der Krim und bei denen des Kaukasus (im unteren Kurthale, welches fast durchaus von Tataren bewohnt ist, bis Baku und Derbend), so wie auch jenseits des kaspischen Meeres in der großen Tatarei, sondern auch im ganzen südlichen Rußland, so weit der fette Steppenboden und die Kleinrussen gehen, bis nach Kiew, Charkoff und Saratoff hinauf durch die Länder aller Kosacken und die ganze Ukraine. Und es sind die Producte dieser Baschtans theils so innig mit dem Leben der alle diese Gegenden bewohnenden Menschen und namentlich mit dem der Bewohner Odessa's verwebt, theils sind sie der Natur des Bodens so angemessen und überhaupt so sehr das in seiner Art Schönste und Vollkommenste, was die Steppen liefern, daß es unverzeihlich wäre, sie hier zu übergehen. Die wenigen Bemerkungen, die wir über die Cultur und Producte dieser Gärten zu machen Gelegenheit hatten, wollen wir daher hier zusammenfassen.

Die Hauptgewächse in diesen Baschtans sind fast lauter Pflanzen, die zu den Cucurbitaceen gehören, Melonen, Arbusen (Wassermelonen), Gurken u. s. w., und auf ihre Erziehung, besonders aber auf die der Arbusen, der Krone der Baschtans und der Lieblingsfrucht ganz Südrußlands, ist es bei ihrer Anlage vorzugsweise abgesehen. Außer den genannten Pflanzen erscheinen aber auch noch in den Baschtans folgende: Sonnenblumen, Zwiebeln, Rettig, türkische Hirse, Kukurus (Mais), Paradiesäpfel und in der Krim wie bei Odessa, überhaupt in den südlichen Gegenden, „Baklajan", außerdem aber sonst gar nichts. Man kann die Baschtans also als die

eigenthümlichſten Steppen-Gemüſegärten definiren, welche alle diejenigen Früchte und Gemüſe erzeugen, deren Genuß dieſe Völker vorzugsweiſe lieben, und deren Production das Klima und der Steppenboden vor allen anderen begünſtigt.

Um die Wichtigkeit und das Intereſſe der Sache ſogleich in ein helleres Licht zu ſtellen, wollen wir zuvörderſt etwas von der Anwendung und den Eigenſchaften einer jeden dieſer Früchte ſagen und dann von der Anlage und Cultur der Baſchtans ſelbſt.

Vor allen Dingen von den Arbuſen. Dieſe treffliche, ſaftreiche Frucht ſcheint die Natur faſt mit beſonderer Bezugnahme auf die Steppen erſchaffen zu haben. Denn wie die Aloes in den Sandwüſten Afrika's und mehre Cactusarten in den Llano's Südamerika's, welche ſorgſam koſtbares Naß für die dortigen Thiere hegen, ſo gedeihen die Arbuſen vorzugsweiſe in den wüſten, trockenen Steppen und ziehen gerade in den trockenſten Jahren mittels ihrer mageren und dünnen Stiele und Wurzeln ihre ſüßeſten und erquicklichſten Säfte zuſammen. Sie werden in dem ganzen Steppenſüden ſo groß, ſaftig und ſüß, daß ſie als eine wahre Wohlthat für das Land betrachtet werden müſſen und als ein vortrefflicher Erſatz für gutes Quellwaſſer gelten können. Daß ſie auch vorzugsweiſe als Durſtlöſcher im Lande angeſehen werden, zeigt ſchon die Redeweiſe der Kleinruſſen, wenn ſie eine Arbuſe eſſen wollen. „Ach, ich bin erſchrecklich durſtig", ſagen ſie, kaufen ſich dann eine Arbuſe und verſpeiſen ſie. Bei jedem Frühſtücke und Mittagseſſen ſteht ihnen daher ſtatt der Waſſerflaſche eine Arbuſe zur Seite, in die ſie zu ihrem Brote und Specke zu Zeiten einbeißen, wie man ſonſt ein Schlückchen aus dem Glaſe nimmt. In der That iſt auch das ganze Innere der guten Arbuſen nichts als ein cremeartig geronnener Saft, der ohne Nachreſt auf der Zunge ſchmilzt. Sie haben eine eigene Weiſe, die Arbuſen anzuſchneiden. Zuerſt ſchneiden ſie ihr die äußere Schale da weg, wo der Stengel anſaß, und ſtellen ſie auf die gewonnene Fläche hin; alsdann ſchneiden ſie den Deckel ab, und nun machen ſie eine Menge Paralleleinſchnitte der Länge nach, jedoch ſo, daß Alles noch zuſammenhängt. So ſtellen ſie ſie auf den Tiſch hin, und dann langt ſich leicht jeder ber Miteſſer ein Stück nach dem anderen heraus. Es iſt unglaublich, welche Maſſen von Arbuſen hier zu Markte geſchleppt werden. Selbſt in kleinen Städten, wie Poltawa, ſieht man ganze Berge von ihnen auf den Märkten. Jeder liebt und ißt dieſe ſchöne, erfriſchende Frucht, und ſie erſcheint regelmäßig bei der Tafel des Vornehmen, wie bei der des Geringen. Viele Leute trinken des Morgens ſo Arbuſen, wie wir den Kaffee, und wenn Jemand in den Steppen über Land fährt, ſo wird er gewiß nicht vergeſſen, ſich ein paar Arbuſen in den Wagen werfen zu laſſen,

die vor den gläsernen Weinflaschen das voraus haben, daß sie nie zerbrechen. Es giebt mehre Orte in den Steppen, die ihrer guten Arbusen wegen berühmt sind, so in der Ukraine Tichwin, in Beßarabien Akerman. Nach Odessa kommen die beßten aus der Krim mit dem Dampfschiffe. Interessant ist es, den Kennern bei'm Einkaufe auf dem Markte zuzusehen. Sie wissen theils nach dem Aeußeren jeder Frucht auf ihr Inneres zu schließen, theils nach dem Tone, den sie giebt, wenn man mit dem Finger anklopft. Sie pochen daher an jede Arbuse, bis sie eine gefunden haben, die ihnen die rechte zu sein scheint. Die Arbusen sind hier so süß, daß man sie überall ohne Zucker ißt. Weil sie zart sind und leicht verderben, so hat man natürlich Methoden erfunden, sie zu conserviren. Das Beßte soll sein, sie mit Thon zu umhüllen und so in den Kellern zu verpacken. So kann man sie bis tief in den Winter hinein frisch erhalten. — Es giebt sehr verschiedene Arten von Arbusen. Einige haben ein ganz weißes Fleisch, einige ein gelbliches, andere ein rosenrothes. Diese habe ich, vielleicht nur von der Farbe verführt, immer für die beßten gehalten.

Neben den süßen Brunnen der Arbusen sind zunächst die Melonen zu nennen. Auch sie werden in einer bei uns unerhörten Menge gezogen. Ein deutscher Kolonist aus den Steppen erzählte mir, daß er in Würtemberg zuerst Melonen bei der Tafel seines Königs habe essen sehen, wo er sich unter den Zuschauern befunden. Hier in der Steppe konnte er nun selbst so viele essen, als er Lust hatte. Man sieht hier die Melonen fuderweise zu Markte bringen, und es gewährt einen für uns nicht wenig sonderbaren Anblick, wenn man zerlumpte Bettler auf den Straßen zuweilen Melonen zu ihrem trockenen Brode essen sieht. Indeß gedeiht diese Frucht hier nicht zu dem hohen Grade von Güte, wie die Arbusen, und es scheint wohl, daß sie eine speciellere Fürsorge und Cultur von Seiten des Gärtners verlangt, als ihr hier zu Theil wird, um einen gewissen Grad von Feinheit und Zartheit zu erlangen.

Zahllos in den Baschtans sind die Varietäten der „Tickwi“ (Kürbisse). Nirgend sieht man sie von solcher Größe und von so sonderbaren Formen. Einige sind aschgrau, wie die Steppenochsen, sie werden zuweilen so groß wie Mehlsäcke; andere haben auf hellem Grunde dunkelgrüne Streifen, aber immer regelmäßig zehn; einige sind über eine Elle lang und haben dabei nur einen bis zwei Zoll im Durchmesser; andere zeichnen sich durch ihre Kleinheit aus, haben ganz die Gestalt einer aus Holz gedrechselten Birne, oder ganz die Größe, Regelmäßigkeit und fast auch die Härte einer Billardkugel; wieder andere, als wollte die Natur den Menschen zum Beßten haben, ahmen auf's Härchen die Farbe, Gestalt und Größe der Apfelsinen nach. Die wunderbarsten, die ich entdeckte — ich entdeckte aber fast alle Tage eine neue

Art — hatten eine runde plattgedrückte Gestalt. Unten gingen sie zu einem zierlichen Fuße zusammen, oben hatten sie 10 kleine gleichgroße Höcker herum und in der Mitte dieser 10 kleineren Auswüchse einen großen, wie zum Anfassen, ganz wie bei einem geschlossenen gläsernen Flacon, und dabei waren alle einander so vollkommen gleich, als wären sie bei demselben Drechsler gearbeitet. Man müßte sie Flaconkürbiß nennen. Wie äußerst merkwürdig! Wann traten die Samen zu diesen Flaconkürbissen an's Licht? Zur Zeit der Schöpfung der Welt? Wie sonderbar, daß die Natur damals auf eine Form verfiel, welche erst Jahrtausende nachher der Mensch in den böhmischen Glasfabriken wieder erfand! Alle die letzteren kleinen Spielarten der Kürbisse haben ein trockenes holziges Fleisch, das nicht gegessen wird. Sie dienen nur zum Schmucke und Zierath. Die Apfelsinenkürbisse sieht man bei den geringen Leuten überall auf den Schränken zwischen Gläsern und Tassen stehen, wie in Holland die Seeconchylien. Die Flaconkürbisse faßt man sogar hier und da ein und braucht sie wie die Kokosnüsse zu kleinen Geräthschaften. Die übrigen kauft man auf dem Markte als Spielzeug für die Kinder.

Nach den Kürbissen kann man die Gurken nennen, die ebenfalls in allen russischen Haushaltungen — nicht blos im Süden — eine so bedeutende Rolle spielen, wie wir sie nicht kennen. Nichts ißt der Russe lieber als Gurken. Bei den Vornehmen sogar wird oft zum Braten nichts als Gurken präsentirt. Ich habe oft auf meinen Reisen um Mitternacht kalte Gurken essen müssen, weil sich in der Speisekammer des Wirthshauses nichts Anderes vorräthig fand. Die Russen schelten die Griechen zuweilen „Selonnoi Grek" („du grasgrüner Grieche"), weil sie vieles Gemüse roh essen. In gewissem Grade aber trifft sie selbst dieser Vorwurf. Man sieht oft Frauen und Mädchen aus allen Ständen im Garten Gurken pflücken und mit Lust verspeisen. Wie sonderbar, daß solche specielle Geschmäcke, Neigungen und Vorlieben sich oft so entschieden und constant zeigen.

Vom Rettig läßt sich Aehnliches bemerken.

Von den Zwiebeln sprachen wir schon oben. Doch können wir noch den charakteristischen und durchgreifenden Unterschied zwischen den Klein- und Großrussen bemerken, daß diese die Zwiebeln wie Aepfel zum Brode abbeißen, während jene sie auf dem abgeschnittenen Brodstückchen zerdrücken und es damit beschmieren. Wenn man die Völker in ihren Sitten genau beobachtet, so glaubt man oft ein Naturforscher zu sein, denn Alles ist bei ihnen durch Gewohnheit und durch den jedem Volke eigenthümlichen und wie ein Naturgesetz aus ihnen herauswirkenden Charakter so fest und unabänderlich bestimmt, wie bei den Thieren. Wie das Pferd eine andere Manier hat, das Gras zu rupfen, als der Ochse, so hat auch jedes Volk seine eigene unver-

rückte Weise zu speisen u. s. w. — In dem Kochbuche der Kleinrussen findet sich eine Zwiebelsauce als die Krone aller Saucen. Sie zerquetschen Speck, Zwiebeln und Knoblauch, lassen es mit einander auf dem Feuer zergehen und gießen diese Sauce über alle Speise, die von Natur trocken ist.

Die Paradiesäpfel (Pommes d'amour, Solanum Lycopersicum) gedeihen in den Baschtans zu einer seltenen Größe und Schönheit. Man sieht sie freilich zuweilen auch bei uns, z. B. auf den Gemüsemärkten von Wien. Allein diese Wiener Paradiesäpfel sind wahre Krüppel und Zwerge gegen die Odessa's und der Steppe. Sie werden im Spätsommer fuderweise auf die Odessa'schen Märkte gebracht, alle untadelig schön, hoch purpurroth und mehr als faustdick. Es speist sie hier alle Welt, in Butter gebacken, in Saucen, in Suppen u. s. w. Sie haben hier einen vortrefflichen, etwas säuerlichen Geschmack. Auf dem Markte diese delikaten Früchte anzusehen, erregt schon im Voraus den Appetit und gewährt dieselbe Freude, wie der Anblick von allem in seiner Art Vollkommenen. Hier heißt diese Frucht allgemein „Pommador," vielleicht eine Verdrehung von Pommes d'amour. Wahrscheinlich hat sie indeß noch einen tatarischen Namen. Von Russen hörte ich auch die Benennung „applitschane."

Zu diesem Allen kommen dann noch die „Baklajan," die auf dem Odessa'schen Markte, wie auf allen tatarischen Märkten der Krim sehr häufig sind. Es ist eine dunkelviolette Frucht, in Gestalt und Größe der Gurke ähnlich. Man speist sie nur auf eine Weise, nämlich gebacken, mit einer Fleischfarce gefüllt. Sie sind so Gemüse und Fleisch zu gleicher Zeit und vertreten gewissermaßen die Stelle der großrussischen Pirogen (Fleischpasteten).

Von den samentragenden Gewächsen der Baschtans sind entschieden die vornehmsten die Sonnenblumen. Diese Blume, die bei uns blos als eine — freilich nicht eben sehr ästhetische — Art von Zierpflanze erscheint, spielt bei den Steppenbewohnern eine nicht unbedeutende Rolle. Diese Leute, insbesondere die Kleinrussen, die überhaupt eine so nervöse Unruhe in den Zähnen haben, daß sie immer etwas zu beißen und zu knacken haben müssen, bei denen daher, wie wir schon oben bemerkten, auch Nüsse, Johannisbrod u. s. w. nicht unbedeutende Handelsartikel geworden sind, haben auch in ihrem Lande noch eine Menge von Kernen zu produciren gesucht, die sie allenfalls tändelnd zerbeißen können. Dahin gehören nun auch die Kerne der Sonnenblume. Es werden dieselben auf allen Ecken der Straßen und in den Dörfern verkauft, eben so wie auch die Melonen-, Arbusen- und Kürbißkerne, und es giebt Marktfrauen, die mit weiter nichts als mit diesen Kernen handeln. Die Leute haben eine unglaubliche Gewandtheit, bei so kleinen Kernen die

Schale vom süßen Fleische zu sondern, und knickern und beißen oft Tage lang so fort. Dem, der an die Seelenwanderung glaubt, ist es klar, daß die Kleinrussen entweder einmal aus dem Geschlechte der kernbeißenden Vögel hervorgingen, oder noch einmal in die sterblichen Hüllen dieser Thiere einfahren werden. Wenn sie über Land gehen, so nehmen sie gewöhnlich eine große Sonnenblumenscheibe unter den Arm und holen einen Kern nach dem anderen daraus hervor. Es gedeihen diese Pflanzen hier bis zu einer außerordentlichen Größe. Ich maß auf den Märkten, wo die Scheiben neben den Melonenhaufen aufgethürmt liegen, zuweilen dergleichen von 5 Fuß im Umfange. Die Stämme werden in den Gärten mehr als armsdick und theilen sich wie die Bäume in viele Aeste, an denen zuweilen 20 bis 30 Scheiben hängen. Man erkennt die Baschtans von Weitem an den gelben Sonnenblumen; denn sie sind das Höchste, was in ihnen vorkommt.

Türkische Hirse und „Kukurus" (Mais) erscheinen in den Baschtans nur gleichsam als Zuthat und Zierath zur Verbrämung. Denn natürlich hat man auch eigene große Felder für ihre Anpflanzung.

Da in den Baschtans kein perennirendes Gewächs vorkommt, sondern Alles darin nur vom Frühlinge bis zum Herbste dauert, so werden sie alle Jahre von Neuem angelegt. — Gewöhnlich hat jeder Steppenbewohner in der Nähe seines Hauses oder auch im Felde seinen eigenen kleinen Baschtan, in welchem er sich seine genannten Lieblingsfrüchte zieht. In der Nähe der Städte aber macht das Anlegen der Baschtans und das Pflanzen ihrer Gewächse ein eigenes, nicht unbedeutendes Gewerbe aus, mit dem sich bei Odessa insbesondere die Bulgaren befassen. Diese Leute miethen nahe bei der Stadt oder auch in der Mitte der Steppe ein Stück Land, oft von 6 bis zu 15 Morgen Größe, versehen sich mit den nöthigen Sämereien, bauen sich in der Nähe des gemietheten Landes eine Hütte und beginnen im Anfange Aprils ihre Gartenarbeiten. Sie wählen sich gewöhnlich hartes altes Steppenland, weil in dem weichen mehr Unkraut wächst, brennen das Gras ab, außer dessen Asche aber sonst kein Dünger nöthig ist, und setzen die Samen, einen jeden zu seiner Zeit. Das Ganze ist gewöhnlich nicht in Felder eingetheilt, weßhalb denn ein Baschtan der bunteste Gemüsegarten von der Welt ist. Doch kommen in die Mitte gewöhnlich die Arbusen und Melonen, überall zwischen durch die Sonnenblumen, auswärts Streifen mit Zwiebeln, auch wohl rothen Beeten und Rüben, zwischen denen Gurken und Baklajan ranken. Als Einfassung geben sie wohl dem Ganzen Hirse und Mais zur Umzäunung, oder auch eine Art von Pfeffer (Perez), dessen rothe Schoten das Hauptgewürz in der Steppe sind, bei'm Branntwein, bei den Suppen, bei den Saucen, zum Frühstück u. s. w. Das Ganze umstellen sie mit einer

Menge von Fallen, der überall in den Steppen so häufigen Erdhäschen wegen, welche die Melonenkerne sehr lieben, bitten den Himmel Anfangs um etwas Regen und nachher um andauernde Trockenheit, und lassen dann Alles keimen, grünen, blühen und reifen. Der Arbeiten sind dabei sehr wenige, und wenn sie in ihrer Hütte nicht schlafen, so umwandeln die „Baschtaniks" (so nennt man diese Art von Gärtner) ihre Baschtans blos zur Bewachung. Im Spätsommer bei'm Reifen der Melonen haben sie dieselben besonders gegen die überall in den Steppen herrenlos umherstreifenden Hunde zu schützen, welche die Melonen (sonst aber nichts, auch nicht die Wassermelonen) mit Begierde fressen. Anfangs Octobers ist Alles abgeerntet, und dann geht schon wieder das Vieh auf dem Gartenboden. In guten, im Ganzen trockenen und zur rechten Zeit feuchten Jahren lohnt sich die leichte Arbeit der Baschtaniks bedeutend. Doch geht es ihnen zuweilen auch schlimm, wenn die Ernte mißrieth, weil ihre Auslagen für die vielen Sämereien groß sind.

Deutsche Kolonieen.

Die besondere Theilnahme, welche jeder Deutsche an dem Gedeihen und Wohlergehen seiner deutschen Landsleute in fremden Landen nehmen muß, und auch das allgemeine Interesse, das die deutschen Kolonieen in Rußland, wo sie eine so merkwürdige und höchst einflußreiche Rolle spielen, jedem über Völker- und Staatenverhältnisse Denkenden gewähren müssen, bewog mich, nach Besichtigung der Stadt und ihrer nächsten Umgebung, meinen Aufenthalt auf einige Zeit in eine der zunächst liegenden Kolonieen zu verlegen, um einige Bemerkungen über sie machen zu können und zu gleicher Zeit die Gegensätze der verschiedenen Nationalitäten, welche die Steppen bevölkern, näher in's Auge zu fassen. Ich wählte dazu Lustdorf, einen freundlichen deutschen Ort, hart an der Küste des schwarzen Meeres, 12 Werst im Süden von Odessa, mit dessen Schulzen ich bereits wegen Quartier u. s. w. Verabredung getroffen hatte, und so stieg ich denn eines Morgens zu Pferde, um zu meiner Steppen-Saison-Station abzugehen.

Ich ritt durch die Gärten und Chutors Odessa's, bei der „kleinen Fontaine" vorbei, wo die Leute, wie die Danaïden, mit unaufhörlichem Wasserschöpfen beschäftigt waren, und machte zunächst Halt in einem von Kleinrussen und Moldauern bewohnten Dorfe „Funtal" (verdrehtes Wort für „Fontaine," weil hier wieder eine Quelle war), um den Steppengarten eines reichen Griechen zu besehen. Ich fand seinen ganzen Harem im Garten, ein paar Jüdinnen und ein paar Griechinnen. Der deutsche Gärtner klagte mir Gottes Klage über alle die Kabalen dieser Weiber, die er immer mit Blumen

und Früchten verſehen müßte, um ſich nur ihren Verläumdungen nicht auszuſetzen. Ich glaubte faſt im Oriente zu ſein, obgleich mich der Garten ſelbſt wenig daran erinnerte. Denn außerdem, daß er dem griechiſchen Fürſten ungeheuere Summen gekoſtet hatte, wie mir der Gärtner erzählte, da man jedem Baume ein eigenes künſtliches Erdreich hatte ſchaffen müſſen, und außer einigen hübſchen Kiosks am hohen Steppenufer fand ſich wenig Beſonderes. Doch konnte man die italieniſchen marmornen Urnen dahin rechnen, deren faſt ſo viele waren als Bäume. Der Herr hatte ſie alle mit weißem Kalke überſtreichen laſſen, weil man ihm einfältiger Weiſe Urnen von verſchieden gefärbtem Marmor geſchickt hatte und er ſie alle weiß ſehen wollte!

Von Funtal ritt ich weiter auf ein ruſſiſches Kloſter zu, das ebenfalls mit ſeinen weitläufigen Steppengärten dicht am Ufer lag. Die Anlage ſtammte eigentlich von einem moldauiſchen Edelmanne her, der als Flüchtling hierher gekommen war und durch Cultivirung und Bepflanzung dieſes Erdflecks ſich den Dank der Regierung erworben hatte, welche jedes Beſtreben der Art auf eine großartige Weiſe belohnt, ihm die ganze Anlage zu einem hohen Preiſe abgekauft und dann zur Errichtung eines Kloſters an Prieſter verſchenkt hatte. Es ſtanden jetzt hier ſchon zwei neue Kirchen — die ruſſiſchen Klöſter haben immer mehre Kirchen, 3, 4 bis 5 — und große, geräumige Kloſtergebäude. Den Blumenbeeten des Gartens hatten die frommen Mönche ihre frühere weltliche Geſtalt genommen und in ihre Form allerlei Anſpielungen auf kirchliche Gegenſtände zu legen geſucht. Die einen zeigten die Zeichnung eines Kreuzes, andere eines Sternes u. ſ. w. Am Ufer hatten ſie in ihren müßigen Stunden in die feſten Lehmſchichten der Steppe ebenfalls allerlei kleine komiſche Dinge ausgearbeitet, Kreuze, Pyramiden, kleine Berge, eine Menge Plattformen, die mit Treppen verbunden waren, und Höhlen nach Art der frommen Höhlenbewohner und Eremiten Kiew's. Sie beſaßen auch einen tiefen Brunnen, aus dem das Waſſer mittels eines Tretrades geſchöpft wurde, und um ſich ſelber die Mühe des Tretens zu erſparen, hatten ſie ein paar Hunde abgerichtet, welche in dem Rade galoppirten wie die Eichhörnchen. — Das Allermerkwürdigſte, was ich in dieſem Kloſter fand, waren aber ein paar Inſchriften, die ich auf den Marmorſteinen zweier Gräber entdeckte und mit eben ſolchem Vergnügen, wie ein Antiquar Inſcriptionen unter den Ruinen von Carthago, copirte, weil mir ihr Inhalt ſo ganz und gar den kindlichen Geiſt der ruſſiſchen Volkspoeſie und Denkweiſe enthüllte. Auf dem einen Marmorſteine, unter dem der verheirathete Sohn zweier noch lebenden Aeltern begraben lag, war mit großen goldenen Zügen Folgendes eingehauen:

„Mutter: Wohin hast du dich verborgen, o Licht meiner Augen?"
„Vater: Warum entflieht das Nestjunge *) seinen Alten?"
„Frau: Ach du warst mir lieber als die Lichter der Sonne!" **)
„Alle zusammen: Aber zu Gott hat unser Sohn (Freund) seinen Flug „genommen. — Nimm, o Gott, seinen Geist zum Frieden auf in deinen gesegneten „Berghimmeln ***), und möge uns der heilige Geist seines Schutzengels ****) „in unserem tiefen Kummer trösten."
„Dem Sohne der alte Vater, zweiter Gilde Kaufmann Peter Sfomlew, „die gute Mutter und die liebe Frau."

Diese ganze Inschrift bezeichnete so vielfach russischen Geist und russische Sitten, daß ich schwerlich eine bessere finden konnte. Doch fand ich noch eine fast eben so rührende nahe dabei, ebenfalls auf einem großen Marmorsteine mit goldenen Buchstaben:

„Hier liegt Sfawa Peter's Sohn."
„Du schläfst, geliebter Sohn! Aber deine Mutter wacht weinend. Sie be„deckt dich mit diesem Steine, und dein trauriger Vater seufzt tief aus seiner Seele „und spricht: Wohin ist mein Sfawa gegangen? Will er nicht mehr auf dem „Schooße seines Vaters spielen? Ach sie haben ihn mit diesem Steine bedeckt! „Seine Aeltern blieben in blühenden Jahren zurück und sein Schwesterchen Ack„sinia. Er starb den 6ten Juli 1833."

Kann man sich eine rührendere Inschrift auf seinem eigenen Grabe wünschen? Es ist, als wenn sie unmittelbar aus dem Herzen auf den Stein geflossen wäre. Der alte Mönch, der bei mir stand, wollte sich halb todt lachen, daß ich mir so viele Mühe mit diesen „pustäki", „Narrenspossen," wie er sie nannte, gäbe.

Das Kloster liegt auf einer Art von schwach in's Meer hervortretender Halbinsel und auf der Spitze dieser Halbinsel ist ein für Odessa sehr wichtiger Leuchtthurm erbaut. Das Glas auf diesem Leuchtthurme gab man für englisches aus. Doch zweifelte ich daran, denn es hatte mehre Bläschen und Fehler. Dieß sollte nicht sein. Denn bei einem Leuchtthurme können oft ein paar Flecke im Glase das Wohl eines Schiffs entscheiden. Ohne die Flecke wäre das Licht vielleicht noch ein paar hundert Schritte weiter auf der See sichtbar gewesen; ein Schiff würde sich dann nicht verirrt haben und nicht auf der entgegengesetzten Küste gestrandet sein. Man sieht von hieraus zu Zeiten bei recht klarem Wetter den Leuchtthurm auf der gegenüber liegenden

*) „Ptenzi," Nestkinder der Vögel.
**) „ssolnitschnich lutschei," „die sonnigen Lichter."
***) „w' gornich nebessach twoich," „in deinen bergigen Himmeln." Das russische Volk denkt sich den Himmel immer auf Berggipfeln.
****) Die Russen glauben, daß jeder Mensch einen „Angel chranitel," „Schutzengel," im Himmel habe. Es giebt so viele Schutzengel, als es christliche Namen giebt, so daß also alle Alexander zum Beispiele denselben Schutzengel haben und so alle Georg u. s. w.

Spitze von „Tendra.“ Die Klosterhalbinsel ist den Schiffen gefährlich und war ihnen früher häufig verderblich, weil eine zerstörte Verlängerung von ihr als Sandbank noch weit in's Meer hinausragt.

Vom Kloster aus ritt ich nun vom hohen Steppenufer hinunter auf einem kleinen Fußpfade, der zwischen dem hohen Rande der Steppe und dem noch tieferen Strande des Meeres in der Mitte über alle ehemals vom zerrissenen Steppenplateau herabgefallenen Landmassen, mit einem Worte, nach unserer obigen Erklärung in den „Obruiven“ hinführte. Die verschiedenen Schichtenstücke hatten sich allmählig wieder mit Vegetation bedeckt, und zwischen den hohen üppigen Unkräutern standen hier, vor den schlimmen Einflüssen der nackten Steppe geschützt, viele Hollundersträuche, Weißdornbüsche, Brombeeren und selbst einige Bäume, zwischen denen sich der Fußpfad auf- und niederwand. Zur Linken hatte ich unter mir die Brandung und weiterhin die unabsehbare Fläche des Meeres, auf welchem sich mehre Fahrzeuge zeigten, die ihres Weges von dem Bosphorus herzogen. Denn die große vielbefahrene Handelsstraße auf Konstantinopel ging hier nahe am Ufer vorüber. Zur Rechten hatte ich das schroff ansteigende Steppenplateau, dessen Abfall von einer Menge von Habichten, Dohlen, Eulen und anderen Vögeln belebt war, die hier ihre Nester an völlig unzugänglichen Stellen, Höhle bei Höhle, gebaut hatten. Der schroffe, von aller Vegetation entblößte Abhang zeigte deutlich alle die verschiedenen Schichten, aus denen in dem Laufe der Jahrtausende bis auf unsere Zeit sich das Plateau der Steppe erbaut hat, oben anderthalb Ellen schönen fetten Humus, gleich darunter 3 bis 4 Ellen dick die fatale, unheilbringende Kalkerdeschicht, darunter einige Klaftern dick einen gelben Lehm, alsdann 5 bis 6 Klaftern tief einen rothen Lehm, unter diesem eben so dick und noch mächtiger jenes mürbe Muschelkalklager, aus dem die Stadt Odessa erbaut ist, und unter diesem bis an's Ufer des Meeres einen festen blauen Thon. Alle die oberen Schichten, selbst den Kalkstein, durchsickert das darauf niederschlagende Wasser und bleibt erst auf dem blauen Thone stehen, auf dem es sich sammelt. Daher müssen auch alle Brunnen, die man gräbt, wenigstens bis auf diesen Thon hinabgehen, und eben deßhalb kommen auch alle Quellen nach dem Meere zu über dem blauen Thon zu Tage und fließen über ihm, wie auf einer undurchdringlichen Unterlage, ab. Der blaue Thon ist die letzte Schicht, welche man durch Ausgrabungen kennt, weil kein Interesse — als höchstens ein wissenschaftliches — die Leute veranlassen konnte, tiefer zu graben. Auch setzt sich dieser blaue Thon selbst unter das Meer fort, das in ihm hier wie in einem Thonbecken ruht und dessen Brandung ihn überall bespült, wo er nicht von dem aus anderen Gegenden herbeigeführten Trümmersande bedeckt ist. Auch bildet eben dieser Thon den

Ankergrund der Odessa'schen Schiffe. Die außerordentliche Einförmigkeit der oberen Fläche der Steppe kann nur eine Folge der inneren Einförmigkeit ihres geognostischen Baues sein. Es läßt sich daher umgekehrt aus jener oberen Fläche auf allgemeine Gleichförmigkeit dieses Baues schließen. Die Lage der Schichten, wie wir sie hier kennen lernten, mag daher durchweg in der ganzen Steppe ungefähr dieselbe sein, nur mit dem Unterschiede, daß vielleicht die eine Schicht hier etwas stärker, dort etwas schwächer ist, oder die eine und andere hier und da ganz verschwindet.

Es gab allerdings einen breiteren Weg zu meiner deutschen Kolonie, allein ich zog den schmäleren und einsameren vor und freute mich hier unendlich, mich in einer Gegend zu befinden, die von wenigen Leuten betreten wird, in der ich keinen Eigenthümer entdeckte, die gewiß noch von keinem Reisenden beschrieben wurde, und wo ich mich also eine Zeit lang vollkommen als Herrn und sogar als ersten Entdecker und Beschreiber betrachten konnte. Solche Striche sind in der jetzigen Zeit rar, und ich ließ daher in meinem neuen Besitzthume und entdeckten Königreiche meinen Braunen einen ganz gemüthlichen Schritt hintraben, längs der hohen Mauer des Steppenplateaus, das mich der ganzen übrigen Welt entzog. Ach', welch' seliges Glück, so als sein eigener Herr in einem kleinen Küstenkönigreiche mit dem Meere, dem Himmel und sich selber allein und von aller Welt durch eine nur Vögeln zugängige Mauer geschieden zu sein, besonders für Einen, der, wie ich, bei der Vertheilung der Erdoberfläche zu spät kam und nie einen Quadratschuh Erde besessen, vielmehr sich immer als ein besitzloser Pilger darauf umhergetrieben hat! — Doch was sehe ich? Dennoch auch hier ein Besitzer, ein fremder Eigenthümer in meinem Reiche? mitten in den wilden, zerrissenen und buschigen Obruiven?

Glücklicherweise war es kein Palast, sondern nur eine bescheidene Hütte eines einsamen Kolonisten, die mir von ferne zuwinkte. Ich ließ es mir gefallen, denn da kam nur der Pilgrim zum Eremiten. Eine kleine rauchende Hütte, mit einem geräumigen Plätzchen umgeben, ordentlich eingehägt, rund umher Stallung und grasendes Vieh, nebst einem bescheidenen Obstgarten, und dieß Alles hoch auf der Stirn einer großen, vor Jahrhunderten vom Steppenplateau herabgestürzten Trümmermasse, die jetzt fest lag und sich unbeweglich von den wilden Wogen der Brandung umspülen ließ, ähnlich wie Rainaud's Chutor bei Odessa. Mein Weg führte mich an die Pforte des Hofes, und ein bulgarischer Kolonist trat daraus hervor, sie mir zu öffnen. Ich ließ mich eine Zeit lang bei den guten Leuten nieder. Denn obgleich der Abend bereits in den Obruiven eingetreten war, und die Sonne, die für uns schon hinter der Steppenwand untergegangen war, nur noch die ent-

fernteſten weißen Segel der Schiffe beleuchtete, ſo war mir doch dieſe Anſiedelung zu intereſſant und ich hatte bis zu meiner Kolonie nicht mehr weit.

Die Bulgaren haben den allgemeinen Ruf in der ganzen Steppe, daß ſie die Leute ſind, welche ſich am meiſten mit Arbeit plagen. Sie ſollen ſelbſt oft noch fleißiger als die Deutſchen ſein. Dabei ſind ſie die ſtrengſten Haushalter unter allen hier angeſiedelten Völkern, halten auf jeden Kopeken, verſchwenden nicht, trinken und ſpielen nicht. Dieſe bei Vielen löbliche Sparſamkeit artet aber auch oft bei Anderen in ſchmuzigen Geiz aus. Sie leben, wenn ſie auch noch ſo reich ſind, in kleinen Semlänken (Erdwohnungen) und verſcharren ihr Geld ſo, daß weder die Frau noch die Brüder und Kinder von den Schätzen des Hausherrn wiſſen. „Ein Bulgar," ſagte mir einmal ein Deutſcher, der mehr ihre Schattenſeite aufgefaßt hatte, „arbeitet wie ein Pferd, ſchleppt zuſammen wie eine Elſter und lebt wie ein Schwein." — Die Viehzucht und der Viehhandel ſind ihre liebſten Beſchäftigungen, und ſie ſind — die großen Grundbeſitzer natürlich ausgenommen — die größten Herdeneigenthümer der Steppe. Es wurden mir Bulgaren namhaft gemacht, die 7000 bis 12,000 Ochſen und dabei noch große Schafherden beſaßen. Außerdem ſahen wir auch ſchon, daß ſie ſehr häufig die Baſchtaniks dieſer Gegenden ſind.

Ein ſolcher war auch mein Wirth. Ich fragte ihn, wie es ihm ginge: „Slawa Bogu! proshiwom tak pa malenku," ſagte er in ziemlich geläufigem Ruſſiſch: „Ruhm ſei Gott! wir leben ſo bei klein Bißchen!" — Dieß iſt eine eigenthümliche Redensart der Ruſſen, die ſie ganz und gar charakteriſirt. Sie leben „bei klein Bißchen," unbekümmert um die Zukunft, „brockenweiſe," ſo wie ihnen die Augenblicke aus dem Stundenglaſe zutröpfeln. Freilich leben wir Menſchen alle ſo nur „pa malenku," und es wäre in der That der Mühe werth, dieſe Idee und Redensart in alle Sprachen zu übertragen. Denn das Leben wäre ja auch in ſeiner völligen bitteren Ganzheit nicht zu verdauen, wenn wir dieſe Laſt nicht brockenweiſe aufnehmen wollten. Der immer mit ſeinem ſorgenvollen Gemüthe in die Zukunft hinausgehende Deutſche thut dieß nicht. Daher macht er ſich viele trübe Stunden. Der Ruſſe verſteht es von allen Nationen am beßten. Daher lebt er ſelbſt in der gedrückteſten Lage froh und zufrieden. Wenn man den Ruſſen fragt: „Wie „lebſt Du?" ſo antwortet er faſt nie etwas Anderes als: „Slawa bogu! tak „pa malenku!" Auch das „Slawa bogu," das die Ruſſen allen Antworten vorſetzen und mit dem ſie bei Allem Gott den Ruhm geben, iſt charakteriſtiſch für ſie. Sie ſind in dieſer Hinſicht von eben ſo religiöſen Sitten und frommen Redeweiſen wie die, auch ſich beſtändig in der Idee von Gott bewegenden und ſeinen Einfluß in den unbedeutendſten Ereigniſſen des täg-

lichen Lebens erkennenden Mohammedaner. Mein Bulgar sprach ganz so wie die Russen *). „Ihr habt hübsche Kühe, wie ich sehe?“ sagte ich zu ihm. „Slawa Bogu! schest.“ (Ruhm sei Gott, sechs), „und Euer Hühner-„volk gedeiht?“ — „Ruhm sei Gott, sie mehren sich.“ — Dabei fiel mir ein russischer Kaufmann ein, den ich einmal auf einem Markte fragte, wie er in dieser Messe gehandelt habe. „Slawa Bogu, otschen plocho!“ war seine Antwort. „Ruhm sei Gott, hundsgemein.“ Als ich ihn fragte, warum er denn sage: „Ruhm sei Gott,“ wenn er so schlecht gehandelt habe, antwortete er: „Weil man Gott für Alles rühmen müsse, für das Gute, wie „für das Schlechte.“ Ich dachte damals an die alten Skythen, über deren Sitten- und Denksprüche sich schon die Hellenen wunderten.

In der Hütte fanden wir die Bulgarin, seine Frau, die mehr bulgarisch geblieben war als er, wie denn die Frauen immer in ihren stillen Kreisen das Nationale länger bewahren und hegen als die Männer. In Ermangelung von Kindern, denn ihre Ehe war kinderlos geblieben, spielte sie mit ihrem knurrenden „Basilius“ und ihrer lieben häuslichen „Marie,“ oder, wie die Russen diese Namen abkürzen und verdrehen, mit „Waschka“ und „Maschka.“ Diese beiden Namen haben nämlich in ganz Rußland die Hauskatze und ihr Herr Gemahl erhalten, die stets den heimlichen Platz auf dem Ofen einnehmen, von sehr friedlicher und zuthätiger Gemüthsart sind und von ihrem Hausherrn durchweg sehr geschätzt werden. Die Stube war, wie es in der Steppe Sitte ist, hoch mit Gras ausgestreut und rund umher mit allerlei kreuzweise über einander genagelten Blumen und wohlriechenden Kräutern ausgeschmückt, besonders in der Nähe des Heiligenbildes, wo ein kleines freundliches Lämpchen brannte. Da ich den beiden Lieblingen der Hausfrau, dem Basilius und der Marie, auch ein wenig schmeichelte, so erhielt ich auch bei'm Abschiede einen Strauß Thymian oder „Tscheptschek,“ wie sie es bulgarisch nannten, zum Geschenke und mußte mich damit ausschmücken. Auch tractirten sie mich gastfreundlich mit Milch, obgleich man sonst sagt, daß die Bulgaren weniger gastfreundlich sind als die Russen. Man pflegt in dieser Beziehung die Nationen der Steppe so zu ordnen: Großrussen und Kleinrussen stehen als die gastfreundlichsten obenan; dann kommen die Bulgaren und Deutschen; die Griechen und Moldawaner kommen zuletzt. Alle Bulgaren, die ich zu sehen bekam, glichen in allen Stücken außerordentlich den Kleinrussen, sowohl in ihrer Person, Kleidung, ihrem Körperbau, Bart und ihrer Coiffure, als auch in ihren häuslichen Einrichtungen, und gewiß sind diese

*) Die Bulgaren sind auch in Bezug auf Völkerverwandtschaft die nächsten Brüder der Kleinrussen.

Nationen sehr nahe mit einander verwandt. Es giebt in der Umgegend von Odessa allein 10 bis 12 bulgarische Kolonieen. Ich fragte den Bulgar, der, nebenbei gesagt, sehr gesprächig war, warum er sein Vaterland verlassen habe, ob es ihm dort schlecht gegangen sei. „O nein," sagte er, „aber wie das so „geht. Man weiß selbst nicht recht zu sagen, wie es geht. Bei uns schrie „damals alle Welt, Rußland sei das gelobte Land. Da bekäme man große „Ländereien geschenkt, ohne Zins und Abgaben, Kühe, Pferde, Gänse, „Hühner, Alles umsonst dazu. Russija! Russija! hieß es, da müssen wir „hin! Der Nachbar ging, der Bruder ging, und so ging ich auch mit. Wäre „ich dort geblieben, so wäre es mir vielleicht besser gewesen." — Ich nahm Abschied von den guten Leuten und trabte meines Weges weiter, indem mir das Geschrei: „Russija! Russija!" noch in den Ohren forttönte, welches jetzt ein allgemeines Weltgeschrei zu werden droht. Großer Gott! Wie weit geht nicht jetzt der Name Russija. Es ist der Ruf von mehr als 100 Völkern des Erdbodens, die ihn verehren, und von hundert anderen, die ihn fürchten.

Bald darauf betrat ich das Gebiet meiner deutschen Kolonie Lustdorf. An ihrer Gränze kam ich zunächst an eine schöne Quelle, an welcher man eine Wollenwäscherei erbaut hatte. Die Quelle war, wie mir die Leute erzählten, lange streitig gewesen zwischen dem Kloster und der Kolonie, und beide hatten einen Proceß darum geführt, der bis nach Petersburg gegangen und dort zu Gunsten der Kolonie entschieden worden war. Obgleich die Quelle nur armsdick war, so zogen die Kolonisten doch ein Einkommen von 500 Rubeln daraus, denn so viel mußte ihnen der Odessa'sche Kaufmann, dem die Wollenwäsche gehörte, Pacht bezahlen. Es war noch hell genug, um deutlich zu sehen, daß die Quelle unmittelbar auf dem blauen Thone abfloß. Von dem Kalksteine über ihm hatte sie eine kleine Höhle ausgespült.

Mit Eintritt der Dunkelheit kamen mein Brauner und ich endlich an dem kleinen Liman an, an dessen Ufern auf der hohen Steppe Lustdorf liegt. Ich ritt hier vom Meeresufer hinauf und fand bei dem Schulzen meine beiden Zimmerchen schon in freundlicher Bereitschaft und die guten Leutchen mich längst erwartend.

Der „Gospodin Schulz," wie die umwohnenden Russen, die eine große Hochachtung vor den Schulzen der deutschen Kolonieen an den Tag legen, und sie wohl gar nicht selten „Wasche Blagorodie," „Euer Wohlgeboren," anreden — der Herr Schulz also war ein sehr achtungswerther und verständiger Mann, Herr Lang mit Namen, der während der Zeit meines Verweilens in seinem freundlichen Hause mein aufrichtiger Freund und in Bezug auf so manche interessante Verhältnisse des Landes mein Lehrer wurde. Er hatte eine Frau, die mit wackerer und unermüdlicher Thätigkeit sich des

inneren Haus- und Kinderregiments annahm und meine Küche zu beſorgen verſprach, und eine ſiebenzehnjährige ſchmucke Tochter, Bäbele, die meine Aufwärterin und mein Stubenmädchen ſein ſollte. Auch die alte Mutter des Schulzen war noch unter den Lebenden, eine ſiebenzigjährige Frau, die ſchon als vierzigjährige in's Land gekommen war und daher noch das Schwäbiſche ſo rein und lauter ſprach, als wäre ſie eben friſch vom Neckar angelangt. Sie lebte nun nach dem Tode ihres Mannes den Reſt ihrer Tage bei ihrem Sohne und ſtopfte ihren jüngern Enkeln die Strümpfe und Kleider, las den Salat aus für die Küche, ſchälte Kartoffeln, palte Bohnen und Erbſen und las alle Abende in der Bibel.

„Sehr auffallend," ſagt ein gewiſſer deutſcher Reiſender in Rußland, „ſehr auffallend war mir der deutſche Dialekt, als ich mich bei Sarepta den „Ufern der Wolga näherte." In der That ſchlägt einem Deutſchen das Herz warm, wenn er ſich ſo lange unter allerlei Fremden umhergetrieben hat, und nun auf einmal ſo mitten unter lauter liebe Landsleute und vaterländiſche Einrichtungen kommt, wie in ein kleines Stückchen ſeiner geliebten Heimath mitten in entfernter Wüſte. Ich war wie zu Hauſe bei den guten Leuten, die Alles thaten, mir den Aufenthalt bei ihnen angenehm zu machen. Mein Zimmerchen hatte Sopha, Tiſch und Stühle, und die Fenſter waren mit Geranien und kleinen Myrthen geziert. Auf der einen Seite blickte ich in den kleinen Blumengarten meiner einſtweiligen Lebensfreundin Bäbele und auf der anderen in den Hof der Wirthſchaft, wo der Schulz und ich noch denſelben Abend ein Zelt arrangirten, unter dem ich Morgens meinen Kaffee einnehmen wollte. In meiner Schlafkammer war freilich nur ein Strohbett, allein ich ſah bald, daß herrlich darauf zu ſchlafen wäre.

Nachdem ich mit dem Schulzen noch einen Abendſpaziergang in ſeinen Weingarten gemacht und ſeine Wirthſchaft etwas überſehen hatte, lud mich ſeine Frau zu Holderküchle und Milch ein, die Bäbele ſchon in meinem Zimmer ſervirt hatte, und ich meinerſeits lud wieder den Schulzen ein, ſie mit mir zu verſpeiſen, und er blieb ſeit der Zeit mein täglicher Tiſch- und Geſprächsgenoſſe und mein beſtändiger Begleiter auf allen meinen Spaziergängen und Ausfahrten. Jene „Holderküchle" ſind ein ſchwäbiſches Gericht. Sie ſammeln dazu die Blüthen des Hollunders am Meeresſtrande, tauchen die ganze Dolde in einen Eier- und Mehlteig, backen ſie ſo mit Butter und verſpeiſen ſie mit Zucker und Appetit. Dieß thaten denn auch wir, und der Schulze erzählte mir dabei die Geſchichte eines Schiffbruchs, der ſich hier im letzten Herbſt ereignet hatte, und deſſen traurige Ueberbleibſel, einen zerſtörten Schiffsrumpf, ich im Vorüberreiten im Sande bemerkt hatte.

Ich traute bei der Erzählung dieſes Schiffbruchs meinen Ohren kaum.

Denn es kam darin so viel von Eis, Schnee, Kälte und erfrorenen Engländern vor, daß ich glaubte, der Schulz habe Kapitän Roßens Reise in die Baffins-Bai gelesen, und erzähle mir ein Stückchen nach dem Modell derselben. Allein er versicherte mir, daß Schiffbrüche in Eis und Schnee an dieser Küste gar nichts Seltenes seien, und tischte mir gleich noch ein paar ähnliche Geschichten aus früheren Herbsten auf, die ich ihm nacherzähle, weil sie zur Charakteristik dieses Landes beitragen können, wo insbesondere auch die Quarantäne-Gesetze es so schwierig machen, den unglücklichen Schiffern Hülfe zu bringen.

Im Herbste 1836, wo schon im Anfange Decembers das Meer bis sieben Werst weit von der Küste zugefroren war, wurde ein griechisches Fahrzeug von einem starken Nordostwinde in das Eis der Küste getrieben, blieb darin stecken und fror fest. Die Schiffer gaben das Schiff verloren und suchten sich über das Eis auf das Ufer zu retten. Während ihrer Reise auf dem Eise wurde aber die Bewegung des Meeres so stark, daß die Decke zerbrach, und die armen Schiffer auf den Eisschollen in die größte Noth geriethen. Einige suchten sich zu dem Schiffe zurückzuretten, allein auch dieses schwankte bereits wieder auf den Wellen, und vor und hinter ihnen war ihnen der Weg abgeschnitten. Man bemerkte ihre Noth vom Ufer, und auch hier war guter Rath zur Hülfe theuer, um so mehr, da die ganze Mannschaft des Schiffes sich bald auf verschiedenen Eisschollen zerstreut hatte. Doch machten sich ein paar Kosacken und ein paar deutsche Kolonisten, jede Partie mit 3 Bretern und Stangen versehen, in verschiedenen Richtungen auf's Eis hinaus. Mit großer Kühnheit schoben sie überall, wo sie Lücken zwischen den Schollen fanden, ein Bret über diese hinaus und balancirten über diesen schwankenden Bretern hinüber, indem sie überall die größten und zusammenhängendsten Eismassen aussuchten. Es gelang auf diese Weise den kühnen Kosacken, zu drei Griechen sich hinzuarbeiten, denen sie ihre Stangen und ein Bret zuwarfen, und die sich dann auf dieselbe Weise zu dem Ufer retteten. Die Deutschen waren weniger glücklich. Sie arbeiteten auf eine Eismasse los, auf welcher der griechische Kapitän, der Steuermann und ein Matrose standen. Allein es fand sich zuletzt eine so breite, eislose Lücke, daß die Breter zur Brücke nicht hinreichten. Die Eisscholle, auf der die unglücklichen Schiffer standen, entfernte sich immer mehr in die See hinaus, und endlich entschlossen sich diese, in's Wasser zu springen und zu den Deutschen hinanzuschwimmen. Sie zogen ihre Kleider aus; der Kapitän band sich seinen Geldsack um den Leib und sie schwammen heran. Allein nur der Matrose kam durch. Dem Steuermanne und dem Kapitän kam eine auf den Wellen tanzende Eisscholle entgegen, unter der sie verschwanden, und eine Beute der Wellen

und Fiſche wurden. Die Matroſen ſagten nachher, Gott habe dieſe Eisſchollen ihnen zur Strafe geſchickt, denn die Beiden hätten das Schiff mit Fleiß in's Eis geführt, in der Hoffnung, ſich mit ihrem Gelde zu retten und das Schiff, das nur 6000 Rubel werth, aber zu 14,000 Rubeln verſichert geweſen, los zu werden. Indeſſen war es dunkel geworden, und doch hörte man noch mehre Stimmen auf dem Eiſe wimmern. Da aber mittlerweile zwiſchen den Eisſchollen große Lücken entſtanden waren, ſo war es möglich, mit einem Boote durchzukommen. Die Koſacken warfen ſich daher in einen Barkaß (Boot), fuhren in die Dunkelheit, indem ſie nach dem Geſchrei der Unglücklichen lauſchten, hinaus, und fiſchten ſie halb erſtarrt auf. Alle, außer jenen Beiden, wurden gerettet, am Ufer erwärmt und in die Quarantäne gebracht.

Ein ander Mal, in der Mitte Octobers, ich weiß nicht, welchen Jahres, war ein ſtarkes Schneegeſtöber mit Sturm, und alle Leute hielten Häuſer und Thüren zu. Als mein Schulz von Luſtdorf aber zufällig, um nach dem Wetter zu ſehen, ſeine Thür öffnete, erblickte er zwei fremde Männer von betrübtem Ausſehen, die er ſogleich für engliſche Matroſen erkannte, und die ſich ihm näherten. Er befahl ihnen, ſich der Peſt erinnernd, mit Pantomimen und Worten, ſogleich zu ſtehen und nichts zu berühren. Die Leute gaben ihm durch Zeichen zu verſtehen, daß ſie Schiffbrüchige wären, und daß ſich am Meere noch mehre von ihnen befänden. Er ſperrte ſie einſtweilen in ein leer ſtehendes Nebenhaus ein, wo ſeine Frau ſie mit dem Nöthigen durch's Fenſter verſah. Dann brachte er das Dorf auf, und ſie eilten zum Strande. Sie fanden hier acht arme halb erfrorene Engländer, die ſich vergebens abquälten, an den hohen, mit Eiszacken und Schnee behangenen Steppenufern emporzuklimmen. Man warf ihnen Stricke zu und lootſte ſie mit Mühe herauf. Denn die Leute waren ſchon matt geworden und fielen von den Stricken wieder herunter. Die Geretteten wurden gleich auf einen beſtimmten Platz gewieſen, wo ſie in gemeſſener Entfernung niederkauern mußten, um keinen der Koloniſten zu berühren. Das Schiff lag, von den Wellen ganz aus dem Waſſer herausgeworfen, in dem Schnee und Sande des Ufers. Es befanden ſich auf ihm noch der Kapitän, der Steuermann und der Schiffszimmermann. Die beiden Letzteren hatten ſich ſchon matt und halb erſtarrt hingeſetzt. Der Kapitän machte ſich noch auf dem Rande des Schiff's Bewegung. Man deutete ihm an, er ſollte ſich auch heraufziehen laſſen. Aber er erklärte, er könne ſeine Kiſte nicht verlaſſen, die ſeine Schiffspapiere und ſein Geld enthielte, und ſie zu heben oder zu öffnen ſei er zu ſchwach. Die Koloniſten durften ſich der Peſt wegen nicht an das Schiff wagen, das hinten von der Brandung zertrümmernde Stöße erhielt. Der Kapitän wollte

seine Papiere nicht verlassen, die beiden Anderen konnten sich nicht rühren, und alle drei schienen dem Untergange geweiht. Da kam auf die sogleich vom Schulzen abgefertigte Botschaft noch zur rechten Zeit Pestmannschaft von der Quarantäne, die an Bord eilte, und den Rest der noch athmenden Seelen rettete.

Eben so schlimm klangen die Geschichten von den zur Winterszeit in der Steppe Verirrten und bei Nacht oder Nebel an dem fatalen hohen Steppenrande Herabgestürzten und Verunglückten, an dem man gleichmäßig von der See, wie von den Steppen aus scheitert, so wie seine Leuchtthürme so wohl auf der See als auf der Steppe als Wegweiser dienen, und so wie auch die Galletti in Odessa gleichmäßig für die Steppe, wie für die See gebacken werden. — Unter solchen Erzählungen näherte sich die erste Nacht in meinem mir später so lieb gewordenen Lustdorf. Es war noch dazu gerade ein Sonnabend, seit alten Zeiten mir der liebste Abend der Woche. Sehr „auffallend war es mir, den deutschen Dialekt" auch im Gesange zu vernehmen. Die deutschen jungen Burschen saßen die halbe Nacht zusammen und sangen alte deutsche Lieder z. B. „Freu't Euch des Lebens," „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus" und andere, die ich seit langen Jahren nicht gehört hatte, und von denen ich mir nicht hatte träumen lassen, daß ich sie am Gestade des ungastlichen Pontus zunächst wieder hören sollte. Wie ich mir gedacht hatte, schlief ich auf meinem Strohe vortrefflich — ich hatte auf russischen Poststationen schon härter gelegen — und als am anderen Morgen die freundliche Bäbele mir die Laden öffnete, und eine so sonntägliche Sonne neben ihr in's Fenster schien, auch der Schulmeister gleich darauf den Sonntag einläutete, war mir so heimathlich zu Muthe, daß ich — ja daß ich mit Entzücken zum dampfenden Kaffee griff, mir recht deutsch eine Tasse nach der anderen wohlschmecken ließ, und mir dann auf einem Morgenspaziergange die Kolonie besah.

Die Kolonisten hatten bei der ersten Gründung ihres Dorfes ihm den Namen „Kaiserheim" gegeben. Als aber der Herzog von Richelieu einmal auf einem Spazierritte hierher kam und näher über diesen Namen nachdachte, fand er es unpassend, daß man ohne weitere Veranlassung und ohne besondere Bewilligung vom Kaiser diesen Namen gewählt habe, und bat die Kolonisten, sich lieber einen anderen zu nehmen, und diese tauften dann ihr Dorf so um, wie es jetzt noch heißt. Die Häuser des Orts sind alle recht nett gebaut, freilich nur einstöckig und aus dem mürben Muschelkalkstein, aber alle ordentlich gehalten, mit freundlichen grünen Läden vor den Fenstern, und mit geräumigen Zimmern. Zu letzteren hat freilich Lustdorf eine besondere Veranlassung, da es im Sommer häufig von Badegästen besucht wird, die sich hier einmiethen und die Seebäder gebrauchen. Doch bezeichnet es hübsch

das Fortschreiten der Kolonie, daß dieß in den 30 Jahren ihres Bestandes schon die dritte innere verbesserte Bauart war. Anfangs hatten sie von der Regierung nur windige und schlechte Schilfhäuser bekommen, in denen sie im Winter vor Kälte umkamen. Darauf gruben sie sich, den Russen nachahmend, in die Erde und bauten sich Erdhütten. Endlich, als sie ihre Geschäfte besser geordnet hatten und wohlhabender geworden waren, arbeiteten sie sich dann zu ihren jetzigen stattlichen Wohnungen empor. Ganz derselbe Gang fand in anderen deutschen Kolonieen statt, die ich später kennen zu lernen Gelegenheit fand. Die Häuser liegen zu beiden Seiten einer breiten Straße, jedes von geräumigen Gehöften umgeben. Hinter den Häusern liegen die unbedeckte Tenne, die eben so unbedeckten „Skirten" (Haufen) des Getreides, Strohes und Heues, und hinter diesen kommen die Wein-, Obst- und Gemüsegärten. Die Straße des Dorfes ist mit schönen Akazien bepflanzt, und vor den Fenstern eines jeden Hauses ohne Ausnahme befindet sich ein kleiner, nett unterhaltener Blumengarten, dessen Bepflanzung immer den erwachsenen Töchtern des Hauses obliegt. Diese standen jetzt am Sonntagmorgen in hübscher reinlicher Kleidung am Zaune und theilten ihren Lieblingen unter den jungen Burschen des Dorfes, die sich auf der Straße herumtrieben und mit den Mädchen scherzten, Ritterſporn und Levkojen aus.

Als der Schulmeister zum zweiten Male läutete, trat die alte neunzigjährige Mutter des Schulzen mit weißer Haube und weißer Schürze über blauem Kattunkleide aus dem Hause hervor, um zur Kirche zu gehen. Ich geleitete sie dahin, sie erzählte mir unterweges, daß es lange gedauert und Vielen das Leben gekostet hätte, bis die Kolonie in so guten Stand gekommen, wie ich sie jetzt sähe. Die Noth der ersten Zeit der Ansiedelung wäre groß gewesen, und sie wäre noch eine von den Wenigen, die jene Stürme überlebt hätten. Die meisten Deutschen wären schon vorher umgekommen, ehe sie noch einmal das für sie angewiesene Land hätten in Besitz nehmen können. Ihre Reise nach Rußland allein schon sei schrecklich gewesen. Sie habe zwei Sommer und einen Winter gedauert. Eine Partie sei die Donau hinuntergegangen bis an die Mündung. Dieser sei es am schlimmsten ergangen. Denn in der Donau-Mündung seien böse Krankheiten unter ihnen ausgebrochen, die einen großen Theil von ihnen aufgerieben. Die andere Partie sei über Wien, Mähren und Gallizien gegangen, habe in letzterem Lande überwintert und dann den Weg über Podolien fortgesetzt. Anfangs hätten sie, die Frauen, alle erschreckliche Furcht vor den Russen gehabt, und sie schrecke noch immer ein wenig zusammen, wenn unerwartet ein Russe in's Zimmer träte. Dazu sei noch die Furcht vor den Türken gekommen, die damals noch im Besitze der anderen Seite des Dniestr gewesen wären. Sie hätten immer

jedes Schiff, das herangesegelt wäre, für die raubsüchtige türkische Flotte angesehen. — Das Schlimmste, sagte der Schulz, der auch mit uns ging, sei aber gewesen, daß sie an Ort und Stelle beinahe so gut wie gar nichts vorbereitet gefunden hätten. Das Land sei freilich da gewesen, für jede der 40 im Orte angesiedelten Wirthschaften 25 Dissiätin, aber die Häuser seien so schlecht gewesen, daß sie sich bald in die Erde vergraben hätten, wie die Russen, dabei die gelieferten Ackerpflüge so betrübtes Machwerk, daß sie bei'm Pflügen umgebogen seien wie Blech. Auch hätten sie, die ja gar keinen Begriff davon gehabt hätten, unter welchen Breitengrad sie gekommen wären, — Manche hätten in der Meinung gestanden, das Land gehöre noch zu Podolien — nicht gewußt, was sie mit dem Lande anfangen sollten. Ob düngen, ob nicht? Wann säen? Wann pflügen? Ja und was säen, was pflanzen? Die Russen, deren Sprache sie nicht verstanden, hätten sie nicht darüber belehren können. Die Wohlhabenden von ihnen hätten daher russische Knechte in Dienst genommen und hätten diese nun auf ihrem Felde und in ihrer Wirthschaft schalten und walten lassen. Diese Knechte seien von ihnen mit großer Aufmerksamkeit behandelt worden. Ihnen wäre das beßte Essen gegeben worden, und man hätte sie gleichsam wie geheiligte Personen angesehen, und es hätte geheißen: „Nur um Gottes willen den Russen befriedigt, auf dem unser Heil beruht.“ Die Aermeren hätten dann nur nachgemacht, was die Wohlhabenden mit ihren Russen vorgemacht, zur selben Zeit mit ihnen gesäet u. s. w. Mit der Zeit habe sich das Blatt aber in doppelter Hinsicht sonderbar gewendet: erstlich in Bezug auf das Verhältniß der Russen und Deutschen dahin, daß diese die Sachen nun selbst nicht nur bald gelernt, sondern auch mit ihrem soliden und nach Verbesserung strebenden Sinne, auch ihrer allgemeinern von Deutschland noch mitgebrachten größeren Kenntniß der Landwirthschaft zufolge den Landbau, die Ackergeräthe u. s. w. so vervollkommnet hätten, daß es jetzt bei den Russen bei vielen Gelegenheiten heiße: „tak i njemtzi sdälajut“ (so machen es auch die Deutschen); dann in Bezug auf Die, welche arm oder wohlhabend aus Deutschland gekommen, daß alle Die, welche etwas mitgebracht, jetzt die Aermeren, Die aber, welche nichts gehabt, nun alle durch die Bank die Wohlhabendsten des Ortes wären. Es habe sich die Sache so in allen Kolonieen gemacht, und die Ursache davon sei diese, daß die Reichen sich immer auf ihre russischen Knechte verlassen hätten und theils an sie, theils in mißglückten Versuchen ihr Geld vergeudet, die Armen aber von ihnen, ohne etwas einzubüßen, gelernt, und, da sie sich immer auf sich selbst verlassen, besser gelernt hätten.

Der Schulmeister, ein Schweizer, las ziemlich schlecht eine Predigt vor, aber doch war ich erbaut, denn das Zusammensein mit mehren Menschen

zu frommen Zwecken erbaut immer. — Jedoch ist es mit dem Kirchenwesen der Kolonieen, glaube ich, nicht zum Besten bestellt. Es versteht sich, daß von Liefland und Esthland, woher die meisten Prediger für das Innere Rußlands kommen, die Besten nicht gern sich so weit entfernen, obgleich die Prediger in den Kolonieen sonst gar nicht übel situirt sind. Sie haben 120 Dissiatin Land und nicht unbedeutende Gehalte. Da durch das ganze Rußland so viele Deutsche zerstreut wohnen, so ist auch ganz Rußland eben so, wie für die politische Administration in Gouvernements und für die griechische Kirche in Eparchieen, für die lutherische Kirche in eine gewisse Anzahl von Superintendentschaften und Kirchspielen eingetheilt. In jeder größeren Stadt befindet sich eine eigene deutsche Gemeinde und ein eigener Prediger, der dann zugleich auch zuweilen Superintendent eines großen Sprengels von mehren Gouvernements ist, und unter dessen Aufsicht dann auch der Gottesdienst der deutschen Kolonieen steht. Die Prediger kommen aber auf diese Weise oft in Collision mit der weltlichen Obrigkeit der Kolonieen, und diese, die den Einfluß der Prediger nicht gern sieht, legt dann allerlei Schwierigkeiten in den Weg. So kommt es, daß viele Kolonieen ihre Predigerstellen gar nicht besetzt haben, ihre Kirche sich in offenbarer Verwahrlosung befindet und als Seelsorger Niemanden hat als ihren Schulmeister und etwa dann und wann hier und da durchziehende Baseler Missionäre.

Am Abende machte ich mit meinem Schulzen noch einen Spaziergang, um zweierlei in Augenschein zu nehmen, ein Monument der Vorzeit und eine Thätigkeit der Gegenwart, den Mongolenhügel nämlich in der Nähe des Ortes und die Fischerbuden am Strande. Der Grabhügel hatte ungefähr 200 Schritte im Umfange bei einer Höhe von zwei Klaftern, stand gerade auf der höchsten Erhebungslinie des Steppenrückens und war dabei ein vollkommener Conus, wie mit dem Zirkel ausgemessen, Alles gerade so, wie bei allen anderen Hügeln dieser Art, die man durch das ganze Südrußland und Südsibirien, so wie durch die Mongolei zerstreut findet. Doch bemerkte ich etwas Besonderes bei ihm, das sich nicht bei allen Grabhügeln wieder findet. Nicht nur standen ihm zur Seite 3 bis 4 etwas niedrigere Hügel von ganz derselben Form, wie man dieß auch bei anderen sieht, sondern es ging auch noch von ihm aus eine große Reihe ganz niedriger Hügel, die kaum aus dem Unkraute hervorragten, über den Steppenrücken hin. Dieser Hügel dritten Grades zählte ich nicht weniger als 35. Sie waren alle nur 3 bis 4 Fuß hoch bei 150 Fuß im Umfange, dabei alle ebenfalls vollkommen conisch und ganz dicht bei einander liegend. Die Sache sah ganz so aus, als wäre unter dem hohen dicken Kegel, der allein in der Ferne sichtbar war, ein Fürst begraben, in den 3 bis 4 niedrigern die Edlen des Stammes

und in den 33 ganz unbedeutenden die gemeinen Leute. Das Merkwürdigste war mir, wie bei einer so geringen Höhe von 3 bis 4 Fuß und einem so bedeutenden Umfange von 150 Fuß die Kegel-Form so mathematisch genau beobachtet sein konnte. Ich sah nachher noch mehre von einer so großen Anzahl kleiner Hügel umgebene große, die also vollkommenen Kirchhöfen gleichen.

Steinerne Bildsäulen, wie man sie am Asow'schen Meere sieht, finden sich hier nirgends auf diesen Grabhügeln. Die Großrussen und Sibirier nennen bekanntlich diese Hügel „Kurgane." In den Kleinrussischen Steppen heißen sie durchweg „Mogilos." Die deutschen Kolonisten haben ihren eigenen Namen dafür erfunden. Sie nennen sie „Kanonenbuckel," weil sie meinen, daß man in Kriegeszeiten auf jedem dieser Hügel (Buckel) eine Kanone aufgepflanzt habe. Das müßte eine sonderbare Art von Schlachtkanonade abgegeben haben, überall, von Stunde zu Stunde eine in Mitten der Steppe verlorene und einsam donnernde Kanone. Die Mogilos dienen noch in diesem Augenblicke zu Gräbern. Denn überall, wo ein kleinrussisches Dorf nahe liegt, findet man sie mit Gräbern besetzt. Uebrigens werden sie bekanntlich noch mehr durchgraben, um den in ihnen vermutheten Schätzen nachzuspüren. Sonst dienen sie aber als Wegsignale, und im Winter beobachten die Leute immer die Lage der Mogilos, um den Weg nicht zu verfehlen, wie ein Fischer die Sterne. Auch sonst sind sie natürlich, als einzige charakteristische Merkzeichen in weiter einförmiger Umgegend, die gewöhnlichen Plätze der verabredeten Rendezvous. Meistens fassen auch auf ihnen die Hirten Posto, weil sie von da aus ihre Herde leicht übersehen können. Bei einem Kriegszuge in den Steppen müssen die Mogilos immer eine bedeutende Rolle als Warten und Spähorte spielen.

Bei den Fischern am Meere fanden wir einen sehr beredten Mann, einen Kosacken, der zu der Fischerhütte, wie wir, zum Besuche gekommen war und uns von der ungeheueren Menge von Makrelen (Skumbria) erzählte, die hier des Sommers im Meere erschienen. „Dieser Skumbria," sagte er, „ist der Hauptfisch, von dem wir uns nähren, so wie sich Alles im Meere „ebenfalls von ihm nährt, denn der Hai, wie der Delphin und der Palamida, „ja wie alles Andere, was ihn bezwingen kann, frißt nichts als Skumbria. „Im Winter ist er unten tief in den Höhlen des Meeres, im Frühlinge aber „kommt er herauf und zieht hier an den Küsten vorüber, in die Bucht von „Odessa, wo er im Sommer sich herumtreibt. Sonst war die Bucht im „Sommer so voll, daß das Meerwasser so dick wurde wie Grütze. Im „Herbste kehren sie wieder aus den Buchten, wo sie sich recht rund und fett „fressen, zurück. Sie können die Kälte nicht vertragen und wissen im Vor-

„aus, wenn kaltes Wetter eintritt. O, es iſt ein kluger Fiſch, ein verſtändi„ger Fiſch! Dann brechen ſie alle plötzlich auf, wie eine Tabun (Herde) „Pferde, wie die Franzoſen aus Moskau, und wir wiſſen allemal ſicher, daß, „wenn die Skumbria ſo ſchnell aufbrechen, dann nach ein paar Tagen „der Winter eintritt. Ich erinnere mich, vor acht Jahren da ſtand ich auch hier, „das Wetter war noch ſchön und warm, da rief mir der Junge dort oben „von der Stange zu, ich ſollte einmal aufſchauen, es kämen Fiſche um's Vor„gebirge des Leuchtthurms herum. Anfangs war nur das Meer gefärbt und „die Oberfläche gekräuſelt. Aber bald ſah ich ſie wie einen Sturm herankom„men. Millionen über Millionen, und alle ſo flink wie die Mäuſe, als wenn „der Teufel ſie jägte. Idut, — idut — idut — dut — dut — dutrrrr! „(ſie marſchirten, marſchirten, marſchirten,) — Puh! — daß Gott erbarm, „wie ein Heuſchreckenheer. Eine ganze Heerſtraße von Fiſchen mitten im „Meere! Die Fiſcher hatten einen guten Tag. Denn obgleich ſie nur einige „Seitenplänkler wegfingen, ſo bekamen ſie doch ſo viele, daß ſie kaum die „Hälfte einſalzen konnten, und die Armen den Reſt fuderweiſe wegholten. „Aber das war auch der letzte gute Fang. Denn zwei Tage darauf kam ein „großes Schneegeſtöber und bedeckte den Himmel mit Wolken. Es war des „Winters Anfang. Der Skumbria hatte das längſt vorher gemerkt. Ein „kluger Fiſch! ein geſcheites Thier!“

Unter ſolcherlei Spaziergängen bei Fiſchern, Hirten, Koloniſten und unter genauer Kenntnißnahme des Landes und ſeiner Bevölkerung verſtrichen mir die erſten Tage in meiner Kolonie unter lehrreichen Geſprächen mit meinem Schulzen und insbeſondere auch unter allerlei unſchuldigen Scherzen mit meiner heiteren Bäbele. Ich nahm ſie ein wenig in Schutz gegen die Mutter, welche immer behauptete, daß die in Rußland geborenen Mädchen gar nicht ſo arbeiten wollten, wie die deutſchen aus Deutſchland, und ich fand doch ein recht hübſches Maß von Thätigkeit bei ihr. Aber das ſorgenvolle Gemüth der deutſchen Frauen, ihre ruhe- und raſtloſe Geſchäftigkeit, ihr unermüdliches Abplagen und Abarbeiten, das freilich ſchwindet ſchon etwas in dieſen ruſſiſch-deutſchen Mädchen, und daher befinden ſich hier alle Töchter mit den Müttern in Oppoſition. Ich gab den Müttern Unrecht, denn dieſe verlieren faſt nach deutſcher Weiſe über die Arbeit ganz den Genuß des Lebens, und ich fand den Grad deutſchen Fleißes und ruſſiſcher Gemächlichkeit, den ich bei der Jugend der Kolonieen fand, gerade ſehr paſſend und angenehm. Uebrigens war es mir ſehr lehrreich, deutſche Hausfrauen ſo in der Nähe mit ruſſiſchen vergleichen zu können, und ich konnte nicht umhin, den frappanten Unterſchied in dem verſchiedenen Geiſte der Volksſtämme zu bewundern. Es ſchien mir ausgemacht, daß eine ſolche unermüdliche Schaffnerin und ämſige Arbeiterin,

wie meines Schulzen Frau war, deren ich doch mehre ähnliche in meiner Kolonie fand, weder jetzt auch nur in einem einzigen Exemplare unter allen 50 Millionen Russen zu erspähen sein werde, noch auch, daß ein so regsames Blut aus dem Stoffe, woraus der russische National-Charakter gebacken, jemals hervorgehen könne.

Uebrigens ist nicht so bald zu fürchten, daß die schlechte Wirthschaft der Russen, ihre Sitten und Sprache das Deutsche aus den Kolonieen verdrängen werde. Die Deutschen sind hier in großen Massen zusammen, sie heirathen fast nur unter einander, und Russen dürfen sich nicht in den Kolonieen niederlassen. Die Deutschen kleiden sich noch ganz deutsch. Nur die Winterpelze haben sie des Klima's wegen annehmen müssen. Ihre schwäbische Sprache erbt von Vater auf Sohn fort, und Russisch, das sie freilich des Verkehrs wegen sich aneignen müssen, sprechen sie nur mit den Russen. Allerdings giebt es abgefallene deutsche jüngere Söhne und Arme, die sich außerhalb der Kolonieen etablirten und dann verrußten, doch deren sind verhältnißmäßig wenige. Die meisten Ueberzähligen in den an Bevölkerung sehr zunehmenden Kolonieen gehen in die Städte über, wo ihrer Industrie und ihrem Fleiße viele gute Wege offen stehen, und wo sie wieder große deutsche Gemeinden finden, die durch Zusammenleben, Schulen und Kirchen den deutschen Geist conserviren.

Auch ist in jeder Hinsicht die Ueberlegenheit des Deutschen über den Russen zu groß, als daß bei'm Zusammenstoße beider Nationalitäten die deutsche nicht immer über die russische siegen sollte. Der Deutsche denkt, der Russe nicht. Der Deutsche arbeitet und treibt weiter, der Russe stockt und geht leicht rückwärts. Der Deutsche betrügt sogar gründlicher als der Russe, der trotz seiner größeren Gewandtheit doch allemal am Schlusse der Geschäfte die Dupe ist. — Auch die physische Natur des Deutschen hat Vorzüge vor der russischen. Wenn der Russe gewandter ist und zäher in Wind und Wetter, Hunger und Durst, so ist der Deutsche kräftiger und körniger, und wie der Russe im Negativen, im Ertragen, so jener im Positiven, im Thun, tüchtiger. Dieß spricht sich selbst in den alltäglichen kleinen Collisionen bei Streitigkeiten — ich meine in den Prügeleien der Deutschen und Russen — aus, in denen der Russe alle Mal verliert. Eine deutsche Faust fürchtet sich nicht vor 2 bis 3 russischen, und ein Russe allein wagt es nie, Mann gegen Mann einem Deutschen Stand zu halten. Ich könnte hierüber eine Menge kleiner, für Ethnographen interessanter Geschichtchen und Bemerkungen mittheilen, aus denen **summa summarum** hervorgeht, daß „deutsche Hiebe," die schon in Schillers Fiesco vorkommen, hier so gefürchtet sind wie in Italien. „Pisse Njemtzi! Pisse Njemtzi!" „Teufels Deutsche! Teufels Deutsche! rufen „uns die Russen zu, wenn ein Deutscher mit seinem schweren eisenbeschlagenen

und von eisernen Ketten klirrenden Wagen herangefahren kommt, und fahren ihm aus dem Wege, weil sie schon mehr als einmal die Erfahrung gemacht haben, daß bei einem Zusammenstoßen ihr blos hölzernes Wagengestell immer am schlimmsten wegkommt. Aus allen diesen Gründen wird der deutsche Kolonist vom gemeinen Russen der Umgegend weit mehr gefürchtet und hochgeachtet als, wie neulich in einem Journal-Aufsatze über die deutschen Kolonieen in Rußland behauptet wurde, gehaßt. Der Russe fühlt viel zu sehr die große Ueberlegenheit des Deutschen. Er mag wollen oder nicht, er muß sie anerkennen, und zum Hasse bleibt kaum Raum.

Uebrigens muß man, wenn einmal von Prügeleien die Rede ist, auch dabei nicht vergessen, zu gestehen, daß der Russe es weit weniger häufig zu dieser abscheulichen Bethätigung von Meinungs-Verschiedenheit kommen läßt als der Deutsche. Ich habe in dieser Beziehung bei unseren Landsleuten Redensarten gäng und gäbe gefunden, die der Russe gar nicht kennt und bei deren Anhören ich unwillkürlich für unsere Nationalität erröthete, und mir der weit friedlichere und versöhnlichere Charakter der Russen in einem schönen Lichte erschien. Die Deutschen prügeln sich alle Augenblicke bis auf's Blut. Die Russen puffen sich zuweilen ein Bißchen auf ihren dicken Pelzen herum, und damit ist die Sache abgemacht. Freilich ist der arme Russe gewohnt, mehr Schläge von oben herab zu empfangen, als auszutheilen, und es ist bei ihm nicht Friedliebe allein, sondern auch Mangel an Selbstständigkeit, so wie bei den Deutschen nicht Grobheit allein, sondern auch das Gefühl einer größeren Unabhängigkeit. — Indeß selbst bei der Erziehung ihrer Kinder fand ich die Deutschen unvergleichlich viel prügelsüchtiger als die Russen. Das Geschrei der unbarmherzig geschlagenen Kinder in den Dörfern hörte den ganzen Tag nicht auf. Der Russe lebt viel freundlicher mit seinen Kindern und liebkost sie weit mehr, wobei freilich auch wieder in Betracht kommt, daß es überhaupt bei den Deutschen mehr Zucht und Erziehung giebt als in den oft rand- und bandlosen Familien der Russen.

In Bezug auf Kinder war es mir noch auffallend, wie viel unappetitlicher und schmuziger die deutschen Kinder aussahen als die russischen, bei denen ich immer die kleinen wie die großen recht proper fand. Auch selbst die erwachsenen deutschen Frauen und Männer kamen mir nie so reinlich in ihrer Person vor als die Kleinrussen. Doch läßt sich über Reinlichkeit im Ganzen schwer urtheilen. Die eine Nation ist in diesem Puncte accurater, die andere in jenem. Die deutschen Hausfrauen arbeiten viel und können daher nicht immer so appetitlich sein, weßhalb sie denn auch am Alltage mit fliegenden Haaren u. s. w. oft aussehen, als kämen sie so eben aus der hellen Verzweiflung ihrer Wirthschaftsmühen. Am Sonntage, dem Ruhe- und

Mußetage, da war es wieder ganz anders. Da hatte wieder der blinkerblanke Deutſche entſchieden den Vorzug. Ueberhaupt iſt es charakteriſtiſch, daß bei allen Ständen in ganz Rußland kein ſo großer Unterſchied zwiſchen Alltags- und Feſttagskleidung zu finden iſt. Sie haben der Feſttage zu viele, als daß ſie dieſelben ſo feierlich und auffallend begehen ſollten, und ihre Alltage ſind nicht in dem Grade Arbeits- und Geſchäftstage, als daß eine eigene Kleidung nöthig werden ſollte. Alles verſchwimmt mehr chaotiſch in einander.

Meine Bäbele, die mir alle Morgen hübſche Blumen aus ihrem Garten zum Kaffee brachte und an mir einen leidlich launigen Lebensgefährten fand, hatte natürlich auch noch ihre anderen Bewerber, die es ernſtlicher mit ihr meinten. Sie war als das netteſte junge Mädchen des Dorfes und als die Tochter des angeſehenſten Mannes, der durch ſeine Stellung und ſein perſönliches Anſehen mit Deutſchen, Ruſſen, Griechen der Umgegend und Odeſſa's in vielfacher Verbindung ſtand, nicht wenig begehrt. Von den Bewerbern war einer an Gefühlen, ein anderer an Rang und ein dritter an Geld reicher. Der Sentimentale war ein junger Bauerburſche des Dorfes, der Betitelte ein Koſacken-Offizier und der Bemittelte ein junger deutſcher Weinwirth aus Odeſſa, der kürzlich ein großes Haus von ſeinem Vater ererbt hatte. Der Sentimentale kam alle Abende, mit ihm wurde converſirt, gelacht und geneckt. Der Koſacken-Offizier ritt ein paar Mal vor, trank ein Gläschen Wein bei'm Vater, äugelte von fern und rückte dann eines Tages mit ſeinem Antrage heraus. Er ſei nun ſchon ſo lange mit dem Schulzen bekannt. Auch habe er ſeine Tochter Bäbele (mit der er übrigens noch kein Wort geſprochen) kennen gelernt, deren Fleiß und Sittſamkeit ihm wohl gefalle. Er ſelber habe freilich nur ein ſchlechtes Haus und eine geringe Gage, doch Rang und Titel, zwei Medaillen und ein ſilbernes Kreuz. Jetzt halte er nur drei Pferde zum Reiten, doch ſtehe er ſchon in Unterhandlung wegen einer Kaleska (Kaleſche). Er wolle daher um die Hand der Bäbele anhalten. Sie würde ihm den Haushalt gewiß gut führen und könne am Sonntage ſpazieren fahren. Der Schulz ſchenkte ihm noch ein Glas Wein ein und bat ihn, zu trinken, von dem Anderen könnten ſie ja noch ein ander Mal reden. Dieſer Bewerber ſtieg darauf mit einem Körbchen wieder zu Pferde. — Der Odeſſaer Hausbeſitzer kam alle Sonntage auf's Dorf hinaus zu des armen Sentimentalen tiefſtem Kummer und bat um Erlaubniß, Bäbele auf den Tanzboden führen zu dürfen. Die Aeltern neigten ſich entſchieden zu ihm, und auch Bäbele war willig. Den einzigen Punct, woran ſich Alles ſtieß, waren ſeine feuerrothen Haare, welche Aeltern und Tochter nicht überwinden konnten. Ich meinerſeits, der ich das einfache Mädchen gern im Dorfe behalten und ſie dem ſentimentalen, übrigens ſehr fixen Dorfburſchen gewünſcht hätte, hielt mich auch an den

Fuchshaaren und blies ihr Feuer noch mehr an, um ihre abstoßende Kraft zu vermehren, obgleich ich nach und nach anfing, an meinem Erfolge zu zweifeln. Die Sache entschied sich, ehe ich schied. Der Glanz des Goldes drang durch, das Gold der Haare wurde verschmerzt, und ich mußte Bäbele noch vor meiner Abreise zu dem glücklichen Ereignisse gratuliren, welches sie zur Braut des Odessa'schen fuchsköpfigen Weinwirths erklärte und einen armen Bauernsohn in gränzenlose Verzweiflung stürzte.

Die erste entferntere Ausfahrt, die ich mit meinem Schulzen beschloß, sollte in die benachbarten deutschen Kolonieen und von da an die Mündung des Dniestr in seinen Liman gehen. Eines freundlichen Morgens früh 5 Uhr zäumte sein Sohn Jacob daher die beiden Braunen und setzte sich als Kutscher auf den Bock eines ungarischen Ackerwagens, wie sie hier durch einige ungarische deutsche Kolonisten in allen deutschen Kolonieen eingeführt sind; der Schulze und ich nahmen hinten auf dem Stroh, über das eine hübsche bunte kleinrussische Decke hing, Platz. Unser Weg führte uns zunächst über den kleinen schmalen Peressip des Dorf-Limans hin. Dieser war ganz ausgetrocknet und nur hier und da war auf seinem rissigen und zerklüfteten Boden ein kleiner Anflug von Salz zu sehen. Dann kamen wir über einem breiten Vorlande vor der hohen Steppe dicht am Strande vorbei, und darauf über den langen und breiten Peressip eines größeren Limans, der immer Salzwasser enthält, aber höchstens nur alle 10 Jahre unter besonderen Umständen ein Mal in's Meer ausbricht. Es war der auch auf unseren Charten verzeichnete „Suchoi Liman." Sein Wasser ist stark gesalzen und enthält mehre Meerfische, so wie am Rande seines Wassers überall verbreitete Kolonieen einer Unzahl kleiner Muscheln zu sehen waren. Weit merkwürdiger waren aber die menschlichen Ansiedelungen an seinen Ufern. Diese waren so zahlreich und dadurch der Anblick der ganzen Landschaft so reizend, daß man hätte glauben können, sich an einem kleinen See Holsteins zu befinden. Der Liman, der nach dem Meere zu eine zusammenhängende Masse bildet, theilt sich weiter oberwärts im Innern des Landes gabelförmig in zwei lange, sich krümmende Arme. Auf dem Vorgebirge der Gabeltheilung lag eine große deutsche Kolonie mit freundlicher Kirche und hübschen Häusern, „Klein-Liebenthal" geheißen. Ihr zur Rechten gegenüber lag das große, von Griechen bewohnte Dorf „Alexandrowsky," auf der anderen Seite zur Linken der von Russen bewohnte Ort „Burlaktschi Balk" (Spitzbuben-Thal), in der Spitze des einen Armes das kleinrussische Dorf „Suchoi Liman". Außerdem waren noch mehre Fischerwohnungen am Strande und die Besitzung und das Landhaus einer Gräfin Potocka. Wirklich war mir dieser Anblick so vieler Ansiedelungen auf ein Mal überraschend. Auch ist er mir sonst in den Steppen

Mußetage, da war es wieder ganz anders. Da hatte wieder der blinkerblanke Deutsche entschieden den Vorzug. Ueberhaupt ist es charakteristisch, daß bei allen Ständen in ganz Rußland kein so großer Unterschied zwischen Alltags- und Festtagskleidung zu finden ist. Sie haben der Festtage zu viele, als daß sie dieselben so feierlich und auffallend begehen sollten, und ihre Alltage sind nicht in dem Grade Arbeits- und Geschäftstage, als daß eine eigene Kleidung nöthig werden sollte. Alles verschwimmt mehr chaotisch in einander.

Meine Bäbele, die mir alle Morgen hübsche Blumen aus ihrem Garten zum Kaffee brachte und an mir einen leidlich launigen Lebensgefährten fand, hatte natürlich auch noch ihre anderen Bewerber, die es ernstlicher mit ihr meinten. Sie war als das netteste junge Mädchen des Dorfes und als die Tochter des angesehensten Mannes, der durch seine Stellung und sein persönliches Ansehen mit Deutschen, Russen, Griechen der Umgegend und Odessa's in vielfacher Verbindung stand, nicht wenig begehrt. Von den Bewerbern war einer an Gefühlen, ein anderer an Rang und ein dritter an Geld reicher. Der Sentimentale war ein junger Bauerbursche des Dorfes, der Betitelte ein Kosacken-Offizier und der Bemittelte ein junger deutscher Weinwirth aus Odessa, der kürzlich ein großes Haus von seinem Vater ererbt hatte. Der Sentimentale kam alle Abende, mit ihm wurde conversirt, gelacht und geneckt. Der Kosacken-Offizier ritt ein paar Mal vor, trank ein Gläschen Wein bei'm Vater, äugelte von fern und rückte dann eines Tages mit seinem Antrage heraus. Er sei nun schon so lange mit dem Schulzen bekannt. Auch habe er seine Tochter Bäbele (mit der er übrigens noch kein Wort gesprochen) kennen gelernt, deren Fleiß und Sittsamkeit ihm wohl gefalle. Er selber habe freilich nur ein schlechtes Haus und eine geringe Gage, doch Rang und Titel, zwei Medaillen und ein silbernes Kreuz. Jetzt halte er nur drei Pferde zum Reiten, doch stehe er schon in Unterhandlung wegen einer Kaleska (Kalesche). Er wolle daher um die Hand der Bäbele anhalten. Sie würde ihm den Haushalt gewiß gut führen und könne am Sonntage spazieren fahren. Der Schulz schenkte ihm noch ein Glas Wein ein und bat ihn, zu trinken, von dem Anderen könnten sie ja noch ein ander Mal reden. Dieser Bewerber stieg darauf mit einem Körbchen wieder zu Pferde. — Der Odessaer Hausbesitzer kam alle Sonntage auf's Dorf hinaus zu des armen Sentimentalen tiefstem Kummer und bat um Erlaubniß, Bäbele auf den Tanzboden führen zu dürfen. Die Aeltern neigten sich entschieden zu ihm, und auch Bäbele war willig. Den einzigen Punct, woran sich Alles stieß, waren seine feuerrothen Haare, welche Aeltern und Tochter nicht überwinden konnten. Ich meinerseits, der ich das einfache Mädchen gern im Dorfe behalten und sie dem sentimentalen, übrigens sehr fixen Dorfbursche gewünscht hätte, hielt mich auch an den

Fuchshaaren und blies ihr Feuer noch mehr an, um ihre abstoßende Kraft zu vermehren, obgleich ich nach und nach anfing, an meinem Erfolge zu zweifeln. Die Sache entschied sich, ehe ich schied. Der Glanz des Goldes drang durch, das Gold der Haare wurde verschmerzt, und ich mußte Bäbele noch vor meiner Abreise zu dem glücklichen Ereignisse gratuliren, welches sie zur Braut des Odessa'schen fuchsköpfigen Weinwirths erklärte und einen armen Bauernsohn in gränzenlose Verzweiflung stürzte.

Die erste entferntere Ausfahrt, die ich mit meinem Schulzen beschloß, sollte in die benachbarten deutschen Kolonieen und von da an die Mündung des Dniestr in seinen Liman gehen. Eines freundlichen Morgens früh 5 Uhr zäumte sein Sohn Jacob daher die beiden Braunen und setzte sich als Kutscher auf den Bock eines ungarischen Ackerwagens, wie sie hier durch einige ungarische deutsche Kolonisten in allen deutschen Kolonieen eingeführt sind; der Schulze und ich nahmen hinten auf dem Stroh, über das eine hübsche bunte kleinrussische Decke hing, Platz. Unser Weg führte uns zunächst über den kleinen schmalen Peressip des Dorf-Limans hin. Dieser war ganz ausgetrocknet und nur hier und da war auf seinem rissigen und zerklüfteten Boden ein kleiner Anflug von Salz zu sehen. Dann kamen wir über einem breiten Vorlande vor der hohen Steppe dicht am Strande vorbei, und darauf über den langen und breiten Peressip eines größeren Limans, der immer Salzwasser enthält, aber höchstens nur alle 10 Jahre unter besonderen Umständen ein Mal in's Meer ausbricht. Es war der auch auf unseren Charten verzeichnete „Suchoi Liman." Sein Wasser ist stark gesalzen und enthält mehre Meerfische, so wie am Rande seines Wassers überall verbreitete Kolonieen einer Unzahl kleiner Muscheln zu sehen waren. Weit merkwürdiger waren aber die menschlichen Ansiedelungen an seinen Ufern. Diese waren so zahlreich und dadurch der Anblick der ganzen Landschaft so reizend, daß man hätte glauben können, sich an einem kleinen See Holsteins zu befinden. Der Liman, der nach dem Meere zu eine zusammenhängende Masse bildet, theilt sich weiter oberwärts im Innern des Landes gabelförmig in zwei lange, sich krümmende Arme. Auf dem Vorgebirge der Gabeltheilung lag eine große deutsche Kolonie mit freundlicher Kirche und hübschen Häusern, „Klein-Liebenthal" geheißen. Ihr zur Rechten gegenüber lag das große, von Griechen bewohnte Dorf „Alexandrowsky," auf der anderen Seite zur Linken der von Russen bewohnte Ort „Burlaktschi Balk" (Spitzbuben-Thal), in der Spitze des einen Armes das kleinrussische Dorf „Suchoi Liman". Außerdem waren noch mehre Fischerwohnungen am Strande und die Besitzung und das Landhaus einer Gräfin Potocka. Wirklich war mir dieser Anblick so vieler Ansiedelungen auf ein Mal überraschend. Auch ist er mir sonst in den Steppen

nicht wieder vorgekommen. Auf dem Peressip stand eine lange Reihe von Fischerbuden, und hier und da zogen zwischen den Dörfern Pferde- und Rinderherden umher. In der That contraste der Beschäftigungen und Bevölkerungen genug, um uns bei der Cigarre, die wir, auf dem schmalen Damme zwischen Meer und Limanwasser hinkutschend, vergnüglich rauchten, hinreichenden Stoff zum Nachdenken zu geben. „Jacob, halt' Mol an, de „Pferde wolln sich a Mol verschnaufe" sagte mein Schulz auf der Mitte des Sandes der Nehrung. Ich dachte mir dabei, daß den armen russischen Pferden das Leben nicht so bequem gemacht wird als den deutschen. Denn ein Russe fragt nie darnach, was seine Pferde wollen oder nicht. Das „Spitzbubendorf" hat seinen Namen noch aus der alten Zeit, wo hier in jedem Thale und an jeder Flußmündung plündernde Räuber hausten. Jetzt ist es von ehrlichen ackerbauenden Kleinrussen bewohnt. Allein wie wenige Jahre liegt diese alte Zeit dieser Gegenden zurück, und wie wunderbar muß man die zauberische Kraft, welche das russische Reich in Civilisirung und Bebauung der Wüsten entwickelt, an diesem Platze finden, wo, so tief wir auch in die Geschichte zurückgehen, sich uns nichts darstellt als wilde, plündernde Nomadenhorden, und sich unseren Augen jetzt ein Bild friedlich beschäftigter Ansiedler zeigte, wie man es sich in anderen seit dem Beginn der Historie bepflügten Ländern nicht besser wünschen könnte.

Unser Weg führte uns durch die Kolonie. Sie stammt noch aus den Zeiten Katharinens, die bekanntlich eine Partie unglücklicher Moreoten theils in der Krim, theils hier ansiedelte. Die Leute waren fast alle russificirt, sprachen viel geläufiger Russisch als die Deutschen, hatten auch sonst die meisten Sitten von ihnen angenommen, und ich fand hier die Bemerkung, die ich schon früher gemacht hatte, bestätigt, daß sich griechisches Wesen weit leichter mit dem russischen mischt als deutsches. Der ehemalige Professor Buhle in Jena könnte dieß für seine Behauptung, in der er den hellenischen Ursprung der Russen zu beweisen suchte, anführen, wenn er noch lebte. Diese Griechen leben träge und verzechen ihre Habe in der Schenke, sind schlechte Acker- und Hauswirthe, und obgleich sie von der freigebigen Kaiserin weit reicher dotirt wurden als später die Deutschen, — ein jeder von ihnen hat ungefähr je nach seinem Range und Stande 6 — 10 Mal so viel Land als einer der Deutschen — so sind sie doch sämmtlich den beiden ihnen benachbarten deutschen Kolonieen verschuldet. Diese finden nach Bestellung ihres eigenen Landes noch Zeit genug, auch den Acker der Griechen, den sie ihnen abpachten, zu bebauen. Die Griechen geben den Deutschen, um nur Geld zu bekommen, oft schon auf 8 Jahre im Voraus das Land weg und leben dann nach Verthuung dieses Geldes kümmerlich in ihren erbärmlichen Häusern. Zwi-

schen dem äußeren Ansehen ihres Dorfes und dem der Deutschen war ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht. Alles zerfallen, Alles unheimlich, ohne Gärten, ohne Bäume. Nur Eins reizte mich, ein alter Mann mit grauem Haare aus „Issaka" (Ithaka), noch Einer von den ersten Ankömmlingen. Er saß, stumm auf seinen Stab gelehnt, mitten zwischen den übrigen Großsprechern vor der Schenke, mit denen wir uns unterhielten. Er hörte schlecht und sprach auch nur griechisch-russisch. Ich konnte mich nur seines Anblicks freuen, der mir ganz und gar der des edlen Sauhirten des Ulysses zu sein schien. Der Charakter des „Sauhirten," wie des „Vielduldenden," läuft bei den Griechen durch alle Jahrhunderte, und die Odyssee ist noch jetzt auf allen griechischen Inseln und Meeren lebendig.

Die Kirche im Dorfe glich durchaus dem betrübten Ansehen des Ganzen, und statt einer Glocke war vor ihr ein zerbrochenes Eisen aufgehängt mit einem Hammer, dessen Schläge die Gemeinde zusammenrufen. Traurig waren die Ideen, denen wir uns weiterfahrend überließen. Denn was soll man von dem Wiederaufblühen der nützlichen Lebensgeschäfte in einem ganzen Staate, wie das Königreich Griechenland ist, erwarten, wenn Stecklinge seines Volksstammes, die unter sehr günstige Umstände versetzt werden, so wenig fröhliches Aufblühen zeigen und so schlecht Wurzeln fassen. Die landesflüchtigen, patriotischen Griechen, welche Katharina hierher verpflanzte, waren gewiß nicht der schlechteste Theil ihres Volkes, und doch wußten sie die ihnen zur Begründung ihres Wohles so reichlich gebotenen Hülfsmittel so wenig zu benutzen, daß sie die ganze Basis ihres Bestehens bald ruinirten, während ihnen gegenüber eine Handvoll Deutsche, die keineswegs bei ihrer Auswanderung die Auserlesensten ihres Vaterlandes waren, auf einem zehn Mal geringeren Terrain so trefflich gediehen und so reiche Früchte brachten. Es läßt dieß auf eine Untüchtigkeit des inneren Wesens, des Teigs, aus dem das Griechenvolk gebacken, schließen, und dagegen auf eine solide Fähigkeit des deutschen Markes.

Nach einer langen Fahrt über die Griechensteppe erreichten wir bald wieder deutschen Grund und Boden, die Felder und Gärten der großen Kolonie Groß-Liebenthal, welche der Sitz eines Gebietes und eines diesem Gebiete vorstehenden Oberschulzen-Amtes ist. Es gehören diesem Liebenthaler Gebiete ungefähr noch zehn andere Kolonieen an. Und solcher Gebiete mit Oberschulzen giebt es vier in Neurußland: das Liebenthaler in der Nähe der Dniestr-Mündung, das Kutschurganer weiter oberhalb am Dniestr, das Glückstaler im Osten von Odessa und das Berezaner im Norden dieser Stadt.

Alle diese vier Gebiete Neurußlands zusammengenommen haben ungefähr 25,000 Einwohner und stehen, so wie sämmtliche südrussische Kolonieen, unter einem sogenannten „Comité der Kolonieen" in Odessa, dem ein russischer General präsidirt *). An dieses Comité kommen alle Sachen in russischer Sprache, und obgleich alle dabei Angestellte auch Deutsch verstehen,

*) Dieses Comité steht dann wieder unter einem alle Kolonieen Rußlands dirigirenden „Kolonieen-Departement" in Petersburg, welches eine Abtheilung des Ministeriums des Innern ausmacht. Die meisten Kolonieen unserer Landsleute finden sich in folgenden Provinzen: im Gouvernement Petersburg ungefähr 5000 Seelen, natürlich die vielen Deutschen der Stadt Petersburg nicht mit eingerechnet, die nicht zu den ackerbauenden Kolonisten gehören, im Saratow'schen an der Wolga hinunter 100,000, in Klein- und Neurußland 40,000, in Beßarabien 30,000, in der Steppe am asow'schen Meere 50,000, in der Krim 5000 und im Kaukasus (Thal des Kur) 5000, zusammen etwa 250,000 deutsche Kolonisten. Im inneren eigentlichen Moskowiterlande, das schon ohnedieß bevölkert genug ist, befinden sich kaum einige Kolonieen, eben so wenige in den polnischen und baltischen Provinzen, wo die Regierung kein unangebautes Land zu vergeben hatte. Die reichsten von allen Kolonieen sind die am asow'schen Meere, an den Ufern des kleinen Milchflusses (Molotschna). Von dem Reichthume und dem Luxus in der Molotschna — man redet so davon, als wenn dieser Name eine Provinz bedeute, — hört man überall. Es giebt dort Bauern, die Herden von 20,0000 Schafen haben, und alle wohnen in den schönsten Häusern. Als der Kaiser Alexander auf seiner letzten Reise nach Taganrog durch die Molotschna kam, rief er verwundert aus: „Kinder, wir „brauchen ja nicht mehr nach Deutschland zu reisen; wir haben ja mehr als „Deutschland in unserem eigenen Reiche."

Die Kolonisten machen einen ganz eigenthümlichen Stand im Reiche aus, der immer noch viele Vorzüge vor den übrigen Unterthanen voraus hat — weniger Abgaben, keine Conscription, eigene Gerichte u. s. w., — obgleich er nicht so privilegirt ist als der Stand „der Ausländer" (Innostranzi), die alle Vortheile eines Unterthanen genießen, ohne irgend eine seiner Lasten zu theilen.

Alle Kolonieen werden als in einem Verbande stehend betrachtet, und wenn ein Kolonist im Kaukasus oder an der Wolga bestraft wurde, so wird das Erkenntniß auch am Dniestr bekannt gemacht. Auch sonst bekümmern sie sich eine um die andere und erfahren viel von einander, indem z. B. Prediger aus der Krim nach Beßarabien versetzt werden, oder indem sie Schulmeister aus Sarepta verschreiben u. s. w. Manche deutsche Bettler und Abenteurer treiben sich von Kolonie zu Kolonie herum. Auch übertragen sich gewisse Sitten und Gebräuche zuweilen von einer Kolonie zur andern. Wir führten schon als Beispiel die ungarischen Wagen an, die sich in allen neurussischen Kolonieen finden. Als ein zweites Beispiel können wir das Vieh aus der Molotschna citiren, das sich die südrussischen Kolonisten alle zu verschaffen suchen. Natürlich kann das Band, das die Kolonieen so zusammenhält, bei den ungeheueren Entfernungen kein enges und starkes sein, allein es ist doch bemerkenswerth, daß überhaupt noch Etwas der Art nachzuweisen ist.

Natürlich sind die Kolonisten in den verschiedenen Gegenden des Reiches sehr verschieden dotirt. In Südrußland bekamen sie in der Regel 60 Dissiatinen Landes für jede Familie und einen sogenannten „Vorschuß." Dieser Vorschuß bestand aus zwei Kühen, zwei Ochsen, zwei Pferden, Ackergeräth und einer kleinen Summe Geldes, welches Alles den Kolonieen als später abzutragende Schuld debitirt wurde. Die 60 Dissiatinen Landes werden als ein untheilbares Landgut angesehen, für welche die Kolonisten dem Kaiser Zins zahlen, jetzt jährlich für jede männliche Seele höchstens 14 Rubel. Alle deutschen Kolonisten des ganzen Reiches mögen dem Fiskus leicht etwas über 2,000,000 Rubel eintragen. Das Landgut kann nicht durch Testament unter die Söhne vertheilt werden, aber es dürfen sich wohl mehre Familien darauf niederlassen, wenn sie sich darauf nähren können. Auch darf es nicht ohne

ſo ſind doch alle Verhandlungen ruſſiſch. Für jedes der verſchiedenen Gebiete giebt es einen ſogenannten „Inſpector", durch deſſen Vermittelung ſie ſich mit dem Comité in Verbindung ſetzen. Auch dieſer Inſpector iſt in der Regel ein Ruſſe. Die Schulzen aber ſind natürlich Deutſche, welche von der Gemeinde durch Ballottement gewählt werden; eben ſo die Oberſchulzen,

---

Erlaubniß der Regierung verkauft werden. Dieſe aber wird allemal ertheilt, wenn ſonſt nichts an der Zahlungsfähigkeit des Käufers auszuſetzen iſt.

Jedes Gebietsamt muß für die Abgaben aller unter ihm ſtehenden Kolonieen aufkommen, und eben ſo muß jede Kolonie die auf ſie repartirte Summe zahlen und mag ſehen, wie alle einzelnen Koloniſten der Gemeinde gerecht werden. Befinden ſich einige bei der Kolonie Angeſchriebene abweſend, die ſich etwa in Städten u. ſ. w. niedergelaſſen haben, ſo muß ſie auch für dieſe zahlen und kann dieß von ihnen zurückfordern.

Der Zuwachs der Bevölkerung der deutſchen Kolonieen nimmt an dem mächtigen Aufſchwunge der ganzen Bevölkerung des ruſſiſchen Reiches Theil. Vielleicht geht ſie in einer noch ſchnelleren Progreſſion vor als dieſe. In der kleinen Kolonie Luſtdorf waren bei der Reviſion 1815 208 Seelen, bei der Reviſion 1835 — nach Abzug der von außen Hinzugekommenen 357. Fügt man dazu noch 19 aus der Kolonie Ausgewanderte, die ſich in dieſer Zeit völlig von dem Verbande mit den Koloniſten losſagten und in andere Stände übergingen, ſo giebt dieß eine Verdoppelung der Bevölkerung in 25 Jahren. Aehnliche Reſultate zeigen die Liſten aller anderen Kolonieen, die ich ſah. Aehnlich lauten auch alle Berichte über die Kolonieen am aſow'ſchen Meere und an der Wolga. — Auf der Hälfte der anfänglich einzelnen Familien angewieſenen Höfe ſitzen jetzt ſchon mehre Familien, und außerdem ſiedeln ſich jährlich viele Leute aus den Kolonieen in die Städte über, ohne aber darum alle aufzuhören, ſich zu den Koloniſten zu rechnen. Von Luſtdorf war der ſechste Theil der Bevölkerung in die Stadt übergeſiedelt.

Der junge Zuwachs der Kolonieen, der ſich in den Dörfern ſelbſt nicht mehr bequem nähren kann, verliert ſich aber auch wohl auf dem Lande unter den Ruſſen, indem z. B. etwa ein wohlhabender Vater ſeinen jüngeren Söhnen hier und da eine Beſitzung kauft. Aermere ziehen auch wohl als „Diſſiatintſchiks" auf der Steppe umher, das heißt, ſie pachten ſich hier und da von einem Edelmanne ein paar Diſſiatinen Landes, bauen ſich eine Erdhütte darauf und bearbeiten das Land. Gefällt es ihnen auf dieſer Stelle nicht mehr, ſo ziehen ſie weiter, pachten ſich wieder anderswo ein Stück Steppe und ſuchen ſich ein Stückchen Geld zurückzulegen.

Man hat die deutſchen Koloniſten aus einem zwiefachen Grunde in's Land gerufen:

theils um dem Ackerbaue des Landes aufzuhelfen und den benachbarten Ruſſen als Beiſpiel in manchen Stücken vorzuleuchten, beſonders in einer guten und rationellen Landwirthſchaft und im Gartenbau, theils um überhaupt nur wüſtes Land mit Einwohnern zu verſehen und dem Reiche nützliche und gute Unterthanen zu verſchaffen.

Natürlich hat man nun die Frage erörtert, ob die Kolonieen den Erwartungen, die man von ihnen hegte, entſprachen. Was den erſten Punct betrifft, ſo iſt man im Ganzen der Meinung, daß die Kolonieen als Schulen für die Ruſſen gar nicht wirken. Der Ruſſe, ſagt man, haßt den Deutſchen, und ſchon dieß allein hindert ihn, irgend etwas nachzumachen, was ihm dieſer vormacht. Außerdem hängt der Ruſſe ſo ſehr an ſeinen alten Gewohnheiten, daß er ſich nie oder ſchwer entſchließt, Etwas anders zu machen, als es ſeine „pradi" (Vorältern) machten. — Im Ganzen mag dieß auch wahr ſein, denn erſtlich ſtoßen überhaupt alle Nationalitäten als ſolche einander ab, folglich auch die Ruſſen und Deutſchen, und zweitens iſt es ſehr ſchwer, ein Volk zu lehren anders zu ſein, als es iſt. In dem Ruſſen liegt einmal nicht der betriebſame Sinn für Verbeſſerung und Vervollkommnung, und

und eben so endlich die Schreiber bei den Aemtern. In jeder Kolonie stehen dem Schulzen zwei ebenfalls von der Gemeinde gewählte Bürgermeister zur Seite. Die Gemeinde wird vom Büttel des Dorfes, dem Adjutanten des Schulzen, durch eine Glocke zusammengerufen. Für die Nichterscheinenden sind Geldstrafen festgesetzt. Statt des „Bürgers" — so nennen sie sich —

---

dieser wird ihm vom keinem Deutschen eingeflößt werden können. Man müßte ihm zuvor ganz anderes Blut eingießen, was sich nicht thun läßt. — Allein es kommt hier Alles auf den Grad an, sowohl des Hasses als der Indolenz, und wenn wenig übergeht, so darf man damit doch noch nicht behaupten, daß gar nichts überginge. Wir maßen uns nicht an, diese Frage zu entscheiden, wollen hier aber doch einige kleine Beobachtungen vorbringen, die wir über diesen Punct zu machen Gelegenheit hatten.

Der Haß der Russen scheint mir nicht so glühend zu sein, daß sie deswegen Alles verschmähen sollten, was von den Deutschen kommt. Ich habe schon oben einige Gründe dafür angeführt. Auch bethätigt sich dieser Haß eigentlich sehr wenig, da der Russe dem Deutschen nirgends in den Weg tritt und ihm, seine Ueberlegenheit anerkennend, fast überall nachgiebt. Es ist also dieser Haß wohl nur ein ziemlich verborgenes und in den Hintergrund tretendes Gefühl. Auch scheint mir die Redensart „tak i Njemzi sdälajut" (so machen es ja auch die Deutschen), die ich mehre Male zu hören Gelegenheit hatte, eine Widerlegung der Meinung, daß die Russen „durchaus nichts" von den Deutschen annehmen wollen. Die Anhänglichkeit an den Gewohnheiten ist freilich groß bei m kleinrussischen Bauer, wie bei jedem gemeinen Manne, und wenn man durch die den deutschen Kolonieen benachbarten Dörfer geht, so scheint allerdings in ihrer Bauart, in der Behandlung des Viehes, in der Haltung der Felder und Gärten keine Verbesserung und Veränderung im Vergleich mit entfernten russischen Dörfern stattgefunden zu haben. Allein um dergleichen zu entdecken, muß man mehr nachspüren, als es auf einem bloßen Durchfluge möglich ist. Und die meisten Reisenden, die über diese Dinge urtheilten, machten doch weiter nichts als einen flüchtigen Durchflug. Ein paar Dinge wurden mir doch allgemein als unbestritten bemerkbare Verbesserungen angegeben. Die in der Nähe der Deutschen wohnenden Russen sollen entschieden mehr Kartoffeln bauen als die übrigen; sie sollen sich bei Fahrten über Land häufiger der Pferde als der langsamen Ochsen bedienen, wie die Deutschen es ihnen vormachen; sie sollen sich bessere Brunnen graben als die übrigen. Auch sollen sie von den Deutschen den großen Vortheil der Magazine und Kornvorräthe gelernt haben, da sonst die Hungersnoth gewöhnlich die Kleinrussen ganz unvorbereitet findet. — Dieß ist freilich Weniges, allein wo Weniges übergeht, da geht doch Etwas über, und es läßt sich mehr erwarten.

Die zweite Frage, ob das russische Reich mit unseren 250,000 Landsleuten eine vortheilhafte Acquisition von guten Unterthanen gemacht habe, kann wohl nicht anders als entschieden bejaht werden. Freilich haben die hiesigen Deutschen keine so vollkommene Landwirthschaft als die Bauern bei uns. Sie schmeckt ein wenig nach der Steppe. Allein es ist auch nicht möglich, in einem Lande, das von Natur eine Wüste ist, wie die Steppe, eine solche Landwirthschaft zu haben, wie in einem Lande, das von Natur ein Garten ist, wie manche Gegenden Deutschlands. Freilich macht man den hiesigen Deutschen noch manche andere Vorwürfe, namentlich in Bezug auf ihre Trinklust. Allein ich gehe gar nicht darauf ein, denn ich nehme es als allzu ausgemacht an und als Jedem, der nur etwas deutsche Wirthschaft und deutsches Wesen mit dem russischen verglichen hat, einleuchtend, daß jedes deutsche Hauswesen in den Kolonieen der Steppe in den meisten Beziehungen entschieden höher steht als alles russische. Wir werden noch mehre Beispiele zu geben Gelegenheit finden von den vielen reellen Diensten, welche die Deutschen dem Lande leisten. Hier nur noch Einiges, was wir anderswo vielleicht zu erwähnen keine Gelegenheit finden möchten.

Die Deutschen sind die einzigen Steppenbewohner, welche auf wirksame Mittel

ſelber kann auch ſein Sohn erſcheinen, wenn er 20 Jahre alt und verheirathet iſt. Die Gegenſtände der Verhandlungen ſind: Wahl der Dorfbeamten, Bau und Verbeſſerung der Gemeindebrunnen, Kirchen, Schulhäuſer u. ſ. w., Rechnungsablage des Schulzen, Anhören der höheren Verordnungen und Ermahnungen u. ſ. w. Ich wohnte oft dieſen Volksverſammlungen bei und fand die Reden und Aeußerungen ſehr verſtändig und ſogar ziemlich ungenirt. Die Häuſer der Kolonie waren größtentheils ſehr freundlich und in gutem Stande, die Gärten weniger, voll Diſteln und Unkraut. Mit den Gärten geht es überhaupt in den Kolonieen der Steppen nicht vorwärts, ſondern zurück. Sie waren früher in beſſerem Stande. Auf der einen Seite ſind die Vortheile des Ackerbaues und der Viehzucht, auf der anderen die Schwierigkeiten des Gartenbaues, die wir ſchon oben hervorhoben, zu groß. Damit iſt aber nicht zu fürchten, daß das Ganze rückwärts ſchreite, und die Koloniſten aus Gärtnern, wozu die Regierung, die mit Recht ſehr viel auf den Ackerbau ſieht, ſie beſtimmt hatte, bloße Ackerbauer, aus dieſen dann gar bloße Viehzüchter und endlich wieder ſchweifende Nomaden werden möchten. Beſonders die Gärten oben auf der Steppe waren zerſtört, die im Thale des Dorfes hinab noch in gutem Stande und von ſo bedeutender Größe, daß ich nicht umhin konnte zu bewundern, wie ſo Vieles in ſo kurzer Zeit des Beſtehens dieſer Kolonieen (ſeit 30 Jahren) habe geleiſtet werden können.

---

gegen die Heuſchrecken denken und deren Verwüſtungen ein Ziel ſtecken. Sie ſind die Hauptausrotter der Schlangen, die früher in dieſen Gegenden ſo häufig waren. Wenn Hungersnoth im Lande iſt, ſo kommen die Ruſſen zu ihnen und ihren Magazinen und erlangen von ihnen die Mittel zu ihrer Exiſtenz. Sie bebauen die müßig liegenden Aecker der Griechen und anderer träger Nachbarn. Die Deutſchen bleiben nie mit der Entrichtung ihrer Abgaben im Rückſtande und verwenden ihre Capitalien, wenn ſie ſolche erlangen, zu nützlichen Unternehmungen. Darum konnte auch ein deutſcher Koloniſt mit Recht ſagen, was er zu meiner großen Freude mir mit Stolz ſagte: „Wenn der Kaiſer in dieſes Land kommt, ſo muß er ſich freuen und geſtehen, daß man uns Deutſchen die Cultur der Steppe verdankt.“

Wie weit es deutſche Koloniſten hier bringen und wie nützlich ſie dem Staate durch Anſammlung und Erwerbung großer Capitalien auf einem früher uncultivirten Boden werden, davon hier aus den mir bekannt gewordenen Beiſpielen nur ein frappantes. Es giebt in der Molotſchna einen Mennoniten, der arm in's Land kam, jetzt aber durch Fleiß, Induſtrie und Unternehmungsgeiſt ein ſo wohlhabender Mann geworden iſt, daß man ihm allgemein ein Vermögen von 2,000,000 Rubel giebt. Auf ſeinen großen Landbeſitzungen hat er über 10 Diſſiatinen mit Wäldern bepflanzt, nach denen das Land ſo ſehr verlangt. Er hat eine Herde von 20,000 Schafen, deren Wolle die Blüthe des aſow'ſchen Handels befördert. Und mehr noch. Er hat auf ſeinem Grund und Boden eine ganze Kolonie für Tataren angelegt, denen er den Ackerbau lehrte und die ihm jetzt dafür danken und ihn als ihren Wohlthäter verehren, daß er ſie aus Hamarobiten zu Agricultoren umſchuf. Koloniſten mit 12,000 Schafen und 7,000 Ochſen wurden mir mehre genannt. Allerdings giebt es auch viele Arme, allein Bettler und Unverſorgte finden ſich auf keiner Kolonie. Freilich iſt dieß Alles nicht lauteres Verdienſt des deutſchen Fleißes, ſondern auch des günſtigen Elementes, in das ſie ſich hier verſetzt ſahen. Es wird dem Deutſchen leicht, ſich unter Ruſſen zu fördern.

Jedes Haus hatte seinen Brunnen und die schönsten, geräumigsten Keller. Die Keller fielen mir besonders durch ihre erstaunliche Tiefe auf. Sie sind für den heißen Sommer hier sehr nöthig. Interessant war mir die Behandlung der Milch in diesen Kellern. Sie haben für die Milchtöpfe darin eine große Treppe mit vielen Stufen. Im Anfange des Frühlings setzen sie die Milch blos auf die obersten Stufen, um sie kühl zu halten. Wenn es heißer wird, so bringen sie sie einige Stufen hinunter, im Anfange des Sommers noch weiter, und endlich in der größten Hitze 25 Fuß tief und tiefer.

Da wir den Oberschulzen nicht zu Hause fanden, so kehrten wir bei'm Amtsschreiber ein, fanden in den Gerichtsstuben Alles sehr geräumig und ordentlich, sogar elegant, und besahen dann die Gebietsschäferei, den Gebietsgarten u. s. w. Jedes Gebiet der Kolonieen hat nämlich ein gewisses gemeinschaftliches Gut, einen großen, dem ganzen Gebiete gemeinsam angehörenden Obstgarten, eben so einen gemeinsamen Weinberg, eine Schäferei und Fischerei. Aus dem Ertrage dieser verschiedenen Dinge wird eine gemeinschaftliche Kasse errichtet, aus welcher Nothleidende oder solche Kolonisten, die zu einer nützlichen Unternehmung, z. B. zu einem Mühlenbaue u. s. w., eines Kapitals bedürftig sind, gegen gehörige Sicherheit Vorschüsse erhalten können. Also mit einem Worte eine Leihbank in der Art, wie sie die Edelleute bei uns in einigen Provinzen errichtet haben. Besonders leisten in Hungerjahren jene gemeinschaftlichen Kassen gute Dienste. In der Kasse der von uns besuchten Gebiets-Kolonie (für zehn Dörfer) befanden sich 300,000 Rubel. Eben so gefüllt waren den mir gezeigten Papieren zufolge die übrigen Kassen des Gebietes. In der Brandkasse befanden sich 197,000 Rubel, in der Wittwenkasse 160,000 Rubel. Dieß giebt also für zehn Dörfer ein öffentliches Commun-Vermögen von 650,000 Rubel. Ich denke, dieß ist brillant genug.

Die gemeinschaftlichen Schafe waren lauter Merinos, oder doch veredelte Thiere. Der gemeinsame Garten, für den ein eigener Gärtner angestellt war, versprach eine vortreffliche Obsternte, denn alle Bäume hatten ihrer segensreichen Last wegen gestützt werden müssen. Der Gärtner machte mich auf einige sehr interessante Erscheinungen aufmerksam, die durch die Eigenthümlichkeit der Steppe herbeigeführt waren. Die Akazienbäume nämlich, die freilich überhaupt starke Wurzeln treiben und aus ihnen immer mit vielen Sprößlingen üppig hervorwuchern, hatten hier in der fetten Oberfläche des Bodens ungemein lange Wurzeln zur Seite fortgetrieben, deren äußerste Schößlinge noch in einer Entfernung von 35 Schritten vom Stamme zu sehen waren. Ueberhaupt, sagte der Gärtner, wäre die ganze Oberfläche des Gartens ein verwickeltes Netz von Baumwurzeln, denn die Bäume woll-

ten nicht mit ihren Wurzeln tief in den kalkigen Boden hinein und trieben alle so viel als möglich in dem fetten Humus herum. Eben so merkwürdig war der Einfluß einer nur äußerst geringen Neigung der Bodenoberfläche auf die Entwickelung der Bäume. Der Garten senkte sich nur ein wenig gegen die Tiefe des Thales hin, an und in dem das Dorf lag, so daß sein tiefstes Ende vielleicht zwei Klaftern tiefer lag als sein höchstes, und doch waren die am tiefsten stehenden Bäume unendlich viel schöner entwickelt als die oberen, welche auffallend kränkelten, und man konnte überhaupt eine sehr bestimmte Stufenfolge des besseren und immer besseren Zustandes der Bäume mit jedem Schritte der zunehmenden Tiefe wahrnehmen. Ich fand die Bemerkung, daß in diesem ebenen Steppenlande schon ein paar Fuß Tiefe den Baum merklich besser stellen, weil hier mehr Feuchtigkeit, mehr Humus, mehr Schutz vor Sonne und Winden ist, nachher noch bei mehren anderen Gärten bestätigt. Alle Bäume waren 28 Jahre alt, die oberen im Begriff auszugehen, die unteren in noch sehr frischem Wuchse.

Wir blieben die Nacht bei'm Schreiber, der ein äußerst freundliches Haus hatte und überhaupt ein Mann à son aise war, verheirathet, mit einem hübschen Einkommen von 400 Thalern und, wie ich wohl merkte, der eigentliche Regimentsführer des Gebietes. Den Abend wurden noch hundert die Kolonieen und Steppen betreffende Kapitel abgehandelt, Heuschrecken, Grabhügel, Schlangen, Ackerbau u. s. w., und wir schlossen mit einer Discussion über das Eierlegen der Hühner, die mit der Abmachung endete, daß die Steppenhühner merkwürdiger Weise zwei Mal so viel Eier legten als unsere deutschen. In Deutschland sollte es ein Huhn jährlich höchstens auf 60 bringen, hier auf 120 und darüber.

Fahrt zur Dniestr-Mündung.

Am anderen Tage fuhren wir durch eine Menge deutscher Kolonieen: Alexanderhülf, Freudenthal, Petersthal, die alle der Reihe nach in dem Thale des Baraboi lagen, eines kleinen, unbedeutenden Steppenflusses, welcher jetzt überall vertrocknet war, außer in der Nähe der Kolonieen, wo man sein Wasser in Teichen gesammelt hatte. Es ist dieß Teichbilden ein allgemeines Verfahren aller Steppenbewohner schon von der Ukraine an. Jeder Gutsherr und jedes Dorf wirft einen Damm von Mist und Erde durch den vorüberfließenden Fluß. Das Wasser wird so gestaut, und für das im Frühlinge überfließende bleibt ein Kanal mit Brücke und Schleuse. Diese Teiche heißen „Stawoks", und jeder nicht ganz bedeutende Fluß sammelt sich im Sommer in einer großen Menge solcher Stawoks, indem die verbindenden Kanäle vertrocknen. Theils gewinnen sie so süßes Wasser zum

Waſchen, Viehtränken u. ſ. w., theils glauben ſie auch, daß dieſe Stawoks den Regen anziehen und ſo mittelbar ihre Felder befeuchten.

Die Kolonieen Petersthal und Freudenthal ſind die wohlhabendſten der Gegend. Sie ſind von Deutſchen und Ungarn bewohnt, die früher ſchon ein Mal aus Deutſchland nach Ungarn und von da wieder nach Rußland ausgewandert waren. In Freudenthal beſuchten wir einen Koloniſten, der eine ſo treffliche Hauseinrichtung hatte, wie man ſie ſelbſt auf den reichſten Bauerhöfen der Schweiz nicht beſſer ſieht. In der geräumigen Wohnſtube war die netteſte Möblirung, ſelbſt eine große, ſchöne Pendeluhr, für die er in Odeſſa 200 Rubel bezahlt hatte. In den Schlafſtuben fand man die verführeriſcheſten Betten mit blendend weißen Vorhängen, und in der Art das Ganze.

Den Prediger in Freudenthal, der zugleich Superintendent von ganz Neurußland iſt, fanden wir leider nicht zu Hauſe. Er ſoll ein ſehr origineller Mann ſein, der ganz und blos mit ſeinen Bauern und für ſie lebt. Er iſt ſelbſt ein großer Landwirth und führt ſeinen Kirpitſch (getrockneten Miſt), ſeine Ochſen und ſein Getreide in eigener Perſon nach Odeſſa zu Markte; auch ſoll er von bedeutendem Einfluſſe auf die Verbeſſerung der Landwirthſchaft der Kolonieen ſein, die natürlich noch mancher Verbeſſerung empfänglich iſt. So lange den Leuten das Getreide aber noch ſo reichlich in die Hände wächſt wie jetzt, wird es wohl noch ein Bißchen langſam damit gehen. Blos auf den Dreſchplätzen geht gewöhnlich hier einem großen Bauer ſo viel Getreide verloren, als bei uns mancher kleine überhaupt erntet. Die Dreſchplätze ſind unbedeckte Tennen auf dem blos etwas abgeſchaufelten und geebneten Boden der Steppe. Ein unverhoffter Regen näßt hier oft die ganze Auslage auf der Tenne, die dann gewöhnlich ganz verloren iſt, weil bei der ungemein raſchen Entwickelung des Pflanzenkeimes in dieſen Gegenden die Körner dann augenblicklich zu treiben beginnen. Auch geht an Enten, Hühner u. ſ. w., die ſich hier alle köſtlich nähren und an ſonſtigem Vertreten und Verkommen der Körner unendlich viel verloren. Das Dreſchen, welches bei uns auch für den tüchtigſten Arbeiter gewöhnlich eine ſchweißtreibende Mühe iſt, iſt hier ein Spiel der Kinder. Sie ſpannen nämlich zwei bis drei Ackerwagen an, die kleinen Knaben ſetzen ſich auf den Bock, die Schweſtern und Nachbarskinder hinten auf, und ſo fahren ſie ſingend und jauchzend auf dem auf der großen Tenne ausgebreiteten Getreidehaufen immer rund um. In Freudenthal zeigte man mir die ſonderbarſte Dreſchmaſchine, die ich je geſehen, eine bulgariſche. Es waren mehre in derſelben Fläche zuſammengefügte Breter, vorn krumm umgebogen wie eine Schlittenkufe und auf der unteren Fläche mit einer Menge feſt eingefügter Feuerſteine beſetzt. Dieſe Maſchine ſchleifen die Bulgaren hier allgemein auf ihrem Getreide her-

um. Wie aber die Körner dabei sich lostrennen können, begriff ich selbst nicht recht.

Von Freudenthal wandten wir uns westlich zum Dniestr hin, um dessen Mündung in den Liman zu besichtigen. Unterweges begegnete uns in der Steppe ein Leichenzug. Es war ein kleines Kind, das weinende und singende Weiber zu einem Mongolenhügel trugen, um es dort zu beerdigen. Voran trug ein Knabe ein brennendes Licht, und hintennach schleppten andere die bei Beerdigungen übliche Reisspeise. — Interessant war der Anblick, der sich uns darbot, als wir am Rande der hohen Steppe ankamen, die in zwei sehr markirten Absätzen zum tiefen Thale des Limans und Flusses hinabsteigt. Die großen Flächen zwischen diesen Absätzen waren mit den zahlreichen Viehherden eines russischen Ortes, Majak, der fünf Werst oberhalb der Mündung des Flusses liegt, besäet. Im Süden zeigte sich die weite, blinkende Fläche des Limans mit hohen Ufern. In den Liman hinein zog sich ein längliches Delta, das der Fluß in ihn vorgeschoben hatte und in dessen Mitte er nun selber floß. Vor uns und im Norden lag die fast zwei Meilen breite, völlig ebene Niederung des Flusses, die, so weit das Auge reichte, mit dichten Schilfwaldungen besetzt war. Ueber der ganzen Plawna — so nennen die Russen die Schilfniederungen der Flüsse — schwebte ein leichter Nebel, der das entgegengesetzte hohe Ufer der Steppe kaum in weiter Ferne erblicken ließ. Nur hier und da blinkte ein gekrümmter Flußarm oder eine lagunenartige Erweiterung und Anschwellung des Flusses aus Nebel und Schilf hervor.

In raschem Trabe erreichten wir den Ort Majak. Der Name ist ein türkischer und bedeutet so viel als „Leuchtthurm", auch „Wartthurm." Es muß hier wohl früher so Etwas gestanden haben. Es ist eine Kolonie sogenannter Raskolniki, d. h. altgläubiger Russen, die in früheren Zeiten ihr ihnen des Glaubens wegen abholdes Vaterland verließen und sich unter den duldsameren Schutz der Mahomedaner begaben, nachher aber mit diesen ehemals türkischen Ländern an die Regierung ihrer Landsleute wieder zurückfielen. Es giebt mehre Ansiedelungen dieser Art an der alten türkischen Gränze. Die nekrassowzischen Kosacken in den Donau-Mündungen sind das bekannteste Beispiel.

Die Leute, bei denen wir einkehrten, hatten ein paar niedlich ausstaffirte Zimmer, die so bunt mit Gardinen, farbigen Teppichen, gemalten Tapetenflicken, Spiegelchen und unterschiedlichen Möbeln geschmückt waren, wie ein Theater. Wir bekamen Eier, Milch, frische Butter und gutes Brod zu essen und befanden uns recht wohl bei ihnen. Nur eines Genusses mußten wir uns enthalten, des Rauchens. Denn diese Altgläubigen können den

dern ſich ſo leicht nicht, beſonders da auch die Natur und das zu benutzende Baumaterial noch immer dieſelben ſind — und da vermuthlich mancher Leſer dieſe Meinung mit mir theilt, ſo kann es ihm vielleicht lieb ſein, wenn ich ihn hier in eine ſolche Semlanke und in die Hauswirthſchaft eines ſolchen Steppentroglodyten einführe.

Des ſchlimmen Klimas, der Hitze im Sommer und der Kälte im Winter wegen, dann auch, um an dem ſo raren Holze zu ſparen, verbergen ſich die Leute hier mit ihren Wohnungen halb in die Erde, was ſie um ſo leichter können, da von Feuchtigkeit in der trockenen Steppe ſelten etwas zu leiden und eine Erhöhung des Hausfundaments, wie wohl in anderen Landen, nie von Nöthen iſt. Sie machen ein Loch, etwa 2 bis 3 Ellen tief, ſo lang und ſo breit, wie das Haus werden ſoll. Auf beiden Enden der größten Länge dieſes Loches, ſo wie in der Mitte deſſelben, wird ein Balken aufgerichtet, alle drei von gleicher Höhe. Ueber dieſe Balken wird oben ein horizontaler Balken gelegt, und das Ganze bildet den Dachſtuhl. Der mittlere aufrechtſtehende Balken, der die Hauptſache bei'm Tragen des Daches thut, heißt „Podporke", der obere horizontale Balken dagegen „Swolok" (der Durchzug). Ueber dieſen „Swolok" legen ſie nun von der Erde aus gegen Norden Dornſträucher und Schilf und bewerfen das Ganze mit Erde und Raſen. Es bewächſt Alles mit hohem Unkraute und Graſe, und wenn man von Norden kommt, ſo ſieht ein ſolches Haus nicht anders aus als wie eine kleine Erhebung oder Unebenheit im Boden. Gegen Norden ſind ſie alſo auf dieſe Weiſe durch eine dicke Raſendecke geſchützt. Gegen Süden ſteht das Haus etwa zwei Ellen aus dem Boden hervor. Die Wand iſt aus Lehm zuſammengeklecſt, und in den Lehm ſind ein paar Glasſtücke als Fenſterſcheiben eingeſetzt. Von hier aus ſieht dann das Haus mit ſeiner Raſendecke hinten und vorn mit ſeinen kleinen, kaum über den Boden hervorguckenden Fenſtern, ſo zu ſagen, ſo aus wie ein Wohnungskeim, der eben aus dem Boden heraufbricht. Man kann ſich denken, daß die Leute in ihren Semlanken ſo ſicher ſitzen, wie die Maulwürfe und alles Steppenunwetter über ſich wegſtürmen laſſen, ohne das Geringſte davon zu ſpüren. Vorn führt ein mit einem kleinen Dache bedeckter Treppengang zur Tiefe hinab, der eine doppelte Thür hat, oben eine und eine unten. Dieſer bedeckte Treppengang heißt „Peressinja." Auf dieſe Weiſe kann auch durch die Thür weder Kälte noch Hitze dringen.

In demſelben Style wie die Wohnungen der Menſchen ſind auch die ſeiner Hausthiere gebaut, jedoch natürlich noch unvollkommener. Da jede Gattung Thiere ihre eigene kleine Höhlenbehauſung hat, ſo gewährt dieſe ganze Höhlenwirthſchaft in der That einen ſehr auffallenden Anblick. Das Hornvieh, das im Sommer natürlich ohne Stallung immer in der Steppe

geht, hat für den Winter gewöhnlich nur ein viereckiges Loch, das mit einem Erdwalle ohne Dach umgeben ist. Aller Rauheit der Witterung preisgegeben, stehen dann die armen Thiere hinter dem Erdwalle, kaum ihre Schnauze hinter der Mauer bergend. Nur sorgsame Wirthe ziehen auch für das Vieh gegen Norden eine Rasen- und Schilfwand herauf, die aber gegen Süden offen bleibt. Ein apartes Höhlchen giebt es für das eine Pferd, das diese Leute gewöhnlich haben, wiederum für die Schweine ein noch kleineres der Art, mit Mist gedeckt; eben so eins für die Schafe; ein besonderes wiederum, aus kleinen Stäben und Flechtwerk gebaut, für die Hühner; ein siebentes für die Enten u. s. w. Doch nehmen sie unter Umständen auch manches dieser Thiere zu sich in ihre eigene Wohnung, nie aber die Hunde, die sich ihre Höhlen selber graben müssen. Für die Enten graben sie ein kleines Loch mitten im Hofe zwei Fuß lang und einen breit. In dieses Loch schütten sie dann und wann einen Eimer voll Wasser. Es ist mit Lehm ausgeschlagen, damit das Wasser nicht so schnell in den Boden eindringe. Einen anderen Ententeich findet man auf der hohen Steppe nirgends. Selbst die Enten der deutschen Kolonisten haben kein größeres Gewässer. Die armen Steppenenten! — Die ganze Wirthschaft eines solchen Steppentroglodyten kommt Einem nicht anders vor, als hätten sich Kinder das Ganze zum Scherz und Spielwerk ausgedacht und ausgeführt.

Scheunen für's Getreide haben sie natürlich nicht, wie kein Landbauer im ganzen russischen Süden. Die Garben und das Heu liegen, in große Haufen gebracht, die sie „Skirten" nennen, um die Wohnung her. Das ausgedroschene Getreide bewahren sie auf zweierlei Weise. Das, wovon sie zum täglichen Brodbacken nehmen, haben sie in einem ungemein großen Korbe, der aus dicken verflochtenen Strohbündeln zusammengesetzt ist, in der Semlanke stehen. Das Korn hält sich vortrefflich in diesem luftigen Korbe, doch kommen die Mäuse leicht hinein. Das eigentliche Kornmagazin aber ist wieder eine Höhle, ein konisch geformtes Loch, mit einer kleinen Oeffnung nach oben zum Hineinsteigen. Das Loch brennt man, nachdem es gegraben ist, ein paar Mal wie einen Backofen mit Stroh aus, um es völlig trocken zu machen, und schüttet dann das Getreide einfach hinein. Der Weizen liegt hier aber sehr unsicher; denn die Mäuse und Erdhäschen graben Löcher darnach, durch ihre Höhlen fließt der Regen in die Magazine, und nicht selten gehen so alle Vorräthe zu Grunde. Jede Getreideart hat ihr eigenes Loch.

Zu allen diesen Löchern und Höhlen kommt nun noch der Sommerherd zum Kochen der Speisen. Er ist ebenfalls nur ein einfaches unbedecktes Loch in der Mitte des Hofes. Ein paar Stufen führen zum Feuer, das in der Tiefe brennt, hinab und dienen der Köchin zugleich zum Sitze. Der Herd

selbst, wie die Stufen und wie der durch den Boden gehende Feuerzug, sind ohne alle Beihülfe anderen Materials, einfach in der festen Erde des Steppenbodens ausgearbeitet. Während des Winters kochen sie bei'm Ofen in der Semlanke selbst.

Bei einer solchen Troglodyten-Wirthschaft sprachen also auch wir, mein Schulze und ich, die Gastfreundschaft der Bewohner an. Der Schulze hatte eine Familie ausgewählt, mit der er bekannt war und in Geschäftsverbindungen stand. Es war die des freien Landeigenthümers — denn das sind die meisten kleinrussischen Steppenbewohner — „Stepan Afanássenko." Wir wurden sehr freundlich und gastfrei aufgenommen, und gleich hieß es: „Spros-„sim milosti kuschitj ss' nami" („wir bitten um die Gnade, mit uns heute „Abend zu essen.")

Sehr angenehm war ich überrascht, in dem Inneren der durch ihr Aeußeres so wenig versprechenden Wohnung ein so wohnliches und nettes Zimmer zu finden. Es war draußen sehr heiß und hier unten äußerst angenehm kühl und dabei eine schöne, frische und duftreiche Luft. Denn der Boden des Zimmers war mit Gras bestreut, und die Wände, wie oben bei meinem Bulgaren, waren mit einer Menge von Kräutern geschmückt. Dabei war Alles proper und reinlich, wie man denn in dieser Hinsicht die Kleinrussen den Polen und Großrussen gegenüber nicht genug loben kann. Hübsche bunte Decken lagen auf allen Bänken und auf den Betten eine Fülle bequemlicher und wohlgeordneter Kissen. Das Heiligenbild war eben so hübsch verziert, wie in Majak, mit seinen Gardinen und Lämpchen, und ich sah aus dem Ganzen, daß auch hier unter der Erdoberfläche Götter und Gesetze walteten. Die aus mit Lehm überkleckst'en Stäben gebauten Oefen dieser Semlanken, die zugleich zum Kochen, zum Heizen, zum Trocknen von Kräutern und zu anderen Zwecken dienen, haben eine so wunderliche und bunte Construction, daß sie sich ohne Zeichnung nicht verständlich beschreiben lassen. Auf der anderen Seite befand sich ein Zimmer, in dem allerlei Geräthschaften standen, und in der Wand, oder vielmehr in der übermalten Lehmerde des Bodens, welche die Wand bildete, war wieder eine Reihe kleiner Höhlen, alle hübsch ausgemalt und auch an ihren Rändern mit zierenden Malereien versehen. In jeder dieser Höhlen saß eine brütende Henne. Unter den Geräthschaften zeichnete sich vor Allem die in allen Semlanken des Nationalgerichts wegen so nöthige „Stubka" (Hirsestampfe) aus, ein wie ein Schaukelbret über einen Block befestigtes Holz, das an dem einen Ende einen mit Eisen beschlagenen Klotz hat. Dieser Klotz steckt in einem Loche des Bodens, das sie mit Hirse füllen. Der Arbeiter tritt auf das eine Ende des Bretes, der Klotz hebt sich und fällt wieder in das Loch, und so wird die Hirse enthülst. Das Treten der Stubka ist ein Hauptgeschäft, weil der Hirsebrei

ein Hauptessen ist. Zwischen beiden Zimmern war ein leerer Raum, in welchen die Treppe von oben hinabführte. In diesem prangte in der Mitte der große schön geflochtene „Solomnik," jener oben erwähnte Getreidekorb, so groß, daß er wenigstens acht Scheffel fassen konnte.

Kaum hatten wir zur Freude unserer Wirthe kund gegeben, daß wir die Nacht bei ihnen zu bleiben wünschten, so machten sie Anstalten, uns auf's Beste zu bewirthen. Unsere Pferde wurden zur Nachtweide in die Steppe hinausgelassen Die Frau und die alte Mutter unseres Quartiergebers Afanássenko schürten ein Strohfeuer in der Sommerküche des Hofes an. Der junge Sohn machte sich an's Hirsestampfen, und als es bei unseren Gesprächen zu dunkeln anfing, hatten wir das schönste — nämlich für Gäste von Troglodyten und Kekryphern — Abendessen auf dem Tische, Hirsebrei, Borscht und Eierkuchen, und dazu die trefflichste Milch von der Welt. Denn so wenig Milch die Steppenkühe auch geben, so gut ist sie doch, und das Beste war dabei, daß wir, die wir uns heute in den Kolonieen verschiedener Völker herumgetrieben hatten, den regsten Appetit mitbrachten. Uebrigens ist der Borscht — die Nationalsuppe der Kleinrussen — im Sommer auch für Jeden ein treffliches Gericht. Es kommen dann dazu alle möglichen gewürzigen und wohlschmeckenden Kräuter, welche die Flur nur bringt, geschnittene Rotherüben, Kümmel, Petersilie, Portulack, Thymian, Pastinaken, Lauch u. s. w. Die Basis von dem Allen bilden aber Hirse und ein Stück Lammfleisch, und das gemeinsame Element, in dem Alles schwimmt, ist säuerlicher Kwas, das bekannte Nationalgetränk der Russen. Obenauf schüttet man zur Abkühlung — jedoch erst, wenn die Tischgenossen den Löffel eintauchen — eine Portion fetten und kalten Schmants, der einen sehr wohlschmeckenden Contrast zu den unteren warmen Dingen abgiebt.

Wir waren eben im besten Essen begriffen, als wir vor der Semlanke Pferdegetrappel und Waffengeklirr hörten. Ein transdanubischer (Sadunaisky) Kosack trat ein und sprach ebenfalls die Gastfreundschaft unseres Wirthes an. Er sei von seinen Offizieren aus Ovidiopol nach Odessa geschickt, um dort eine Botschaft auszurichten, und wolle nicht gern die Nacht durch reiten. Der Wirth sagte sie ihm gleich zu, schickte das Kosackenpferd auf die Steppe zu den unseren und ließ ihn selber die Reste unserer Mahlzeit verzehren. Auch setzte er ihm einen Rest von Honig vor, den die überaus leckeren Kosacken außerordentlich lieben. Der Kosack höhlte sich eine Semmel aus, die er aus Odessa mitgebracht, goß den Honig hinein und verspeiste die Sache so, indem er mit den Krumen den im Teller gebliebenen Ueberrest sorgsam nachstippte. Diese Leute sind diebisch und naschhaft wie die Elstern. Ich war nicht wenig erfreut, einen Kosacken unter solcher ihm ganz heimischen Umgebung zu sehen, und ließ mich in ein

Gespräch mit ihm ein. Er hatte sich unterwegs Blumen auf der Steppe gepflückt und zwei dicke Büschel, mit etwas Gras vermischt, hinter die Ohren gesteckt. Er sagte, er heiße Jephim Afanassiewitsch Lescharno und sei aus dem Dorfe „Wolantirowko“ an der Donau gebürtig, dem Hauptorte von 7 anderen Kosacken-Stanitzen. Sein Vater sei dort ein reicher Mann, der 50 Milchkühe, 200 Pferde und viele Schafe habe. Er selber diene jetzt für seinen älteren Bruder, der seit 6 Jahren wieder zum Vater zurückgekehrt. Er zeigte uns neue Stiefeln und Sommerzeug, das er sich in Odessa eingekauft. Sein Vater schicke ihm alle 4 Monate 20 Karbowanetz (Silberrubel) für seinen Unterhalt und seine Equipirung, und er brauche so bei seinem geringen Solde nicht zu darben. Alles, Säbel, Pferd, Pistolen, Uniform, hätte er sich für sein eigenes Geld angeschafft, und es gehöre ihm selber. Er sagte, es gäbe viele so reiche Kosacken bei ihnen, daß jeder wohl ein Polk (Regiment) durchfüttern könnte. Sie nennen sich selbst nicht „Sadunaiski“, sondern „Nekrássowzi“, von Nekrássow, ihrem ersten Anführer, der zur Zeit Peter's des Großen sie über die Donau führte und sich unter türkischer Herrschaft ansiedelte. Erst im letzten Türkenkriege wurden sie wieder russisch. Er hatte auch seine Rauchpfeife zum Rauchen, seine Schnupftabacksdose zum Schnupfen — so sprechen die Kosacken — bei sich, und selbst sein Schreibbüchelchen zum Schreiben, das er ein wenig verstand. „Aber nicht viel; denn „ich bin kein Gelehrter“, sagte er. Nach dem Essen mußte er uns etwas vorsingen, und unter anderen hübschen Kosackenliedern sang er auch das berühmte und bei uns in Deutschland auch von jedem Musikliebhaber gekannte Lied: „Schöne Minka, ich muß scheiden.“ Dieses Lied ist ein altes Kosacken-Volkslied, das in Kleinrußland, wie man sich ausdrückt, jede „Baba“ (altes Weib) kennt. Das einzige Neue daran ist unser von Tiedge gegebener Text. Im Russischen fängt es sich so an:

„Jächal Kasak sa Dunai“
„Skasaw Dăwuschku proschtchai.“

„Es ritt ein Kosack über die Donau, nachdem er seinem Mädchen Lebewohl „gesagt.“

Die guten Leute wollten uns in ihre eigenen Betten packen und selbst draußen auf dem Hofe schlafen. Doch baten wir sie nur um ein wenig Stroh in das leere Zimmer, wo wir denn auch eine kurze, aber treffliche Nachtruhe hielten.

Am anderen Morgen, als kaum die Sonne sich aus den hohen Grashalme hervorarbeitete, saßen wir schon wieder bei'm Frühstücke, das aus schöner Steppenmilch bestand. Denn wenn auch die Hippomolgen der Alten längst aus diesen Gegenden verschwunden sind, so sind doch die „Galaktophagen“

noch vorhanden, wie zu Herodot's Zeiten, und Milch ist hier ein um so häufigerer Trank, je seltener das Wasser ist. Von unseren Wirthen bekamen wir tausend Glückwünsche mit auf den Weg. „Dai Bog wam dobri sdarowie" „Gebe Gott Euch gute Gesundheit! Gebe Gott Euch Ehre! Gebe Gott Eu„erem Leibe und Euerer Seele Glück und Heil!" u. s. w. Unser Kosack trabte singend dem Dniestr zu und wir unserem lieben vaterländischen Lustdorf.

Hier waren während unserer Abwesenheit einige Veränderungen vorgegangen. Es hatten sich nämlich verschiedene Badegäste eingefunden und die Seebadezeit ihren Anfang genommen. Einige liefländische Familien waren aus Kiew eingetroffen, der höchst achtungswerthe Curator der dortigen Universität, ein im russischen Staate schon sehr bedeutender Mann, ein deutscher Professor mit seiner liebenswürdigen Familie, und es wechselten nun meine ethnographischen und agronomischen Unterhaltungen mit dem Schulzen und meine idyllischen Scherze mit Bäbele mit einigen nicht weniger angenehmen und lehrreichen Theeabenden in jenen Familien ab, die, alle Geschäfte vergessend, sich hier an der Küste ebenfalls einem sorgenlosen Land- und Seeleben überließen. Bei dem Kolonisten, der mir gerade gegenüber wohnte, war ein griechischer Fürst mit seiner dicken Frau und alten Mutter eingezogen. Er war aus der Walachei vertrieben, wo er mit in die Ypsilantischen Unruhen verwickelt gewesen war, hatte dort sein Vermögen eingebüßt und genoß nun eine Pension vom Kaiser von Rußland, verschleuderte aber dabei seine Zeit auf eine so geschäftslose und nichtsthuerische Weise, daß ich mir ein Studium aus seiner Lebensweise machte, um einmal deutlich zu sehen, wie ein griechischer Faitnéant seine Zeit hinbringe. Des Morgens bis 9 oder 10 Uhr hatte er seine Laden fest verschlossen und ruhte mit seinem dicken Weibe in Morpheus Armen. Dann ließ er die Fenster öffnen, und ich sah dann von meinem Schreibtische aus unter meinem Zelte, wo ich Kaffee trank, wie sie sich beide vor ihrem Heiligenbilde niederwarfen, um ihr Morgengebet zu verrichten. Bei dem dabei häufig wiederholten Niederknieen und Aufstehen fiel ihm sein Schlafrock — den er die ganze Woche nicht einen Augenblick ablegte, ausgenommen am Sonntage, wo er wegen des aus Odessa zu erwartenden Besuchs einen Oberrock anzog — immer sehr unschicklich auseinander und enthüllte zu Zeiten seine ganze Nachttoilette, die in nichts weiter bestand als in einem Hemde ohne Band und Knopf. Noch übler fast stand es mit der Coiffure und Toilette der Fürstin bei diesem unendlich langen Morgengottesdienste, den sie immer bei geöffneten Fenstern vornahmen. Nach dieser Arbeit erholte er sich, ließ sich seine 6 Ellen lange Pfeife bringen, legte sich rauchend zum Fenster hinaus und rief mir in schlechtem Französisch ein „Bon „jour, Monsieur" zu. Da dieß aber die einzige französische Redensart war,

mit welcher er renommiren konnte, so mußte er dann gleich wieder auf Russisch fragen, wie ich geschlafen habe, und ich rief ihm mein „Bladaru po„korno otschen charascho“ („Danke ergebenst, sehr gut“) in schlechtem Russisch über die Straße zu. Wenn er den französischen Gouverneur mit den Kindern des Curators vorübergehen sah, so war er glücklich und rief wieder: „Bon jour, Monsieur!“ verstand aber leider nicht, was dieser Verbindliches antwortete. Den ganzen Tag strich er immer geschäftig von einem Fenster zum anderen, stieg bald auf einen Stuhl, bald auf eine Bank und guckte neugierig nach allen Vorübergehenden aus. Aber nie bewegte er sich bis 50 Schritt von seinem Hause, ausgenommen, wenn etwa ein Wagen mit Fischen aus dem schwarzen Meere vorübergefahren war. Dem lief und rief er dann rührig nach, um Fische zu erhandeln, mit denen er sich selber belud, um sie in die Küche zu tragen. Doch mußte man ihn loben wegen seiner Zärtlichkeit gegen seine wohlbeleibte Ehehälfte, deren dicke Paußbacken er in jedem müßigen Augenblicke — und nur aus solchen war sein Tag zusammengesetzt — küßte. So zärtlich war er nur noch gegen seinen hübschen Schnurrbart, den er in allen Zwischenräumen zierlich spitzte und drehte. — Andere Cultur als die seines Bartes und die des Bon jour kannte er nicht. — Großer Gott! Was wird man einst auf den Grabstein eines solchen Fürsten setzen? „Hier „liegt ein Schnurrbart begraben. Weiter nichts!“ sagte Bäbele, die überhaupt alle Tage neue Beweise von ihrem Geiste und Witze gab. Als ich ihr einmal gesprächsweise sagte, ich weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit: „Ja, Bä„bele, umsonst ist nichts auf dieser Welt als der Tod,“ erwiderte sie schnell: „Das ist nicht wahr! Das Sprichwort ist nicht wahr! Der Tod kostet gerade „am meisten.“ — „Wie so?“ — „Er kostet ja das Leben, und das Leben „liebe ich sehr.“ Ich weiß nicht, ob dieß schon Jedem bei jener gewöhnlichen Redensart eingefallen ist.

Akerman.

Meine letzte bedeutende Ausflucht mit meinem Schulzen von Lustdorf war auf die Städte Ovidiopol und Akerman und auf die Mündung des Dniestr-Limans gerichtet, dessen innere Nordspitze wir schon früher bei Majak gesehen hatten. Wir waren wieder ganz so arrangirt wie das erste Mal und hatten auch wieder unsern kleinen Jacob als Kutscher. Es ging anfangs den alten Weg, doch schlugen wir uns bei'm „Major Buga“ links. So nennen hier die Leute einen Grabhügel in der Steppe, wo sich unter einem zerfallenen Monumente ein griechischer Offizier hat begraben lassen. Doch in der einförmigen Steppe, wo jeder Höcker beachtet wird, kennt weit und breit Jeder

den „Major Buga" und beschreibt darnach den Anderen die Wege, die sie nehmen müssen.

Nicht weit von dieser Gegend passirten wir die Steppe des polnischen Grafen Malachowsky *). Der Flicken Landes, den dieser Mann hier besitzt, besteht aus 9000 Dissiatinen Steppe, welche er vor 30 Jahren die Dissiatin zu 60 Kopeken (3½ gute Groschen) kaufte. Dieß war damals der gewöhnliche Preis des Landes in diesen Gegenden. Auch jetzt ist es hier natürlich noch unendlich billig. In der Nähe von Odessa ist selbst noch genug Land zu haben, die Dissiatin zu 5 bis 6 Gr., weiter hin zu 3, 2 bis 1 Gr. Die Regierung giebt ungeheuere Besitzungen noch jetzt zuweilen an verdiente Personen als Geschenk. Auch Landwirthen wird oft eine gewisse Strecke uncultivirten Landes auf eine gewisse Zeit unentgeltlich verliehen und ihnen das Eigenthum des Landes alsdann als Prämie versprochen, wenn sie nach Ablauf des Termins nachweisen können, daß sie so und so viele Morgen in Gärten verwandelten, so und so viele Morgen besäten, so und so viele Schafe darauf erzielten u. s. w.

Bis Ovidiopol begegnete uns dann nur Gras, wieder Gras und nichts als grünes Gras, endlich die zahllosen Mühlen der Stadt und gleich hinter ihnen am Abhange der hohen Steppe zum Liman die Stadt selber. Diese Dniestr-Städte Ovidiopol, Tiraspol und Gregoriopol haben alle Namen, die an so viel Berühmtes und Antikes erinnern, daß man, Gott weiß, was hinter einem solchen Namen erwartet möchte. Aber sie spielen unter den Städten die Rolle der Don Ranudo de Colibrados. Es ist nichts dahinter. Die ganze Stadt Ovidiopol besteht zu mehr als der Hälfte aus solchen Semlanken, wie wir sie oben beschrieben, die sich über ein weitläufiges Terrain zerstreuen. Die Stadt ist ein so großmaschiges Netz, daß ich weiter laufen mußte als in Wien, um ihre Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, die in ruinirten Quarantäne-Gebäuden und einer zerstörten Festung bestanden. Ovidiopol hat eine kurze blühende Periode gehabt in der Zeit, als das linke Dniestrufer schon russisch war, während die Türken noch das rechte besaßen. Da war hier eine Quarantäne-Anstalt, eine Festung mit einer bedeutenden Besatzung, Schifffahrt und Verkehr. Seitdem Akerman auch russisch geworden, ist dieß Alles auf die andere Seite hinübergegangen. In der Festung, die aus einem riesengroßen Erdwalle und Graben besteht, liegen 15 Kosacken, und in den meisten Gebäuden derselben waren bereits die Dächer eingestürzt. Dicht bei der

*) Man nennt nämlich in den Steppen die einzelnen Besitzungen, Marken und Gefilde auch wieder „Steppen." Man spricht daher von der „Griechensteppe" und meint darunter die ganze Gemarkung, welche die Griechen besitzen, von der „Steppe der Deutschen", von der „Steppe des Grafen Potocki" u. s. w.

Stadt fließt ein kleines Bächelchen in den Dnieſtr-Liman. Dieſes Bächelchen bildet bei ſeiner Mündung ebenfalls ſeinen kleinen Liman mit Pereſſip, Girl und überhaupt allen Attributen eines Limans. Er ſitzt an dem großen Dnieſtr-Liman, wie eine kleine Muſchel an einer großen. Sonderbar, daß in dieſem Lande alle Flüßchen ihre Limans haben wollen, wie bei uns alle Fürſtchen ihren Hofſtaat. Ich fing am Ufer eine rieſengroße Tarantel in meinem Handſchuh, die ich nachher in Spiritus legte und die auf ihrem Rücken nicht weniger als 320 junge Tarantelchen trug.

Wir wollten mit dem Poſtſchiffe von hier über den Liman nach Akerman hinüberſetzen. Doch zögerte es ſo lange, daß ich vorher noch Zeit hatte, die Honoratioren des Orts zu beſuchen. Dieſe beſtanden in dem Polizeimeiſter der Stadt, welcher nicht zu Hauſe war, und einem Arzte, der mich mit Branntwein tractirte. Er hatte ſein ganzes Leben hier zugebracht und ſang über den Ruin der Stadt Elegieen, wie ſie Ovid ſelber, wenigſtens nicht trauriger und aufrichtiger gemeint, hätte ſingen können, wenn nämlich wirklich, wie einige Gründer dieſer Stadt zu Katharinens Zeiten meinten, der berühmte Sänger hier am öden Dnieſtr-Liman lebte. Leider wußte ich, daß die Gelehrten jetzt entſchieden der Meinung ſind, daß Ovid's Verbannungsort in einer ganz anderen Gegend zu ſuchen iſt, und konnte mich daher nicht der angenehmen Täuſchung überlaſſen, das Echo der ovidiſchen Klagelieder noch in dem Wiederhallen der Brandung an den ſchroffen Ufern erlauſchen zu wollen. Der Doctor hatte eine Frau und eine erwachſene Tochter. Alle empfingen mich freundlich, und ich ſah an dem Intereſſe, welches ſie an mir nahmen, daß das Erſcheinen einer ſolchen „ausländiſchen" Perſon in Ovidiopol eine Seltenheit ſein mußte. „Vater! vergiß doch nicht, zu fragen, wie ſein Name iſt", raunte die Tochter bei'm Abſchiede dem Alten in's Ohr. Ich nannte ihnen meinen deutſchen Namen, wobei ſie gewiß gelacht haben würden, wenn ſie gewußt hätten, daß er auf Ruſſiſch „Kapusta" bedeute. Die Ruſſen haben durchaus nicht ſo lächerliche und zuweilen ſo läppiſche Familiennamen, wie wir Deutſchen.

Wir ſtiegen endlich in's Poſtboot mit einer Menge anderer Paſſagiere. Ich fragte den ruſſiſchen Schiffer, wie lange wohl die Ueberfahrt dauern würde. — „Was weiß ich! So lange Gott geben wird." — „Das iſt recht. „Aber ich meine nur ſo, was denkt Ihr wohl ſo ungefähr? Was vermuthet „Ihr?" — „Was kann der Menſch denken, wenn Gott das Wetter macht? Ich vermuthe nichts. Jetzt ſchickt er den Wind ſo, nachher wieder anders." — Das waren ächt kleinruſſiſche Antworten, wie man ſie hier zu Lande oft bekommt. Doch ſollte gleich ſich Gelegenheit bieten, den Schiffer in ſeiner Philoſophie, die keine Vermuthungen erlaubte, bedeutend zu beſtärken. Es

hing auf der anderen Seite des Limans eine ſcheinbar ganz unſchuldige Wolken-Formation, die aber bald ſich ſehr bedrohlich entwickelte und, als wir mitten auf dem Waſſer waren, als ein bedeutend ſtarkes Gewitter uns entgegentrat.

Doch zuvor noch von einer ſonderbaren Fügung des Schickſals. Kaum hatte ich jene Worte mit dem Schiffer gewechſelt, ſo bemerkte ich unter den übrigen Paſſagieren, die aus Juden, Koſacken, deutſchen Koloniſten und einem polniſchen Edelmanne u. ſ. w. beſtanden, ein ſchiefes Maul, das noch viel ſchiefer in dem ihm angehörigen Geſichte hing als unſer bei contrárem Winde lavirendes Schiff im Waſſer. Ich ſah mir den Mann näher an, und als ich in den Blättern meiner Gedächtnißtafeln nachſchlug, fand ich, daß ich einen deutſchen Handwerksburſchen vor mir hatte, mit dem ich ſchon ein Mal in einem ganz ähnlichen Schiffe eine Fahrt auf dem curiſchen Haffe, einem ganz ähnlichen Waſſer, ebenfalls bei von der Küſte drohendem ähnlichen Gewitter gemacht hatte. Er war damals, vor fünf Jahren, ein ſehr kümmerlicher Handwerksburſche, der mit zwei anderen Genoſſen nach Rußland einwanderte. Ich reiſete in Geſellſchaft eines mir ſehr befreundeten Herrn aus Curland, und wir nannten das Kleeblatt wegen ſeines betrübten Aeußeren Lumpaci Vagabundi. Sie leiſteten uns gegen Verzehrung der Reſte unſerer Mahlzeit einige Dienſte. Wir Beide erinnerten uns jener Umſtände und wunderten uns über unſer unerwartetes Zuſammentreffen unter ſo völlig gleichen Umſtänden, wobei nur der einzige Unterſchied war, daß er jetzt ſehr ordentlich und nett gekleidet erſchien und mir verſicherte, daß er in Odeſſa verheirathet und als Conditor anſäſſig ſei. Eben ſo ſeien die beiden anderen Genoſſen, der eine als Tiſchler in Moskau, der andere in Petersburg, gut verſorgt. Wie manchem Ausländer hat Rußland ſchon ſo die Lumpen abgeſtreift und gute Nahrung verſchafft!

Der Wind kam im Anfange unſerer Fahrt aus der See und trieb uns aufwärts. Die Leute lavirten mit großer Mühe gegen ihn an. Wir meinten, ſie ſollten ſich lieber hinauftreiben laſſen, denn das von oben herabrollende Gewitter müſſe den Wind ja wohl bald ändern, und wir würden dann mit ihm um ſo leichter nach Akerman kommen, aber ſie hörten nicht auf uns. Das Gewitter lag erſtaunlich finſter auf der anderen Seite. Der Wind erregte ſo große Staubwolken von der Steppe, daß die Stadt Akerman mit ſammt ihrer Feſtung, die uns ſchon von Weitem zugewinkt hatte, verſchwand. Es ſchien, als wenn die Wolken nicht über den Liman hinüber kommen könnten. Schon früher hatte ich die Bemerkung gemacht, daß oft Gewölk über dem Liman und dem ſumpfigen Schilfthale des Dnieſtrs ſtand, das weithin durch die Steppe ſeinen Lauf bezeichnete, während der Himmel rund umher heiter war. Plötzlich hörte der Seewind auf, und es trat einen Augenblick völlige Windſtille

ein. Es war der Moment des Kampfes der ſich entgegen wirkenden Winde. Gleich darauf fiel in entgegengeſetzter Richtung der Gewitterſturm als Sieger über uns her. Die Schiffer waren auf dieſen plötzlichen Dreh nicht vorbereitet, und unſer Schiff wurde dermaßen herumgeworfen, daß wir gewiß wie eine Nußſchale umgekippt hätten, wenn nicht auch im ſelben Augenblicke glücklicher Weiſe ein paar ſchlechte Stricke an dem Segel geriſſen wären, ſo daß nun die ganze Takelage herunterfiel, und wir eine Zeit lang ohne Segel vom Sturme fortgejagt wurden.

Der junge polniſche Edelmann, der ſchon gleich bei'm Betreten des Schiffes ſich ſehr ängſtlich gezeigt hatte, brach nun in förmliche Klagen aus, denn er hielt jetzt uns Alle und beſonders auch ſich für verloren. Er konnte den Anblick des Waſſers und Himmels nicht mehr ertragen, legte ſich auf dem Grunde des Schiffes nieder und verbarg ſeinen Kopf in ſeine ledernen Reiſekiſſen. Alle Augenblicke aber erhob er ſich doch wieder und blickte ſchaudernd in das ſchwarze Waſſer hinaus. Bald betete er auf Polniſch, bald auf Franzöſiſch. Er ſagte, es wäre ihm nicht ſeinetwegen, ſondern ſeiner guten Mutter und ſeiner armen Bauern wegen, die nach ſeinem Tode in Gott weiß was für Hände fallen würden. Hierüber fing er zuletzt ſo rührend an zu klagen, daß ſogar ſein Bedienter, der bisher noch ganz guten Muthes Speck und Brod gegeſſen hatte, auch anfing mit ſeinem Herrn zu weinen. Ich ſagte ihm, er ſolle guten Muthes ſein, denn alle anderen Leute im Schiffe gäben ſich ja auch noch nicht verloren. „Ah! ces gens là vous per„dront leur vie pour une verre d'eau de vie. O ma mère! héla mes „pauvres gens!“

In der That ſah übrigens unſere Umgebung, ein ſo kleines Waſſer auch dieſer an einigen Stellen kaum zehn Werſt breite Liman iſt, unheimlich genug aus. Der Himmel pechſchwarz, kein Ufer vorn, keins hinten zu ſehen, das trübe, ſchlammige Waſſer des Limans, aufgeregt wie die See, unſer vom Sturme geworfenes Schiff, ein ziemlich jämmerliches Boot, einſtweilen ohne Segel, unſere Schiffer Kleinruſſen. Das waren ſchlimme Dinge, beſonders das Letzte. Wirklich ſoll auch dieſe ganze Dnieſtr-Fähre ſo ſchlecht eingerichtet ſein, daß das Poſtſchiff ſchon einige Male mit Mann und Maus untergegangen iſt. Doch bekamen wir nach einiger Zeit wieder ein Stückchen Segel in die Höhe, der Sturm legte ſich, und wir erreichten lebendig und geſund am Abende die Stadt Akerman.

Wir ließen indeß vorläufig dieſe Stadt auf ſich beruhen und eilten in ein handliches armeniſches Wirthshaus, wo wir uns mit unſerem Polen einquartirten, gehörig trockneten und wiederum näßten, nämlich mit einem Gläschen Griechenwein, und, wie denn gewöhnlich auf Regen Sonnenſchein folgt, und

nach überstandener Gefahr die ausgezeichnetste Gemüthsstimmung eintritt, einen recht heiteren Abend zubrachten. — Am andern Morgen fuhr der Pole weiter, und ich inspicirte die Stadt.

Der Name Akerman scheint uns deutschthümlich. Es ist aber nur ein Spiel des Zufalls, welcher diese türkischen Laute, die „weiße Stadt" bedeuten, eben so zusammenfügte, wie die unseres „Ackermannes." — Slavische Völker nannten den Ort „Bielgorod," welches auch „weiße Stadt" bedeutet, und zu der Römer Zeiten hieß sie „Alba Julia." Also immer derselbe Name in veränderter Form. Es ist wohl mehr als lächerlich, wenn der Almanach von Petersburg von 1835 dieser Stadt nur 2600 Einwohner giebt. Ich bin überzeugt, daß sie wenigstens gerade so viele Häuser hat. Freilich hat man auch andere Angaben von 11,000 Einwohnern, allein selbst diese sind noch zu gering. Der Polizeimeister und der deutsche Apotheker des Orts behaupteten, sie habe 8000 im Stadtbuche angeschriebene Männer, wonach denn doch wenigstens eine Bevölkerung von 13,000 Seelen herauskommen müßte, wenn man auch 1500 Männer mehr rechnen wollte als Frauen. — Die Stadt nimmt noch an Bevölkerung zu, weil sie das Privilegium genießt, die Leute nicht nach ihren Pässen fragen zu dürfen, sondern jeden sich Meldenden in ihren Mauern aufzunehmen.

Ich habe selten eine Stadt gesehen, die einen so merkwürdigen und fremdartigen Anblick gewährte als Akerman, ungefähr so, wie man sich eine große Biberstadt denken könnte, oder auch, als wenn sie die Flußgötter des Dniestrs sich selber zu ihrer Residenz gebaut hätten. Die meisten Häuser in dem größten Theile der Stadt, die über eine halbe Meile lang und eine halbe Lieue breit ist, sind niedrige Schilfhütten, zwischen denen die Straßen der Art gekrümmt, gleich Flüssen, sich hindurch winden, daß man fast nirgends 20 Schritte weit vor sich sieht. Daß gestern bei dem Gewitter die Straßen in der That wahre Flüsse gewesen sein mußten, zeigte sich deutlich genug. Besonders ist es so in dem alten türkischen Theile der Stadt, und was Alles später unter den Russen hinzugefügt wurde, ist fast in demselben Style. Denn die wenigen angelegten regelmäßigen Plätze, Straßen und steinernen Gebäude sind gegen die Masse so unbedeutend, daß sie fast nur als Verbrämung erscheinen. — Die meisten Häuser sind hölzerne Gerüste, die man mit Schilf durchflocht, mit Lehm bewarf und mit Schilf bedachte. Sogar die Schornsteine bestehen aus mit Lehm beworfenem Schilf *). Doch baut man auf diese Weise mitunter recht nette Häuser. — Der Gebrauch des Fensterglases

*) In ganz Südrußland bestehen die Schornsteine aus einem Geflechte von Strauchwerken, das man mit Lehm bewirft, ebenso die Oefen sogar, wie wir schon oben bemerkten.

ist noch nicht zu allen Häusern Akermans durchgedrungen. Bei vielen sieht man die Fensterrahmen blos mit helldurchsichtiger Rindsblase überzogen. — In der That, ich glaubte hier und da in Akerman, ich wäre unter einem am äußersten Pole liegenden barbarischen Volke. Freilich hat diese Stadt von jeher das Schicksal gehabt, zu den äußersten Gränzstädten der über sie herrschenden Reiche zu gehören. — Sie war die entlegenste Colonie der Römer in diesen Gegenden. Sie fiel in die nordöstlichsten Enden des türkischen Reichs und gehört jetzt zu den südwestlichsten Besitzungen der Russen. — Jene Rindsblasenfenster bekleben die Leute zur Verschönerung mit allerlei zierlichen Blumenblättern, wie der Winter unsere Glasscheiben mit Eisblumen überzieht. — Sonderbar ist die Bauart einiger noch existirenden türkischen öffentlichen Häuser. Es sind große Quadersteine, die lose über einander gelegt sind und zwischen denen dann und wann ein dicker hölzerner Balken horizontal eingemauert wurde, um dem Ganzen mehr Halt zu geben. — Von den Römern ist nichts mehr vorhanden, wohl aber von den Genuesern ein altes Fort, das auch die Türken reparirten und jetzt wieder die Russen. Vielleicht haben es schon die Römer gegründet. Das Wappen der Stadt Genua steht noch vor einem Thore, vor einem anderen die Chiffer des Kaisers Alexander in türkischen Buchstaben. In der Mitte des Hofes der Festung, die auf einem in den Liman hinausgreifenden Vorgebirge liegt, steht noch ein türkisches Minaret, von dem man das ganze weitläufige Gewirre der Stadt übersehen kann. — Die schönsten Gebäude sind eine russische Caserne und das Gefängniß, die beide von außen dergestalt mit Säulenhallen geziert sind, daß sie von Weitem griechischen Tempeln gleichen.

Die Einwohner der Stadt sind zur Hälfte Orientalen, Juden, Armenier, Grusinier, kleinasiatische und byzantinische Griechen, zur Hälfte Europäer, Deutsche, Russen, Franzosen, Bulgaren, wenige Moldauer, die man hier in ihrem Lande gerade am meisten finden sollte. In den kleinen Schilfhäusern lebt Alles orientalisch auf Divans und Teppichen, ohne Tische, Stühle und Bänke.

Es sind hier allein 160 armenische Familien. Diese allgemeine Verbreitung der Armenier in den Städten am Pontus, in ganz Beßarabien, in der Bukowina, in Galizien bis Lemberg, wo sie ebenfalls an allen Orten kleine Kolonieen haben, ist höchst merkwürdig. Es kamen diese Armenier theils über Konstantinopel, so lange das türkische Reich noch blühte, theils aber auch über den Kaukasus, indem sie aus Armenien zu verschiedenen Zeiten vor den Bedrückungen türkischer Pascha's aus ihrem Vaterlande flohen. Die größte Einwanderung von Armeniern nach Rußland fand in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts statt, wo der Erzbischof Argutinsky Dolgoruki

mit einer Menge von 15,000 Landsleuten sein Vaterland, die Provinz Kars, verließ und über Tiflis und Derbent nach Rußland kam. Ein Armenier in Akerman machte uns eine schreckliche Beschreibung von den Mühseligkeiten und Leiden, die sein Vater und die übrigen Auswanderer auf diesem Zuge von Krankheit, Hunger und den räuberischen Kaukasiern hätten erdulden müssen. Katharina wies ihnen verschiedene Wohnplätze an, von denen aus sie dann weiter wucherten. Doch ist Nachitschewan am Don noch immer ihr Hauptort.

Wir hatten unserem Jacob Ordre gegeben, von Ovidiopol nach einem Fischerdorfe Bughasi, nicht weit von der Mündung des Limans, zu fahren und uns dort zu erwarten. Wir unserer Seits fuhren nun mit einem kleinen Akerman'schen Einspänner auf der Westseite des Limans hinunter bis zu einer Kolonie von Elsässern, die Bughasi gegenüber liegt; diese Leute sind Katholiken, wie es denn noch mehre katholische Kolonieen giebt. Die Lutheraner und Katholiken haben ihren gegenseitigen Haß auch hier im duldsamen Rußland nicht abgelegt. Mein Schulz drückte sich leider so aus: „O, die Ka„tholiken sind Todtschläger! Ein Protestant ist in ihren Dörfern seines „Lebens nicht sicher." Auch hörte ich das Schimpfwort „Lutheranische Dick„köpfe." Merkwürdig ist es, daß die polnische Verschwörung gegen Rußland sich selbst bis in diese katholisch-deutschen Kolonieen verzweigte. Während der polnischen Revolution zeigte sich eine besondere Gereiztheit der Katholiken gegen die Protestanten. Die Priester, welche jene gewöhnlich aus Polen empfangen, hatten den Leuten weisgemacht, es sei ein allgemeiner Aufstand gegen die Russen und Protestanten (die Russen halten sich überall mehr auf der Seite der Protestanten als der der Katholiken). Man verhaftete in mehren Kolonieen polnische Prediger, die mit Waffen, Pulver u. s. w. versehen waren. — Uebrigens findet man auch in den protestantischen Kolonieen vielen religiösen Zwiespalt, besonders wegen Mangels guter Prediger. Da vereinigen sich denn die Leute unter einander zu sogenannten Gebetstunden, welche Mysticismus und oft sehr unduldsame Parteiungen erzeugen. Wir trafen eben in jener Elsässer-Kolonie einen Baseler Missionär, der zur Schlichtung solcher Zwiespalte von Kolonie zu Kolonie reiste.

Wir setzten uns nun in ein „Kajuk" So heißen die kleinen, bei den Fischern am Dniestr-Liman gebräuchlichen, erbärmlich schlecht construirten Boote, die aus ein paar Bretern zusammengenagelt sind und nicht einmal ein Steuerruder haben. Ein Stück Holz, das die Fischer am Ufer aufgriffen, vertrat dessen Stelle. Merkwürdig war es mir aber, daß einige allgemein verbreitete Benennungen von Schiffstheilen selbst bis in diese Boote gedrungen waren. Sie nannten den Mast „Maschte," die Raaen „Raje." Ein alter

moldauischer, in Lumpen gehüllter Bettler bat uns, ihn mit hinüber zu nehmen. Er trug einen großen Flicken dicken Filzes (Woilok) aus Kuhhaaren mit sich herum und sagte, das sei sein Lager, Divan und Bett. Wo er hinkäme in die Steppe, sei es unter einem Obdach oder unter freiem Himmel, da breite er seinen Filz aus und schlafe darauf. Es ist dieß hier in den Steppen bei allen Bettlern allgemein. Die Nichtbettler nehmen sich auch überall solche Filzdecken mit, aber größere, in denen sie sich ganz einwickeln und so in der Steppe der Kühle des Grases dem Nachtregen, wie Mumien verhüllt, trotzen können. Der Bettler erzählte uns von einem Aufstande, den 20 in der Quarantäne von Akerman eingeschlossene Türken kürzlich gemacht, die sich den Quarantäne-Vorschriften nicht hätten fügen wollen.

Auf dem Liman gingen die Wellen, da der Wind aus der See mit dem Flusse kämpfte, sehr hoch, so daß unsere kleine Nußschale immer zwischen Wellen, Thal und Berg verschwand. Das Wasser ist natürlich nicht tief, nur 1 bis 2 Klaftern, an den tiefsten Stellen in der Mitte, wo der Fluß geht, 2½ bis 3 Klaftern. Im Winter belegt sich gewöhnlich der ganze Liman mit einer Eisdecke von 1 bis 1½ Ellen Dicke, die 2 bis 2½ Monate lang liegt. Das Merkwürdigste, was wir bei'm Liman entdeckten, war, daß er wie die anderen Limans durch eine lange Nehrung (Pereßip) geschlossen ist, während er auf allen Karten, die ich bisher von dieser Gegend sah, als offener Busen erscheint. Die Nehrung ist 19 bis 20 Werst lang, ganz niedrig und ½ bis 1 Werst breit. Sie hat zwei Durchbrüche (Girls), der eine ist klein und nicht tief, der andere westliche aber eine Werst breit und tief. Durch ihn fahren die Schiffe ein, und an ihm befindet sich auch der Mauth- und Quarantäne-Posten. Auf der ganzen Nehrung hin steht eine Reihe von Fischerhütten. Da das Salzwasser nur bei heftigen Südstürmen in die beiden Oeffnungen der Nehrung eindringt, so hat der Liman fast immer süßes Wasser und daher auch meistens nur Süßwasserfische. Nur selten kommen die Meerschweine des Pontus hinein.

Wir konnten des starken Seewindes wegen nicht gerade auf unser Fischerdorf zu halten und mußten, da die Leute mit ihrer papiernen Schiffsequipage nicht zu laviren wagten, oberhalb des Orts aussteigen und ein paar Werst am Strande zu Fuße laufen. Dieser war überall mit einer Menge ausgeworfener Schalen jener großen Krebse bedeckt, die wir schon bei Odessa erwähnten. An dem schroffen Ufer des Limans wächst hier und da eine Art wilden Weins (ampelopsis quinquifolia) mit kleinen süßen Trauben, denen der Korinthe ähnlich. Welch' ein merkwürdiger Contrast zwischen dem oberen Steppen-Plateau und den durch schroffe Wände geschützten niederen Stellen! Achtzig Fuß oberhalb können auf der hohen Steppe junge Tannen im Winter nicht

ohne Schutz aushalten, und unten wächſt wilder Wein! Was könnte dieſes Land nicht ſein, wenn einige Gebirge aus ſeinem Buſen ſich erheben wollten!

Beide entgegengeſetzte Ufer des Limans haben einen verſchiedenen Bau. Auf dem weſtlichen Ufer iſt es ein feſter, ſchöner Kalkſtein, aus dem die Genueſen das Akerman'ſche ſolide Fort erbauten; auf dem öſtlichen dagegen mürbes Lehm- und Muſchelkalk-Gemenge.

Als wir an einer Stelle an dem hohen Rande hinankletterten, um wilde Weinſtöcke zu beſehen, flogen ein paar ſchöne Silberreiher (ardea alba) von der Steppe auf; ein hübſcher Vogel, aus deſſen Federn die Polen, Ungarn und Türken ihre bekannten Reiherbüſche, die ſie an ihren Mützen und Turbans tragen, verfertigen. Es giebt auch viele Purpurreiher in den Steppen (ardea purpurea).

In dem Fiſcherdorfe Bughaſi, wo die Fiſcher eben bei dem letzten Zuge ihres Tages ſehr viele „Sewrugen," die Hauptfiſche des Dnieſtr-Limans, an's Land zogen, trafen wir unſern Jacob, der in Thränen und ſtiller Verzweiflung auf dem Strohe des Wagens lag, weil er gefürchtet hätte, wir würden nie wieder über das Waſſer zurückkommen. Wir trockneten des guten Burſchen Thränen unter Lachen und fuhren den Abend noch einige Werſt weiter auf die Nehrung des Dnieſtr-Limans hinab, um dort in einer Fiſcherhütte das Nachtlager zu erbitten. Doch verſahen wir uns zuvor bei den Galaktophagen mit Milch, Eiern, Brod u. ſ. w.; weil wir wohl wußten, daß die Herden, welche die Ichthyophagen hüten, weder Hühnereier legen, noch Milch geben.

Wir wählten uns die größte Fiſcherhütte, die wir erſpähen konnten, aus und erlangten vom Wirthe, der ein Grieche war, leicht die Erlaubniß zum Nachtquartiere in ſeiner Behauſung. Leider war die Sonne ſchon untergegangen, und die Fiſcher hatten bereits ihre letzte Tagesjagd beendigt, ſo daß uns das Vergnügen, einem Fiſchfange beizuwohnen, nicht zu Theil wurde. Wir beſchränkten uns daher auf Erkundigungen und Geſpräche über die hier übliche Art der Fiſcherei und über die vorkommenden Fiſche. Da ich hier Manches über dieſe Dinge erfuhr, was ich nachher bei anderen Gelegenheiten berichtigte und vervollſtändigte, ſo könnte es vielleicht manchem Leſer nicht unlieb ſein, einige allgemeine Bemerkungen über die Fiſche und Fiſchereien des ſchwarzen Meeres, ſo weit deſſen Küſten von Ruſſen beherrſcht werden, zu hören, beſonders da in anderen Reiſebeſchreibungen bisher noch ſo wenig darüber zu finden iſt. — Ich ſtelle daher hier einige kleine Notizen darüber als einen Beitrag zur Kenntniß des ſchwarzen Meeres zuſammen.

Die vornehmſten Fiſchereien des Pontus, ſo weit die ruſſiſche Herrſchaft reicht, befinden ſich an den Mündungen der großen Flüſſe, des Dnieprs, Dnieſtrs, der Donau, und in der Meerenge von Jenikale oder Caffa.

Dieß ist natürlich, denn hier sind die Passagethore, vor denen sich alle die großen Fische sammeln, die bei ihren verschiedenen Lebensverrichtungen sowohl salziges als auch süßes Wasser bedürfen. In den Meerengen tauscht das eine Meer mit dem anderen seine Wanderer aus, und die Fische drängen sich dort eben so, wie die Menschen auf einem schmalen Isthmus zwischen zwei großen Ländern.

An allen jenen Puncten haben sich daher theils stehende Fischerdörfer etablirt, theils sogenannte „Ruibalowni Sawodi" [Fischereien *)], die im Frühlinge aufgerichtet und im Herbste wieder weggenommen werden. Um ein solches Sawod zu errichten, miethet nun irgend ein Großrusse oder Grieche, der sich den „Chosain" (Wirth) des Sawods nennt, einen Küstenstrich von den benachbarten Besitzern, erbaut eine große Schilfhütte am Strande, kauft Fischerboote, Netze und Alles, was sonst nöthig ist, ladet eine Partie anderer Russen, Griechen, Tataren, Moldauer, Polen, oder welches Volk denn in der Nähe sich am ersten findet, zur Compagnieschaft ein und etablirt sich mit ihnen für einen Sommer am Strande. Der Chosain, der das Capital vorschoß, und auf den natürlich daher der größte Gewinn oder Verlust fällt, ist freilich das Haupt und führt die meisten Geschäfte des Etablissements, hat aber doch dabei einen „Kassirer" oder Buchführer, den die übrigen Genossen sich wählen, als Controleur zur Seite. Dieser führt über alle Ein- und Verkäufe eben so Rechnung wie der Wirth und vertritt das Interesse der übrigen Gesellschaft. Die Fische, die sie fangen, werden theils gleich frisch auf benachbarten Märkten verkauft, theils eingesalzen und dann an Fischhändler abgegeben, die weit aus dem Inneren, aus Polen, der Walachei, Ungarn, der Ukraine u. s. w. an die Küsten des schwarzen Meeres kommen und in diesen Sawoden aufkaufen.

Ihre Hütten sind sehr geräumig und groß, obgleich nur aus Schilf gebaut. Sie stellen sie immer dicht an's niedrige Meeresufer, jedoch so weit von der gewöhnlichen Brandung entfernt, als nach ihrer Erfahrung der stärkste Sturm die Wellen nicht wirft. Im Frühlinge sieht anfangs ihr Etablissement ein wenig kahl und öde aus, allmälig aber siedelt sich Mancherlei darin und daran herum an, so daß es etwas wohnlicher wird. In der Hütte stehen die Betten der Mannschaft, die sich gewöhnlich auf zwölf bis zwanzig Köpfe beläuft. Nach der Arbeit ruhen sie denn da, rauchen, spielen Dame mit

*) „Sawod" heißt eigentlich ein jedes Etablissement zur Bereitung und Herbeischaffung irgend eines Gegenstandes, wenn die Kunst auch wenig dabei zu thun haben sollte. So sprechen die Russen von einem Baumwollengarn-Sawod (Baumwollengarn-Spinnerei), von einem Porzellan-Sawod (Porzellan-Fabrik), von einem Erz-Sawod (Bergwerk), von einem Pferde-Sawod (Gestüt) und nun auch von einem Fisch-Sawod oder noch wörtlicher von einem „fischfängerischen Sawod."

Muſcheln und Uferkieſeln, ſchwatzen und ſcherzen beſtändig und erzählen ſich Geſchichten, wie der Ruſſe dieß Alles denn überall thut, er mag in den nordiſchen Wäldern Holz hauen, oder in Sibirien als Jäger den Zobeln nachſtellen, oder in den Steppen als Fuhrmann bei'm nächtlichen Feuer ſitzen, oder endlich am ſchwarzen Meere als Fiſcher ausruhen. — In dem Hintergrunde der Hütten ſtehen die Fiſchbottiche, große Salzfäſſer und eine Art von Mühle zum Zermahlen des Salzes. Vor allen Dingen ſorgen ſie für ein Heiligenbild, das ſie im Inneren über der Thür aufhängen und deſſen kleine Lampe Tag und Nacht ihre Hütte erhellt, wie das Bild ſelbſt das Innere ihres Geiſtes. Sie würden ſich auf dem Meere verloren achten, wenn ſie das heilige Lämpchen, ihren Stern und ihre Hoffnung, nicht daheim brennen wüßten, und zufälliges Verlöſchen deſſelben macht den Tag des Verlöſchens völlig untauglich zum Fiſchfange. Zu beiden Seiten der Thür hängen beſtändig gefüllte Waſſergefäße. Draußen haben ſie einen Herd in die Erde gegraben, und ein alter dienender Geiſt, der nicht mit auf's Waſſer geht, iſt beſtändig mit Kochen, Waſſerzutragen, Salzmahlen u. ſ. w. beſchäftigt. Gehen die Fiſche flott und zahlreich in's Netz, ſo ſchaffen ſie ſich auch noch andere Dinge an, kaufen ſich Hunde zur Bewachung ihrer Schätze, um Eier zu haben, eine Kolonie Hühner, die in die Wogenbrandung hineinkrähen, Schafe zu Sonntagsbraten u. ſ. w. Gewöhnlich aber iſt das Meer ihre eigene Speiſekammer, aus der Alles hervorgeht, was ihre Keſſel füllt. Rund um die Hütte herum hängen ihre Netze, Angelhaken und anderen Geräthſchaften. Dicht am Rande der Brandung errichten ſie einen hohen Maſtbaum, der in etwas ſchiefer Richtung ſich über das Meer hinneigt. Er iſt oben mit einer Art von Maſtkorb verſehen, und in dieſer Specula ſitzt immer Einer von ihnen, der nach den heranziehenden Fiſchen blickt und ſogleich die nahenden Schaaren verkündet, damit die Fiſcher ihnen entgegen gehen. Oft dient dazu ein ſcharfblickender Griechenknabe; doch ſteigt auch dann und wann ein Anderer, der ſonſt nichts zu thun weiß, hinauf und ſchaut ſich, ſein Pfeifchen rauchend, die Oberfläche des Meeres an. — Es iſt ein reizender Sitz. Denn wenn man nicht hinter ſich ſchaut, ſo meint man, gerade wie ein Vogel mitten über dem Meere zu ſchweben. Bei ruhigem Waſſer ſieht man alle die Fiſche unter ſich im grünen Kryſtalle ſcherzen. Es iſt ſo täuſchend, daß man zuweilen den Menſchen dabei vergeſſen und wie eine Möve auf die hübſchen Fiſche herabſchießen könnte.

Die Fiſcher finden auf der für einen unwiſſenden Nichtfiſcher ganz einförmigen Meeresoberfläche unglaublich viel zu ſtudiren und verkünden aus ihrem hohen Maſtkorbe viele Dinge, von denen ein Anderer nichts ſieht. Sie entdecken die nahenden Fiſchſchaaren ſchon aus großer Ferne und

wissen jedes Mal genau zu unterscheiden, welche Art von Fischen es ist. So lange sie die Thiere selbst noch nicht sehen, erkennen sie dieselben nur an der Art der Schattirung der Wasseroberfläche und an der Weise des Spieles, das sie auf dem Wasser treiben. Sie beobachten nicht nur den Wellenschlag des Meeres, der für die Richtungs-Veränderungen des Windes wichtig ist, sondern auch insbesondere die Strömung des Wassers, die keineswegs immer dieselbe und natürlich für die Bewegung der Fische bestimmend ist. Die Strömung des Meeres nennen sie „titschenie", und „titschenie" ist immer ihr drittes Wort. Selbst die Ohren sind bei dem Speculanten nicht müßig, denn es rauschen bekanntlich zuweilen gewisse Töne über's Meer, welche eine in großer Ferne geschehene Veränderung in der Richtung des Luftzuges verkünden. Nebenher gesagt, ist dieser Mastkorb aber auch fast der einzige Ort, wo der Russe das Wetterprophezeien etwas lernt, und diese Fischer sind die einzigen Russen, die nicht immer, wie alle anderen, auf jede Frage über die Zukunft antworten: „Gott im Himmel weiß es."

Ganz eigenthümliche Namen haben diese Fischer für die Winde, die sie von den Griechen aufnahmen. So heißt der Nordwind bei ihnen „Tramudana", als wenn er, wie in Griechenland und Italien, auch hier über Berge heranwehete. Den Südwind nennen sie „Notja" oder auch „Anadolski", (den anatolischen). Die Deutschen in und um Odessa nennen sonst auch den Südwind „die Luft von Konstantinopel." Sonst heißt bei allen russischen Schiffern des schwarzen Meeres der Nordwind „Kudräwoi", d. h. „der Krause", weil nämlich auf der Windrose bei der Pfeilspitze, die nach Norden zeigt, die ganze Zeichnung kraus, mit allerlei Schnörkeln verziert ist.

Natürlich rettet sich aus dem Inneren des Landes immer allerlei Volk an den Meeresstrand, und eben so verschlägt das Meer Mancherlei an's Ufer. Die Fischer sind daher, wie alle auf der Gränze Lebende, aus sehr verschiedenen Völkern gemischt. Am Dniestr und an der Donau sind es Moldauer, Polen, Großrussen. Man findet hier oft Leute zum friedlichen Geschäfte am Meeresufer vereinigt, die schon Vieles mitgemacht haben. Zuweilen werden gar Fischer von ganz entferntem Strande, z. B. von Anatolien, durch widrige Stürme herangetrieben, die dann wohl im fremden Lande bleiben, weil es ihnen an Gelegenheit zur Rückkehr fehlt. Auch Matrosen von gescheiterten Schiffen lassen sich unter die Fischer aufnehmen. Die allgemeine Conversationssprache ist aber die russische.

Die Haupteintheilung der Fische, welche die Russen machen, ist die in „rothe" und „weiße Fische." „Rothe Fische" nennen sie alle die großen schönen Störarten, die im schwarzen Meere und in seinen Flüssen so häufig sind, den Hausen, den Sterlet, auch den Wels u. s. w.; „weiße Fische" aber

mehre kleinere eßbare Fiſche, Häringe, Makrelen, Barſche, Sander, Karpfen u. ſ. w. Dazu kommen dann noch eine Menge anderer Fiſche, die weder in die eine, noch in die andere Klaſſe gehören: der Delphin, der Hai, der Rochen u. ſ. w.

Der wichtigſte von allen dieſen Fiſchen iſt die Makrele, welche die Ruſſen „Skumbria" nennen. Sie kommt gewöhnlich in großen Zügen und giebt den Fiſchern tägliches Brod und zuweilen auch, wenn ſie recht glücklich ſind, Reichthum. Dieſe Skumbrias, ſchöne, äußerſt elegante und mit Stahlblau ſehr anmuthig gezeichnete Fiſche, ſteigen im Frühlinge aus dem Meere auf, einen anderen kleinen Fiſch, „Kapſa" genannt, verfolgend und ihrerſeits wieder von dem größeren „Palamida" verfolgt. Wenn der Winter ſchwach war und der Frühling früh eintrat, ſo ſind dieſe Fiſche nicht viel werth. Je ſtärker der Winter war, in deſto dichteren Maſſen kommen ſie, und deſto vollkommener und fetter iſt auch jeder einzelne Fiſch. Die Fiſcher erklären dieß ſo: Bei gelindem Winter ſchwimmen die Makrelen überall herum, Nahrung ſuchend, zerſplittern ſich in eine Menge kleiner Parteien und werden dabei mager, bei harter Kälte aber ziehen ſie ſich mehr in die Tiefe des Meeres zurück und bewegen ſich in kleineren Räumen, und da ihr Futter, die Kapſa, auch daſſelbe thut, ſo haben ſie dort in der Tiefe auch Nahrung genug und Ruhe und Gelegenheit, ſich zu mäſten. Immer jedoch ſind ſie im Anfange des Sommers bei Weitem nicht ſo fett als im Herbſte, wo ſie ſich in den Baien und Buchten gemäſtet haben und dann mit fingerdickem Specke auf dem Rücken hervorkommen. Im Herbſte kehren ſie oft plötzlich, wie von paniſchem Schrecken ergriffen, in ungeheueren Haufen, die wie ein Sturm daher brauſen, zurück. Wenn dann die Fiſcher recht aufpaſſen, ſo bringen ſie oft einige Hunderttauſende mit einem Zuge auf's Trockene. Ein ſolcher plötzlicher Rückzug der Fiſche bedeutet den nahenden Winter, und man kann dann immer mit Sicherheit zwei Tage nachher die erſte einfallende Kälte vermuthen. — Jedoch hat in der Bucht von Odeſſa die Menge der Skumbria ſehr abgenommen, theils weil die Stadt ſelbſt für ihren Markt natürlich mehr fiſchen läßt als früher, theils weil die große Schifffahrt in dieſem Meerestheile die Fiſche verſcheucht.

Was ſie bis zum Juni fangen, iſt unbedeutend und wird gleich friſch auf den Märkten verkauft. Mit dem Anfange des Juni aber melden ſich die Fiſche in ſo großen Schaaren, daß die Umgegend nicht mehr Alles aufſpeiſen kann, und nun beginnt das Einſalzen für's Innere. Da die Makrelen äußerſt zarte Fiſche ſind und im Sommer in wenigen Stunden verderben, ſo haben die Leute bei'm Einſalzen ein möglichſt kurzes Verfahren erſonnen. Sie ſparen ſogar das Aufſchneiden der Fiſche und fahren blos durch die Kiemen-Oeffnung mit dem krummen Finger in den Leib, deſſen ganzen Inhalt ſie

dann vorn mit einem Rucke herausziehen. Natürlich muß ſich Einer darauf verſtehen, wenn der Fiſch rein ausgenommen werden ſoll. Die, welche es nicht geſchickt machen, verwunden ſich auch leicht die Finger dabei. Die Eingeübten aber machen es ſo raſch, wie unſere jungen Bürgerstöchter das Erbſenaushülſen. Der Fiſch iſt nach ſeinem Tode ſo empfindlich und ſtürzt ſich ſo raſch ſeinem Verderben entgegen, beſonders bei Sonnenſchein, daß ſie Sonnenſchein in der Regel ganz zu vermeiden ſuchen. Sie ziehen daher wo möglich erſt am Abende das Netz und ſalzen die Nacht hindurch ein. Die Fiſche werden in großen Haufen an dem Ufer aufgeworfen, daneben werden Körbe geſetzt, und neben dieſe — Tonnen. Schnell machen ſich einige Ausweiber über die Haufen her, überliefern die Fiſche den Körben, mit denen ſie zum Auswaſchen in's Meer getaucht werden, und befördern ſie dann an die Einſalzer bei den Tonnen. Dieſe ſtreuen alsdann die Tonnen mit Salz aus und legen die Fiſche einander parallel in der Stellung, in welcher ſie im Meere ſchwimmen, ſchichtenweiſe ein, jedoch ſo, daß die der oberen Schicht jedes Mal die der zunächſt unteren mit ihrer Richtung kreuzen. Die Fäſſer bleiben dann ſo ein paar Tage im Schatten ſtehen, und es ſammelt ſich oben eine dicke Fettſauce, welche ſie abſchöpfen und in eigenen Gefäßen zum beſonderen Verkaufe ſammeln. Die Fiſcher ſagen, das „Salz heiße dem Fiſche das grobe Fett" heraus, das feine, ſchmackhafte bleibe darin. Eine eigene Erſcheinung dabei iſt noch die, daß das Salz zuweilen nicht faßt, oder daß, wie die Fiſcher ſagen, „die Makrelen das Salz verzehren." Sie bleiben dann faſt völlig ungeſalzen, und das Salz verſchwindet Gott weiß durch welchen Proceß. Dann müſſen ſie Alles noch ein Mal umſalzen. Iſt das dicke Fett abgeſchöpft, ſo wird Alles noch mit einer groben Salzſchicht bedeckt und geſchloſſen. Die Fäſſer werden in der Hütte aufgeſtapelt, bis dann im Herbſte die Juden aus Polen, die Steppenkrüger und Fiſchhändler kommen, ihre Wintervorräthe einzukaufen. Von den Septemberfiſchen koſtet das Tauſend 40 bis 50 Rubel, von den anderen 15 bis 20 Rubel. Eine Tonne hält 1000 bis 2000 Fiſche. Dieſe Makrelen werden bis nach Volhynien hinein, bis in die Mitte des Continents verfahren, wo ihnen von der Oſtſee andere Salzfiſche entgegenkommen und die Gränze ihrer Verbreitung beſtimmen. Sie ſind der gewöhnliche Imbiß aller Leute dieſer Gegenden zum Branntwein.

Die Leute verwechſeln dieſe „Skumbria" auch wohl mit den „Häringen." Doch kommt der eigentliche „Häring des ſchwarzen Meeres" in großen Zügen nur bis zur Donau-Mündung, wo er von den dortigen Fiſchereien auf dieſelbe Weiſe präparirt wird. Vielleicht, daß die große Maſſe ſüßen Waſſers, die aus der Donau hervordringt, ihn nicht weiter gehen läßt. Dieſe Häringe ſind aber im Vergleiche zu den holländiſchen um ſo Vieles kleiner, als die ſchwediſchen größer.

Nach den Makrelen und Häringen gehören die Steinbutten (Kambal), die in den Nordseeländern theuer bezahlt werden, zu den gemeinsten Fischen. Obgleich sie hier dasselbe Fleischgewebe haben wie in der Nordsee, so schmecken sie doch nicht halb so gut, weil sie so billig sind und ihre schielenden Physiognomieen Einen auf jedem Fischmarkte zu Hunderten angrinsen. Die Fischverkäufer in Südrußland schmücken gewöhnlich ihre Fischbuden mit ein paar solchen ausgetrockneten Steinbuttfratzen des schwarzen Meeres, als Aushängeschilden, da sie wissen, wie sehr überall den Menschen das Sonderbare und Barocke reizt.

Die Häringe und Makrelen sind nicht nur das tägliche Brod der Menschen in diesen Gegenden, sondern auch in der See macht fast Alles auf sie Jagd, was sie bezwingen kann, insbesondere die Delphine, die Haifische und die Palamidas, und dafür gehen diese Jäger denn auch häufig sammt ihrer Beute in's Netz.

Der Haifisch des schwarzen Meeres ist weder sehr groß noch böse, die größten sind nur eine Klafter lang. Sein Fleisch hat für unseren Gaumen einen widerlichen Geschmack, doch essen ihn die Griechen gern. Sie stellen ihm auch besonders seines rauhen Felles wegen nach, das die Polirer und Tischler benutzen. Gelegentlich fangen sie ihn in Netzen, absichtlich aber an kupfernen Haken, an die sie Makrelen als Lockspeise befestigen. Die Schnur der Haken ist mit einem Kupferdrahte durchzogen, damit sie der Hai im Todeskrampfe nicht abbeiße. Sie wird von einem Korkholze oben erhalten und unten an einem Steine auf dem Meeresgrunde befestigt. Man fängt so oft in einer Nacht 12 bis 20 Haifische. Das Fett des Haies wird den Pferden in den Steppen als Medicin eingegeben. Die Russen nennen ihn „Ssaback" (Hund), und in der That hat er etwas durchaus Hündisches in seinem Wesen.

Ueberhaupt haben die Russen sehr viel Gabe, das Eigenthümliche äußerer Erscheinungen gleich richtig und bestimmt aufzufassen und dieß in dem beigelegten Namen anzudeuten. Den Delphin nennen sie „Swinja" (Schwein), und wenn ein Delphin mit seinem gebogenen Rücken auftaucht und, sich drehend, kopfüber purzelt, sieht es wirklich nicht anders aus, als wenn ein Schwein mit den Wellen ringe. Früher waren die Delphine so häufig in dem Meerbusen von Odessa, daß bei schönem Wetter das Meer davon oft wie punctirt erschien. Die lebhafte Schifffahrt verjagte auch sie hier mehr und mehr. Die Delphine sind die größten Fische des schwarzen Meeres, oft bis zu zwei Klaftern lang.

Die delikatesten Fische des Pontus und die kostbarsten sind der „Kephal" (der Kopf), der „Pätuch" (der Hahn), und der „Lufar." Der

zweite iſt köſtlicher als der erſte, und der letzte der ſeltenſte von allen. Sie waren alle drei auch ſchon bei den alten Griechen berühmt und beliebt, wie bei den Genueſern und wie bei allen Völkern, die einmal Herren der ſchwarzen Meeres-Fiſchereien waren. Man ſagt wohl, die Geſchmäcke ſind verſchieden, aber ſie bleiben ſich doch auch wieder in ganzen Jahrhunderten bedeutend gleich. Warum der Kephal ſo heißt, begreife ich nicht. Er hat allerdings einen Kopf, allein durchaus keinen ſo beſonders überwiegenden, eher einen kleinen. Der Hahn hat ſeinen Namen von ſeinen prachtvoll mit Roth, Gelb und Blau bemalten, großen Bruſtfloſſen, die er im Schwimmen ausbreitet wie einen Pfauenſchweif. Ob er ſich auch wohl etwas darauf einbildet und damit coquettirt, wie der Pfau dieß zu thun ſcheint? —

Wenn die Fiſcher des ſchwarzen Meeres ihre Netze an's Land ziehen, ſo nehmen ſie vor allen Dingen einen Stock zur Hand und tödten damit einen gewiſſen kleinen Fiſch, den ſie „Dracon“ (den Drachen) nennen und der ſich häufig in ihren Netzen findet, weil ſie ſich vor den Stacheln ſeiner Floſſen fürchten. Dieſe ſind ſo ſpitz wie engliſche Nähnadeln, und ihr Stich veranlaßt eine gefährliche Geſchwulſt, weil ſie, wie die Fiſcher ſagen, hohl ſind und ein arges Gift bergen.

Daß die „Drachen“ giftig ſind, iſt natürlich, aber daß die „Nadeln“ nicht ſtechen, von denen das ſchwarze Meer ſo voll iſt wie eine Nadelbüchſe, iſt ſonderbar. Es giebt die verſchiedenſten Arten von „Meernadeln“, im Pontus, kleine feine, wie engliſche Nähnadeln, und große dicke wie Aale oder Stopfnadeln, mit denen die Nereiden vielleicht ihre Strümpfe ſtopfen. Sie ſind ſo ſchlank, lang und ſpitz, daß ſie als Nadel und Zwirn zu gleicher Zeit dienen könnten. Neben allen dieſen „Nadeln“, „Schweinen“, „Pferden“, „Köpfen“, „Hunden“ und „Pfauenſchwänzen“ ſchwimmt ſogar auch noch lebendiges Gold umher. Jedoch wird auch im Meere das Gold ſeltener. Denn der „Barbun“, ſo nennen die Ruſſen den „Goldfiſch“, der ſonſt in Odeſſa zu ganzen Kübeln verkauft wurde, kommt jetzt nur noch ſelten in die Netze.

Zu den wunderbarſten Fiſchen des ſchwarzen Meeres gehören noch eine Art von „Cyprinus“, von den Ruſſen „Platwa“ genannt, und eine Art von „Meergründel“, ruſſiſch „Bitschki“; jener deswegen, weil ſein Genuß alle Mal das Fieber erzeugt, weßhalb auch ſein Verkauf polizeilich verboten iſt, dieſer aber wegen einer allerliebſten Kunſtfertigkeit, die bei ihm ein weit gebildeteres Gemüth beurkundet, als ſonſt bei den Fiſchen gefunden wird. Er baut nämlich für ſeine Jungen, wie die Vögel, ein förmliches Neſt. Weibchen und Männchen ſchleppen Schilfhalme und weiches Seegras in kleine Höhlen am Ufer zuſammen; das Weibchen legt ſeine Eier nicht blos hinein, ſondern bewacht ſie auch ſorgfältig, wie ein brütender Vogel. Wenn die Jungen aus-

schlüpfen, so bleiben sie noch lange mit der Mutter im Neste oder in seiner Nähe, bis sie endlich groß genug sind, auf eigenen Flossen das Weite zu suchen. Wie zart und hübsch bei Fischen, die doch sonst so tief unter den Vögeln stehen! Dieser Fisch hat auch noch die Eigenthümlichkeit, daß er sogleich, wie er aus dem Meere gezogen wird, die Farbe verändert und zwar nicht zu seinem Nachtheile verbleicht oder verschießt, sondern zur Verschönerung sich schattirt und schmückt. Im Meere ist er nämlich einfach dunkelgrün, fast schwarz, am Lande aber läuft das Pigment sogleich in eine Menge kleiner, bunt sich kreuzender Adern und Strichelchen zusammen, die seine Haut im Tode verschönern.

Die Fischer, welche uns aufnahmen, sagten, daß dieß Jahr trotz des starken Winters eines der schlechtesten wäre, das sie seit lange gehabt. Wenn es nicht im Herbste besser würde, so würden sie bei ihrer Fischerei stark zusetzen müssen. Dennoch waren diese armen Kerle alle so froh und launig, so voll witziger Einfälle und Erzählungen, daß ich den Pinsel eines Ostade oder Vernet handhaben müßte, um die vergnügte Soirée hier auf der sandigen Dniestr-Nehrung zu malen, an der wir damals Theil nahmen. Uebrigens kam mir in jener Fischerhütte die merkwürdigste Physiognomie vor, welche ich je in meinem Leben gesehen habe, und die ich nur deswegen erwähnen will, weil man unter den Russen häufig etwas Aehnliches, ich glaube aber, nie etwas Gleiches findet. Es war ein ganz alter, weißhaariger Russe, der in der Fischerhütte den Diener und Wasserträger der Anderen spielte, und bei dessen Anblick ich inne wurde, wie sehr ich mich früher getäuscht hatte, als ich glaubte, daß die Maler sich Uebertreibungen hingeben, wenn sie auf ihren Bildern die Fluß- und Meergötter zuweilen mit so rohen, wilden, behaarten und beschilften Physiognomieen darstellen; denn jener Wasserträger übertraf noch Alles, was ich je auf einem Gemälde von Rubens an plumpen Wald-, Fluß- und Schilfgottheiten, an dicker Fleischmasse, an starker Behaarung u. s. w. gesehen hatte. Wechselsweise kamen mir dabei die Gesichter der Ruben'schen Bauern auf der Münchener Galerie, in dem Augenblicke, wo sie in Frösche verwandelt werden, oder die Gestalten von Faunen, so animalisch, wie sie jemals dargestellt wurden, vor die Seele. Bald glaubte ich den leibhaftigen Caliban aus Shakespeare's Sturm vor mir zu sehen, bald nur einen als Mensch maskirten und auf zwei Beinen wandelnden Delphin. Die Nase war so feurig roth und dick aufgeschwollen wie das Maul eines Ochsen, die Augen lagen so tief in ihren Höhlen wie Hamster, die Augenbrauen, von denen dieses Wesen gutmüthig genug war mich ein genaues Maß nehmen zu lassen, überschatteten sie in einer struppigen Länge von zwei Zoll. Der weiße Bart hing in einem vollen Schweife sonder Gleichen

1½ Ellen lang auf die behaarte Brust herab *), und dabei fing er dicht unter den Augen auf dem Backenknochen an. Selbst die Nase war mit langen Borsten besetzt, wie ein mit einzelnen Tannen bepflanzter Hügel, und die Ohren waren aus dem Inneren heraus dermaßen bewollt, wie Ziegenohren. Ich übertreibe um kein Haar und gebe nur mit schwachen Zügen das erstaunlich Markirte, was ich fand. Solche Physiognomieen, die dem Reisenden hier und da aufstoßen, sind ihm zuweilen viel interessanter als alle hochberühmten Merkwürdigkeiten der Länder, die er durchreis't, und leider gerade sind sie es, von denen man Anderen in der Regel am Wenigsten wiedererzählen kann. Ich bedauerte sehr, kein Maler zu sein, um diesen Mann auf's Papier zu tragen und ihn bei irgend einer Darstellung von Neptun anzubringen, als Tritonsbläser neben seinem Wagen herziehend. — Tröstend und angenehm war es mir indeß dabei, daß die Fischer von diesem Caliban sagten: „prekrasni tschelowek“ (es ist ein prächtiger Kerl), und er dient uns den ganzen Tag still, ohne ein Wort zu verlieren.

Leider kann ich nicht sagen, daß wir die Nacht in romantischem Mondscheine schliefen. Es war nur der Schein der kleinen Lampe des Heiligenbildes, der unsere Hütte erhellte. Denn draußen war ein finsteres und stürmisches Wetter, und da es am anderen Morgen noch eben so war, so gingen die Fischer gar nicht in See, und wir machten, daß wir noch zu rechter Mittagszeit nach Lustdorf zurückkamen. Unterwegs in der Steppe fesselte uns nichts, denn ist schon bei heller Sonne wenig darin zu sehen, so ist es im Regenwetter mit aller Landschaft gar aus.

Meine letzten Tage in Lustdorf vergingen mir alsdann unter allerlei gemischtem Umgang mit Kolonisten, Zigeunern, Schaf- und Pferdehirten, und auf der anderen Seite mit gebildeten Liefländern auf eine Weise, die ich in der Wirklichkeit vielleicht viel interessanter, angenehmer und lehrreicher fand, als sie der Leser in meiner Beschreibung finden würde. Da ich aber doch allmälig merkte, daß mir nach und nach die Quellen neuer Anschauungen und die Brunnen neuer Belehrung kärglicher zu fließen anfingen, so begann ich auf ein neues Land zu denken, packte meinen Schreibtisch ab, nahm von meinem trefflichen Schulzen Abschied, wünschte meiner Bäbele, daß ihr Feuerkopf ihr das Leben süß machen möchte, und verließ diese guten Leute, um mir das alte Taurien etwas anzusehen.

*) Die Kleinrussen rasiren sich nur ungefähr bis zu ihrem sechszigsten Jahre, wenn die Haare anfangen weiß zu werden. Dann aber lassen sie sich in ihrem Gesichte wachsen, was und wo es wachsen will, und die Haare scheinen dann nachholen zu wollen, um was sie früher gekürzt wurden.

Die Krim.

„Es ſäuſeln die Winde,
„Es rührt ſich der Schiffer
„Geſchwinde, geſchwinde!
„Es theilt ſich die Welle,
„Es naht ſich die Ferne;
„Schon ſeh' ich das Land!"

Fahrt auf dem Pontus.

„Di — di — di — dites-moi, est ce qu'il n'y a personne, qui parle „ici le français?" — „Oui Monsieur, c'est moi, qui —" „Mo — mo „— mo — Monsieur, on ne me veut pas accepter!" — „Mais où, „Monsieur?" — „Au ba-ba — bateau à vapeur!"

Die Polen ſcheinen alle nicht mehr ſo ſchlanke Redner zu ſein, wie damals, wo ſie die Familie Romanow entthronten. Es war ein junger Pole, der am ſchönen Odeſſaer Boulevard in die Canzlei des Grafen T...., des Gouverneurs dieſer Stadt, ſtürzte. Die Polizei Peter's des Großen, des ſo getauften Dampfſchiffs nämlich, das zwiſchen Odeſſa und der Krim fährt, hatte ihn nicht zulaſſen wollen, weil ſie etwas an ſeinem Paſſe auszuſetzen fand. Daſſelbe war bei mir der Fall, und wir ſtanden nun wie auf Kohlen in beſagter Canzlei, den ſorgenvollen Blick auf die Cabinetsthür des Gouverneurs geheftet und ſeinen Ausgang, wie der Sonne Aufgang, erwartend. Unſer Platz auf dem Dampfſchiffe war bezahlt, unſere Effecten an Bord. Draußen am Ufer brauſ'ten ſchon ungeduldig die wilden Dampfroſſe, und unſere Uhren in der Taſche pickten bereits an dem letzten Viertel der zwölften Stunde, mit deren Ende der Peter unweigerlich in's Meer ſtechen wollte. Die geprieſene Krim lag wie das gelobte Land vor uns, das wir ſchon ſo lange geſucht hatten, und ſie ſollte uns nun noch, da wir ſie ſchon ſicher zu faſſen glaubten, verloren gehen? Das Antichambriren iſt überhaupt nur ein Lieblingsgeſchäft der Hofleute. Aber unter ſolchen Umſtänden, wo der Verluſt eines ganzen gelobten Landes bevorſteht, iſt es eine Tantalusqual. Endlich

erschien doch noch unser Retter, der gütige Graf, und fügte unseren Pässen einen kleinen Zauberspruch hinzu, der uns denn auch noch eben zur rechten Zeit zu Cajüten-Passagieren des Dampfschiffs machte und uns den Reisegefährten Peter's des Großen beigesellte.

Gemeinsames Unglück ist die Mutter der Freundschaft, und getheiltes Glück bekräftigt sie. Ich freute mich daher nicht wenig, für die Tatarei einen doppelt mir verbundenen Freund gefunden zu haben. Wir fanden das Deck so voll von geputzten Herren und Damen, wie ein Londoner Drawingroom bei einer Rout. Wir begriffen gar nicht, wo das Alles Platz finden wollte zum Essen, Schlafen und Seekrankseín, als uns die ertönende Glocke der Abfahrt Aufschluß gab. Denn die Schiffspassagiere machten mit dem Ende den Anfang und nahmen Abschied von einander. Alle die Eleganten waren nur begleitende Freunde gewesen, die nun auf den Hafenquai zurücktraten. Es sonderte sich das Wahre vom Falschen, und die ächten Schiffspassagiere blieben in ihren einfachen Reisekleidern zurück, und als solche zeigten sich ein paar polnische Damen, ein ehemaliger Gouverneur einer russischen Provinz, Geheimerath und Senateur mit seiner Familie, deren Lehrer, Gouvernante und was sonst dazu gehört, ein paar russische Offiziere und noch mehre Nebenpersonen, zu denen auch wir und ein paar Engländer gehörten. Der Peter drehte sich noch eine geraume Zeit im Hafen an seinem Anker herum, und vieles Verspätete kam noch in kleinen Booten nachgeflogen, bis denn endlich die Ladung vollständig war und wir Angesichts der Stadt Odessa in's Meer stachen.

Der Marschall Marmont, den wir auch bei uns hatten, in schwarzer und weißer Uniform, nämlich gedruckt, lobpreist in seiner Reisebeschreibung mit vielem Redeaufwande die Lage von Odessa und den Anblick, den es vom Meere aus gewährt. Wir verstanden nichts von seinen Phrasen. Denn wir begriffen nicht, wie man von dem Anblick einer Stadt sprechen kann, wo sich nur eine einzige Reihe von Häusern zeigt. Freilich gewährt Odessa mehr als Riga, das sich ganz zwischen wogenden Sandhügeln verliert, auch mehr als Petersburg, welches im Sumpfe steckt, aus dem es erst herauswächst, wenn man mitten darin ist, auch sonst mehr als irgend eine russische Hafenstadt, Sewastopol und Reval ausgenommen. Allein dennoch scheint es nicht den geringsten Anspruch darauf zu machen, einen vielgereis'ten Marschall von Frankreich in Begeisterung zu setzen. Die Steppe ist freilich hoch, aber platt wie der Tisch, auf dem oben die Stadt in völliger Ebene liegt. Die Ufer sind schroff, kahl, baumlos und unbebaut, dabei ziemlich geradlinig und durch keine einschneidende Thäler oder Baien unterbrochen, die einen Blick in das Innere der Stadt gestatteten. Es fehlt also vor allen Dingen der Stadt Odessa an der Hauptbedingung zur Darstellung eines guten Gemäldes, näm-

lich am Vorhandensein. Denn das Gemälde, das der Beschauer nicht sieht, ist für ihn so gut als nicht vorhanden. Das Einzige, was man auf dem Meere von Odessa erblickt, ist die hübsche Reihe eleganter Häuser des Boulevards, die einförmigen Gebäude der Quarantäne und das hohe Ufer des Steppenplateaus. Von einer Einfassung und Umgebung der Stadt ist natürlich auch nicht die Rede, weder durch Berge, noch durch Bäume. Wir ließen sie daher ohne Bedauern im Rücken und schossen freudig in die wogende See hinaus, auf der sich die Morgennebel zerstreut hatten und die freundlichsten Sonnenstrahlen lachten.

Das Wetter war das schönste von der Welt, und Reiselust und Speiselust vereinigte bald Alles auf dem Deck zu einer angenehmen Mahlzeit, die wir, von den Haien und Delphinen beneidet, verzehrten. Die Fahrt von Odessa nach der Krim ist nämlich zum Vortheil des Speisewirths gerade auf zwei Mittagsmahlzeiten berechnet. Kurz vor Mittag fährt man ab, und den anderen Tag einige Stunden nach Mittag kommt man an. Die Leute verdienen gutes Geld dabei. Denn es wird auch jedes Couvert bezahlt, welches man nicht benutzt, dagegen aber nicht den Passagieren, wie auf englischen Dampfschiffen, die Revange gegeben, auch hier und da Einiges zu fordern, was man nicht besonders bezahlt. Auch die Ueberfahrtspreise der russischen Dampfschiffe sind ungemein hoch. Von Odessa bis Jalta, einem kleinen Hafen auf der Südküste der Krim, kaum 45 Meilen zahlt man 60 Rubel (18 preuß. Thaler). Die Kapitäne dieser Dampfschiffe sind Engländer, die Mannschaft Russen. Kenner loben sie nicht sehr. Doch ist der Peter der Große das beßte und genügt gewiß den Ansprüchen eines Passagiers, der den Luxus und die Vollkommenheit eines Great-Western nicht kennt. Die Verbindungen Odessa's mit der Krim werden durch ein alle 14 Tage abgehendes Schiff unterhalten, das verschiedene Punkte der Krim berührt, bis in den tauriſchen Bosporus vordringt, dann ebenso wieder zurückkehrt und überall Waaren und Passagiere absetzt und einnimmt. Für die letzteren ist aber der Haupthafen Jalta, welches gerade in der Mitte der gepriesenen Südküste liegt.

Von allen Damen erhielt sich trotz der gelinden Schaukelungen nur eine aufrecht, die Schwester des ehemaligen Gouverneurs. Sie saß gesunden und blühenden Antlitzes, einen Strumpf strickend, wie eine Siegerin unter allen übrigen, die bereits mit gebrochenem Auge auf ihren respectiven Matratzen umherlagen und kaum noch so viel Stimme hatten, um von den Herren dieß und jenes zu verlangen. Ich beschäftigte mich mehr mit der Siegerin, hielt ihr — nicht den Lorbeerkranz — ihr Strickgarn, das sie abwickelte, und zwirnte mit ihr den ganzen Abend einen ganz angenehmen Faden der Conversation. Wie weit doch Civilisation und Thee jetzt gehen! Auf dem alten un-

gastlichen Pontus, mitten unter diesen wogenden Wellen und allen den unbekannten Ungethümen der Tiefe, Theegespräche über Das, was man in Paris und London denkt und thut.

Als endlich Alles sich niedergelegt hatte und ruhte, der Gouverneur, die Sonne, die Offiziere, die Siegerin, und nur die Sterne und die Wolken noch grelläugelten, nachtwandelte ich noch ein wenig auf dem Vordertheile des Schiffs, blickte in das Geflimmer des spritzenden Kielschaums, sah im Schiffsbauche die feurige Maschine unermüdlich und riesenkräftig arbeiten und hörte mit einem Worte nicht auf, mich unserer hübschen Reise, meines Daseins und der kühnen Erfindungen unserer Zeit zu freuen. Der Lehrer des Gouverneurs, ein Deutscher, war der Einzige, der diese herrliche Nacht mit mir theilte. Er hatte sonderbare Schicksale gehabt, wie die meisten Lehrer in Rußland. Eigentlich war er ein hannöver'scher Edelmann, war als Philhellene nach Griechenland und von da über Konstantinopel nach Rußland gegangen, wo er als Lehrer mehr Beute gemacht hatte denn in Griechenland als Offizier. Daher beabsichtigte er denn auch jetzt, sich in der Krim anzukaufen. Er erzählte mir viel von dem Bombardement von Missolonghi. Allein ich war doch am Ende zu müde und schlummerte mitten unter dem beßten Kanonendonnet sanft und ruhig ein.

Man sieht, von Odessa kommend, keineswegs den Anfang der krim'schen Küste zunächst, sondern vielmehr die Mitte, deren hohe Berge am anderen Tage im Nebel des dämmernden Morgens vor uns lagen. Der Sonnenball schwebte blutroth über den Kaukasus hervor, als wäre es die Sonne des russischen Kriegsgotts, der jene Völker blutig umbraut. Je höher sie von Osten herauftauchte und je näher wir von Westen heraneilten, desto mehr entwickelte sich das unbestimmte Gemälde der Krim, und der englische Kapitän nannte uns die einzelnen Spitzen. Endlich, endlich trat auch ganz am Fuße der Berge der herakleotische Chersones *) hervor, und auf seiner äußersten niedrigen Spitze der Leuchtthurm, den die Russen dort erbaut haben. Vom alten Cherson blickt nichts herüber das, als was die schaffende Phantasie sich denkt. Denn seine Ruinen liegen allzusehr darnieder, und von allen Millionen Furchen, die seine Schiffe einst hier zogen, hat das Meer nicht eine Spur bewahrt. Das Meer ist so unhistorisch als möglich. Es mögen die wunderbarsten Dinge auf ihm passiren, es bleibt doch nicht die geringste Spur davon zurück, deren sich die Einbildungskraft bemächtigen könnte, um sich die Ereignisse zu vergegenwärtigen. Aber freilich thun die Menschen auch nichts dazu. Könnte man denn nicht auch auf den Schlachtfeldern und anderen be-

*) Chersonesus Trachea.

rühmten Puncten des Meeres Monumente erbauen, wie auf denen des Landes? Es ist sonderbar, daß dieß nie versucht worden ist. Wie ergreifend würde sich ein solches Monument mitten auf den Wogen ausnehmen! Etwa z. B. auf einer vor Anker gelegten Tonne oder einem Flosse ein hoher Mastbaum oder eine columna rostrata, verziert mit den Flaggen der kämpfenden Nationen.

Der Chersonesus Trachea ist ein vollkommen flaches Land, das sich nach seiner Spitze zu gegen Westen hin sehr allmählig wie eine schwach geneigte Tafel bis zum Niveau des Meeres herabneigt. Erst bei Balaklawa fängt das hohe Bergufer an. Die Zugvögel, die von Kleinasien im Frühlinge herüberkommen, ziehen von dort aus auf die Krim, weil dieß die kürzeste Ueberfahrt über den Pontus ist. Sie stoßen im Süden der Krim auf ein hohes Gebirge, welches sie umgehen. Ein Theil zieht nach Osten herum und gelangt durch die Defileen und tiefen Querthäler, die in der Mitte bei'm Tschatir Dagh das Gebirge durchbrechen, in die Steppen, der andere Theil aber geht nach Westen über den niedrigen Chersones herum. Ihr Andrang ist hier im Frühlinge sehr groß, und sie beleben dann dieß sonst so todte und öde Tafelland ungemein. Das einsame Licht des Leuchtthurms mag auch viele heranziehen, wenn sie müde über das Meer hinflüchten, denn es ist immer von ihnen umflattert. Wie zuweilen auf die Schiffe, so fallen auch auf ihn die matten Kraniche nieder oder stürmen auch geradezu mit ihren langen Schnäbeln durch die Fensterscheiben hindurch zu den Lampen hinan, so daß dieser Leuchtthurm wegen der vielen von den Zugvögeln zerbrochenen Fensterscheiben einer der kostspieligsten wird.

Die Fahrt geht sehr nahe an ihm vorbei und dann immer dicht an der Küste der Krim hin. Doch wurde uns der Genuß derselben etwas verleidet. Kaum hatten wir die Spitze des Chersones umsteuert, so ließ der Kapitän die Hülfssegel einreffen, und die Spitzen der Mastbäume abnehmen. Denn es erhob sich ein gewaltiger Wind, der sich sehr rasch in einen völligen Sturm verwandelte. An allen Vorgebirgen und Landspitzen sind die Winde, wie an den Straßenecken der Häuser immer stärker. Die See ging ungemein hoch, und die Wellen schlugen beständig über das Vordertheil des Schiffs herüber. Es war ein sogenannter weißer Sturm. Der Himmel war blau und die Sonne heiter. Diese weißen Stürme sind mir im Grunde des Herzens zuwider, wie die weißen Neger. Sie sind so unästhetisch wie eine Physiognomie, die auf der einen Seite eine freundliche, auf der anderen eine sauertöpfische Miene macht. Ein Sturm muß schwarz wie ein Mohr sein und auf donnernden Wolken einherfahren. Wenn man den Wolkenflug dabei sieht, so weiß man doch, warum es stürmt. Aber so ein süßsauerer Sturm bei la-

chendem Blau verdirbt in den unteren Regionen allen Genuß und giebt dafür oben nichts, was die Phantasie unterhält.

Der weiße Sturm nun warf fast Alles noch Seegesunde zu Boden, auch die Kühne Strumpfstrickerin von gestern Abend, auch meinen stotternden Polen, auch den philhellenischen Pädagogen und vor Allen auch mich. Theils um meine erbärmliche Physiognomie den Anderen zu entziehen, theils aber auch um meine Wißbegierde, die einzige Leidenschaft, die auch selbst im Todesschiffbruche bei mir noch siegend bis zum letzten Augenblicke oben flattern wird, zu befriedigen, hing ich meinen schwachen Leib über die Brustwehr des Mitteldecks und blieb den ganzen Tag, an dem wir mit dem Sturme kämpften, in dieser Lage. Ein Deutscher, welcher Gärtner auf einem Gute des Kaisers an der Südküste war, lag bei mir und deutete mir die Bilder, die an uns vorüberflogen.

Die Südküste (russisch „juschnoi bereg") ist ein aus dem ganzen übrigen Verbande der tauriſchen Halbinsel ganz und gar gesondertes Glied, das für sich ein eigenthümliches Ganze bildet, in Bezug sowohl auf die klimatischen als auf die Populationsverhältnisse. Die Berge der Krim steigen von Norden her nach Süden hin allmälig auf, fallen aber dann gegen das Meer plötzlich und schnell hinab, so daß also die höchsten Erhebungen alle dicht an die Küste kommen. Die geneigte Fläche nun vom niedrigen Ufersande bis zum hohen Rande der Berge kommt dadurch in ganz eigenthümliche Verhältnisse. Sie ist gegen alle rauhen Einflüsse von Norden her geschützt und liegt dagegen allen milden Winden, die von Süden über's Meer herauwehen, offen. Sie hat aus dieser Ursache ein besonders mildes Klima, welches das Gedeihen des Weins, der Oliven, des Lorbeers, der Granaten, der Cypressen, kurz aller der Pflanzen des mittelitalischen Himmelstrichs erlaubt. Diese Verhältnisse haben daher auch diesen südlichen Küstenstrich von jeher zum Schauplatze eines besonders thätigen Anbaues gemacht und vor Allem immer die Fremden gelockt, so früher die Griechen und Genueser, so jetzt die Russen. Die schroffen Bergmauern mit ihren bis 4000 Fuß hohen Felsenspitzen und langen begras'ten Erhebungsrücken schieden immer die Bevölkerung der Südküste scharf ab von der des Inneren, und während auf der Südküste Griechen, Italiener, Türken und Russen siedelten und sich mit der dortigen Bevölkerung mischten, trieben oben die Urstämme des Inneren ihre Herden bis nahe an den Rand des Gebirges hinan. Die Südküste trennte sich so immer als besonderes geographisches Glied von der übrigen Krim, unter eigenem Namen und eigener Herrschaft. Gewöhnlich wurde sie von Cembalo oder Cherson aus beherrscht, während das Innere bis zum Rande der Berge unter Gothen, Alanen, Tataren u. s. w. stand. Die Griechen nannten sie „Kastra," oder auch „ta kastra tohn klimatohn." Jetzt sagen die Russen

einfach „die Südküste.“ Doch hat das Wort einen ganz besonderen Gebrauch, der deutlich zeigt, wie genau auch die Russen die eigenthümlichen Verhältnisse dieses Landstrichs in's Auge gefaßt haben. Man spricht immer „jusch-„noi bereg,“ als wolle man damit ein ganz apartes Land bezeichnen. So sagt man z. B. im Inneren Rußlands, in Moskau, der Ukraine u. s. w.: „diese Weine sind von der Südküste,“ ohne näher zu bezeichnen, daß man die krim'sche Südküste meine. Der Name ist nur auf einen sehr engen Raum beschränkt. Denn während man bei einem geographischen Ueberblicke der Krim, das ganze Ufer von Balaklawa bis zum Bosphorus Südküste nennen würde, wird von den Russen nur das kleine Stück von Balaklawa bis zum Defilee bei'm Tschatir-Dagh, bis Aluschta, damit bezeichnet. Nur dieß Stückchen hat alle die köstlichen Eigenschaften, die dem „juschnoi bereg“ zugeschrieben werden. Weiter nach Sudak, dem alten berühmten Soldaja des Marco Polo und nach Feodosia wird schon Alles nördlicher, die Berge niedriger und die Verhältnisse ganz anders.

Das Erste, was man, vom chersonitischen Pharus kommend, nach dem Vorüberstreichen einer langen öden Küste erblickt, ist gleich Etwas, was auch wohl einen Seekranken ermuntern kann. Das Andenken an die holde Iphigenie nämlich, die wohlthätige Retterin der fremden Gäste, begrüßt hier den Fremdling. Ein russisches Kloster des heiligen Gregorius hat sich gerade da in den Felsen eingenistet, wo früher der Tempel der Diana stand, in dem Iphigenie den Dienst der Priesterin versah. Das Vorgebirge, nach dessen Umsegelung man das Kloster entdeckt, ist das alte „Vorgebirge der Jungfrau“ (Parthenion) und auf ihm lag später der Tempel des Orestes (Oresteon). Ach welch' süße Erinnerungen aus der Jugendzeit! Wem sollte es einfallen, an der Wahrheit von dem Allen zu zweifeln! Darnach durchschneidet man die Bucht von Balaklawa, von dem nur die alten genuesischen Burgruinen sichtbar sind. Alsdann beginnen die hohen Berge und die gepriesene Südküste, die anfangs sehr wild ist und noch jetzt zuweilen durch nicht unbedeutende Bergstürze den Anbau an ihrem Abhange gefährdet. Im Großen und Ganzen genommen und aus der Ferne vom Schiffe aus betrachtet, ist der Anblick dieses Abhanges einförmig und nicht mit den Abhängen anderer Gebirgsmauern zu vergleichen, weder mit dem der Alpen nach Italien, noch auch mit dem der Pyrenäen nach Frankreich zu. Denn der Wall der krim'schen Berge ist dazu nicht großartig genug variirt und gebrochen, nicht mit bedeutenden Thälern und Schluchten und tief eindringenden Baien durchschnitten, nicht mit großen Waldmassen geschmückt, die grauen kahlen Felsenpartieen sind zu überwiegend. Im Winter freilich muß es anders sein, da dann noch die zierende Farbe des Schnees hinzukommt, der die Berge oben weiß randirt

und dem Felsengrau einen Theil seines Gebietes nimmt. So ist es im Ganzen und Großen, wodurch denn freilich nicht ausgeschlossen wird, daß nicht den Spaziergänger an der Küste, der Alles nahe und en détail sieht, viele einzelne Partieen entzücken könnten.

Es folgt Simeis, das Alupka des Grafen Woronzow, das Miskhor der Narischkins, das obere Oreanda des Grafen Witt, das untere Oreanda des Kaisers, das Livadia des Grafen Potocki, lauter in verschiedenem Geschmack gebaute Landhäuser, die unter Cypressen-, Wallnuß- und Maulbeerbäumen nisten, mit Weingärten umgeben, und endlich dann nach vielem Schaukeln und Leiden — die ersehnte Bai von Jalta selbst.

Jalta.

Unter diesen
Lorbeerbüschen,
Auf den Wiesen,
An den frischen
Wasserfällen
Unsres Lebens zu genießen.

Diese Bai macht die einzige Ausnahme von jener Einförmigkeit der Südküste im Großen. Denn sie zieht sich einigermaßen tief zurück und setzt sich dabei noch in's Innere des Landes durch zwei kleine reizende Thäler fort. In diesen Thälern und rund umher ist Alles stark bewaldet. Die Berge haben verschiedene Formen, die Thäler sind voll Anbau, tatarische, griechische Dörfer und Landhäuser ziehen sich bis tief in die Berge hinein, und ganz unten hart an der Meeresbrandung liegt der freundliche kleine Ort Jalta. Es ist entschieden der schönste Punct der Küste und dabei der einzige Platz, der schon von der Natur zur Anlage einer kleinen Stadt bestimmt war, die an allen übrigen Stellen der Küste unmöglich ist. Auch in alten Zeiten war daher hier schon ein Städtchen, das in allen barbarischen Perioden der Krim zerstört wurde und in den Jahrhunderten des blühenden Handels wieder auflebte unter den Namen Djalita, Jalita, Jalty, jetzt Jalta. Der Ort ist ganz mit Recht zur Hauptstation des Dampfschiffs und zum Centrum des ganzen Verkehrs der Südküste gemacht und daher auch im vorigen Sommer vom Grafen Woronzow zu dem Range einer Stadt erhoben worden. Es sind lauter neue Häuser, und das ganze Städtchen ist so appetitlich und dabei so klein und niedlich, daß man es einem Kinde am Weihnachtsabend zum Spielzeug schenken könnte. Drei Wirthshäuser, ein Zollhaus, ein paar hübsche Kaufläden, eine kleine Apotheke mit zwei Cypressen vor der Thür, vorn ein kleiner Quai, ein zwei Ellen langer Hafendamm und hinten sogar zwei Gäßchen, auf dem Berge ein Posthaus und ein Kirchlein. Voilà Jalta!

„Oui! voilà Ja — Ja — Ja — Jalta! C'est heureux! Mais quel „malheur, qu'on ne peut pas aborder tout près! O Dieu! je mourirai, en „passant le port", ſagte mein kranker polniſcher Freund. Wir erfuhren nämlich zu unſerem Verdruß, daß man mit dem Dampfſchiffe nicht bis nahe an's Ufer kommen könnte, weil eine hohe Bank den Hafen verbarricadirt. Da mußte man nun noch im Angeſichte des rettenden Landes eine ganze Weile vor Anker liegen, vom Sturme, dem ekelhaften weißen Neger, geſchaukelt, bis die kleinen Boote ankamen. Nun die Reißerei um die Boote, die Schlepperei der lieben Reiſeſiebenſachen, am Ende ſogar noch die Artigkeiten, die man, wie ein Betrunkener taumelnd, den Damen machen mußte, um ſie vor allen Dingen zuerſt zu erlöſen. Das war ein Leiden und eine Pein! Endlich bekamen wir doch auch ein Boot feſt. Unſere Effecten plumpten hinein und wir nach. Das Boot tanzte wie eine Meerjungfer im Oberon, und die Schiffer hatten kein Erbarmen, aber noch tauſenderlei Geſchäfte. Wir revoltirten endlich wie verzweifelnde Mohrenſklaven, ergriffen die Ruder ſelber und befahlen, an's Land zu fahren. Am Quai hörte man von allen Seiten her nur Verwünſchungen des Meeres, das uns dieſen Streich geſpielt, und Betheuerungen, ſich nie wieder Peter dem Großen anzuvertrauen. Die Einen beſchloſſen, ihre Equipage aus Odeſſa ſich nachkommen zu laſſen und durch die Steppen zurückzukehren. Die Anderen wollten ſogar lieber mit ruſſiſcher Extrapoſt ſich 5 Tage zu Lande herumſtoßen laſſen, um nur dieß eintägige Geſchaukel zu vermeiden. Ich war gleich neugierig, ob wir unſere Verſicherungen beſſer in Erfüllung bringen würden als der Horaziſche Schiffer.

Ich hatte auf dem Dampfſchiffe die Bekanntſchaft zweier jungen Ruſſen aus Petersburg gemacht, mit denen mich ein Zufall auch in daſſelbe Boot warf und ebenſo ein zweiter Zufall in daſſelbe Wirthshaus. Wir nahmen dieß für ein Zeichen des Schickſals, daß wir zuſammen bleiben ſollten, und da unſere Pläne ſo ziemlich übereinſtimmten und wir von beiden Seiten die Rundreiſe in der Krim in 8 Tagen abzumachen wünſchten, um mit dem vom tauriſchen Bosporus rückkehrenden „Peter dem Großen" wieder nach Odeſſa abzugehen, ſo aſſocirten wir uns zu dieſem Zwecke und beſchloſſen, am morgenden Tage mitſammen uns aufzumachen.

Ich für meinen Theil konnte aber mit der Tatarei nicht ſo lange warten, und nachdem wir uns ein Bißchen im Wirthshauſe eingerichtet hatten, ſchwang ich mich auf ein kleines Roß und begab mich auf die Tataren-Jagd. Freilich giebt's auch in Jalta Tataren. Allein mich trieb's, ſie in ihren Bergen ſelber aufzuſuchen. Ich ritt ſo weit in's Thal hinein, als ich konnte, voll Freude über das neue Land, das ich gefunden, und in der That, man bekommt durch alle Beſchreibungen der Reiſenden ſo ſchwache Vorſtellungen

von den Ländern, daß der Anblick der Wirklichkeit immer gerade so überraschend ist wie eine neue Entdeckung. Der Weg führte durch Obstgärten, in denen Quellen rieselten, durch hübsche Nußwälder und dann und wann durch einen kleinen Bergfluß hin, der mir hier und da in die Quere kam. Mit Freuden theilte ich an alle Männer, die mir begegneten, mein „Salem Aleikum“ aus, und mit Entzücken stieg ich ab, um einem kleinen Tatarenmädchen ihre schweren Reisbündel auf den Rücken heben zu helfen, die sie einen Berg hinan trug, und betastete mir dabei ihre Kleider. Die eleganten Landhäuser der russischen Generale und Fürsten ließ ich zur Seite liegen und eilte einem tatarischen Dörfchen zu, das sich an einem vorspringenden Berge höchst malerisch in einer Menge von Terrassen hinauftempelte. Die Moschee des Dorfs lag unten in Büschen und hohen Wallnußbäumen versteckt. Ich sah eine Menge alter Tataren und auch ein paar junge um sie herumsitzen und redete auf Russisch in den Haufen hinein, hoffend, daß irgendwo in einem Ohre meine Rede Feuer fangen würde. Ich hatte mich nicht geirrt. Ein junger hübscher Tatar trat hervor und fragte, was ich wünschte, er heiße Ismaël, und da ich ihn bat, er möchte mich in sein Dorf und insbesondere in sein Haus führen, hüpfte er gleich gefällig voran und zeigte mir den Weg. Diese aufmerksame Gefälligkeit habe ich später durchweg bei den Tataren wiedergefunden. Sie springen überall hülfreich herbei, wo sie sehen, daß es nöthig ist. So setzte ich mich später auf unserer Rundreise einmal auf das platte Dach einer Tatarenwohnung, auf dem mehre Leute arbeiteten. Meine Reisegefährten waren zurückgeblieben, und sie erwartend, las ich mir die Dornen, Blätter und Pflanzenstielchen ab, die bei'm Jagen durch die Gebüsche in den Kleidern stecken geblieben. Gleich trat einer von den Tataren herzu und half mir unter lauter freundlichen Pantomimen die Dornen ablesen, besah auch meine Hände und schüttelte mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „in den „Händen stecken dir doch keine Dornen?“ Ein ander Mal ritt ich unvorsichtig einen Berg ziemlich rasch hinan, ohne zu bemerken, daß ich gerade mit der Nase auf einen dicken Baumast zuritt, der mir ohne Zweifel äußerst unbarmherzig über's ganze Gesicht hingefahren wäre, wenn mich nicht ein vorübergehender Tatar bemerkt hätte, der noch gerade zur rechten Zeit meinem Pferde rasch in den Zügel griff. Er schüttelte bedenklich mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „das hätte schlimm werden können.“ Ich dankte ihm für die Erhaltung meiner Schönheit so freundlich, als ich es mit Pantomimen konnte. Tausend kleiner Aufmerksamkeiten hat man sich im Tatarenlande zu erfreuen, die aber gerade eben durch ihre Unbedeutenheit die Feinheit des Zartgefühls dieses Volks beurkunden.

„Derikoi“, so hieß das Dorf, das wir erklommen, ist sehr malerisch

gelegen, und ich fand später alle Tatarendörfer so. Die Häuser liegen zerstreut durcheinander, aber doch nicht in sehr weiten Entfernungen. Denn da ihre Dächer zum Theil die Stelle des Gehöftes vertreten, so ist nicht viel Platz um die Häuser herum nöthig. Sie sind alle sehr niedrig und stoßen auf der einen Seite mit dem Dache ganz in den Berg hinein, so daß man unmittelbar vom Wege auf das Dach hinauftritt. Dünne Baumstämme, als Säulen, tragen das hervortretende Dach. Glasfenster haben sie nicht und daher vor den Fensteröffnungen bloße Klappen. Das sieht freilich unfreundlich aus; es ist, als wenn die Augen fehlten. Nur zuweilen bohren sie ein Loch in die Wand und kleben eine Glasscherbe mit Lehm hinein.

Die Dächer sind sehr groß und völlig platt. Sie sind mit Erde und kleinen Steinchen beworfen, welche man mit einem eigenen Instrumente, einer Art von Walze, die immer oben auf dem Dache liegt, ebnet und befestigt. Bei jedem Hause stehen ein paar alte Feigen-, Maulbeer- und Wallnußbäume, lauter Gewächse, die vor den Obstbäumen unserer Dörfer den Vorzug haben, daß sie unvergleichlich viel malerischer sind, und vor den Eichen den, daß sie Frucht tragen, welche letztere Eigenschaft in den Augen eines so eßlustigen Wesens, wie der Mensch ist, einen eigenthümlichen Liebreiz über die Bäume verbreitet. Die Maulbeeren waren gerade reif, und als wir bei Ismaël's Hause anlangten, lud er mich gleich dazu ein, die Landesfrucht zu versuchen, die mir denn auch köstlich mundete, da sie hier zu einer besonderen Größe gedeiht. Welch Glück für die Kinder Deutschlands, daß diese großen Bäume mit der süßen Blutfrucht dort nicht wachsen! Sie würden alle Tage etwas auf die Finger bekommen für beschmuzte Hände und Flecke im Hemdskragen.

Vor dem Hause saß Ismaël's Schwester, deren Namen ich vergessen. Sie webte auf einem höchst einfachen Webstuhle an einer „Mamara" oder Binde, welche die Frauen um den Kopf wickeln. Sie zog sich gleich zurück, als wir kamen. Ich wollte ihr nachfolgen, um ein wenig das Innere des Hauses zu besehen. Allein das gab Ismaël nicht zu. Er sagte, es wäre ganz schmuzig und häßlich darin, er wollte mich aber in ein besseres Zimmer, in ihre Gaststube, führen, da wäre Alles fein, wenn nur sein Bruder käme, der hätte den Schlüssel dazu, und damit stieg er auf's Dach des Hauses und guckte auf allen Dächern herum, ob nicht sein Bruder auf einem säße. Die Dächer haben durch ihre Gestalt bei den Tataren natürlich eine ganz andere Bedeutung gewonnen als bei uns. Vor allen Dingen dienen sie als Trockenböden, und immer sieht man Wäsche, Früchte, Backwerk oder Korn auf ihnen zum Trocknen ausgebreitet. Alsdann vereinigen sich die Leute auf ihnen zu allerlei Arbeiten und Conversationen, und die Menschen machen sich daher in den tatarischen Dörfern Visiten auf dieselbe Weise, wie bei uns die Katzen.

Nichts iſt amüſanter, als von einem hochgelegenen Hauſe aus die verſchiedenen Gruppen auf den Dächern zu betrachten.

Ich fand natürlich in Ismaëls Dorfe, in dieſer ganz neuerdings erſt acquirirten Domaine meiner Forſchungen, ſo Vielerlei zu ſehen und zu unterſuchen, — was ich unmöglich Alles wiedererzählen kann, ohne meinen Leſern eben ſo viel Geduld zuzutrauen, als meiner Natur beiwohnt, — daß der ſpäte Abend ſchon auf uns herabfiel und der letzte Ruf des Muezzin*) zu uns heraufſtieg: „Haje allal salat we! haje allal feláh!“ (Kommt, ihr Männer, zum Gebet! Kommt, ihr Männer, zum frommen Werke!) Nun ſtiegen die Männer überall von den Dächern und den Häuſern herunter, und ſchlipp — ſchlapp — ſchlür ging es in gelben Pantoffeln zur Moſchee hinab.

Auf dem Heimwege hörte ich in dem hinteren Gäßchen von Jalta, wo meiſtens Tataren wohnen, aus einem Krämerladen einen eigenthümlichen Geſang erſchallen. Da derſelbe von Tataren ausging, ſo band ich mein Pferd vor der Thüre an und trat hinein, um mich dem Sänger als Zuhörer anzubieten. Ich traf hier zwei Tataren, einen Armenier und einen ſehr hübſchen Kerl mit einem ziemlich ſchwarzen Schnauzbarte, beiſammen. Alle trugen Bärte und ſahen eher wie Krieger als wie Kaufleute aus. Ach wie ſehen unſere kleinen, beſtäubten, geblähten und gerunzelten Tütendreher gegen ſolche Krämer aus! Der hübſche junge Kerl war ein Tſcherkeſſe aus der Kabarda. In ſeinem vierten Jahre war er mit ſeinen Aeltern von Ruſſen eingefangen worden und ſeit der Zeit bei ihnen verblieben. Doch ſchien er ſich an die Tataren als an das verwandtere Volk mehr anzuſchließen. Ich bat ſie, mir einige tatariſche Lieder zu ſingen, und ſie thaten es ohne Ziererei, nachdem ſie noch einen anderen Tataren aus der Nachbarſchaft geholt, von welchem ſie ſagten, daß er der beßte Sänger unter ihnen ſei. Ich erkundigte mich immer nach dem Inhalte der Lieder. Die meiſten handelten natürlich von der Liebe. Amor iſt und bleibt nun einmal überall der geſchickteſte Gehülfe Apollo's. Viele waren aber auch zu meiner großen Ueberraſchung hiſtoriſchen Inhaltes, denn ich hatte nichts weniger vermuthet, als bei den Tataren eine poetiſche Tradirung ihrer Geſchichte zu finden. Das eine handelte von Krim-Gerei, dem letzten ausgezeichneten Chane der Krim, dem Freunde des bekannten franzöſiſchen Geſandten Baron de Tott, ein anderes von einem anderen Chane, Dewlet-Gerei, ein drittes von dem Uebergange der Krim an die Ruſſen, ein viertes gar von der Einnahme Kaſan's. Weniger entzückt konnte ich von den Melodieen der Lieder ſein, denn für unſer Ohr war ſehr wenig Reizendes darin. Indeß mußte es für die Tataren hübſch klingen, nach der wohl-

*) Andere ſchreiben Muesdin.

gefälligen und affectirten Manier zu schließen, mit der sie die Sachen vortrugen und anhörten. Doch war für mich Alles zu interessant, um nicht bis spät in die Nacht auf meiner Aepfelkiste sitzen zu bleiben, auf der ich Posto gefaßt, mit diesen Leutchen tausenderlei Dinge abhandelnd und besprechend.

Früh Morgens um 7 Uhr sprengten wir des anderen Tages, die Rosse gerüstet, gesattelt, bepackt und aufgezäumt, in die Berge hinein, um unseren achttägigen Streifzug in die Krim zu beginnen. An den Fenstern und auf den Balcons sahen wir hier und da noch einige unserer Dampfschiffgefährten bei'm Morgenkaffee, die sich über unsere Raschheit wunderten, und unter ihren Glückwünschen galoppirten wir den Weg hinauf, der, immer in der Mitte der hohen Bergküste sich haltend, nach Osten zum alten genuesischen Alu schta führte, das wir uns zur heutigen Nachtstation ersehen hatten. Von da wollten wir über den Tschatir-Dagh, den mächtigsten Berg der Krim, nach Simpheropol, der jetzigen Hauptstadt, über Baktschisarai, der ehemaligen Residenz, nach Sewastopol, der heutigen Herrin des schwarzen Meeres, zu den Ruinen von Cherson, Sewastopol's alter Vorgängerin in der Seeherrschaft, nach dem „Cembalo" Marco Polo's, und an dem westlichen Theile der Südküste nach Jalta zurück. So war unser Plan.

Unsere Gesellschaft und unser Aufzug waren folgendermaßen gestaltet: meine beiden Petersburger Reisegefährten, ein angenehmes Brüderpaar, mit ihrem kleinen, blandugigen Bedienten, der einstweilen noch als Gänschen mit den Gebietern seiner Seele*) in die Welt hinausflatterte, aber gewiß nicht als Gänserich einst wieder heimkehren wird, seine schlauen Augen bürgten dafür, — alsdann ein Grieche aus Sinope in Kleinasien, welcher in der für die Griechen so betrübten Zeit des Freiheitskrieges mit seiner Mutter auf russisches Gebiet herübergeflüchtet und sich längst aus einem Gänschen, wenn er es je gewesen war, in einen bedeutenden Fuchs verwandelt hatte, — ferner ein tatarischer Reitknecht, den man von Station zu Station mit bekommt, damit er die Pferde wieder zurückführe, — und endlich ein kleiner, höckeriger Schimmel mit meiner Wenigkeit.

Man kann allerdings stellenweise mit Wagen in der Krim reisen, denn die Russen arbeiten in mehren Richtungen an Chausseen, die hier und da schon fertig sind; so namentlich von Jalta bis Simpheropol. Allein da, wo es seitwärts etwas zu sehen giebt, zieht man doch das Reiten vor, womit man überall durchkommt, weil die tatarischen Pferde das Klettern verstehen wie die Ziegen. Es sind gewisse Dörfer zu Stationen bestimmt, wo der Dubaschi**) dem Vorzeiger eines in tatarischer Sprache geschriebenen Fer-

*) Bekanntlich nennt man die Leibeigenen in Rußland „Seelen."
**) Dorfschulze.

mans die darin benannte Anzahl von Pferden zu liefern verpflichtet ist. Man bekommt allerlei kleine Krüppel, aus denen sich Jeder das Beßte herausſucht, darauf ein hölzernes Gestell von Sattel, auf das man so viele Kissen hinaufbindet, als man für seine Bequemlichkeit mit sich führt. Die ganze Equipage ist freilich nicht sehr brillant, doch bequemen sich auch die vornehmsten russischen Damen dazu, die, wie es die Mode mit sich bringt, in den krim'schen Bergen herumirren wollen. Für die Effecten und ein wenig Proviant muß man sich mit solchen Doppelsäcken versehen, wie sie die Tataren aus einem groben Wollenzeuge recht hübsch und zweckmäßig verfertigen. Man wirft sie dem Pferde über den Nacken und befestigt sie an dem Holzgestelle des Sattels. Wer für die kleinen Säcke zu viele Effecten hat, der bindet sich auch hinten noch ein Paquet auf. So sieht man denn ziemlich aus, als wolle man einen Müllereſel mit Getreide zur Mühle führen; doch nur so lange, als es Schritt geht. Denn wenn man mit den unermüdlichen Pferdchen bergauf und bergab galoppirt, vergißt man den Esel ganz und denkt eher an Nachkommenschaft des Pegasus. Die kleinen, bunten Säcke greifen und fliegen zu den Seiten auseinander, als wären sie die Ansätze der wachsenden Flügel.

Auf dem Wege nach Aluschta reiht sich nun ein reizendes Gut an das andere, mit hübschen Gebäuden der Besitzer, mit Wein- und Obstgärten, mit belaubten Bergabhängen, Felsenpartieen und Aussichten auf das Meer geziert. Zuerst erblickt man im Thale von Jalta eine Menge minder namhafte, dann weiterhin aber berühmte; das hoch in den Bergen liegende „Marsanda", das die jetzt verstorbene Gräfin Brannicka, die reichste Polin dieser Tage, an den jungen Grafen Woronzow schenkte, darauf „Magaratsch", ein noch vor acht Jahren wüstes Thal, das aber von der Regierung, in eine Menge kleiner Parzellen getheilt, an Liebhaber stückweise verkauft wurde und nun mit vielen kleinen, malerischen Anlagen und Landhäusern besät ist.

„Nikita", ein vor 30 Jahren von der Krone angelegter Pflanzengarten, der alle möglichen Bäume und Gewächse, die auf der Küste gedeihen und allenfalls hier eingeführt werden könnten, erzieht und verhandelt, Cypressen, Oliven, Lorbeeren, über 300 Arten von Weinreben aus allen Weltgegenden, Kapernsträucher, Erdbeerbäume und Blumen von den verschiedensten Species. Der deutsche Gärtner, den wir dort trafen, erquickte uns mit ein paar herrlichen Birnen und zeigte uns in der niedrigen Gegend des Gartens am Meere eine kleine historische Merkwürdigkeit, eine Pflanzenruine. Es waren die alten, vermoderten Stümpfe von Olivenbäumen, die zum Theil kaum noch aus der Erde hervorguckten, wahrscheinlich ein Olivengarten, noch von genuesischen Händen gepflanzt. Die Bäume standen alle in ziemlich gleichen Entfernungen auseinander. Einige waren von ungemein großem

Umfange, einige trieben noch ein paar grüne Zweige, wie hier und da ein Greisenhaupt eine Locke. Die Olivenbäume werden bekanntlich sehr alt, und über diese konnte schon manches Zeitalter hinweggegangen sein.

„Artek", ein tatarisches Dorf, wie man versichert, das alte „Herztrost" (Kardiatrikon) der Griechen.

Dann der „Ayou-Dagh" (der Bärenberg), der mit ganz rundlichem Rücken, dessen Höhe in richtigem Verhältnisse zur Länge steht, wie ein Bär in's Meer hinausläuft. Vor ihm liegen noch zwei große Felsstücke im Wasser, als wären es seine Jungen. Die Umgebungen und kleinen Baien, welche diese Felsenbären bilden, sind reizend. In der Ecke auf seiner einen Lende liegt das Dorf Yursuff, mit einem äußerst elegant eingerichteten Gebäude eines russischen Herrn, an der anderen Seite das Dorf „Parthenit" oder, wie unser Grieche gewöhnlich sagte, „Parthenika", was wieder an eine griechische Jungfrau erinnert.

Ueberhaupt sind die meisten Namen an der Südküste tatarisirte griechische oder italienische Wörter, so die der Berge „Ai Peti", „Ai Eli", „Ai Todor", Verstümmelungen des griechischen Wortes „hagios" (heilig), mit dem Beisatze Peter, oder Elias, oder Theodor, so die Besitzung des Grafen Woronzow „Ai Danil" (heiliger Daniel), so „Nikita", „Oreanda", „Livadia", „Parthenit" und andere Namen.

In „Yursuff" fanden wir wieder einen deutschen Gärtner, einen sehr ruhigen und heiteraugigen Mann, der den Garten so heimlich und freundlich gestaltet hatte, wie der Geschmack seines reichen Principals das Innere des Wohnhauses elegant und prächtig. Man hätte im Inneren des Hauses eher gedacht, sich in einem der ersten Hôtels von Petersburg zu befinden als in der Tatarei, und Alles war à quatre épingles bis auf die geringsten Zierrathen vollkommen, obgleich die Herrschaft viele hundert Werste entfernt war. Diese Luxusgebäude an den krim'schen Küsten kosten den Großen ein enormes Geld. Einige verzehren einen jährlichen Zuschuß von 50,000 bis 100,000 Rubeln. Aber wie verschwenderisch verfahren sie dann auch! So dachte es sich der Besitzer von Yursuff recht hübsch, eine eigene Fischerei in seiner Bai zu haben. Er verschrieb sich dazu einen Fischer aus Malta, dem er natürlich einen ungeheueren Sold versprechen mußte. Allein er dachte, wie denn die Russen gutmüthig genug sind, allen Ausländern gleich Wunderdinge zuzutrauen, der Malteser würde ihm das halbe Meer ausfischen und Gott weiß welche kostbare Braten herausbringen. Netze, elegante Boote wurden verfertigt, Alles nach Angabe des Malteser, der sich indeß redlich pflegte. Endlich wurden die Netze ausgeworfen. Aber kein Fisch ging hinein. Der Malteser sagte, es läge an den neuen Netzen, er müsse ein gewisses

Kraut haben, um die Netze mit dessen Safte zu beschmieren, der die Fische anlocke. Er konnte das Kraut aber nur auf Malteſiſch nennen. Die ganze Haus- und Gartenmannſchaft mußte ſeine Beſchreibung dieſes Krautes anhören, einſtudiren, und die ganze Umgegend wurde durchſucht, um das Zauberkraut aufzufinden. Endlich fand man eins, welches der Fiſcher für's rechte hielt. Er beſtrich die Netze, warf ſie aus und zog ſie gefüllt — mit Meergras wieder heraus. Er ſagte, es müſſe wohl eine andere Art von Kraut geweſen ſein. „Um Gottes willen, ſo gieb doch nur ein paar Fiſche in den Topf, „damit wir doch ſagen können, daß wir Fiſche aus unſerer eigenen Bai „ſpeiſ'ten." Endlich brachte der Malteſer, der nichts von der krim'ſchen Fiſcherei verſtand, ein paar junge Haifiſche, oder ich weiß nicht, welche andere widerliche Sorte, die den Gaumen ſeines Herrn ſo ſehr revoltirte, daß derſelbe ihm ſogleich ſeinen Abſchied gab, nachdem ihm der Spaß einige tauſend Rubel gekoſtet hatte. — Wir fanden Yurſuff ſo reizend, daß es uns ſchwer wurde, wieder auf unſere Sattelkiſſen zu kommen.

Auf dem Haupte des hohen Elias ſoll es in gewiſſen Schluchten und Löchern den ganzen Sommer über Schnee geben. Dieſe Löcher ſind die Brunnen der Tſchabans (Schafhirten) auf den Bergalpen, aus denen ſie den Schnee zum Trinken ſchöpfen.

Das war denn viel Abwechſelung, viel Anmuth und Schönheit, aber auch viel Leiden und Plage. Denn die Sonne war unbarmherzig, und das beſtändige Auf- und Abtraben eine Plage, die unſeren Leib bedeutend mitnahm. Wir milchten einen Maulbeerbaum nach dem anderen und aßen die Brombeerſträuche unterweges wie die Raupen ab. In den tatariſchen Dörfern aßen und tranken wir alles Saftige, Obſt und Milch, durch einander, ganz uneingedenk aller Odeſſa'ſchen Warnungen, vor den Früchten der Krim auf der Hut zu ſein, an denen das Gift des Fiebers klebe. Während wir oben lechzten und verbrannten, lag uns immer zur Seite der ſchöne Kühlungsbrunnen des blauen Meeres, der für ſo viele Millionen Weſen labende Friſche enthielt. Konnten ſich denn nicht aus ihm einige erquickliche Lüftchen für die Berge erheben! Aber unthätig und egoiſtiſch lag er da, alle ſeine Labeſchätze vergrabend, und keine Nereide erhob ſich, mit kühlendem Kuſſe uns zu erfriſchen. So ſind doch die Güter überall ungleich vertheilt, und der Menſch muß im Schweiße ſeines Angeſichtes nicht blos ſeinen Acker pflügen, ſondern auch ſeine Freuden genießen — wenigſtens der reiſende Menſch.

In Parthenit thaten wir Gewalt und Unrecht. Da man uns erklärte, daß nicht Pferde genug auf der Station vorhanden ſeien, ſo wollten wir die mitgebrachten noch weiter nehmen. Dieß wollte aber der Tatarenburſche, der uns bis dahin begleitet hatte, nicht zugeben, weil er dazu keine Befugniß

habe und die Pferde übermüde seien. Wir sagten aber, er sollte schweigen, und ritten vor. Da fiel er, Thränen vergießend, uns in die Zügel und hing sich schreiend an die Pferde. Sogleich sprang unser Grieche herbei und gebrauchte seinen Kautschu dermaßen, daß der Tatar — in ein lautes Gebrüll ausbrach? meint man, — nein, daß er ganz still wurde, die Thränen trocknete und zufrieden hinter uns hertrabte.

Dieser und anderer Aufenthalt war daran Schuld, daß uns die Nacht unterweges überraschte und wir Alu schta nicht mehr erreichten. Wir hatten schon in Jalta von dem gastfreien, alten General Borosdin gehört, der seit vielen Jahren hier an der krim'schen Küste lebt und sich ein Vergnügen daraus macht, die vorüberreisenden Gäste bei sich zu bewirthen. Sein Gut liegt etwas niedrig, in der Nähe des Ufers, und er soll untröstlicher als ein Gastwirth darüber sein, daß die neue Landstraße so hoch über seinem Hause wegführt, und ihm daher nicht mehr so viele Fremde zuströmen. Da uns die Tataren ein Landgut als das des Generals Borosdin bezeichneten, so ritten wir darauf zu, in der Hoffnung, dem alten, gastfreien Manne eine freudige Ueberraschung mit unserem Besuche zu bereiten. Allein wir kamen nicht in das rechte Quartier, sondern zu dem Bruder des Fremdenpflegers, auch einem General Borosdin, der nur zu Zeiten hier an der Küste wohnt und in dessen Häusern wir jetzt blos seine Verwalter, Gärtner, Architekten u. s. w. fanden. Da es zu spät war, wieder umzukehren, so beschlossen wir, auf irgend eine Weise uns hier einzuschmuggeln.

Wir ritten daher zu einem offenen Fenster hinan, aus dem Licht hervorschimmerte, und wünschten vom Pferde herab der alten Französin, die darin strickend neben ihrem Ehegemahle saß, ein „Bon soir, Madame!“ — Ohne im Geringsten zu erschrecken, stand sie auf und beleuchtete uns mit ihrem Lichte zum Fenster hinaus mit den Worten: „Dieu! comment vous m'avez effrayé! „Bon soir, Messieurs!“ — Wir stiegen ab und brachten unser Anliegen vor, zugleich unsere Papiere, damit sie sehen könnte, daß wir keine Landstreicher wären. Sie wollte nichts davon sehen, sie traue uns schon so. Ihr alter, harthöriger Mann nahm aber die Papiere in die Hand und fing an darin zu studiren. „Mais, Charles, Charles! Qu'est ce que tu fais? Ce „sont les passeports des Messieurs!“ schrie sie ihm in's Ohr und riß sie ihm weg. „Entrez, entrez, Messieurs!“ Die Frau vereinigte mit ihrer französischen, verbindlichen Artigkeit die russische Gastfreiheit und faßte gleich so viel Zutrauen zu uns, daß sie uns ein Zimmer anwies, in dem wir die Nacht recht leidlich zubrachten. Die Leutchen waren aus der Champagne und fabricirten hier für Rechnung des Gutsherrn das moussirende Getränk ihres Vaterlandes. Man findet solche französische Champagner-Fabrikanten

und Weinkeller-Inſpectoren ſehr häufig auf der Küſte, denn im Weine beſteht eine der Haupt-Revenueen der Güter, durch welche die großen Koſten der Gartenanlagen und Häuſer zum Theil gedeckt werden. Der krim'ſche Wein hat ſich ſchon bedeutend in Südrußland verbreitet und wird bis Moskau hin getrunken, wo man auch noch krim'ſche Weinkeller trifft. Dieſe Weinkeller in Moskau, Charkoff, Odeſſa u. ſ. w. werden oft von den Commiſſionären der Gutsherren ſelber gehalten, und auf dem Schilde des Kellers ſteht dann angeſchrieben: „Südküſten-Weine aus den Gärten der Fürſtin X." u. ſ. w. Wie die Keller, werden auch natürlich die Weine vor allen Dingen getauft, und man kann alle Weine der Welt von der Südküſte beziehen, Portwein, Champagner, Burgunder, Muscat; ja ſogar Madeira machen ſie hier. Für jede Sorte haben ſie die Traube aus dem Lande ſelbſt verſchrieben, und ſuchen ihr ſowohl als dem Weine ſelbſt eine adäquate Behandlung zu widmen. Natürlich haben dabei aber doch alle dieſe Weine einen eigenthümlichen Geſchmack vom Lande angenommen, den man den krim'ſchen nennen kann. Dieſer Guſto war nun bisher noch immer nicht eben die duftigſte Blume. Doch ſoll ſie jährlich zuſehends ſich mehr und mehr in Farbe und Duft entwickeln, wie es denn auch bei der beſtändig angewandten Pflege und Aufmerkſamkeit nicht anders ſein kann, und es wird ſich zeigen, ob daraus ein eigenthümlich krim'ſches Gewächs entſtehen wird, das ſich ſeinen Brüdern anderer Länder an die Seite ſtellen kann.

Wir champagnirten den ganzen Abend mit unſerer alten Franzöſin,

„der Genoſſin unſerer Nachtunterredung,
„die das öde Wachen uns würzte,"

wie Hareth Ben Hemman ſagt. Doch floß kein anderer Wein dabei als der der Champagner-Rede, die, nach dieſer Alten zu ſchließen, eben ſo mouſſirt wie das Champagner-Getränk. — Bald lüpfte ſie den Kork einem Scherze, bald einem Seufzer: „Hélas, la belle France! Ah, Messieurs, „ce pays barbare!" Dann wieder erzählte ſie uns, daß ſie früher den Tod ganz ungemein gefürchtet habe, ſo daß ſie ihn für das größte Uebel der Erde gehalten. Als ſie auf der tauriſchen Küſte angekommen ſei, habe ihr aber geträumt, ſie ſterbe unter den angenehmſten und ſeligſten Gefühlen, und eine ihrer Freundinnen, die an ihrem Todtenbette geſeſſen, habe ihr nun ihre frühere alberne Furcht vorgeworfen. Seit der Zeit nun ſchiene ihr der Tod das Schönſte, was ihr begegnen könne, zu ſein, und ſie wünſche ſich ihn unter jeder Geſtalt und in jedem Augenblicke. „Mais, Charles! Charles! „tu dors, comme tu es impoli!"

Meine Gefährten ſchliefen auch ſchon, und ich geſellte mich zu ihnen.

Das Licht der roſenfingerigen Eos röthete kaum die Spitzen unſerer

Sattelknöpfe, so saßen auch unsere Fußspitzen schon wieder im Steigbügel, freilich etwas sehr matte Fußspitzen; denn gewisse kleine Thierchen, welche in dem alten Taurien eben so häufig sind wie in Italien, hatten uns fast kein Auge zuthun lassen. Wir konnten unserer guten Französin nichts Besseres wünschen, als daß der Hauptwunsch ihres Lebens noch recht lange nicht in Erfüllung gehen möchte, und schrieen auch ihrem alten, tauben Manne ein Lebewohl in's Ohr.

Unser Weg bot die reizendsten und manchfachsten Abwechselungen dar und sprengte so wild und ausgelassen über Berg und Thal, als hätte ihn ein junger, übermüthiger Springinsfeld gebahnt, bald schwindelte er in die Höhe und führte über Felsrücken weg, ja streifte bis an die Region der Eichen und Pinus Taurica *), bald stieg er bis zum Meere hinab, wo an dem von der Sonne erhitzten Ufer der Kapernstrauch auf dürrem Erdreich kriecht, ließ dicht zur Linken hohe Felswände und zur Rechten das Meer, dessen äußerste Wellen die Hufe unserer Pferde bespülten, bald schlenderte er heiter in der Mitte hin, mit kurzen Drehungen und allerlei Windungen, stets neue Ansichten eröffnend und stets wiederum die Aufmerksamkeit spannend, was wohl um die Ecke herum kommen möchte.

Hart am Meere hielten wir bei einem „Arnautenposten" an, wo Griechen aus Balaklava die Küste bewachten. Unser Nikola fand dort Freunde, und wir beneideten die Leute um ihr so romantisch gelegenes Wachthaus. Sie hatten inwendig alle möglichen Waffen hängen, türkische und russische, Pistolen, Säbel und Flinten verschiedener Zeiten und Größen. Es ist zu bewundern, daß diese Truppe noch so wenig von den russischen Offizieren regularisirt ist.

Aluschta.

„So kann ich durch die Welt denn reisen.
Was ich bedarf ist überall zu haben."

Am Ende ziehen sich die Felsen immer mehr und mehr zurück, das Vorland der Küste verbreitert sich, und die bequeme und weite Umgegend Aluschta's stellt sich dem Auge dar. Eine höchst interessante geographische Position. Die bisher fast überall gleich hohe Mauer der krim'schen Berge wird hier auf eine merkwürdige Weise durch weite Querthäler vom Meere in Südosten bis zur Steppe in Nordwesten durchbrochen, und zwar der Art, daß, während bisher die Erhebung der Haupthöhenmasse fast durchweg 4000 Fuß betrug, sie hier auf ein Mal auf nur etwas mehr als 2000 Fuß herabsinkt, nach Osten

*) Die Pinus Taurica wächst an den Rändern der höchsten Berge.

hin aber wieder plötzlich zur vorigen Höhe ansteigt, und dann in der östlichen, ununterbrochenen Bergreihe eben so lange anhält. Mitten in dieser geringsten Erhebung der ganzen Masse liegt nun aber wieder der Tschatir-Dagh, das höchste isolirte Stück des Ganzen, das alles Uebrige an Höhe übertrifft und bis über 5000 Fuß hinaussteigt, so daß man auch hier wieder sagen könnte: „les extrêmes se touchent."

Der Tschatir-Dagh liegt vollkommen frei und aus der übrigen Kette der krim'schen Berge herausgelöst da, besonders gegen Norden und Süden, wo die Vertiefungen so geräumig und weit sind, daß man ihn in seiner ganzen Größe vollkommen überschauen kann. Er ist sehr lang und bildet oben nicht einen spitzen Gipfel, sondern einen etwa 4 bis 5 Werste (eine Lieue) langen, durchweg gleich hohen Rücken, der dann nach den Seiten hin plötzlich abfällt. Die Tataren verglichen ihn dieser Gestalt wegen mit einem Zelte und nannten ihn „Tschatir-Dagh" (Zeltberg). Die Russen haben dieß sehr passend gefunden und wörtlich in ihre Sprache übertragen: „Palata-Gora." Die alten Griechen verglichen ihn mit einem Tische und nannten ihn „Trapezus", doch soll er auch Berosus von ihnen genannt sein. Er gewährt ganz den Anblick, welchen den bildlichen Darstellungen zufolge der Tafelberg des Vorgebirges der guten Hoffnung bieten muß.

Uebrigens kann man annehmen, daß diese Zelt- oder Tischform die allgemeine aller krim'schen Berge sei, nur mit dem Unterschiede, daß sich dieselbe bei weniger vollkommen isolirten Stücken der Bergreihen nicht so deutlich zeigt. Selbst die kleinsten Erhebungsreihen der tauriſchen Gebirgszüge, die nach der Steppe zu liegen, erscheinen als lange, gleich hohe Mauern oder Rücken, die dann, wenn sie von durchsetzenden Querthälern zerstückt werden, ganz natürlich in Zelt- oder Tischfiguren zerfallen. Die alten Griechen wandten daher auch ihr Trapezus auf mehre Berge der Halbinsel an. Die Tataren nennen die obersten langen, geraden, mit Gras bewachsenen Rücken der Berge „Jaila", welches also ungefähr unseren „Alpen" entspricht, besonders wenn man dabei an's Juragebirge denkt, mit dessen Construction die krim'schen Tische sehr viele Aehnlichkeit haben. Ganz wie in der Schweiz sagen die Tataren: „Jaila heißen die Grasrücken der Berge bis dahin, wo es sich nicht mehr „lohnt und unmöglich ist, das Gras abzumähen, und wo es daher von unseren Schafen abgeweidet wird." Wie die Sennhirten ziehen sie im Frühlinge auf die Jaila's hinauf und wandern den ganzen Sommer wie die Schweizer oben auf den Bergen herum, mit dem Unterschiede nur, daß diese tauriſchen Sennen fast lauter Schafhirten sind. Das Warum davon ist mir unbekannt geblieben. Man sagt, es sei oben ein sehr kurzes Gras, das vielleicht für die Schafe passender ist als für die Rinder.

Der Durchbruch, das Defilée oder die Querthäler, die auf den Jeltberg vom Meere und von der Steppe her führen, sind nicht blos in naturhistorischer, sondern auch in historischer und politischer Hinsicht sehr merkwürdig. Da hier der bequemste Durchgang durch das Gebirge stattfand, so benutzte ihn natürlich der menschliche Verkehr zwischen Steppe und Meer von alten Zeiten her, und Alles, was von Norden nach Süden und umgekehrt zielte, strömte durch diese bequemen Thalweitungen. Alle anderen Uebergänge von der Küste nach dem Norden sind der steilen Bergmauer wegen sehr unbequem. Es ist daher diese Gegend durch die angedeuteten Naturverhältnisse zugleich die klassischeste der Krim geworden. Daher hier die Handelsstraße, daher die vielen Schlachten in diesen Defiléen, daher die beiden nicht unbedeutenden Verkehrsplätze an ihren Eingängen, Simpheropol im Norden und Aluschta im Süden.

Aluschta war zur Zeit der Genueser ein nicht unbedeutender Punct und hatte eine große Bevölkerung, ebenso auch schon in byzantinischen Zeiten, wo es der Sitz eines eigenen Bischofs war, und der Kaiser Justinian hier eine große Festung baute. In den milesischen Jahrhunderten vor Christus wird es wohl nicht anders gewesen sein, da die Naturverhältnisse dieselben waren. Jetzt ist das freilich Alles verschwunden; doch wenn einmal die Krim wieder großartigeres Leben bekommen sollte, so muß auch Aluschta wieder zu seiner alten Bedeutung erwachen. Das Fort Justinian's ist ganz verfallen, und nur noch drei große, dicke Thürme stehen davon aufrecht. Mitten zwischen diesen Thürmen hat sich das tatarische Dorf Aluschta angesiedelt, wie jene arabischen Dörfer in den Ruinen der ägyptischen Tempel. Zur Seite des Dorfes liegt ein großes, in asiatischem Style gebautes Gasthaus, in dem man aber außer dickem Kaffee nichts haben kann als heißes Wasser zum Thee, den der Reisende selber bei sich führen muß. Doch nahmen wir, um uns den Aufenthalt in Aluschta zu versüßen, noch Salzwasser zu Hülfe. Wir badeten uns nämlich im Meere und erfreuten uns dann an dem schönen Sonnenscheine, in dem die ganze Umgegend lachte. Der Tschatir-Dagh fing gegen Mittag an „seine Haube aufzusetzen", um mich der tatarischen Redensart zu bedienen, denn merkwürdiger Weise gebrauchen die Tataren ganz dasselbe Bild wie die Schweizer, wenn sie sagen wollen, daß ein Berg sich bewölke.

Sehr sonderbar sind hier die Besitzer der umliegenden Güter und Gärten gemischt: der Russe Averkieff, — der Sultan (tatarische Edelmann) Kathe-Gherei, — Herr Feldmann, — der Malorossiane Petritschenko, — Dr. Arendt, — Sultan Hussein Aga, — Staatsrath von Steven, ein Finnländer.

Da der Weg bis Simpheropol ziemlich bequem ist, und es an ihm keine berüchtigten Naturschönheiten giebt, die der Reisende durchaus besehen müßte, so konnten wir uns in den Wagen setzen, was ich denn auch mit besonderem Vergnügen that, da ich mich von dem Reiten und der schlaflosen Nacht sehr angegriffen fühlte. Doch kommt man eigentlich dabei nur vom Regen in die Traufe. Denn es ist schwer zu entscheiden, was bequemer sei, ein tatarisches Pferd, oder ein russischer Postwagen.

Ein paar mit bis an die Augen und die Schnauze schmuzigen Büffeln bespannte Wagen, — eine Traube, die wir unterwegs in einem Weingarten erdrosselten, — ich meine wie Drosseln stibitzten, — ein Trunk Wassers aus dem Brunnen, bei dem ein Monument anzeigt, daß hier des Feldmarschalls Kutusow Blut einst floß, — ein Obelisk auf dem höchsten Puncte des Passes, wo der Kaiser Alexander auf seiner tauriſchen Rundreise einst ausruhte, — ein Aerger auf einer Poststation, wo wir nicht gleich Pferde bekommen konnten, weil eine vorüberreisende Gräfin sie alle fortgenommen hatte, — nebst tausend sehnsüchtigen Blicken, die ich den Schafhirten auf der Jaila des Zeltberges zuwarf, — das waren ungefähr die hauptsächlichsten Ereignisse und Gegenstände, die uns auf dem Wege bis zum Dorfe „Sultan Mahmud", das ungefähr in der Mitte zwischen Simpheropol und Aluschta liegt, begegneten.

Der eine meiner werthen Reisegefährten und ich waren zu erhitzt und angegriffen, um die Besteigung des Zeltberges zu wagen, der dritte aber wollte sich mit Recht dieses Vergnügen nicht nehmen lassen, da zwischen Petersburg und dem Pontus sich ihm kein zweiter Berg von der Höhe bieten würde. Er theilte sich also Thee und Zucker, Citronen, Brod, einen Mantel u. s. w. ab und machte sich mit unserem Griechen Nikolai auf den Weg, die Nacht auf dem Zeltberge zuzubringen. Wir sollten sie den anderen Tag in Simpheropol erwarten.

Wir suchten uns indeß in Mahmud durch einen interessanten Besuch bei dem durch seine Gastfreiheit überall bekannten Sultan „Mehemet Mirsa Krimtajeff" zu entschädigen. Er ist der reichste tatarische Edelmann der ganzen Umgegend, aus einer alten, tatarischen Familie, die auch am Hofe des Chans eine Rolle spielte, und besitzt sowohl im Gebirge als in der Steppe bedeutende Güter, bis nach Perekop, dem Isthmus, der die Krim mit dem Festlande verbindet. Er hat auf seinem Gehöfte ein großes Haus bauen lassen, das jeder Reisende benutzen kann, der Lust hat, darin zu übernachten. Es befinden sich in diesem Hause mehre geräumige Zimmer, die mit allem Nöthigen versehen sind, d. h. die für Tataren bestimmten mit Divans und Teppichen, und die für die Europäer außerdem auch noch mit Stühlen und

Tischen. Es wird daselbst von tatarischen Dienern für die ganze Pflege der Reisenden, selbst für ihre Speisung gesorgt.

Der Alte selber war leider gerade abwesend auf einer Reise in die Steppe, um seine Kameelherden zu besichtigen, doch fanden wir seinen ältesten Sohn, einen feinen und sehr artigen Mann, der sich sogleich bereitwillig unserer annahm und uns die ganze Wirthschaft seines Vaters zeigte, zu der, das in der Steppe Befindliche mitgerechnet, wie er uns sagte, nicht weniger als 15,000 Dissiatinen Land, 1500 Pferde und 4000 Schafe gehörten, nebst einer bedeutenden Anzahl von Rindern. Er führte uns im ganzen Hause herum, das nach tatarischer Weise sehr nett eingerichtet war, Teppiche und Diwankissen aus Konstantinopel, auch den nicht tatarischen Luxus einiger Tische aus Simpheropol enthielt. Er erzählte uns, daß er in Petersburg in dem krim'schen Gardebataillon*) gedient und die Stadt sehr liebgewonnen habe, auch sagte er, daß der Kaiser bei seiner vorjährigen Anwesenheit sich seiner erinnert und sein Pferd geritten habe. Wir mußten dieß aber Alles mehr aus ihm herausfragen, als daß er es uns mit besonderer Geschwätzigkeit bekannt gemacht hätte. Er war übrigens in seinem Sprechen vollkommen unbefangen und comme il faut, sein Teint war sehr weiß, sein Haar kohlschwarz und seine Züge sehr fein, besonders war das Spiel um seinen Mund hübsch. In seiner Haltung war er sogar nobel. Er trug einen blautuchenen, eng anschließenden Kaftan mit Silberbordirung à la Tscherkesse. Bei den vornehmen Tataren war die Tscherkessen-Kleidung früher durchweg Mode.

Die Gebäude des Hofes waren rund umher mit sehr bedeutenden Obstgärten umgeben, deren in Petersburg und Moskau so beliebte Aepfel der Familie Krimtajeff eine nicht unbedeutende Revenue abwerfen. Es war gerade Obsternte, und ein Spaziergang im Garten daher sehr annehmlich. Ueberall waren Leute mit dem Aepfelpflücken beschäftigt, und große Vorräthe dieser lachenden Frucht lagen in mehren im Garten erbauten Hütten aufgeschichtet. Auch sahen wir hier die Bereitung des bei den Tataren so beliebten Obstsyrups, „Beckmess" genannt, den sie aus den schlechteren Aepfelsorten kochen. Dieß geschieht nämlich gleich im Garten bei den Hütten, wo eine große, runde und tiefe Pfanne beständig siedet, und wo die schlechten von den guten Aepfeln gesondert werden. Jene werden in Stückchen geschnitten und in die Pfanne geworfen. Hier zerkochen sie nun zu einem Brei, der umgerührt und beständig vom Schaume und von den saftlosen Theilen gereinigt wird, bis Alles zu einem dünnen Safte zerfließt, der anfangs hell ist und später immer mehr sich dunkelt, bräunt und verdickt. So wird er alsdann auf

*) Die Tataren stellen nämlich bis jetzt noch keine Rekruten, und jenes Gardebataillon macht nur den vornehmen Tataren einige Mühe und Kosten.

Fässer gefüllt und verhandelt. Er schmeckt ganz wie unser Zuckersyrup und dient den tatarischen Hausfrauen statt des Zuckers. Auch erscheint gewöhnlich bei ihren Mahlzeiten ein Näpfchen Beckmeß, das sie alsdann mit Brod ausstippen. Es giebt hier tatarische Obstgärten, die jährlich für viele tausend Rubel Aepfel und Beckmeß verkaufen.

Durch den Garten ging es auf die Wiesen, die der Hauptfluß der tauri-schen Halbinsel, der Sfalgir, bewässert; hier ist er aber noch sehr unbedeutend. Wir sollten hier die Büffelherde besuchen, die 100 Stück stark ist. Allein die Alten waren auch hier ausgeflogen und blos die Söhne zu Hause, 30 bis 40 kleine Büffelkälber, bei deren Physiognomieen mir das Sprichwort einfiel: „so wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen." Denn sie hatten schon ganz den gemeinen, stupiden, indolenten und phlegmatischen Ausdruck der alten Büffel und pflegten auch schon der appetitlichen Sitte, sich im Kothe zu wälzen. Wir fanden sie alle 40 wie die Frösche in einem tiefen Wiesengraben bis an den Hals verkrochen. In der That, gegen so einen Büffel gehalten, ist der Ochs ein Gentleman. Der Büffel ist des Ochsen Esel. Es giebt noch mehre solche Paare in der Natur, bei denen immer das Eine der fratzenhafte Pendant des Anderen zu sein scheint, so Geier und Adler, Gans und Schwan, Affe und Mensch.

Bei einer Tasse Kaffee und einer Pfeife, zu der der junge Mirsa Krimtajeff uns einlud, wurden noch manche krim'sche Angelegenheiten besprochen, namentlich die der tatarischen Sultans-Familien. Es giebt noch sehr begüterte unter ihnen, die alle auf dem Lande in ihren Dörfern leben und schwer zum Wohnen in der russischen Hauptstadt zu bewegen sind. Die Familie „Scherinsky" ist eine der reichsten der Umgegend. Die „Kirins", die der Baron de Tott aufführt, als die vornehmsten am Hofe der Chane, sollen ausgestorben sein. Viele tatarische Familien gingen bekanntlich in den großen russischen Adel über, so die berühmten Kotschubejs, die Dundukoffs, dem Reichshistoriographen Müller zufolge auch die Stroganoffs. Sehr merkwürdig ist das Schicksal des letzten Sprößlings der alten Chane. Derselbe heißt Kerim-Gerei. Er wurde, ich weiß nicht wie, vergessen, verließ sein Vaterland, reis'te in Europa und namentlich in England und machte sich dort zum Protestanten, und zwar zu einem so eifrigen, daß er als protestantischer Missionär, mit einer Engländerin verheirathet, nach der Krim zurückkehrte, wo er jetzt in Simpheropol wohnt. Der Kaiser hat ihn bei seiner Anwesenheit in der Krim ausgezeichnet und seine Pension vergrößert. Auch ist nach den neuesten Nachrichten seine Tochter zum Hoffräulein in Petersburg creirt.

Da wir auf dem Wege bis nach Simpheropol noch einen Besuch machen

wollten, so mußten wir uns leider entschließen, unseren verbindlichen Tataren mit unserem Post-Jámschtschik, der schon angekutscht kam, und die bequemen Divans mit unserem tanzenden Strohsacke auf der Pawoske*) zu vertauschen und für alle erwiesene Güte uns herzlich zu bedanken.

Wir hatten nämlich vom Postmeister in Jalta einen Brief an „Se. „Excellenz, den Herrn Geheimrath Alexander Gregoriewitsch — ky", ehemaligen Gouverneur von Taurien, erhalten, um ihn gefälligst im Vorbeifahren an seine Adresse zu befördern. Herr — ky wohnt einige Meilen von Simpheropol, im Ssalgirthale, auf einem schönen Landsitze. Der Brief war bedeutend groß, fast ein Packet. „Wahrscheinlich eine wichtige Depesche", dachten wir. „Es ist wohl besser, daß wir sie selbst übergeben." Wir hielten daher bei dem Landgute des Herrn — ky an und baten, uns anzumelden. Es hieß, Se. Excellenz schlummere noch sein Mittagsschläfchen. Wir hielten es für unsere Pflicht, noch ein wenig zu warten, um den Brief ja nicht in andere Hände kommen zu lassen, und besahen uns unterdessen den reizend gelegenen Garten, bis der Schlafende erwacht war und wir angemeldet wurden. Mit der einigermaßen wichtigen Miene von Courieren und in Erwartung einer sehr freundlichen Aufnahme überreichten wir unsere Depesche. Sie wurde geöffnet, und was fand sich? — Tuchflicken, die ein Schneider aus Odessa Sr. Excellenz zur Probe und gefälligen Auswahl überschickte. Es gab ein ziemliches Gelächter ab, und wir fanden uns so gewissermaßen etwas komisch eingeführt, verlängerten daher unseren Besuch nicht bedeutend. Doch war Herr — ky äußerst freundlich und gefällig, zeigte uns seine vortreffliche Bibliothek, welche die beßten historischen Werke Europa's enthielt und an diesem Orte, mitten im Ssalgir-Thale, gewiß unschätzbar ist. Ueberhaupt überraschte uns das prächtige Kabinet des Gouverneurs, mit dem ganzen Luxus der Schreibmaterialien- und Briefschaftenfülle eines Ministerkabinets ausstaffirt. Briefe aus allen Ländern Europa's und für alle. Herr — ky wohnt hier Winter und Sommer und kann es allerdings auch mit Schick, da er von Allem, was Geist und Leib erfreuen kann, so reich umgeben ist. So hatten wir denn einen russischen und einen tatarischen Vornehmen dicht bei einander gesehen.

Unterweges bis Simpheropol wurde viel gelacht über unsere Schneider-Depesche, es wurden ein paar Worte gesprochen mit einem Wagen voll deutscher Kolonisten aus der Gegend von Simpheropol, die an der Küste einen Besuch bei Bekannten machen wollten, — zwei Tatarenmädchen gegrüßt, die im Schatten eines großen Wallnußbaumes am Ufer des Ssalgir spinnend und

*) Pawoske ist ein gewöhnlicher, gemeiner, russischer Wagen.

unverschleiert im Grase saßen, aber keinen Gruß zurückgaben; — einem Schafe mit vier Hörnern und zwei dicken Geschwülsten hinten à la mode Hottentotte begegnet, — bei einem alten, großen Gemäuer vorübergefahren, das früher ein Serail der Chane umschloß, — eine Menge von Steinen mit ausgemeißelten Turbanen am Wege gezählt, wie man sie auf den Gräbern der Tataren sieht, deren Bedeutung aber nicht mit Bestimmtheit in Erfahrung gebracht, — zwanzig Mal der kleine, seichte Fluß Ssalgir durchsetzt, der sich in unaufhörlichen Windungen durch's Thal zieht, — häufig zum Tschatir-Dagh zurückgeblickt, auf dessen Höhen nun unser Reisegefährte umherstrich, — ein Landhaus des Staatsrathes Stöven, — ein anderes des Grafen Woronzow, — schöne Gärten und wieder Gärten, — offenes Thal, — die Steppe, — endlich — die Stadt Simpheropol!

Simpheropol.

„Ein Volk, das still die Herden weidet,
Sich selbst genügt, nicht fremden Gut's begehrt."

Die Stadt Simpheropol ist ein Product der neuen Zeit. Freilich bestand hier schon unter den Chanen ein Ort Namens „Akmetschet", allein er war nicht bedeutend und nimmt jetzt als tatarisches Viertel nur noch einen kleinen Theil von Simpheropol ein. Die alte Hauptstadt der Chane war Baktschisarai, allein sie liegt auf einem kleinen Raume zusammengedrängt in einem Felsenthale. Die Russen, welche das Weitläufige und Weite lieben, ließen dieses Felsennest den Tataren und bauten sich in dem bequemen Simpheropol eine Hauptstadt nach ihrem Geschmacke aus, mit Straßen von unabsehbarer Breite und Länge, in denen man Wettrennen anstellen kann, ohne den gewöhnlichen Verkehr im Geringsten zu geniren. Da die Stadt dem Centrum der tauriſchen Halbinsel sehr nahe liegt, so paßt sie auch ganz vortrefflich zum Sitze des Gouvernements. Sie hat viele hübsche, mit grün angestrichenem Eisen gedeckte und mit vielen Säulen verzierte Häuser, wie alle neuen Städte der Russen. Die Städte der Krim, in denen die Russen auf dieselbe Weise viel neu gebaut haben, sind außer Simpheropol besonders noch Sewastopol und Kertsch, welche drei man völlig russische Schöpfungen nennen kann; die übrigen, wenn man noch allenfalls Feodosia, Perekop und Jalta ausnimmt, wo auch viel verändert ist, sind mehr in ihrem alten Zustande verblieben, so namentlich Baktschisarai, Eski Krim und Karasubasar, oder, um diese fremden Worte gleich deutsch zu übersetzen, „Gartenpalast", — „Alt-Krim" — und „Rothwassermarkt." — Ich weiß nicht, woher der griechische Name Simpheropol

genommen ist. Akmetschet bedeutet „Weißkirchen". Wenn man sich in fremden Ländern die Städtenamen übersetzen läßt, so gewinnt man gleich ein höheres Interesse für sie. Sie kommen uns dadurch näher.

Wir kehrten in dem herzlich schlechten Gasthofe des Herrn Müller ein. Dieser gute alte Mann sitzt den ganzen Tag in einem Hinterstübchen seines Hauses bei Kaffee und Bier, schaukelt seine kleinen Enkel auf dem Schooße und und läßt vorn seine russischen Kellner und Cassirer ihr Wesen so unordentlich und schmuzig treiben, als sie wollen. Wir trafen bei'm Billard eine Menge deutscher Landsleute, mit denen ich mich nach einem frugalen Vesperbrode in ein Gespräch einließ. Es giebt jetzt in Simpheropol 40 bis 50 deutsche Familien, die auch eine recht hübsche Kirche gebaut haben. Die meisten sind Handwerker, die sich aus den umliegenden deutschen Kolonieen in die Stadt übergesiedelt haben. Doch sind auch sogenannte Herrschaften darunter, Aerzte, Gutsbesitzer u. s. w. Jedem Deutschen, der nur ein wenig fleißig sei, sagten sie, ginge es hier wohl. Die Deutschen sind besonders Tischler, Uhrmacher, Drechsler, Maler u. s. w. Die Tataren in der Stadt haben die Handwerke der Kupferschmiede, Sattler, Riemer, Schuster u. s. w. Die Großrussen haben den Promuischl, Handel und Wandel. Auch den deutschen Kolonieen der Umgegend geht es recht gut. Sie lehren den Tataren das Kartoffelpflanzen, und die, welche in der Nähe von Deutschen wohnen, sollen diese Frucht schon recht lieb gewonnen haben.

Um meine etwas abgespannten Lebensgeister wieder zu restauriren, hatte ich ein paar Gläschen alten Weins getrunken, und als wir nun nachher auf unser Schlafzimmer gingen, überfiel mich ein sehr erquicklicher Schlummer, der mich völlig wiederherstellte und zu so frischen Kräften kommen ließ, daß es mich nun gewaltig zu wurmen anfing, nicht den Tschatir-Dagh mit unserem dritten Gefährten bestiegen zu haben. Die krim'schen Alpen, die Jaila's, das Hirtenleben auf den Bergen nicht gesehen und den Ueberblick der ganzen tauriſchen Halbinsel, den man auf der Höhe des Tschatir-Dagh's genießen soll, versäumt zu haben, schien mir unerträglich, und ich glaubte, ich würde mir für mein ganzes Leben einen Vorwurf daraus machen. Diese trüben Vorstellungen brachten mich endlich so weit, daß ich mich kurz und gut entschloß, das Versäumte *nach*- und meinen vorangeeilten Gefährten *ein*zuholen. Ich sprang aus dem Bette, kleidete mich an und ließ mir auf der Stelle ein gesatteltes Pferd geben. Mein bei mir schlafender Freund beschwor mich und sagte, ich sei wohl toll. Alle Leute riethen mir, zu Hause zu bleiben, es sei ja schon ganz finster, der Zeltberg 5 Meilen weit und ich würde nie den Weg finden. Ich war unerschütterlich und stieg zu Pferde. „Leben Sie wohl", sagte mein Freund, „ich werde Sie wohl nie wieder

„sehen. Denn wenn Sie auf Ihrem verrückten Einfalle bestehen, so können „Sie nicht von mir verlangen, daß ich Sie hier erwarten soll, bis Sie sich „aus den Irrwegen der Wildniß wieder zurecht gefunden haben, vielleicht gar „erst nach mehren Tagen oder auch nie." Mir brannte der Kopf lichterloh von den Gedanken an den Gipfel des Zeltberges, den ich erklimmen wollte, und ich sprengte davon.

In Saus und Braus ging es durch das Thal des Sſalgir, wo bereits der Mond schien. Ich weiß selbst nicht recht, wie ungemein rasch ich die fünf Meilen zurücklegte. Da ich den Gipfel des Zeltberges immer scharf im Auge hatte, so verfehlte ich den rechten Weg nicht und fand mich richtig durch die Buchen- und Eichenregion, durch die Wälder der Pinus Taurica, die den ganzen Berg gerade eben so umkränzen, wie bei den Tonsuren gewisser Mönche der Haarkranz den glatten Scheitel. Alles war einsam und finster. Als ich jedoch aus den letzten Fichten hervorsprengte, sah ich zu meiner Freude, daß für die oberste Spitze des Berges die Sonne noch nicht völlig untergegangen war und daß sie noch von ihren letzten Strahlen geröthet wurde. Ich eilte über mehre terrassenförmige Absätze hinauf, die wir von unten her früher gar nicht bemerkt hatten. In drei solchen Absätzen, auf deren jeden wieder eine bedeutende und fast vollkommene ebene Fläche folgte, ging es bis auf die höchste Ebene hinauf, die ungefähr 2 Werste lang und ½ Werst breit sein mochte, vollkommen platt und lauter kurzer fester Rasen, zum Reiten sehr angenehm.

Ich traf hier unseren Sinoper Nikolai und meinen Reisefreund in einem sehr komischen Streite begriffen. Sie hatten eben die Beschauung des Sonnenuntergang's beendet, und zankten sich nun darüber, wo man das Nachtquartier nehmen sollte. Der Principal war entschlossen, auf der Bergspitze selbst zu übernachten, weil er sonst den Sonnenaufgang am Morgen verpassen würde. Der Diener aber erwiderte, es wäre Tollkühnheit, auf dem Gipfel die Nacht zu bleiben, weil sie jeden Augenblick ein Unwetter fürchten müßten, das sie wie ein Fischerboot auf dem Meere verwehen und verschlagen könnte. „Zu dem „ist es hier grimmig kalt. Ihr habt einen wattirten Mantel, ich aber nichts. „Womit soll ich mich schützen? Und wo soll ich hier die Pferde anbinden? Es „giebt ja keinen Strauch und Baum! Etwa an meine Beine?" — Der Principal, taub gegen diese Vorstellungen, befahl ihm, er solle schweigen und Feuer anmachen, und breitete bereits seinen Mantel im Grase aus, um sich niederzulegen. „Wenn Du nicht bleibst, so ziehe ich Dir meinen Theil an den „25 Rubeln ab, die Dir von uns versprochen worden sind." — „Herr", schrie der Grieche, „Ihr seid nicht klug! Meine Gesundheit und mein Leben sind „mir lieber als Euere 25 Rubel. Ihr seid ein junger unverheiratheter Mann „und könnt Euer Leben wagen, wo Ihr wollt. Ich habe aber eine Frau und

„drei kleine Kinder, die mich zu Hause erwarten. Lebt wohl, ich kann hier „nicht bleiben." Ich, den sie im Eifer ihres Streites bisher noch gar nicht bemerkt hatten, platzte mit einem lauten Gelächter dazwischen. Denn dieses Gezänk unter Gottes freiem Himmel, auf dem höchsten Puncte der Krim im Angesichte der ganzen tauriſchen Halbinsel und in solch wilder Einsamkeit, kam mir äußerst komisch vor. Dabei diese Beredtsamkeit des Griechen, mit der er seine kleinen Kinder und die bevorstehenden fürchterlichen Unwetter schilderte, und der eigensinnige Enthusiasmus seines Herrn, mit dem er sich auf seinem Mantel in den Rasen klemmte, um den Sonnenaufgang nicht zu versäumen! Ihre Freude und Ueberraschung über meine plötzliche Erscheinung war groß genug, um sie sogleich ihren Streit vergessen zu lassen. Ich wandte mich auf die Seite des Griechen, und wir beredeten dann unseren Freund, vom Gipfel des Zeltberges und Eigensinns abzustehen und sich mit uns in die Waldregion zurückzuziehen, um dort bei irgend einer Hirtenansiedelung zu übernachten.

Wir setzten uns darauf wieder zu Pferde und sprengten bei'm schönsten Mondenschein, das schwarze Meer auf der einen Seite und alle dunklen Häupter der tauriſchen Berge auf den drei anderen, über den ebenen Rücken des Tschatir-Dagh dahin, das vergnüglichste Wettrennen von der Welt, wie das der Zauberer auf dem Blocksberge. Am Rande ging es langsamer hinab, und wir blickten überall umher, ob wir nicht ein Hirtenfeuer entdecken könnten. Endlich sahen wir aus einer Thalschlucht des Abhanges eine freundliche Flamme winken. Nicht weniger als fünfzehn große Hunde sprangen uns entgegen, und wir waren in Gefahr, von ihnen wie Wölfe oder wilde Schweine, auf welche sie hier am Tschatir-Dagh häufig Jagd machen, zerrissen zu werden, als noch eben zur rechten Zeit die Tschabans *) heranteilten, um uns sicher in ihre Schlucht zu bergen.

Die Freude dieser alten ehrlichen Kerle über so unerwarteten Besuch war fast rührend, und nachdem wir ihnen durch unseren Dolmetscher unser Begehr vorgetragen hatten, richteten sie sogleich alles Mögliche zu, was in ihren Kräften stand, um es uns recht bequem zu machen. Sie brachten Schafmilch und Brinse **), schürten das Feuer und kochten Wasser für unseren Thee, breiteten ihre Burken ***) über dem Rasen aus zum bequemeren Ruhen und erzählten uns von ihrem Leben und Treiben.

Bei allen den verschiedenen Eroberungen, welche die Krim erlitt, hat

*) Schafhirten.
**) Ein Schafkäse, der auf allen krim'schen Jaila's und südrussischen Steppen bereitet wird.
***) Braune Wollmäntel.

sie in dem nördlichsten Theile, in den flachen Steppen und an den Küsten, die man leicht vom Meere aus besetzen konnte, natürlich am häufigsten gewechselt und dagegen die primitive Bevölkerung immer am reinsten in dem Inneren des südlichen gebirgigen Theils bewahrt. Während daher in den Steppen ein barbarisches Volk in kurzen Intervallen das andere verjagte, und während an den Küsten immer Italiener und Griechen, die zur See Gewaltigen, herrschten und wichen, blieben stets in dem Inneren Reste von den Urbevölkerungen zurück. So hielten sich hier lange die alten Kymmerier, so nachher die Gothen gegen die Hunnen und Chazaren, so später die Chazaren und Alanen gegen die Tataren. Insbesondere ungemischt blieben die Hirten auf den Jaila's und die menschlichen Ansiedelungen in den oberen Berggegenden. Bis in's fünfzehnte Jahrhundert hinein sollen hier noch Alanen geweidet haben, und Pallas wollte selbst jetzt noch bei den Bewohnern einiger Gebirgsdörfer entschieden den gothischen Typus erkennen. Freilich hat jetzt Alles längst den Namen „Tatar" angenommen, und selbst die Hirten auf dem Tschatir-Dagh sind Mohamedaner und tragen ihren Koran, wie die Uebrigen, in einem Täschchen auf der linken Brust. Allein wenn man ihre Stammbäume untersuchen könnte, so würde man vielleicht noch mehr altes kymmerisches Blut in ihren Adern finden als tatarisches.

Wir natürlich nahmen sie geradezu für Kymmerier und loyale Unterthanen des alten Königs Thoas, was auch keine zu unnatürliche Annahme war. Denn sie wissen auf ihren Bergen, wo keine Polizei ist, von ihrer jetzigen, tief am Nordpol thronenden Regierung eben so viel oder wenig als von der des Thoas.

Die Hirten waren 9 Mann stark und hatten 15 Hunde und 1600 Schafe. Einer von den neunen war der „Ataman", Anführer. Sie sagten, es zögen 14 solcher Atamans mit ungefähr eben so starken Herden am Tschatir-Dagh herum. Des Tages treiben sie auf die Höhen des Berges, wo das beßte Gras ist. Des Nachts aber ziehen sie sich etwas weiter unten in die Schluchten und die Ränder der Waldregion zurück. In der Höhe giebt es gar keine Brunnen und Quellen. Zum Tränken der Schafe müssen sie daher zu Zeiten noch weiter in die Wälder hinabsteigen. Der Umständlichkeit wegen thun sie dieß aber nur alle drei Tage, so daß die Thiere immer drei volle Tage dürsten müssen. Für ihren eigenen Bedarf holen sich die Hirten aus den tiefen Löchern und Schluchten Schnee hervor, den sie an der Sonne zergehen lassen. Für die vielen hundert Schafe dasselbe zu thun, wäre aber zu umständlich. Die armen Leute haben natürlich viel von der Unbill des Wetters zu dulden. Sie kennen aber ihren Berg so genau, daß sie jede Miene, die er verzieht, sogleich zu deuten und daher gegen plötzliche Unfälle sich zu verwahren wissen. Sie pro-

phezelten zu unserer Freude für den morgenden Tag einen heiteren Himmel. Wir schliefen sanft bei den guten freundlichen Leuten, in ihre Burken und unsere Mäntel gehüllt und waren alle sehr mit dem Nachtquartiere zufrieden.

Eine Stunde vor Sonnenaufgang saßen wir schon wieder zu Pferde, und in Begleitung einiger Hirten und Hunde erreichten wir noch zur rechten Zeit die Spitze des Tschatir-Dagh, wo sich die Mohamedaner unter uns mit Schneewasser wuschen und ihr Morgengebet verrichteten. Die Horen führten den schön geschmückten Gott eben aus den Wellen hervor, und er begann uns und die ganze taurische Halbinsel zu unseren Füßen mit seinem Purpur zu übergießen. Einen sehr großen Theil der Küste der Krim erblickten wir so deutlich wie auf einem Kartenbilde und unterschieden scharf das Meer und Land. Gegen Nordost verlor sich die Halbinsel Kertsch und der Bosporus in's Unbestimmte. Eine schwache Schattirung deutete hier das „faule" und „asow'sche Meer" an. Gegen Norden verloren sich unsere Blicke in der Wüste der Steppe, und das „todte Meer" war kaum zu unterscheiden. Freundlich zu uns herauf zog sich aber das Thal des Sfalgir. Gegen Westen war die ganze Umgegend von Sewastopol genau zu erkennen, jedoch die Stadt selber und der Chersonesus Trachea nicht, weil die vorliegenden Berge zu hoch sind. Nach Süden hin soll man sogar zuweilen über Aluschta weg die Umgegend von Sinope über dem Meere emporsteigen sehen, die 30 bis 35 Meilen entfernt ist. Da die Küste dort ebenfalls nicht unbedeutende Höhen hat, so liegt dieß gar nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit. Jedoch soll es nur selten der Fall sein und nur unter besonderen Dispositionen der Atmosphäre, vielleicht mit Beihülfe von Luftspiegelungen. Wir hatten nicht das Glück, Kleinasien und die Geburtsstadt des Diogenes herüberwinken zu sehen. Denn als wir unsere Augen, noch beständig suchend, nach dieser Gegend richteten, stiegen Nebel auf, nahmen uns noch die ganze Krim dazu weg und umhüllten uns so dicht, daß wir jetzt kaum 10 Schritte weit den Rasen sehen konnten, da wo wir eben ferne Länder und Städte erblickt hatten. Unter der kundigen Anführung unserer Tschabans tappten wir zu unserer Schlafstelle zurück. Wir tranken noch eine Täßchen warmes Theewasser bei ihnen und merkten dann, als wir unseren Wirthen bei'm Abschiede danken wollten, daß hier oben Gastfreundschaft mehr gälte als Geld. Spornstreichs ging es nun davon, um Simpheropol so früh als möglich zu erreichen, und ohne mehr Aufenthalt, als ein einmaliges Pferdewechseln veranlaßt, ging es in scharfem Trabe auf die Stadt zu.

Noch vor 10 Uhr Morgens kamen daselbst bei'm Gastwirthe Müller unser Grieche Nikolai und sein Herr an. Was aber mich betrifft, so saß ich gerade mit meinem bei mir gebliebenen Reisegefährten daselbst bei'm Kaffee und erzählte ihm meinen Traum von der Besteigung des Tschatir-

Dagh, der mich die ganze Nacht hindurch beschäftigt hätte. Die anderen beiden Zurückgekehrten wunderten sich ebenfalls über meinen Traum, und besonders darüber, daß Alles so genau mit der Wirklichkeit zusammenträfe, selbst bis auf den Streit und alle darin vorkommende Zahlen. Nur das Einzige sei unwahr daran, daß ich selber dabei gewesen.

Einen mir sehr interessanten Besuch machte ich noch in Simpheropol bei dem auch im Auslande als Naturforscher bekannten Staatsrathe Stöven. Früher war er lange Zeit Director des botanischen Gartens von Nikita und ist eigentlich als sein Begründer anzusehen. Jetzt ist er dem ganzen Seidenbauwesen in Südrußland vorgestellt und wohnt nicht weit von der tauriſchen Hauptstadt im Ssalgirthale in einem reizenden Garten. Er hat sehr Vieles über alle physikalischen, historischen und politischen Verhältnisse der Krim gesammelt, und war so gütig, mir mehre interessante Bemerkungen mitzutheilen. Unter Anderem zeigte er mir seine Tabellen über die Massen des gefallenen Niederschlags. Für die meisten Jahre zeigten sie nur 11, 14, 17 bis 18 Zoll, was denn ungemein wenig wäre und auf eine bedeutende Trockenheit der Krim schließen ließe. Merkwürdig war es, daß selbst im Jahre 1833, das in ganz Südrußland wegen seiner Trockenheit so verschrieen ist, auch 18 Zoll Regen gefallen waren, also die größte Masse, die in jenen Tabellen vorkam. Die Sache erklärte sich aber daraus, daß der Regen nicht zur rechten Zeit gefallen war. Er hätte im April, Mai und Juni erscheinen sollen, und kam erst im Juli und August, wo er denn auf die bereits verbrannten Felder und Steppen vergebens herabfiel.

Der Staatsrath Stöven erzählte mir auch, daß alle Cypressen an der Krim'schen Südküste von zwei Cypressen herstammen, die der Fürst Potemkin dahin brachte und die noch jetzt im Garten von Alupka stehen. Die Citronen und Apfelsinen hält man in der Krim so wie in Oberitalien. In der Gegend von Simpheropol fehlt aber schon eine Menge von diesen südlichen Früchten wieder ganz. Von meinem gastfreien Tataren Krimtajeff in Mahmud, dessen Physiognomie und Aeußeres ich lobte, sagte er: „Ja, „Gott weiß, welchen Armenier man aus Konstantinopel einmal herschickte, „der sich Güter in der Krim erwarb und der Stammvater der Krimtajeffs „wurde. Die eigentliche ächte Tataren-Physiognomie findet man in der ganzen „Krim nicht mehr. Sie ist mit den Nogaitzen davon gezogen."

Wir gingen dabei in dem reizenden Garten spazieren, unter Laubengängen schöner Muskatellertrauben. Die ganze Umgegend schien dazu arrangirt zu sein, um die Anlage mit einem schönen Panorama zu umstellen. Von der einen Seite blickte der Tschatir-Dagh herein, von der anderen ein felsiger Berg mit den Ruinen einer antiken Stadt, auf dem dritten eine reizende Aussicht

durch das Sſalgirthal auf das moderne Simpheropol. „Von den Ruinen „jener Stadt weiß man", ſo ſagte Herr von Stöven, „durchaus gar nichts „mehr. Ja es geht ſo mit den meiſten Ruinen der Krim. So z. B. zieht „ſich auch dort über's Gebirge hin eine lange Mauer, die man an vielen Stel„len wieder findet und die von den Tataren „Kalanem-Baïre" genannt wird. „Auch von ihr weiß kein Mund und kein Papier etwas einigermaßen Gewiſſes „zu erzählen." Freilich hat kürzlich ein ruſſiſcher Gelehrter, ein Herr von Köppen, alle alten Steine der Krim verzeichnet und beſchrieben. Allein ſeine hiſtoriſchen Angaben beruhen faſt nur auf Vermuthungen.

Ich bedauerte bei dieſem Beſuche nichts mehr als die Kürze der Zeit, die ich ihm widmen konnte.

Ein Beſuch auf dem Markte von Simpheropol füllte meine letzten Augenblicke mit Früchten, Gurken, Kartoffeln deutſcher Koloniſten — denn die ſind immer bei den Kartoffeln — Bergtataren, Steppentataren, — Simpheropoler Elegants, — Offizieren, — und einkaufenden Hausfrauen aus. Denn alle dieſe Dinge und Perſonen bieten ſich in Simpheropol in Fülle dar. Meiſtens wird hier freilich mit ruſſiſchem Gelde bezahlt. Doch curſiren auch noch türkiſche Münzen, beſonders die kleinen, die Para's und andere. Auch haben die Geldwechsler von Simpheropol — durchweg karaitiſche Juden — immer noch eine Menge türkiſcher Goldmünzen, ganz winzig kleine und ſehr bedeutend große, die jedoch nur mehr zum Schmucke der Weiber verkauft werden, als um dem Handel zu dienen.

Der Obſtmarkt iſt natürlich bedeutend. Sie haben die Aepfel und Nüſſe, die Birnen, Trauben, Arbuſen, Baklashan u. ſ. w. in großen Buden bunt aufgeſtapelt, deren ſo viele ſind, als würde eine Meſſe blos für das Obſt gehalten. In jeder Bude ſitzen ein paar ſchmauchende Tataren.

Nachdem wir noch ein recht ſchlechtes Beefſteaks — wie konnte auch dieſes engliſche Gericht, unter ruſſiſchem Scepter im Tatarenlande von deutſchen Händen bereitet, gut werden — genoſſen, ſattelten wir wieder auf und fuhren auf zwei ruſſiſchen Troiken der Stadt Baktſchiſarai zu.

Baktſchiſarai.

— „Und in Aphraſiab's hohen Hallen
„Hört man die Heermuſik der Eulen ſchallen."

Der Weg zwiſchen der jetzigen Gouvernements-Hauptſtadt der Krim, Simpheropol, und der ehemaligen Herrſcherreſidenz Baktſchiſarai führt am Fuße der nördlichſten Vorberge der ſüdlichen Maſſenerhebung der Krim herum, hat zur Rechten nichts als die weite einförmige Steppe und auch zur Linken

nur unmalerische Reihen von niedrigen baumlosen Grashügeln. Wir, d. h. der Grieche Nikolai und ich — waren daher sehr wenig zufrieden, daß unsere Troika nicht so ganz in den gewöhnlichen russischen Galopptact kommen wollte, weil sich eins der Pferde für marode erklärte und uns also nur mit einer sehr schwachen Rapidität die langweilige Steppe zu durchlaufen erlaubte. Wir beschlossen daher, den Marodeur auszuspannen und dem ersten besten Wagen, der uns begegnen würde, zur Rückkehr nach Simpheropol anzubinden. Bald trafen wir unter einem großen Wallnußbaume einen Mann mit seiner Frau im Grase gelagert, ein kleines Frühstück einnehmend, indem ihr kleiner Einspänner dasselbe sich um sie herum vom Boden las. „Ei! pass-„luischui tui!“ (He! Hör' mal du!) rief ihm mein Grieche zu, machte aber ein sehr langes Gesicht, als der Mann, uns den Rücken kehrend und auflachend, kurz erwiderte: „Njet ja ne sluischu“ (Nein! ich höre nicht) und durch diese stolze Antwort uns deutlich zu verstehen gab, daß er keiner vom tschornui narod (vom schwarzen Volke) sei, sondern wahrscheinlich ein kleiner maloroſſianischer Edelmann von 3½ Seelen im Vermögen oder ein Beamter bei irgend einer Registratur. „Jswinitje“ (Entschuldigen Sie), sagte ich ihm, indem ich höflich auf ihn zuging und ihn in dem Tone und der Weise anredete, wie diese Menschen es verlangen. „Entschuldigen Sie unsere „Dummheit, Wui wärno blagorodni tschelowek? (Sie sind gewiß ein „wohlgeborener Mensch?) Wir haben hier ein Pferd, das nicht anziehen will „und uns, da wir schnell fort müssen, sehr hinderlich ist. Würden Sie wohl „die Gefälligkeit haben, dasselbe nach dem nahen Simpheropol wieder zurück-„zunehmen? Wahrscheinlich ist das arme Thier seinem Ende nahe; denn „außerdem ist mir in Ihrem Vaterlande noch kein marodes Pferd vorgekommen.“ Der Mann erklärte sich nun sogleich bereitwillig und wurde ganz für mich eingenommen, da er sah, daß ich einen Mann von seinem Range und Ansehen zu würdigen wußte. Ganz und gar aber wurde er mein Freund, als ich mich bei ihm während des Umspannens nach dem Thun und Treiben der Gräfin N.... erkundigte, von der ich wußte, daß sie gerade in Baktschisarai war und von der er mir nun erzählte, als wenn er einer aus ihrer Suite gewesen wäre.

Gegen Baktschisarai hin wird die Gegend wieder etwas belaubter und hübscher, und das bisher verwischte und unübersehbare Bild der Landschaft zieht sich allmälig wieder in nahe Linien und übersehbare Formen zusammen. Die Hügel zur Linken haben etwas ausgebildetere Häupter. Auch zur Rechten zieht sich eine Decoration belaubter Berge vor die trostlose Steppenfläche, und der Weg läuft endlich in einem freilich nach innen ziemlich weitläufigen, aber doch recht anmuthigen Thale dahin. In Baktschisarai oder vielmehr in einem nahen Kloster war heute Morgen am 15ten August

gerade eine kirchliche Feier gehalten worden, die alle Jahre an diesem Tage die halbe Christenheit der Krim, viele tausend Menschen, dahin zusammenführt. Da man nun am Tage zuvor zu gleicher Zeit auch eine Messe in Baktschisarai abgehalten hatte, die größte tatarische, welche existirt, so war also die Straße sehr belebt. Uebrigens gehen diese beiden zusammenfallenden Feste einander so wenig an, daß, wie mir ein Karait versicherte, ebenso wenig auch nur ein einziger russischer Kaufmann die tatarische Messe besuche, als ein Tatar es sich einfallen lasse, das christliche Kloster zu betreten. Das Treiben auf der Landstraße war um so regsamer und munterer, da sich überall die stampfenden Rosse einmengten. Denn mühselige Fußgänger waren unter diesen rückkehrenden Pilgern und Kaufleuten nicht zu finden, vielmehr Alles zu Wagen und zu Pferde. Ganze Gesellschaften von Reitern, auf den kleinen tatarischen Bergpferden bockend, flogen an uns vorüber. Die russischen Troiken waren natürlich das Hauptgespann und schossen pfeilschnell an den schweren knarrenden tatarischen Madscharen, die immer bescheiden auf die Seite wichen, vorbei. Diese Madscharen sind ganz schmale, oben und überall verdeckte Kasten, die sich auf vier beständig schreienden, nie geschmierten Riesenrädern *) bewegen. Vorn ist ein Loch zum Hineinkriechen, und man erblickt hier nur den Fuhrmann vorn im Lichte sitzen, ohne erspähen zu können, was er hinter sich hat. Diese Madscharen dienen den Tataren nur als Reisewagen, und ich glaube, ihre sonderbare und unbequeme Einrichtung erklärt sich, wenn man sie als ambulante Harems nimmt. Denn oft sah ich aus der Finsterniß hinter dem Fuhrmanne das neugierige Feuerauge einer Schönen hervorblicken. Entschieden das Hübscheste, was uns von Baktschisarai entgegenkam, waren die großen geräumigen und offenen Wagen der Bauern aus der griechischen Kolonie, die zwischen den beiden oft genannten Städten in der Mitte etwas seitwärts vom Wege im Gebirge liegt. Diese Wagen waren alle voll hübscher lachender und conversirender Menschen, und der eine wie der andere kam mir wie ein festlicher Brautwagen vor. Denn immer in der Mitte, hoch und sichtbar den Präsidentensitz einnehmend, saß alle Mal ein bildschönes Weib, von schöner weißer Gesichtsfarbe mit rabenschwarzem Haare und von oben bis unten in schwarze Seide gekleidet, auf welcher sich der überall verschwendete Goldschmuck ungemein prächtig ausnahm. Vor der Stirn trugen diese griechischen Frauen ein königliches und höchst elegantes

*) Die Tataren schmieren nie ihre Wagen, und wenn daher ein paar solcher Wagen durch's Gebirge fahren, so giebt dieß eine Musik, als wenn Orangoutangs ein Dutzend verstimmter Cellos im Walde strichen. Als ich einmal einen Tataren fragte, warum sie denn ihre Wagen nicht schmierten, da das ja so einen abscheulichen Lärm gäbe, antwortete er: „Ei, wozu schmieren? Wir sind ja keine Diebe, die Geräusch zu machen fürchten müßten."

Diadem, Goldstücke hingen im Ueberflusse auf die Brust herab, und eben so zierten ihren Arm goldene Spangen und aufgereihte Ducaten-Gewinde.

So oft uns ein solcher griechischer Wagen vorüberfuhr, wurden jedes Mal unsere Augen durch das Bild einer oder mehrer solcher gleich schönen und gleich prächtigen Frauen geschmeichelt. Fast alle lächelten festtäglich, wahrscheinlich weil das Lob ihrer Huld von den Lippen ihrer männlichen Begleiter ertönte. Mein Grieche Nikolai erzählte mir, daß diese Leutchen im Anfange der zwanziger Jahre aus Kleinasien, meistens aus der Gegend von Sinope, gekommen wären. Sie hätten sich damals in der Zeit des griechischen Aufstandes vor den barbarischen Händen der Türken auf barmherzige russische Schiffe geflüchtet. Diese hätten sie 150 an der Zahl nach der Krim gebracht, wo ihnen dann der Kaiser Ländereien in der bezeichneten Gegend angewiesen. Sie befänden sich hier auf der nördlichen Seite des Pontus, wie ich wohl aus den heiteren Gesichtern selbst schließen könnte, recht wohl. Doch die goldenen Spangen, Diademe und Colliers hätten sie noch von der südlichen Küste mit herüber gerettet. Seine Mutter wäre auch mit darunter gewesen und hätte auch ein Kästchen mitgenommen, dessen Inhalt, wenn er ihn jetzt hätte, ihn wohl überheben könnte, das hundsgemeine Geschäft eines allen Leuten dienenden Dollmetschers zu betreiben. Doch sei es ihnen durch üble Umstände leider nachher wieder verloren gegangen. — Mit großer Sehnsucht schaute ich nach dem Thale der schönen Griechinnen hinüber, das uns zur Seite lag und nach den auf der Landstraße erblickten Proben noch so manches Interessante und Hübsche enthalten mußte. Aber die Schnelligkeit, mit der mich die dringenden Umstände vorüberrissen, wollte mir keinen Besuch gestatten. Die Krim hat übrigens von jeher mit Kleinasiens Nordküste, mit der sie aus einem und demselben Wasserbecken gebadet wird, seit der Milesier und Mithridatischen Pontier Zeiten Bewohner bei allen bedeutenden politischen Bewegungen ausgetauscht. Beide empfingen zu gleicher Zeit im Alterthume wie im Mittelalter dieselben Kolonieen cultivirter Nationen. Barbaren gingen früher vielfach von den taurischen Küsten nach Kleinasien über, und jetzt umgekehrt, flüchten sich von Barbaren Verfolgte zu den Kindern jener nordischen Skythen und finden an den ungastlichen Küsten des Thoas gastlichen Schutz. — Diese krim'schen Bergkolonisten sind indeß nur ein kleiner Theil der in jener Zeit aus dem Türkenreiche gegangenen Griechen. Unter den in Odessa lebenden Handwerkern und Kaufleuten sind viele dieser Klasse aus Trapezunt, Sinope und anderen Städten Kleinasiens, und ebenso finden sich viele im russischen Heere.

Ich war eben auf dem besten Wege, auf der Leiter historischer Speculationen und Träume aus den so interessanten Gegenden der Krim mich in die

Gefilde früherer Jahrhunderte zu verlieren, als Nikolai mich daran erinnerte, daß wir Baktschisarai nahe seien. Der Weg wandte sich auch bald zur Linken und führte uns aus dem bisher verfolgten Längenthale in ein die Gebirgsreihen durchschneidendes Querthal, in welchem wir dann auch bald, von hohen Felsenwänden rings umgeben, die alte Chanenhauptstadt liegen sahen.

„Baktscha" bedeutet im Tatarischen so viel als „Garten," und „Baktschi-Sarai" das „Serail der Gärten." — Die Stadt war einige Jahrhunderte hindurch die Hauptstadt jenes merkwürdigen Staates, der als letzte bedeutende Trümmer des großen Mongolen-Reichs in Europa, auf der Krim, als seiner Hauptburg und Stütze, fußend, seinen unheilbringenden Einfluß weit hinaus über die Dniepr- und Dniestr-Länder und selbst tief in die Wolga- und Weichsel-Landschaften hinein erstreckte, bis Rußlands zauberisch wachsende Macht unter der starken Katharina ihn beseitigte und damit die sämmtlichen nordischen Pontus-Länder einer Cultur und Blüthe eröffnete, die, so lange Menschenfuß sie betrat, noch nie sie beglückte. Hier in Baktschisarai an der Grenze der Steppe und Gebirge, in einer engen Kalkschlucht residirten jene mächtigen Chans, vor denen die alte Czaarenstadt jeden Frühling erzitterte, und um deren Freundschaft zu einer Zeit sich Polen, Russen und Türken gleich eifrig bewarben. Hier vor den Thoren der Gebirge sammelten sich jene wilden Reiterschaaren, welche, Diener der Barbarei, Jahrhunderte hindurch von vielen tausend Quadratmeilen fruchtbaren Bodens den heilbringenden Pflug fern hielten. Auch noch jetzt haben die Tataren, die seit der Vernichtung ihres Staats zu einem liebenswürdigen kleinen Bergvölkchen zusammengeschmolzen sind, eine große Vorliebe und Zuneigung für diese ihre ehemalige Capitale, und sie genießt noch immer einen Schatten ihres früheren Ansehns, das nun aber weniger Gefühle des Schreckens als der Liebe und des Mitleidens erweckt, da es das Ansehn eines jetzt Verblichenen, ehemals Glänzenden ist. Die Russen dulden gefällig diese Vorliebe bei einem Völkchen, das sie wohl nicht besonders mehr zu fürchten haben. Ja sie thun ihr sogar Vorschub, indem sie Baktschisarai den Tataren ganz und gar als ihren eigenthümlichen und ausschließlichen Wohnsitz angewiesen haben, so daß Russen und überhaupt Nicht-Tataren, außer den Beamten, welche das Gouvernement schickt, sich hier gar nicht niederlassen dürfen. Ueberhaupt ist die Vergeltung, welche Moskau an Baktschisarai geübt hat, eigenthümlich; denn während von dieser Stadt aus zur Verbrennung und Plünderung jener unzählige Male in's Feld gerückt wurde, und die Moskowiter nach dem Laufe der Dinge hundertfach sich hätten berechtigt glauben können, jenes feindselige Raubnest vom Erdboden verschwinden zu lassen, haben sie vielmehr im Gegentheil nicht nur die Stadt, wie gesagt, mit einer gewissen Art von

Privilegien geschmückt bestehen lassen, sondern sind sogar auch noch eifrig bemüht, den Palast jener Moskowiten-Feinde zu erhalten und zu zieren. Dieß ist doch ohne Zweifel die Rache der Großmuth und die Vergeltung der Civilisation.

Die Stadt ist daher völlig ohne Trümmer, sehr stark bevölkert und so voll Leben, Musik und Gesang, voll Cymbeln und Paukenschlag, überhaupt noch so ganz tatarisch, als wenn der Chan noch auf seinem Throne säße. Sie bildet daher nicht nur einen sehr schlagenden Contrast mitten zwischen den beiden modernisirenden Städten Sewastopol und Simpheropol, sondern ist auch offenbar eine der merkwürdigsten Städte Europa's. Ein patriotischer Tatar und ein forschender Geschichtschreiber werden, wenn sie sich in Baktschisarai niederlassen, kaum etwas vom siegenden Rußland gewahr und können sich auf das Lebhafteste und Ungestörteste entschwundene Zeiten in die Gegenwart hervorzaubern. — Man sollte bei jeder Eroberung doch so menschenfreundlich sein, ein solches Asyl dem stilltrauernden Patriotismus und den Wissenschaften zu Liebe intact zu erhalten und auf die Nachkommenschaft zu überliefern.

Da die Stadt, wie gesagt, in ein enges Kalkfelsenthal hineingeklemmt ist, so hat sie sich bei geringer Breiten-Entwickelung besonders in die Länge ausgedehnt und daher, ungefähr wie Heidelberg, nur in einer einzigen, sehr langen Hauptstraße mit unbedeutenden Verästelungen von Nebenstraßen ihr Leben concentrirt. Diese Straße ist über zwei Werste lang und dabei äußerst schmal. In ihr entwickelt sich aller Handel und Wandel Baktschisarais und zu ihren Seiten liegen die verschiedenartigsten Kauf- und Gewerbsläden, die nicht blos für die Stadt selbst, sondern auch überhaupt für den ganzen westlichen Theil des tatarischen Gebirgsländchens das Centrum des Kaufs und Verkaufs bilden. In den Kaufläden ist Alles reichlich aufgestapelt, was tatarische und zum Theil auch türkische Kunst (denn Einiges beziehen sie noch jetzt aus Konstantinopel, wie früher Vieles) vermag, und in den Gewerbbuden nebenan sieht man sogleich, wie die Sachen verfertigt werden. Hier an der Gränze der Ebene und des Gebirges, wo deren natürlichster Marktplatz sich entwickeln mußte, häuft sich nicht nur Alles an, was Gebirge und Ebene gewähren können, sondern es wird auch hier Alles begehrt, was beide wünschen. Die russischen Städte sind so weitläufig und ihre Straßen so endlos breit, daß sie dadurch völlig ungenießbar werden und sich in ihrem Inneren eigentlich nirgends ein Bild auffassen läßt. In dem tatarischen Baktschisarai ist dagegen Alles mit der Hand zu langen und so dicht bei einander, daß jeder Schritt das deutlichste und bestimmteste Bild gewährt. Dabei ist Alles, was sich bei uns in die undurchdringlichsten Räume zurück-

zieht, so offen und durchsichtig zu Tage gelegt, daß dadurch die geheimsten Dinge und Geschäfte straßenkundig werden. Die kleinen dicht aneinander gedrängten Häuser sind freilich alle ohne Fenster, dagegen können sie aber ihre ganze vordere Wand, die blos aus hölzernen Klappen besteht, herablassen. Dadurch gewinnen sie nun Licht genug und verrichten zugleich ihre Arbeiten vor den Augen des ganzen Publicums. Die Klappen werden theils zur Seite gestellt, theils lassen sie sich gleich vor dem Hause als Läden oder Tische nieder. In dem einen Hause sieht man nun, wie die Bäcker ihren Mehlteig bereiten und in den Ofen schieben, dessen Wärme man auf der Straße verspürt. In dem anderen Hause übersieht man mit einem Blicke alle die Manipulationen, die man mit der Bussa (einem türkischen Getränke) vornehmen muß, um ihr den rechten Geschmack zu geben. Hier sitzt mitten in seinem wie halb durchgeschnittenen Häuschen ein Schneider mit seinen Gesellen und schneidert fort, unbekümmert um die neugierigen Gaffer. Dort enthüllt sich der ganze Organismus einer Küche mit ihrem sämmtlichen Geräthschaftsapparate. Da dampfen die Kohlkessel und sprudeln die Lammbraten und hauchen ihre einladenden Wohlgerüche auf die Straße, die Hungrigen noch mehr zu reizen. In solchen Küchen kann keine Giftmischerei stattfinden. Im Vorübergehen läßt man sich schnell einen Teller voll Suppe aus dem den ganzen Tag kochenden Kessel geben, ißt ihn am Laden auf, nimmt den warmen Braten mit unterwegs und hat zu Mittag gespeist. So wie die Schneider sitzen in einem dritten Hause die Schuster, dann die Mützenmacher, dann die Afialtschiks (Bettdeckennäher) u. s. w. Darauf kommt ein Mal eine ganze Familie schmiedender Zigeuner. Der Vater selbst schwingt den Hammer, die Mutter tritt den Blasebalg und die Kinder schleppen Kohlen, Zangen und Wasser herbei. In den Kaufbuden ist der ganze Vorrath bis auf die letzte Büchse dem Käufer vor Augen ausgekramt, und er kann mit einem Blicke Quantität und Qualität der Waaren überschauen. Die eigenthümlichsten sind die Sattel- und Zügelwerk-Läden, mit den zierlich geflochtenen Kantschus, deren Stiele mit Silberdraht und rothem Saffianleder elegant geschmückt werden, dann die Tabaksbuden, in denen fein geschnittene türkische Tabake thurmhoch locker aufgehäufelt liegen, und allerlei orientalische, sowie auch aus hübschen krim'schen Holzarten gefertigte Pfeifenröhren zu kaufen sind, — ferner die Obsthändler, welche Arbusen und hundert Arten von Kürbissen und Melonen und alles schöne Obst der krim'schen Bergthäler und der Südküste feil bieten. Die Kaffeehäuser haben nach den Straßen zu bedeckte Galerieen, auf denen den ganzen Tag schlürfende und rauchende Kaffeetrinker sitzen. — Natürlich giebt diese Publicität aller häuslichen Verrichtungen einem Spaziergange in den Straßen ein Interesse, welches die

unsrigen nicht haben, wo die Wohnungen abgeschlossen und wie Festungen verriegelt und verdeckt sind und die Straßen weiter nichts als die verbindenden Canäle vorstellen, durch welche fremd die Geschäftigen hindurch eilen. Im Oriente gewinnen die Straßen eine ganz andere Bedeutung, da sie die großen Schaubühnen sind, auf welchen beständig Alle vor den Augen Aller wandeln und handeln. Auf unseren Straßen fühlt man sich oft sehr einsam und vom Ganzen isolirt. Dort fühlt man sich auf der Straße als ein Theil vom Ganzen und ist immer mitten drin, in der Gemeinde aller Uebrigen. Man begreift, daß unter solchen Umständen die Tataren keine Local-Tagesblätter nöthig haben, denn hinter den Coulissen passirt hier nichts. Jedes Neue läuft unmittelbar, wie es passirt ist, brühwarm von Mund zu Ohr herum, und um die Genüsse eines neugierigen diable boiteux zu haben, braucht man sich gar nicht die Mühe zu geben, es zu werden.

Die Straßenbevölkerung Baktschisarai's, durch das wir der ganzen Länge nach hinfuhren, bestand aus Tataren, die ihren Geschäften nachgingen, und aus Russen, die das schon erwähnte Fest im nahen Kloster herbeigeführt hatte und die um die Wirthshäuser schwärmten. Die braunen und plumpen Tataren der Ebene waren leicht zu erkennen, und eben so die gewandteren und edler gebildeten, die vom Gebirge herabgestiegen waren. Hier und da zeigte sich auch der weiße Turban eines Hadji, denn selbst von diesen nördlichen Gegenden aus wallfahrtet man noch zuweilen nach Mekka. Einige wenige Türken waren kaum zu zählen. Mitunter eilte ein weißverschleiertes tatarisches Weib scheu durch das Gedränge, in welchem sich aber die von rothen, grünen, gelben und blauen Tüchern und Kleidern wie Papageien glänzenden russischen Weiber desto bemerklicher machten, da sie in der Regel mit ihrer bei den Russen so beliebten Corpulenz den Raum für zwei Personen von der engen Straße wegnahmen. Auch hübsche schwarzgoldene Griechinnen aus jener Kolonie fehlten nicht, und Karaïten waren überall geschäftig. Durch diese Menge ruderten wie gigantische Schwäne zuweilen einige mit Waaren beladene Schiffe der Wüste, geduldige Kameele mit mattem Auge, berittene Leute in Menge, und endlich kamen dann noch solche unruhig bimmelnde russische Troiken dazwischen, wie die unsrige, die immer in dieses stille orientalische Straßen-Gewirr gleich trübes Wasser bringen. Obgleich wir unseren Jämstschik mit Gewalt zurückhielten, verursachten wir doch, bald hier, bald dort anstoßend, durch das Schreien und Drohen unsers Kutschers auf dieser kleinen Tour in der Baktschisaraischen Straße mehr lautes und stilles Aergerniß als auf unserer ganzen krim'schen Reise. Es wäre hübsch, wenn einmal die Gebrüder Gropius in Berlin ihre Zuschauer durch eine solche orientalische Straße mit allen ihren interessanten abwechselnden und bunten Bildern

in ihren schönen Panoramen-Buden hindurchfahren lassen könnten, auf ähnliche Weise wie in ihrem Periplus im Busen von Baja. Es würde das unterhaltendste Schauspiel von der Welt abgeben.

Der ehemalige Palast des Chans ist, wie gesagt, völlig von den Russen erhalten und wiederhergestellt worden. In einigen der zu ihm gehörigen Gebäude hat man die Zimmer zum Theil recht hübsch, zum Theil brillant im orientalischen Geschmacke mit Stoffen aus Konstantinopel ausgeschmückt und meublirt und sie für den Empfang hoher Gäste bereitet. Aber auch anderen Fremden, wenn sie durch ein gewichtiges Schreiben oder durch sonst Etwas, was Gewicht hat, sich empfehlen, ist es leicht, dort Quartier zu erhalten. Meine mir vorausgeeilten Reisegefährten hatten bereits von ein paar niedlichen Divanzimmern, mit Teppichen und Vorhängen reichlich versehen, Besitz ergriffen und keiften mir schon aus den Fenstern Sr. weiland chan'schen Hoheit über mein langes Ausbleiben entgegen, als ich am Palastthore hielt und mit dem Thurmwächter über meinen Einlaß parlementirte. Außer den Zimmern, Teppichen und Polstern wird den Fremden aber auch nichts auf Rechnung der Chans verabfolgt, und für Bedienung, Speisung u. s. w. muß man selber sorgen.

Ueber Lage und Plan des Palastes läßt sich Folgendes bemerken. Er liegt ungefähr in der Mitte des langen Baktschisarai und theilt dasselbe mit seinen Höfen, Gärten und Gebäuden in zwei nicht ganz gleiche Theile. Er ist in seinem ganzen Umfange durch hohe Mauern oder durch die gegen die Außenseite hin Fronte machenden Gebäude selbst, die nur ein großes Eingangsthor haben, klosterartig in sich abgeschlossen. Von außen gewährt er nirgends eine malerische Ansicht, eine desto gefälligere aber gleich im ersten Hofe, in welchen man durch jenes Eingangsthor tritt. Dieser Hof bildet ein großes Parallelogramm, und die Theile des Palastes liegen alsdann, wenn man dem Thore den Rücken wendet, in folgender Ordnung. Zunächst erhebt sich der Flügel, durch welchen das Thor selbst gebrochen ist; in ihm befinden sich viele Zimmer für Gäste und die Wohnungen der Schloßbeamten. Wahrscheinlich hatte er auch ehemals dieselbe Bestimmung. Zu den Zimmern seines zweiten Stocks führen breite, luftige Treppen und Galerieen, von denen aus sich das Ganze höchst anmuthig überschauen läßt. Zur Linken liegt die Schloß-Metschet, zugleich die größte von Baktschisarai, und weiterhin einige große Mausoleen, verstorbenen Chans zu Ehren gebaut, und dabei der chan'sche Todtengarten. Zur Rechten läuft der eigentliche Hauptkörper des Palastes, mit den Zimmern des Chans selbst, mit den Audienz- und Gerichtssälen u. s. w. Ein Theil dieses Gebäudes enthält zwar für den Empfang hoher Gäste prächtig ausgeschmückte Zimmer, je-

doch werden die interessantesten Räume nur erhalten und übrigens unbenutzt gelassen. Vor den Zimmern, die der Chan selber bewohnte, läuft eine liebliche Gartenterrasse hin, d. h. eine durch Aufschüttung und Ummauerung bewerkstelligte Erhöhung eines Theils des Hofes, die mit Weinlauben, Blumenbeeten und Fontainen geziert ist, und auf welcher die Chane selbst zuweilen den Gärtner spielten. Diese Gartenterrasse mit den zum Theil aus der Häuserfronte in ihr freundliches Grün hervortretenden Gartenzimmern bildet die lieblichste Partie des Palasthofes. Die in ziemlicher Entfernung der Eingangsseite gegenüber liegende Seite des Hofes ist blos von einer hohen Mauer begränzt, deren Mitte aber ein hübscher stets sprudelnder Brunnen ziert. Der bezeichnete corps de logis des Palastes zur Rechten hat wiederum zwei gewölbte Durchgänge. Sie führen in ein paar andere Höfe, in welchen ebenfalls Springbrunnen-Geplätscher in lieblichem Echo von den Wänden der Gebäude zurückschallt. Auch hier war jetzt Alles voll von russischen Festgästen. Wozu diese Höfe früher gedient haben mögen, weiß ich nicht. Endlich führen aus den Zimmern des Chans selbst Eingänge zu den Höfen, Gärten und hübschen Gefängnissen seiner Frauen.

Der Zudrang von Zuschauern war heute unglaublich groß, und alle Viertelstunden hatte sich eine Gesellschaft zusammengefunden, die Einlaß begehrte. Griechische Weiber und russische Tschinnowniks mit ihren Familien und Kaufleute mit ihren dicken Frauen, wie auch Offiziere mit ihren Geliebten, trabten nun scherzend und wohlgemuth herum, wo noch vor ein paar Menschenaltern so vielfaches Ungemach für ihre Großväter ausgebrütet wurde. Die Tour, welche man die Reisenden gewöhnlich in diesem Palaste machen läßt, ist diese: zunächst tritt man durch eine große eiserne Pforte in eine hohe Halle oder ein Vorhaus, von wo aus überallhin Thüren zu den wichtigsten Gemächern des Hauses selber gehen. In dem Vestibulum sprudelt natürlich wieder von allen Seiten aus schönen marmornen Becken und Postamenten in hübschen Fontainen das allen Mohamedanern so kostbare Element des Wassers. Jede Fontaine hat, wie auch fast jedes Thor und überhaupt jeder Theil des Palastes, eine arabische Inschrift, welche den Namen und Ruhm Dessen verkündet, dem er seinen Ursprung verdankt. Auch hat jede Fontaine, wie jedes Thor einen eigenen Namen, ein Zeichen, welches Gewicht die Mohamedaner auf Beides legten. — Die Russen haben die tatarischen Benennungen in ihre Sprache übertragen, und so nannten sie uns die eine Fontaine: „Solotoi Fontan“ (Gold-Fontaine), dieselbe, welche zur mohamedaner Zeit „Selsebil“ hieß. Die andere „Duduschni Fontan“ (Flöten-Fontaine) und eine dritte „Slesni Fontan“ (Thränenbrunn). Von den Inschriften bemerke ich nur wegen ihres orientalisch-poetischen Bombastes

die, welche über der Gold-Fontaine steht: „Ruhm sei Gott, dem Höchsten!“ heißt es, „das Angesicht von Baktschisarai ist geschmückt durch die heilbring„ende Sorgfalt des erleuchteten Krim-Gerai-Chan. Denn er ist es, der „mit reichspendender Hand den Durst seines Landes stillte, indem er sich „vornahm, eine noch größere Wohlthat zu verbreiten, wenn Gott ihm dabei „helfen wird.“ (Vielleicht wird hier auf den Plan dieses Fürsten angespielt, sich völlig unabhängig von der Pforte zu machen.) „Sein feines Auge war „es, das diese köstliche Quelle krystallenen Wassers entdeckte. Wenn irgend „auf dem Erdenrunde eine andere dieser ähnliche Fontaine existirt, so möge sie „sich zeigen! — Die Städte von Schaim (Syrien) und die von Bagdad „haben wohl viele Wunder geschaut, aber sie haben nie eine so herrliche Fon„taine erblickt.“ Dann heißt es weiter: „Der Autor dieser Inschrift nennt „sich Keghi. Wie ein Mann, der gequält von Durst, wird man das „Geschriebene lesen durch das Wasser hindurch,“ (das Wasser fällt nämlich vor der Inschrift herab), „welches durch Röhrchen quillt, so fein wie der „kleine Finger. Was aber verkündet die Inschrift? Was will sie dich leh„ren? — Komme heran, zu trinken von diesem schönen Wasser, welches „aus dem reinsten der Brunnen quillt, denn es verleiht dir Gesundheit.“ — Die Inschrift über der eisernen Thüre ist wegen des Titels, auf den die Chane Ansprüche machten, merkwürdig. Sie lautet: „Die Errichtung die„ser Pforte ist befohlen worden von dem Herrn der beiden Meere (wahrschein„lich des asow'schen und schwarzen) und dem Gebieter der zwölf Provinzen, „Khadgi-Gerai-Chan, dem Sohne von Mengli-Gerai, dem Sultane „und Sultanssohne, im Jahre 953. Möge Gott der Herr ihnen beiden „ihre Sünden vergeben und sie der ewigen Seligkeit würdig finden.“

Die sonderbarste von allen Fontainen ist die „Thränenquelle.“ Es kommt das Wasser hoch aus dem Marmor des Brunnens hervor und läuft in ein Marmorbecken. Unter diesem befinden sich zwei kleinere, in welche es getheilt überfließt. Unter diesen beiden befinden sich wiederum mehre kleine Schüsselchen, und so bis unten hin noch andere, wo denn das spärlich fließende Wasser zuletzt nur in einzelne Tropfen oder Thränen aus einem in's andere übergeht. „Bei Gelegenheit dieser Thränen und damit wir das verständen,“ sagte unser Cicerone, „müsse er uns eine recht hübsche, aber wegen der Thränen „natürlich auch traurige Geschichte erzählen, wenn etwa nicht schon alle die „Herrschaften die Geschichten der Marie Potocka aus dem berühmten „Gedichte Puschkin's: Baktschisaraiski Fontan (die Quelle von Baktschi„sarai) kennten.“ Obgleich dieß bei dem größten Theile der Russen allerdings der Fall war — denn die Sache fängt nun an so berühmt zu werden, daß man sie nicht mehr ignoriren darf, und schon vorher hatten mir

auf dem Hofe ein paar Tataren und Russen Manches von Marie Potocka erzählt und so vertraulich von dieser längstentschlafenen Schönen gesprochen, als wenn sie sie noch gekannt hätten — so zog man sich doch unserer Unwissenheit wegen ein wenig in das Gartenzimmer der Chane zurück, um die Geschichte noch ein Mal anzuhören, wie sie jetzt mit Hülfe der Dichter und des Volks gleich einer griechischen Mythe ausgeschmückt ist. Dieß Gartenzimmer ist achteckig, tritt fast ganz in den Garten hinaus, hat auf allen Seiten ein buntbemaltes Gitterwerk von kleinen dünnen, kreuzweise übereinander geschlagenen Holzlatten, an den Wänden rund herum bequeme Divans und in der Mitte eine aus hundert kleinen Canälen hervorperlende Fontaine, die das Wasser dicht vor unseren Füßen auf den Marmorboden hinplätschern ließ. In dem Zimmer herrschte die duftreichste Kühle, und unsere ganze Gesellschaft erlabte sich derselben, in recht malerischen Attituden auf den Divan-Polstern ruhend. Ich kam glücklicherweise an der Seite eines hübschen kleinen rosenwangigen russischen Blauauges von höchstens 16 Jahren zu liegen, das alle kleinen Complimente, die man ihm machte, immer mit dem beifälligsten Gelächter aufnahm. Bei jedem Zimmer, das sich uns eröffnete, und wenn es auch die steinkahlsten Wände hatte, rief sie sogleich, noch kaum in die Thür getreten: „ah kak etto milo! kak charascho.“ „Ach, wie ist das niedlich! „wie lieb und hübsch!“ Während der rührenden Erzählung, die nun gleich der russisch-tatarische Cicerone begann, neckte sie immer mit allerlei Störungen, hielt ihr feines Füßchen vom Divan aus unter den Wasserfall, und als sie einmal zu bemerken glaubte, daß ich bei der traurigen Erzählung gerührt werden wollte, drehte sie einen der krummen Hähne an der Fontaine, mit denen man das Wasser nach allen Richtungen leiten konnte, so um, daß mir der ganze Strahl in's Gesicht ging. „Sie wolle meinen Thränen nach-„helfen,“ sagte sie. — Weiber spotten immer über die Thränen, die man um Andere ihres Geschlechts vergießt. — Nun also, Gräfin Marie Potocka wurde auf einem der vielen Schlösser geboren, welche ihr reicher Vater so zahlreich zerstreut im weiten Polenlande besaß, und wuchs zur Freude ihrer Aeltern und der Göttinnen der Schönheit als ein herrliches und tugendhaftes Mädchen empor. In ihrem achtzehnten Jahre aber, als eben die Rose sich der schönsten Entwickelung ihrer Blüthe näherte, brach ein vernichtender Sturm in ihren Garten herein. Der wilde und kriegerische Chan der Tataren Mengli-Gerai that einen unverhofften Einfall in das Gebiet der Polen, seiner bisherigen Freunde, legte rund umher Alles in Thränen und Asche und unter Anderem auch das alte und reiche Schloß der berühmten Grafen Potocka, auf dem die schöne Maria lebte. Der Vater der Maria wurde getödtet, die Mutter verjagt, und das Schloß seiner

Kostbarkeiten beraubt, unter denen allen aber dem Mengli-Gerai keine so köstlich schien als die schöne Tochter des Hauses, die man ihm als seine herrlichste Sklavin vorführte. Das Herz des jungen Chans wurde bei'm Anblicke der edlen Polin wie vom Blitze getroffen und erglühte alsbald von einer Liebe zu ihr, die ganz anderer Art war als die Zuneigung, die ihn mit seinen Harems-Damen verband. Er empfand wahre Liebe für sie und zugleich alle Schmerzen, mit welchen Eros die Seele quält, so lange nicht sein ersehnter Anteros erscheint. Das Herz des bisher wilden Herrschers wurde gebändigt, und er selbst der nachgiebigste Sklave seiner schönen, aber vom Schmerze geknickten Gefangenen. Er machte dem Kriege sogleich ein Ende und kehrte nach Hause zurück, indem er die ihm so süße Polin zu seiner und seines ganzen Heeres Herrin machte. In Baktschisarai gab er ihr nicht im Harem, sondern in seinem eigenen Palaste Zimmer, die er ihr von europäischen Künstlern einrichten ließ, und that überhaupt alles Erdenkliche, um ihre Liebe zu gewinnen. Ein anderes Zimmer seines Palastes befahl er zu einer christlichen Kapelle für sie auszuschmücken und gab gefangene Priester los, ihren Gottesdienst zu besorgen. Die Gärten ließ er für die Angebetete freundlich bauen und gab ihr Sklavinnen in Fülle, ihre schöne Person zu bedienen. Mit einem Worte Alles, Alles gab er ihr, nur ein Einziges nicht, — denn es hing sein ganzes Glück und Heil daran — Eines nicht, wonach die Trauernde allein verlangte, die Freiheit und die Rückkehr in's theuere Vaterland. Marie war gut und konnte den Chan nicht schelten, war auch freundlich gegen ihn und dankte ihm für seine Wohlthaten, nur Eins, verweigerte sie ihm, — denn es hing ihr ganzes Heil und Glück daran — das Eine, wonach dem Betrübten allein verlangte, die Liebe und einen zusagenden Blick. — Der Chan verfiel in tiefe Melancholie und litt große Schmerzen im stürmischen Toben seiner Leidenschaft. Die Polin badete sich täglich in Thränen und verzehrte sich in Gram. Beide rangen nun vergebens nach Rettung aus ihrem Jammer, der Eine nach einem Besitze sich sehnend, der ihm so fern war wie die Sterne, die Andere einen Verlust beweinend, zu dem sie durch alle die umliegenden Wüsten hin keinen Weg erblickte. — Es ist nicht bekannt, wie lange sie unter diesen Verhältnissen beisammen gelebt haben mögen, und wie lange die Furien an dem Gifte brauten, das dazu dienen sollte, diesen unlösbaren Knoten orientalisch-tragisch zu lösen. Das Ende drohte, wie man leicht erwarten konnte, von jenen Gartenhäusern her, in denen die Frauen des Chans lebten. Unter diesen zeichnete sich besonders eine schöne Grusinerin aus, die der Chan vor seinem Zuge in's Polenland Allen vorgezogen und von den Weibern seines Harems am meisten geehrt hatte. Die orientalischen Weiber leben nur für ihren

Herrn, und all' ihr Glück und Unglück, alle ihre Freude und Trauer wird blos durch die Gunst bedingt, in der sie bei ihm stehen. Wenn eine europäische Frau das Unglück hat, die Liebe ihres Gemahls zu verlieren, so hat sie doch tausend andere Mittel, sich das Leben zu erheitern und ihm auf andere Weise einen Werth zu geben, die Orientalin hat keines. Mit der Gunst ihres Gebieters entsinkt ihrem Leben der Inhalt. Daher sind denn auch, wie weltbekannt, die orientalischen Harems der Sitz beständiger Intriguen und Verschwörungen. Es läßt sich darnach ahnen, wie die Stimmung gegen die schöne Fremde, die den Herrn und Chan so umgewandt und die bisher herrschenden Reize so gedemüthigt und annullirt hatte, im Harem sein mochte. — Die Gruſinerin, die um so eiferſüchtiger, rachgieriger und unerbittlicher war, je mehr sie sich großer Reize und Schönheit bewußt war, beſchloß den Untergang ihrer unſchuldigen Nebenbuhlerin, die dieß doch so ganz wider Willen war, und verſchwor sich zu dem Ende mit einigen ihrer vertrauten Frauen, indem sie hofften, wenn nur jene Sonne vernichtet, den Chan wieder zur Anbetung ſeiner alten Sterne zurückzuführen. Sie ſchloſſen sich daher, ihre feindſeligen Pläne unter der feinſten Maske der Freundſchaft bergend, liebreich an die Fremde an, beſuchten ſie fleißig, ſchmeichelten ihr und trockneten ihre Thränen. Alsdann luden ſie ſie zu Zeiten in ihr Harem ein und gaben ihr dort glänzende Feſte mit Tanz und Muſik. Die heuchleriſche Gruſinerin gewann ſo die Freundſchaft der unglücklichen Maria Potocka, die ſich gern in ihrer rettungsloſen Lage einem weiblichen Weſen hingab und mit der kaukaſiſchen Schönheit, der es auch nicht an Geiſt gebrach, vertraut die Abende verbrachte, bis denn endlich an einem ſchlimmen Tage, wo ſie auch ſo ſcheinbar traulichen Geſpräches pflegten, die Barbarin, die Alles vorbereitet hatte, die Maske abwarf, das edle Polenkind erdolchte, mit Hülfe ihrer Begleiterinnen völlig um's Leben brachte und im Garten vergrub. So gewandt und leicht die Sache ausgeführt war, ſo ſchwer war ſie zu verbergen. Der vom Schmerze überwältigte Chan ahnete bald, wo die Höhle der Räuber ſeines Kleinods zu ſuchen. Der ganze Hergang der Mordthat wurde ihm entdeckt. Seine Rache war ſchrecklich. Die Helferinnen ließ er einfach tödten, aber die Gruſinerin, die einſtens ihm ſo Theuere, ergreifen, an die Schwänze ſeiner Pferde binden und ihren ſchönen Leib zerreiſſen. Seiner geliebten Polin aber ließ er ein hohes Mauſoleum bauen, worin ſie begraben liegt. Alsdann baute er jenen Thränenbrunnen, der, als ein Monument ſeines und ſeiner Potocka nie verſiegenden Schmerzes, nun ſchon ſeit ſo vielen Jahren Tag und Nacht Thränen in Fülle vergießt. Er ſoll ſie nicht haben vergeſſen können und ſich bald wieder in große Kriege und Schlachten geſtürzt haben, bis ihn endlich ſeine Leute aus einem dieſer

Kämpfe todt nach Hause brachten. — „Ich bitte Sie nun, meine Herren und „Damen, mir zu folgen," setzte unser Cicerone hinzu, „um sich in dem „Palaste selber zu überzeugen, daß ich nichts Unwahres gesagt habe. Die „Thränenquelle haben Sie schon gesehen. Das Mausoleum bitte ich dort über „dem Hofe sich anzuschauen, die Zimmer und die Kapelle unserer unglückli„chen Potocka werde ich Ihnen zeigen, und auch das Harem der tigerwilden „Grusinerin kann ich Ihnen öffnen, wenn Sie es wünschen. Sie werden „dann sehen, daß sich Alles bis auf's Härchen so verhielt, wie ich's sagte."

Als während der Erzählung meine schöne Nachbarin mir die Fontaine in's Gesicht leitete, fiel mir ein anderes Geschichtchen ein, das der Baron de Tott, welcher vor 100 Jahren hier in Baktschisarai am Hofe des Chans Makſud Gerai eine Zeit lang lebte und die tatarischen Herren viel mit Feuerwerk und Elektricität amüsirte, in seinen Memoiren erzählt. Der Baron hatte nämlich einen Hund, Namens Diamant, den er seiner Possen wegen liebte, der aber sonst weiter keine vorzüglichen Eigenschaften besaß und insbesondere auf der Jagd gar nichts taugte. Weil er ihn aber immer sorgsam zu Hause hielt, so hatten die Tataren sich eingebildet, es müsse etwas ganz Absonderliches dahinter sein, und dem Chan davon erzählt. Dieser faßte nun die Meinung, daß der Hund gewiß ein ganz ausgezeichneter Jäger sei und ihm bei den Jagden trefflich dienen könne. Er lag daher dem Baron trotz dessen Gegenvorstellungen so lange mit Bitten an, bis er ihn eines Abends holen ließ. Diamant, der etwas tölpisch war, purzelte gleich bei'm Eintritt in's Zimmer in das Marmorbecken, in welches die Fontaine fiel, und sprang dann so pudelnaß auf seinen Herrn zu, den er, sich schüttelnd, überall bespritzte. Da der Chan den Baron darüber herzlich auslachte, so nahm der Hund dieß für eine ihm zugedachte Freundlichkeit, sprang Seiner Hoheit selber auf den Schooß, ihn auf gleiche Weise bepatschend und den Bart leckend, und brachte ihn dadurch sehr aus seiner türkischen Contenance. Allein, sagt der Baron, in der ersten Gluth der Gunst wird dem Günstlinge mancher Fehler verziehen, und erst am folgenden Tage, wo der Hund auf der Jagd bald den Lieblingsfalken des Chans mit sammt dem herabgestoßenen Wilde aufgefressen hätte, überzeugte man sich, daß es besser wäre, wenn der Baron den Diamant wieder bei sich auf dem Zimmer behielte. „Wenn Sie mich nun noch ein Mal so pudelnaß machen, wie Diamant „seinen Baron," sagte ich zu meinem Blauauge, „so werde ich Ihnen auch, „wie dieser dem Chan, auf den Schooß springen und nicht eher wieder herunter „gehen, als bis Sie mich abgetrocknet haben." — „So so! und dann werde „ich nicht erst wie der allzugeduldige Chan den morgenden Tag abwarten, um „Sie als unnütz auf Ihr Zimmer zu schicken," sagte die Kleine ganz schnippisch,

rief aber gleich darauf wieder, in die Hände klätschend: „Ach wie hübsch, ach „wie niedlich!" Denn wir waren weiter gegangen, und es hatte uns ein anderes Zimmer seine Pforten geöffnet, welches uns der Führer als den großen Gerichtssaal des Chans bezeichnete.

Wie die meisten mohamedanischen Herrscher, saßen nämlich auch die alten Tatarenfürsten selber täglich zu gewissen Stunden zu Gericht und sprachen promptes Recht. Die Einrichtung war dieselbe wie in dem Serail zu Konstantinopel und auch an anderen Orten der orientalischen Welt. Das Gerichtszimmer selbst war groß und geräumig und mit seiner jetzigen, neuen Vergoldung und Ausmälung sogar prächtig. Aber auch ohne sie gab es in Größe und architektonischen Proportionen ähnlichen Sälen des westlichen Europa's aus dem vorigen Jahrhunderte nichts nach. Jedenfalls war es vorzüglicher als der alte, schiefwinkelige Römersaal der deutschen Kaiser in Frankfurt, oder der Saal Karl's des V. in Augsburg, oder der Krönungssaal der Zaaren in Moskau. Die Angeklagten wurden durch eine Mittelthür eingeführt und gingen, je nachdem ein Schuldig oder Unschuldig über sie ausgesprochen war, entweder links ab, um in's Freie zu hüpfen, oder rechts, um in einem dunkeln, kleinen Neben-Appartement sogleich ihre Schuld mit schnell applicirter, wohlverdienter Strafe zu büßen, sei es mit dem Haupte, oder mit einigem Fußsohlenkitzel, oder sonst auf andere Weise, Alles ganz so, wie bei Rhadamanthus in der Unterwelt, bei dem auch kein langweiliger, schriftlicher Proceß geführt wurde, und von dem aus ebenfalls gleich die Wege rechts in die elysäischen Gefilde und links in den Tartarus führten. Ob die Tataren übrigens bei dem Tausche einer freilich oft übereilten, meistens jedoch wohl das Rechte treffenden, immer aber wenigstens schnell das Uebel des Haders und Streites beseitigenden Rechtspflege mit einer freilich nie zu raschen, doch aber auch oft irrenden und stets den Hader und die Ungewißheit verewigenden Justiz, die Europa ihnen gebracht hat, viel gewonnen haben, darüber muß man sie selber nicht fragen, denn sie sind durchaus so blinde Anhänger der alten Weise, daß sie gern alle ihre Processe darnach entschieden hätten.

Im Garten der Chane fanden wir unter anderen einen sehr alten, starken, breitverzweigten Weinstock, der offenbar noch von den Chanen selber gepflanzt sein mußte und doch noch die herrlichsten Trauben trug. Wir ruhten einen Augenblick unter der schönen Weinlaube, erquickten uns mit ihren herrlichen Früchten und lobten, uns an dem Anblicke des freundlichen Palasthofes weidend, die Chane, daß sie statt der im Norden verwüsteten Tannenwälder doch hier fruchtreiche Weinstöcke gepflanzt. Alsdann eilten wir in die Zimmer der Maria Potocka und träumten uns auf ihren Divans, bei ihrem Kamine,

über dem noch das steinerne Kreuzchen, das ihre christlichen Steinmetzen darüber angebracht hatten, zu sehen war, einen Augenblick in die schöne, stets von Trauerelegieen erklingende Seele dieser wunderreizenden Gefangenen hinein. Die Konstantinopolitanische Kommode war auch noch da, aus der das liebe Mädchen alle Morgen die seidenen Kleider nahm, um ihre zierlichen Glieder in Trauergewand zu schmücken. — Nach den Zimmern dieser neueren Iphigenie folgte eine Reihe von Gemächern, die schon gleich nach der Eroberung der Krim von Potjomkin für den Empfang Katharinens prächtig ausgeschmückt und jetzt noch eleganter à la Turque mit Vorhängen (statt der Thüren), Teppichen, Sultanen, Divans und sonstigem Polsterwerk möblirt waren, da im vorigen Jahre die jetzige Kaiserin Rußlands, seit Katharina die zweite, welche die Krim besuchte, sie bewohnt hatte. Auch die meisten dieser Zimmer hatten statt der Fenster jenes von außen mit Blumen und Festons bemalte Holzgitter. — Dann gingen wir die kleine Treppe hinab, die zum Harem führte, und wo ehemals wohl so manche hübschgeschmückte Tscherkessin mit pochendem Herzen zu den Gemächern ihres Gebieters hinaufgestiegen sein mochte. Der Harem war übrigens sehr klein und höchstens auf vier Frauen eingerichtet. In der That sollen auch die Chane außer den Sklavinnen der Frauen nie mehr darin gehabt haben als diese dem Koran gemäße Zahl. Vor einem der Frauengemächer stand mit Kreide angeschrieben: „Der Oberst Juriewitsch und der Generaladjutant Sr. Majestät, Kawelin.“ Diese beiden Herren hatten nämlich bei der vorjährigen Anwesenheit des Kaisers zu ihrer Wohnung den Harem angewiesen erhalten und mochten es sehr bedauern, alle Vögelchen, die hier früher nisteten, so rein ausgeflogen zu finden und von keiner tscherkessischen Prinzessin eine freundliche Einladung zu erhalten. Dagegen war es wieder ein Glück für sie, daß alle die alten Chane so ruhig auf ihrem Friedhofe schliefen, da bei den Tataren nirgends wie bei den abergläubigen Christen die Todten in ihren irdischen Wohnungen unruhig umgehen. Die Gartenkioske, in denen sich die Chane mit ihren Frauen zu unterhalten pflegten, waren auch noch da, alle mit hübschen Springbrunnen versehen, eben so der Kiosk, in dem sie ihre Jagdfalken fütterten, auch der hoch ummauerte Grasplatz, auf dem die Damen spielten, so wie die alten Wallnußbäume, die sie im Herbste unter Scherz und Spiel ihrer Früchte beraubten. Wie gesagt, es fehlte hier nichts von Allem, was ein orientalischer Fürstenpalast zu bieten vermag, als ein so artiger fürstlicher Wirth, wie der Baron von Tott hier noch vor 100 Jahren in dem Chane Maksud-Gerai fand.

Wir bestiegen einen der Thürme des Harems, der wahrscheinlich für die ehemaligen Bewohnerinnen desselben errichtet war, um sie doch dann und

wann ein Mal über die hohen Mauern ihres Klosters in die übrige Welt hinausblicken zu lassen. Man übersah von hier aus die ganze eigenthümliche Stadt mit ihren vielen Minarets und Metscheds (sie soll deren noch jetzt über dreißig haben, freilich lauter kleine) und mit ihren unzähligen, unglaublich langen, mit den Minarets und hohen Pappeln um die Wette zackig aufstrebenden Schornsteinen. Da die Häuser dabei äußerst niedrig sind, so sieht die Stadt, von gewissen Standpuncten aus betrachtet, wie ein Wald von Thürmchen, Schornsteinen und Pappeln aus. Sie erscheint von dieser Höhe aus durchaus wie in einem sehr regelmäßig gebildeten, runden Kessel liegend, da die Länge des Thales perspectivisch verschwindet und sein oberer und unterer Ausgang durch Krümmungen verdeckt ist. Häuser, Bäume und Gärten gehen noch ein wenig an diesen Wänden hinauf, aber der obere, steile Rand der Felsen ist eine ganz kahle, weißgrauliche Kalkwand. An diesem Rande liegen rund umher einige ungeheuere, anderswo losgetrennte und hier deponirte Felsstücke, deren wunderliche Gestalt um so mehr auffällt, da sonst der Felsenrand sehr regelmäßig ausgerundet und geglättet ist. Diese Felsstücke haben die Baktschisaraischen Bürger mit verschiedenen Namen belegt, die ihre Form erläutern. Der eine heißt „die Moschee", der andere „das Kameel", der dritte „die Mütze" u. s. w. Unsere anmuthige Begleiterin, die freundliche „Ach wie hübsch", pflückte uns noch einige Blumen aus dem Garten der Harems-Damen, und wir bestiegen dann, mit diesem hübschen Talismane gegen Unglück geschützt, unsere kleinen Bergpferdchen, die schon lange im Schloßhofe harrend stampften. Wir eilten zu einer kleinen Ausflucht in die Umgegend von Baktschisarai. Das Ziel unseres Rittes war Djuffut-Kalé, der Felsensitz jener merkwürdigen Secte der Juden, der Karaiten. Der Weg führte durch den oberen Theil der Stadt, alsdann bei der Zigeunerstadt vorbei, durch das sich sehr verengende Felsenthal, ferner in eine der oberen Verzweigungen dieses Thales hinein, bei dem Kloster des wunderthätigen Bildes der Mutter Maria vorüber, endlich in den obersten Thalwinkel zu dem Felsen Djuffut-Kalé's selber hin.

Die Baktschisaraische Vorstadt der Zigeuner ist das merkwürdigste Stück von menschlichem Schmuze, Elende und Dürftigkeit, was man sehen kann, und ein amerikanischer Whigwham muß ihr darin entschieden den Vorrang lassen. Diese elenden und armseligen Menschen von schmuziger, dunkelbrauner Hautfarbe, mit stets zottigem und struppigem Haare, bis zu den Jahren der Mannbarkeit Mädchen wie Knaben vollkommen nackt wie die Statuen wandelnd, und von da an sich in Lumpen dürftig hüllend, wohnen hier wie die Schakals in den Höhlen, welche das Wasser in dem weichen Kalkfelsen ausgearbeitet hat. Die, welche nicht in den Höhlen Raum finden,

haben sich aus Lehm, Strauch und Schilf ein dürftiges Obdach an die Felsen gelehnt und verleben darin Tage, von denen Keiner, wenn er nicht ein Zigeuner ist, begreifen kann, wie ihre ekle Last sie nicht erdrückt. Außer Schweinigeln, die sie mit Begierde essen, außer einigen Blättern schlechten Tabacks, den die Männer wie die Weiber fortwährend rauchen, und freilich auch außer einigen Goldstücken, welche die Mädchen auf ihren rothen Fez nähen, erscheint ihnen so Weniges wünschenswerth, daß sie sich dieß mit dem Hammer (die meisten sind Schmiede) mit Leichtigkeit und ohne viele Mühe erschwingen. Viele treiben auch das bei allen Zigeunern beliebte Geschäft des Pferdehandels, und außerdem sind sie — kein Ohr, das sie gehört, wird dieß je vergessen — die Musiker der Krim. — Kaum waren wir in das enge Defilé ihrer Felsen eingetreten, so bombardirten sie uns mit einer Musik, die uns schneller davon jagte, als wenn die Violinbogen sausende Degenklingen, die Töne der Pickelpfeifen zischende Kugeln und die zahlreich geschlagenen Handtrommeln schweres Geschütz gewesen wären.

Das Kloster der wunderthätigen Maria bei Baktschisarai (das Uspenski monastir) ist in die Mitte der hohen Felsenwand des Thales der Art an dem Steine befestigt, daß man nur zu Fuße auf Leitern und angesetzten hölzernen Treppen dazu gelangen kann. Es befindet sich hier ein Spalt nebst einer kleinen Höhle im Steine. Dieser Felsenmund, den die Tataren eben für weiter nichts Besonderes hielten, soll nun nach der Christen Aussage schon lange mit jenem kostbaren Schatze, ich meine mit jenem alten, häßlichen Bilde der so schönen Mutter Maria, schwanger gegangen sein, aber so lange die Chane, die den christlichen Aberglauben nicht aufsprießen ließen, herrschten, nicht recht gewagt haben, damit herauszurücken. Nachdem die Chane gestürzt, soll er dann auf ein Mal damit hervorgetreten, die Mutter Maria dort oben erschienen sein und zu ihrer Anbetung aufgefordert haben. Es siedelten sich hier alsbald einige fromme Geistliche an. Wohlhabende russische Kaufleute leisteten Vorschub. Der Eine schmückte die zur Kirche eingerichtete Höhle mit Altargeschenken, der Andere ließ ein Haus dabei aufführen, das künstlich auf aus den Felsen hervorstrebende Balken gestellt ist, ein Dritter führte in einem Aquaducte klares Wasser herzu, das nun ihm und der Felsenmaria zu Ehren dort sprudelt und jeden heranletternden Pilgrim erquickt. Da die Krim noch wenig Wunder dieser Art zählt, so ist das jährlich hier gefeierte Fest von unzähligen Christen besucht, die nicht nur aus der Insel Krim, sondern auch von dem Continente aus Neurußland und selbst der Ukraine herbeiströmen, denn das Fest der Felsenmutter hat in allen diesen Ländern in der letzten Zeit immer mehr an Ruf gewonnen, und sein Name scheint einer der berühmtesten im ganzen Süden Rußlands werden zu wollen.

Es sollen in den letzten Jahren an 15,000 Besucher dagewesen sein. Vor der Höhle der Kirche ist ein kleiner, balconartiger Ausbau, von dem aus man ein gigantisches Portrait der Mutter Maria betrachten kann, das über der Höhle auf den Felsen gemalt ist. An dem Felsen selbst haben eine Menge Fremde ihre Namen eingeschrieben, und unter anderen auch der Kaiser von Rußland mit seiner ganzen kaiserlichen Familie. Unter allen Namen zeichnet sich der des Kaisers durch seine kalligraphische Schönheit aus. Ich glaube, von den übrigen europäischen Königen würde wohl mancher Anstand genommen haben, sich so unter das Bänke und Wände bekritzelnde Publicum zu mischen.

Der Weg nach Djuffut-Kalé hinauf wird vom Kloster aus nun immer schmäler und steiniger. Die Karaiten aus dem Orte haben ihre Handelsbuden in der Stadt, überlassen deren Aufsicht während der Nacht aber den Tataren und reiten alle Abende zu ihrem Felsen mit ihrem Erwerbe zurück, von dem sie des Morgens mit leeren Taschen zum Handel herabkamen. Früher zur Zeit der Chane mußten dieß alle thun, weil ihnen verboten war, die Nacht in Baktschisarai zuzubringen. Jetzt thun es noch die meisten aus Gewohnheit. Der Ort Djuffut-Kalé gleicht noch jetzt, weil er eben so dauerhaft gebaut ist, wie die Sitten und Gewohnheiten seiner Bewohner, vollkommen dem, was er vor Jahrhunderten war, und ähnelt in gar nichts irgend einer Stadt, einem Dorfe oder einer sonstigen Niederlassung, die man im übrigen Europa noch jetzt sehen kann. Wenn die Biber aus Stein und auf den Felsenhöhen bauten, so würde ich mir eine Biberstadt etwa so denken. Auch die Cyklopen müssen ungefähr solche Städte gebaut haben, wenn die nur nicht wieder zu groß wären. — Der Weg wird kurz vor dem Thore der Stadt so steil, daß die Pferde mit Mühe auf den äußersten Spitzen der Füße hinaufkletterten. Das Thor ist wie das Thor einer alten Burg des Mittelalters. Zu beiden Seiten desselben, über- und nebeneinander, gähnen den Ankömmling eine Menge finsterer Höhlen an, ganz wie die Höhlen der gottlosen Einaugen des Odysseus, die nicht Jupiter und der Menschen Rechte kannten. Sie dienen den Karaiten zur Bergung ihres Viehes während der Nacht und des Unwetters. Die Wohnhäuser sind klein, niedrig, ohne Fenster, mit platten Dächern, alle aus großen Steinstücken aufgeführt. Da die Straßen dabei zwischen diesen Steinhäusern ganz schmal eingeengt sind, und man immer auf dem nackt hervorguckenden Felsen reitet, da ferner auch die Höfe mit großen Mauern eingefaßt sind, in welche man durch enge Steinthüren hineinschlüpft, so sieht Alles so aus, als wären es nur mit Kunst nachgebildete und auf der Oberfläche des Felsens zusammengesetzte Höhlen. Kein Baum, nicht einmal ein Strauch, ja nicht

ein einziger Grashalm wächſt in den Straßen oder Höfen dieſes grauſichen Felſenneſtes, um mit ſeinem grünen Lichte die graue Steinfarbe ein wenig anmuthig zu nuanciren. Die kleinen Straßen, eng, tief und krumm, wie ſie ſind, irren planlos hier und dort herum und verzweigen ſich, als wenn Bäche über den Kopf des Felſens hinweggegangen wären und ſie als ihre Betten zurückgelaſſen hätten.

In den Felſenthoren von Djuffut-Kalé empfing uns wiederum ein ähnliches Kleingewehrfeuer von Zigeuner-Violinen, Pfeifen und Trommeln, ein ganzes Corps von Muſikanten, und begleitete uns auf unſerem Zuge durch den ganzen Ort. Da ſie ſich nicht zurückweiſen ließen, — denn bevor wir ihnen Geld gaben, ſpielten ſie, um es zu bekommen, und nachher aus Dankbarkeit — ſo ließen wir ſie gewähren, um ſo mehr, weil wir dachten, daß es doch wohl eine alte, ehrwürdige Sitte Djuffut-Kalé's ſein möchte, ſeine Gäſte ſo aufzunehmen. Djuffut-Kalé hat auf ſeinem ſteilen Felſen nicht ein Tröpfchen quillenden Waſſers, und die Brunnen der Karaiten liegen tief unten im Thale. Einige von ihnen beſchäftigen ſich damit, als Waſſerträger die friſche Welle auf dem Rücken der Pferde heraufzuſchaffen und den Durſtenden zu verkaufen. Die Eimer, in denen ſie es bringen, ſind, um Verſchüttung zu vermeiden, ganz bis auf eine kleine Klappe verſchloſſen, durch welche ſie das Waſſer mittels eines Röhrenhebers hervorziehen. Auch uns Schmachtenden wurde gegen eine kleine Vergütung geſtattet, durch eine Röhre aus dem Faſſe eines vorübertreibenden Waſſerträgers die Kühlung heraufzuſaugen.

Wir ſtatteten mehre Beſuche in der Karaiten-Reſidenz ab, zunächſt und vor allen Dingen ihrer Synagoge, welche ſie, die in aller Welt (wenigſtens in der ganzen ſüdruſſiſchen Welt) Zerſtreuten, mit beſonderer Vorliebe ſchmückten. Wir fanden ſie voll ſilberner Lampen aller Größen und von den wunderlichſten Formen. Die alten Teſtamente, welche fromme Juden hierher geſchenkt, waren ſchön geſchrieben und mit prächtigen Hüllen verſehen. — Alsdann gingen wir zur Tochter des Toktamûſch, jenes einſt mächtigen Chans der kleinen Tatarei. Wir fanden dieſer Prinzeſſin zu Ehren ein recht hübſches, in edlem Style gebautes, aber jetzt zerfallendes und mitten zwiſchen den kleinen Höhlenhäuſern der Karaiten eingeklemmtes Mauſoleum. Keiner aus unſerer Umgebung aber, ſo ſehr wir auch die Hände nach Belehrung rangen, konnte uns eine Aufklärung über dieſes Monument geben oder uns eine anmuthige Volksſage dabei erzählen. So viel nur, ſagten ſie, wüßten ſie gewiß, daß die Prinzeſſin wunderbar ſchön geweſen ſei, und daß ihr Vater Toktamûſch ſelber ihr dieß Denkmal habe ſetzen laſſen. Wie aber kam es, daß die ſchöne Tochter dem alten Vater voraneilte? Welche treffliche Eigen-

schaften, welche schöne Thaten mochten ihr ein so seltenes Monument: „dem geliebten Kinde der Vater" verdienen? Welche sonderbaren Ereignisse und eigenthümlichen Verhältnisse mochten den Chan bewegen, hier, mitten unter dem verhaßten Dschuffut, der Prinzessin ein solches Mausoleum zu bauen, das so einzig und einsam unter diesen Hütten dasteht? — Keine Inschrift, kein Cicerone, keine Chronik antwortete uns, und wir standen fragend auf dem Grabe der schönen Dame, die auch stumm blieb, so reizend ihr Mund einst auch geredet haben mochte.

Desto geschwätziger war Tschausch Awram, der reiche Karait, bei dem wir darnach unsere Pferde anhielten, und der uns um Einlaß Bittende mit hundert Danksagungen und tausend Complimenten, wie sie den sonst etwas ernsten und steifen Karaiten gewöhnlich nicht eigen sind, durch seinen Hof und in sein Haus geleitete, das sich vor den übrigen durch seine Größe und seine hölzernen Galerieen rund umher auszeichnete. Es stand hart am Rande des hohen Felsenplateaus und gewährte eine interessante Aussicht in die wild zerschnittenen, tiefen Felsenthäler der Umgegend, insbesondere auf das tief unten liegende Thal Josaphat, in welchem die Karaiten sich zu ihren Vätern versammeln. Tschausch Awram, der sein ganzes Leben bald hier, bald dort gehandelt hatte und nun in seinem Alter in das Haus seiner Kindheit in der Felseneinöde zurückgekehrt war, wies auf die von unten heraufschimmernden Grabsteine hin und sagte lächelnd, daß er nun wohl nicht lange mehr so hoch thronen würde, und schon einen solchen Grabstein hübsch fein habe zurechtmeißeln lassen. Wir konnten es dem guten Alten nicht abschlagen, mit ihm ein Pfeifchen zu rauchen und ein paar Nüsse zu knacken, deren er so große bringen ließ, wie man ihrer nur in der Krim sieht. Allmälig kam auch Obst heran und das bei den Tataren so beliebte Confect Alwa und das Zuckerwerk Ragat al kum nebst Liqueuren. Bald stand der niedrige, runde Tisch zu unseren Füßen so voll, daß wir diesen Imbiß ein recht angenehmes Vesperbrod nennen konnten, und mit dem gastfreundlichen Awram gewiß noch spät in die Nacht hinein gezecht hätten, wenn wir nicht durch die Todten an die enteilende Stunde des Tages gemahnt worden wären. Ich meine, durch die Todten im Thale Josaphat, das wir auch noch besichtigen wollten. Vorher besuchten wir noch, natürlich stets unter Begleitung der Janitscharenmusik unserer Zigeuner, die immer sogleich wieder zu unserem größten Amusement ihr Concert begannen, wenn wir unsere Pferde wieder bestiegen, des Gegensatzes willen einen recht armen Karaiten, dessen Wohnung von außen wie ein Haufen Feldsteine aussah. Wir fanden auch bei ihm wie bei jenem Reichen bis in die kleinsten Details der Hauswirthschaft und Geräthe Alles ganz auf tatarischem Fuße, und das Innere

der Zimmer weit reinlicher und wohnlicher, als das Aeußere es versprach. — Die Sonne ging eben auf der anderen Seite der Berge unter, als auch die letzten Töne und Schläge der Tambours und Cymbeln unserer Zigeuner im westlichen Thore von Dschuffut Kalé verklangen, aus dem wir in's Freie hervorsprengten und bald in's Thal der Ruhe und Gräber gelangten. Das Thal Josaphat der Karaiten ist eine kleine Seitenvertiefung des größeren Thales, auf dessen Rändern eben Dschuffet-Kalé wurzelt. Die Karaiten haben ihre Todten schon seit den ersten Zeiten ihrer Ansiedelung hier begraben, und das kleine Thalbecken ist bereits bis zu seinem Rande und bis in seine äußerste Spitze so voll von Todtengebeinen und Grabmonumenten, wie das Füllhorn des Ueberflusses von Blumen und Früchten. Die neuesten Gräber sind daher schon über den großen Weg, der im Hauptthale hinführt, hinübergeschritten, und es fängt nun auch schon dieses an, mit Todten und Grabsteinen sich zu beleben. Es sind diese Grabsteine durchweg von weißem Marmor und stehen so dicht im Thale bei einander, wie die Aehren im Felde. Durchweg war das ganze Becken mit Eichen und anderen hübschen Laubbäumen besetzt, in deren Schatten die Todten ruhten, da die Lebenden oben auf ihren nackten Felsen nie dieses Glücks theilhaftig wurden. Hübsche kleine Fußsteige führten überall durch die verschiedenen Gruppen der Gräber hin. Meine lebenslustigen Gefährten, die, wenn auch nichts weniger als ihr Lebenswerk, doch ihr heutiges Tagwerk zu beschließen trachteten, fanden keinen Geschmack an den Kirchhöfen. Ich aber, der ich der Todten so leicht in diesem Leben nicht überdrüssig werde, verließ mich auf die Schnelligkeit meines guten Pferdes, mit dem ich sie leicht einholen konnte, und genoß es noch einige Augenblicke, auf jenen kleinen Fußsteigen als einziger Lebender zwischen solcher Fülle Abgeschiedener herumzugaloppiren, wobei mir der eben sich geltend machende Mondschein ganz vortreffliche und romantische Dienste leistete.

Mit vollendeter Nacht zogen wir wieder in Baktschisarai ein, das, unbekümmert um die schönen Gestirne, die über seinen Bergen glänzten, in Dampf gehüllt da lag. In den Höhlen der Zigeunerstadt brannten überall Feuer, an denen die Zigeuner jetzt ihre Schweinigel, Ratzen, Krähen und sonstigen Leckerbissen brieten. So schmuzig sie uns am Tage erschienen war, so wild-malerisch und romantisch erschien sie uns jetzt. Die Felsenpartieen waren zum Theil prächtig erleuchtet, und die finsteren Gründe der Höhlen, die hell erleuchteten Vorsprünge der Felsen und die das Feuer geschäftig umwandelnden Schatten schenkten unseren Augen hundert Salvator Rosa's mit einem Blicke.

In der Stadt selbst riefen eben die Muezzins alle Gläubigen zum fünf-

ten und Schlußgebete des Tages (zum vierten rufen sie nämlich gerade bei Sonnenuntergang und zum letzten einige Stunden später). Die Stimmen von den zahlreichen Minarets waren alle natürlich verschieden, obgleich alle auf dieselbe Weise ernst und melancholisch. Da das Stimmengewirr von oben kam und doch die Rufer nicht gesehen wurden, so machte es auf uns einen tief ergreifenden Eindruck, und es schien uns, als ob die Geister der oberen Luft wie in allgemeiner Aufregung selber zum Gebete riefen, als wenn die Berge und Felsen es den Bergen zuschrieen, und dieser Geisterruf zog uns unwiderstehlicher in die Tempel Gottes als ein christliches Glockengeläute, namentlich ein russisch-christliches Glockengebimmel. Wir schickten daher unseren Griechen in's Schloß, für die Rückkunft das Ssamowar in Bereitschaft zu halten, und galoppirten zur nächsten Metsched, wo wir den Mullah schon auf den Knieen liegend in eifrigem Gebete versunken fanden. Es stellten sich nach und nach einige baarfüßige Gläubige ein, andächtig in ihren Mienen, still in ihren Bewegungen, und warfen sich mit ihm vor ihrem Schöpfer nieder. Bei der Einleitung zum Gebete, die der Mullah sprach, und von der die Gemeinde gewisse Worte wiederholte, kamen manche Ceremonieen vor, die auf uns sehr sonderbar und fast komisch wirkten, besonders eine oft wiederholte und rasch ausgeführte Bewegung der Zeigefinger beider Hände zu den Ohren. Wir vermutheten, daß dieß eine symbolische Handlung sei, wodurch sie ausdrücken konnten, daß sie ihre Ohren und überhaupt ihre Sinne dem Eingange alles Weltlichen verstopfen wollten. Nach dieser Einleitung versanken sie aber alle in ein ganz langes und stilles, nur inneres Gebet, bei dem auch der Mullah ruhig auf den Knieen lag. Die Fenster und Thüren waren offen, und es drang hier nichts Störendes herein als der stille Glanz des Mondes und seiner Schäfchen, dazu die erquicklichste Nachtluft. Sehr lange lag die ganze kleine Gemeinde in der Anbetung Gottes versunken. Kein Lüftchen regte sich, und die weichen Teppiche zerstörten den Lärm jedes knirschenden Sandkorns. Ich muß gestehen, daß dieser stille Gottesdienst einen mächtigen Eindruck auf uns machte, und wir unwillkürlich zur Anbetung Dessen mit hingerissen wurden, den keine Reden der Weisen, keine Glockenstimmen und Engelsharfen würdig genug preisen, und der nur im Geiste, in der Wahrheit und in tiefer Stille angebetet sein will. All' unser Predigen und Singen ist doch nur Stammeln und Stottern. Freilich genügt der bloße stumme Gottesdienst allein auch wieder nicht. Denn wir können mit dem Verstummen nicht den Anfang der Erkenntniß machen, es kann dasselbe vielmehr nur die Krone dieser Erkenntniß sein. Daher, denke ich, beginnen die Mahomedaner mit Predigt, Nachdenken und Lobgesang, verfallen aber dann in stilles Gebet und in stummes Gottschauen, im tiefsten Gefühle ihrer Unwürdigkeit und in der ergrei-

fendſten Erkenntniß ſeiner Höhe und Größe. Der Anblick einer Menge von der Idee des Höchſten beſeelter und ſtumm vor ihm niedergebeugter Menſchen hat etwas ſo mächtig zur Andacht Reizendes, daß ich nicht begreife, wie Religionsſtifter und Anordner des Gottesdienſtes nicht häufiger ſich deſſelben als eines Mittels bedienen, die Frömmigkeit der Menſchen zu erwecken, und warum beſonders bei den meiſten chriſtlichen Secten die Ruhe der Anbetenden ſo ſehr mangelt. Das bloße ſtumme, völlig lautloſe Beieinanderſein vieler Menſchen hat ſchon an und für ſich etwas — je nach Umſtänden Geiſterhaftes oder Geiſtigerregendes. — Am Ende ſchlichen dann die Tataren, alle ſtill, wie beruhigt und erquickt, davon, ohne daß noch eine beſondere Schlußceremonie den Eindruck der Ruhe geſtört hätte. Wir empfanden dabei tief, wie wichtig die Teppiche und das Ausziehen der Beſchuhung in den Gotteshäuſern ſei. Das bedeckte Haupt der Mohamedaner ſtört freilich wieder die Chriſten etwas. Doch muß man nur den mohamedaniſchen Geſichtspunct auffaſſen. Sie haben alle geſchorene Köpfe, und ihre Turbans und Mützen ſind ihnen daher eigentlich nur künſtliche Perrücken, ſtatt der natürlichen. Sie würden es daher eben ſo lächerlich finden, jene abzunehmen, wie unſere Väter im vorigen Jahrhunderte, die Perrücke zu rücken.

Es war übrigens keineswegs überall ſo ſtill erbaulich in Baktſchiſarai wie in der von uns betretenen Moſchee, vielmehr waren einige Theile der Stadt äußerſt lebhaft. Von der Galerie eines Kaffeehauſes hörten wir es namentlich recht luſtig herunterlärmen, lachen und reden. Da wir dort einen der bei den Tataren ſo beliebten Erzähler oder Mimiker vermutheten, die bei ihren Darſtellungen eine große Puppe agiren laſſen, ſo ſtiegen wir hinauf und verlangten Einlaß, fanden aber zu unſerem Erſtaunen die Thüre verſchloſſen. Als wir pochten, wurde Alles ſtill, und Einer trat heran, uns um unſer Begehr zu fragen. Da wir aber ruſſiſch antworteten, ſo blieb die Thüre verſchloſſen, und der Lärm ging ſogleich wieder los, ohne daß man ſich um uns kümmerte. Alle unſere Unterhandlungen, die wir mittels eines tatariſch ſprechenden Ruſſen anſtellten, führten auch zu nichts, und wir lernten, daß die Tataren doch noch manches Eigenthümliche den Ruſſen zu verbergen haben und nicht überall ihre fremden Herren zulaſſen.

Unſere Pferdchen waren freilich ſchon ziemlich müde, doch galt es, wie geſagt, die ganze Krim in einem Streifzuge von 8 Tagen zu erobern, und wir beſuchten noch einige der in Baktſchiſarai zahlreich vorhandenen Chans oder Karavanſarais. Es ſind dieß hier wie überall im Oriente große Gehöfte, in deren Mitte immer ein ſchöner Brunnen ſprudelnden Waſſers ſteht, um die Pferde und Menſchen zu tränken, und die dabei rund umher mit Stallungen, Wohnungen und Waarenmagazinen umbaut ſind. Die ankommenden Kaufleute

miethen hier ein paar kleine finstere Räume, die sie von oben bis unten mit Waaren anfüllen, und in denen sie dann auch selber noch wohnen und schlafen. Die Käufer kommen zu ihnen und handeln mit ihnen auf dem Hofe des Chans. Natürlich ist dieß dann nur Handel en gros; denn für den Detailhandel dürften sie ihre Waaren nicht so verstecken. Wir fanden recht freundliche Leute in diesen Handelsmännern. Sie führten uns überall herum, und einer von ihnen zeigte uns mit großer Gefälligkeit sein ganzes orientalisches Manufacturwaaren-Lager bei'm Scheine der Kerze in Detail, ließ uns jedes Stück Zeug, das unsere europäische Neugierde erregte, herabnehmen und offen vor Augen legen. Wir sahen aus der Eleganz seiner Artikel, daß doch noch ein gewisser, nicht unbedeutender Kleiderluxus unter den Tataren existire. Er hatte eine Menge orientalischer Seidenzeuge, unter anderen selbst einige Stücke schönen persischen Termalamas, und ich wunderte mich, daß die russischen billigen Baumwollenzeuge hier noch so unbedeutenden Eingang gefunden zu haben schienen. Die Tataren, Männer wie Frauen, tragen in jedem Falle, wenn sie nur irgend können, lieber Seide, und freilich stehen dann die russischen Productionen in diesem Stoffe den orientalischen etwas bedeutend nach. Als vor Allem luxuriös und prunkend fielen uns die vielen Chulans (Gürtel) für die tatarischen Weiber auf, die mit Goldstücken besetzt waren und an denen die Häkchen zum Schließen durch alle hinzugefügten Zierathen zu einem wahrhaft gigantischen Schmucke aufgeschwollen waren, als gälte es nicht den Leib einer Frau, sondern eine Festung zu verriegeln. Sie waren meistens aus Silber oder Gold zierlich gearbeitet und zum Theil mit Steinen und Perlen besetzt. Daß indeß der tatarische Kleiderluxus im Abnehmen (viele ihrer Vornehmen fangen an sich russisch zu tragen), zeigte sich auch hier darin, daß der Kaufmann neben allen seinen neuen Sachen auch viele — prächtige freilich, aber alte Kleider feilbot, schöne rothseidene und mit Goldblumen durchwirkte Frauengewänder, schon anderswo getragene, übrigens elegante pelzverbrämte Kaftans aus Konstantinopel u. s. w. — ohne Zweifel aus den verschleuderten Garderoben ehemals reicher oder jetzt modernisirter Tataren.

Den Chanen-Palast fanden wir bei unserer Heimkehr zu Ehren der Gräfin N...., die, wie gesagt, den einen Flügel bewohnte, illuminirt. Die Illumination war eben gerade nicht so blendend brillant, aber jedes Lichtchen macht in der Finsterniß schon immer bedeutend viel malerischen Lärm, besonders in einer so dicken Finsterniß, in welcher für gewöhnlich der ausgestorbene Palast der Chane zu schlafen pflegt. Die Galerieen des Thorflügels, die Gartenterrasse, das Mausoleum der Maria Potocka, die Gartenzimmer des Chans, dieß Alles machte die hübscheste Miene in dem hellen Geflimmer der Lichter. Das Harem und die Moschee hatten nichts bekommen und blickten nur von

ferne aus dem Helldunkel, wie schüchterne erstaunte Zuschauer in das helle Flämmchengewirr.

Dem Palais der Chane gerade gegenüber lag das größte Kaffeehaus von Baktschisarai, und wir konnten aus unseren nahen Fenstern Alles sehen, was dort vorging. Es ging uns zu lärmend her, als daß wir uns schon dem Schlafe hätten überlassen können und nicht vielmehr den lebhaften Wunsch gefühlt hätten, die Vorgänge etwas näher zu belauschen. Wir überließen unserem Diener unseren russischen Thee und Ssamowar, stopften unsere Pfeifen und zogen es vor, à la Tatare um Mitternacht Kaffee zu trinken. Das Kaffeehaus, wie alle tatarischen und überhaupt wohl alle türkischen, ist folgendermaßen eingerichtet. Ein großes Zimmer, das zur Aufnahme der Gäste bestimmt ist, ist durch hölzerne Balustraden in mehre Partieen getheilt. Diese hölzernen Umzäunungen umschließen eine Erhöhung des Zimmerbodens, auf welche man mittels einiger Stufen durch einen Eingang der Balustrade hinauftritt, und die rund herum mit Polstern belegt ist. Diese Erhöhung nun besteigen die Gäste und lassen sich dort auf die Polster nieder. Zwischen den Balustraden der verschiedenen Tribunen führen enge Gänge herum für die Bedienung. In der Mitte dieser Gänge hat der Wirth sein Polster und sein verschlossenes Bureau, in dem er beständig mit Kupfer- und Silbergeld kramt, empfangend und auswechselnd. In der einen Ecke des Zimmers ist ein kleiner Herd in die Wand gemauert, wo die Kaffeeköche den ganzen Tag mit Bereitung dieses köstlichen und zu jeder Tageszeit von Morgens früh bis spät in die Nacht hinein begehrten Tranks beschäftigt sind. Wir fanden ihr Getränk herrlich und weit aromatischer, als wir es sonst irgendwo in Europa getrunken, und assistirten selbst bei der Bereitung der zweiten Tasse, um wo möglich einige ihrer Kunstgriffe zu lernen. Die Hauptsache scheint mir die, daß sie jedes Täßchen, welches bestellt wird, besonders und erst dann bereiten, wenn es getrunken werden soll. Sie haben zu dem Behufe eine Menge ganz kleiner eisernen Gefäßchen, die sie an langen Stielen in's Feuer bringen und wieder herausziehen. In diese Kesselchen schütten sie nun, nachdem sie dieselben zuvor ein wenig erhitzt, die zermahlenen Bohnen, deren sie immer eine kleine Quantität in wohlverschlossenen Kästchen bereit halten, gießen darauf laues Wasser, das den ganzen Tag in einer großen kupfernen Kanne hoch über dem Feuer dampft, und lassen das Gemisch ein Mal rasch aufkochen. Es handelt sich besonders um Erhaltung des lieblichen Duftes der schönen Mokkabohne. Alle Behälter, in denen sie vor der Tasse weilen muß, werden daher so viel als möglich verschlossen gehalten, und eben deßhalb nur immer sehr kleine Portionen gebrannt und gemahlen. Man servirt den Kaffee ohne Sahne, mit sammt dem dicken äußerst fein gemahlenen Satze, der übrigens nie den Genuß

verdirbt, in sehr dünnwändigen kleinen Tassen ohne Löffel und Unterschälchen. Die Tassen stehen immer in einem kleinen, hübsch gearbeiteten, metallenen Futterale, an dem man sie, da sie auch ohne Henkel sind, zierlich mit zwei Fingern ergreift und zum Munde führt. Kleine runde Tischchen oder Schemel werden allen Gästen hingesetzt, um die Tassen darauf ruhen zu lassen. Wir fanden das Kaffeehaus, obgleich es schon spät Abends war, sehr besetzt, und so findet man sie gewöhnlich in der ganzen Krim zu jeder Tageszeit, da die Tataren einen großen Theil des Tages darin zubringen. Im Zimmer selber saßen die Ruhigen auf ihren Polstern, flüsterten sich nur dann und wann etwas in's Ohr und stießen *) zu Zeiten ihre Pfeife aus, um sie wieder von Neuem zu stopfen. Auf der Galerie aber außerhalb des Zimmers saßen die Lärmmacher, unter denen natürlich Europäer waren; denn die Tataren haben im Ganzen etwas Stilles in ihrem Wesen, besonders jetzt, wo sie seit dem Verluste ihrer Freiheit sogar eine gewisse Schüchternheit angenommen haben, die sich uns überall bemerklich machte. Einige der draußen Zechenden drehten dem Fenster den Rücken zu, und wir steckten unsere Köpfe hinaus, die Gruppe zu betrachten. Es war ein alter Grieche in europäischer Kleidung, dessen gerunzeltes Gesicht und starker Knebelbart uns verriethen, daß er wahrscheinlich schon viel im Leben auf nasser Woge des Meeres wie auf trockener Scholle des Festlandes erfahren habe. Er trug einen Orden im Knopfloche und eine Medaille am Halse, die uns bestätigten, was der Kaffeehausdiener sagte, daß es einer der von der Regierung bestellten Vorsteher der Tatarenschaft von Baktschisarai sei. Er hatte einen jungen eleganten Russen, seinen Schwiegersohn, zur Seite. Zur Linken saßen ein paar Tataren, die uns als reiche Bürger des Orts bezeichnet wurden, und am Fenster noch ein Tatar und ein Türke aus Konstantinopel, von etwa 40 Jahren, mit einem Barte, um den die ganze kleine Tatarei, einem Gesichtsteint, um den die ganze schöne Hälfte von Petersburg, und Gesichtsformen, um die selbst die griechischen Statuen ihn hätten beneiden können. Sie hatten in der Mitte ihres Kreises eine kleine Batterie von Flaschen und Tassen errichtet, aus denen der alte Grieche beständig der Gesellschaft zucredenzte und besonders den beiden oben bezeichneten Tataren, denen eigentlich die kleine Festivität galt und zu der die Uebrigen nur so des größeren Glanzes

*) Die türkischen Pfeifen werden nämlich nicht mit einem bei uns gebräuchlichen sogenannten Pfeifenausräumer von der Asche gereinigt, sondern nur mittels Anstoßens gegen ein Holz. In einem Kasten, in den die Asche fällt, ist zu diesem Zwecke ein Holzblock befestigt, gegen den man stößt. Da diese Operation sehr oft wiederholt wird, so hört man daher in den türkischen Kaffeehäusern ein beständiges Klopfen und Pochen, das wir uns anfangs nicht zu erklären wußten. Man muß aber doch auch dieses Klopfen verstehen. Uns zersprangen mehre Pfeifenköpfe, mit denen wir es den Tataren nachthun wollten.

wegen mit eingeladen waren. Zur Seite der Gruppe hatten sie einen Orgeldreher aufgestellt, der beständig musiciren mußte. Ein paar Buben schlugen das Tambourin und die Becken, und ein hübscher junger Knabe — als solcher erschien er wenigstens nach der Kleidung — sang dazu mit hoher Stimme lustige Lieder. Den Knaben hatten sie auf Polstern mitten zwischen die beiden gefeierten Tataren gesetzt, die, wie alle gefeierten Leute, bei ihren Caressen, die sie ihm zu Theil werden ließen, eine etwas linkische Rolle spielten. Er war in purpurrothes Zeug gekleidet, das mit Gold gestickt war, wie ein Page vom Hofe. Trotz seiner Verkleidung flößte mir sein Gesicht und sein ganzes Wesen bald einigen Verdacht gegen seine Knabenschaft ein, und es fand sich auch Gelegenheit, mich darin zu bestärken. Zu meiner Verwunderung merkte ich an seiner russischen Aussprache, daß er und die anderen Concertgeber Deutsche waren. Sie riefen sich auch bald allerlei auf Deutsch zu und ahnten wohl nicht, daß sie hier noch Einer verstehe. Sie sangen bald deutsche, bald russische Lieder. Besonders oft verlangten die Tataren die beiden hübschen russischen Lieder „Krasnoi ssarafan“ (der rothe Sarafan) und „wa wsö derewie Káthinka“ (im ganzen Dorfe war Kathinka), die ihren Ohren sehr zu schmeicheln schienen. Auch gefiel ihnen das deutsche Lied: „Es ritten drei „Reiter zum Thore hinaus.“ Der Grieche hatte mich längst hinter dem Rücken des Türken bemerkt und fragte mich in einer Pause, sich zu mir wendend, „ob ich nicht eine Tasse Kaffee von ihm annehmen wollte“, und darauf sagte der Schwiegersohn, „er bäte, daß ich von ihm auch eine annähme“, und die Tataren rund herum sagten auch: „von uns doch auch!“ Ich dachte mir gleich, daß es wohl Sitte bei ihnen sein müßte, Fremden Kaffee anzubieten, und erwiderte ihnen daher, ohne zu lächeln, „ich dankte ihnen recht sehr „für ihre freundlichen Offerten, aber ich hätte schon zwei Tassen getrunken „und möchte so spät in der Nacht nicht gern meine arme Seele noch mehr er„hitzen, die, weil ich ein geplagter Reisender sei, der Ruhe bedürfe.“ — „Ruhe zum Schlafen?“ sagte der Grieche, „o das ist schön! dann dürfen „Sie mir diese Tasse Krambamboli nicht ausschlagen, die hilft trefflich zum „Schlafe!“ — Das Wort Krambamboli elektrisirte mich etwas, denn seit der Universität hatte ich es nie und nirgends mehr nennen hören und fand es nun mitten in der kleinen Tatarei wieder. Ich hatte mir bisher immer gedacht, daß dieses Wort irgend eine kraftvoll-fantastische Lautzusammensetzung deutscher Studenten sei, um irgend ein pikantes idealisches Getränk zu bezeichnen, und nun fand ich hier wirklichen flüssigen, trinkbaren „Krambamboli.“ Unwillkürlich nahm ich die Tasse in die Hand und fragte: „Nennen Sie das „Krambamboli?“ — „Ja,“ wiederholte der Grieche, „das ist Krambamboli „und zwar feiner, in Nikolajew gemacht.“ Ich trank davon und fand einen

rosenrothen honigsüßen schwachen Liqueur. So freundlich der Grieche auch gegen mich war, so spielte er doch eigentlich den Hauptfuchs bei der ganzen Geschichte, der jenen gutmüthigen tatarischen Bären diesen Honig um den Mund schmierte, um ihnen das Fell ein Bißchen zu kämmen. Der Kaffeehausdiener erzählte mir eine lange und breite Geschichte, die ich seines schlechten Russisch wegen nicht ganz verstand, woraus aber doch so viel zu ersehen war, daß der Grieche von dem hier in den tatarischen Seelen, Ohren und Magen niedergelegten Capitale von Freundschaft, Musik und Krambamboli gewiß seine gehörigen Zinsen einzuziehen wissen werde.

Am anderen Morgen jagte uns die Lust, in Baktschisarai zu sein, schon früh wieder heraus. Wir bestiegen einige Minarets und schwärmten in einigen Kaffeehäusern umher, bis der Mullah der Schloßmoschee sich erhoben und die Schlüssel zum alten Chanen-Kirchhofe gefunden hatte. Ich muß gestehen, daß, wenn ich schon im Palaste und seinem Garten hier und da Gelegenheit fand, mich über manche Sachen zu wundern, die ich in der Residenz der so sehr als barbarisch verschrienen tatarischen Fürsten durchaus nicht zu finden geglaubt hätte, jetzt auf dem Kirchhofe der Chane mein Erstaunen auf's Höchste stieg. Ich fand auch hier so viele Spuren von Humanität und Frömmigkeit, daß ich recht lebhaft empfand, wie sehr die Geschichte nur allzuhäufig die Rolle einer bloßen Schreierin macht, die alle unerhörten, Eclat machenden Dinge ausposaunt und so selten die versteckteren Begebenheiten an's Tageslicht bringt. Sie stößt beständig in die Posaune und kann auf diesem Instrumente dann nicht die feinen Melodieen hervorbringen, die nöthig sind, das Zarte und Kleine zu feiern und zu besingen. Jede Nation hat zwei Seiten, eine rauhe und eine zarte. Jene kehrt sie ihren Feinden und Nachbarn zu, diese birgt sie tief im Inneren ihres Busens; jene kennt alle Welt, diese kennt sie nur selber am besten. Daher kommt es denn auch, daß die Nationen sich gegenseitig nicht leiden können, und jede sich selber im Grunde des Herzens für die beste, liebenswürdigste und edelste hält, indem sie bei ihren Nachbarn auf so viele Härten und Schroffheiten stößt, bei sich zu Hause aber so viele Theilnahme, Liebe und Edelmuth findet. Die Geschichte hat es sich zum Hauptgeschäfte gemacht, die Effecte des Zusammenstoßens jener rauhen Außenseiten der Nationen zu verkünden, läßt aber so oft ihr liebenswürdiges Innere unberührt. Jeder Reisende daher, der in die Krim kommt, ist gewiß sehr wohl unterrichtet über die abscheulichen Plünder- und Mordbrennerzüge der Tataren und kann aufzählen, wie oft sie Moskau verbrannten, Kiew zerstörten und Warschau und Wilna bedroheten. Er geräth dann nicht wenig in Verwunderung, wenn er das kleine Ländchen dieser Leute sieht, unter ihnen, die er sich ungefähr so dachte, wie die Römer die Hunnen beschreiben, wie mit dem Beile

zugehauen, lebendige Schanzpfähle mit einem darauf gemalten Gesichte, so hübsche, artige, zuvorkommende Männerchen zu finden, von ihren Lippen Lehren der Weisheit zu vernehmen und bei ihnen vor Verbrechen aller Art so sicher zu sein wie in keinem civilisirten Lande Europas *). Denn hörte er auch nur, wenn er nicht etwa zufälliger Weise des aufgeklärten Barons de Tott veraltete Memoiren las, ein sterbendes Wörtchen davon, daß dieselben Chane, welche Moskau versengten, zu Hause Weinreben pflanzten, Gerechtigkeit übten und an Lehren der Weisheit Freude fanden? Hielt er, bevor er Maria Potocka's Mausoleum sah, einen Tataren-Chan wohl einer so treuen und tiefen Liebe fähig? Und glaubte er, bevor ihm de Tott des Chan Krim-Gerais Tod erzählte, es möglich, daß ein Chan so menschlich fühlen konnte, um vor Gram und tiefem Kummer zu sterben. Was unsere Reitergesellschaft wenigstens betrifft, so wußten wir alle miteinander nichts davon, daß ein Chan auch fromm sterben und ein christliches Begräbniß haben könne, bevor uns der Mullah den Begräbnißplatz dieser Fürsten eröffnete. Wenn man ein Ding mit eigenen Augen gesehen hat, so werden durch die *eine* gewonnene richtige Vorstellung alle früheren falschen so sehr verdrängt, verwischt und in den Hintergrund geschoben, daß es schwer fällt, nachher zu sagen, wie man früher darüber gedacht. Jedoch glaube ich, daß meine Ideen über die Begräbnisse der Chane ungefähr folgende sein mochten: „Die schwarzen Knochen „dieser Schanzpfähle mit Maulwurfsaugen, die das ganze Jahr in aller Welt „herumreiten, um Alles zu verbrennen und zu verwüsten, und die den ganzen „Tag über den Leib voll Pferdefleisch haben, bleichen Gott weiß in welcher „Fuchshöhle der Wüste." Es ist ein Zeichen unserer noch argen Barbarei, daß wir über manche, nicht wie wir gebildete Nationen so äußerst verächtlich denken.

Die Chane der Tataren sind nicht nur selbst alle vollzählig auf dem für sie bestimmten Gottesacker des Schlosses zu Bakschisarai zu ihren Vätern versammelt, sondern auch die meisten ihrer jüngeren Söhne, Töchter und Mütter sind hier, wenn nicht mit Pracht, doch mit augenscheinlicher Sorgfalt und Liebe begraben. Es ist ein charakteristischer Zug der russischen Nation, die eine große Zukunft vor sich hat und sich um sentimentale Andenken nicht kümmern kann, daß sie nur respectirt, was sich lebend geltend macht und ihre Todten vergißt. Eben so charakteristisch ist es für die Tataren, daß sie ihre Verstorbenen hoch ehren. Während wir daher in Moskau den Zaaren Denkmäler errichtet sahen, die einen Mann von Geschmack wieder aus dem Grabe

*) Diese große Sicherheit unter den Tataren erwähnt schon Baron de Tott, der noch zur Zeit ihrer Unabhängigkeit unter ihnen reiste.

erstehen lassen könnten, um diese rohe Steinlast von der Brust zu werfen, fanden wir bei den Tataren einen so freundlichen Gottesacker, mit so hübschen Monumenten und überhaupt so lachenden Angesichts, daß auch ein Lebender wohl versucht werden könnte, ihn zur Ruhestätte zu wählen. Ich muß gestehen, nach der hübschen Insel, auf welcher die gothaischen Herzöge ruhen, möchte ich nirgends so gern das jüngste Gericht — und da dieß lange hin ist, so lohnt sich's doch wohl, die Stelle gut zu wählen, — erwarten als auf diesem Kirchhofe der Chane. Zweien oder Dreien von ihnen sind eigene Dürbá's (Mausoleen) errichtet. Einige liegen nebst mehren Sultanen (Prinzessinnen), so Phera Sultane, Fatma Sultane u. s. w., vereinigt in einem größeren Gebäude. Die meisten aber liegen im Garten selbst unter freiem Himmel, von Bäumen und Weinlaub beschattet. Die Monumente, welche diese letzteren haben, sind alle aus Marmor. Es sind große Marmorplatten, zu der Form eines Sarkophages zusammengestellt. Diese offenen Marmorkasten sind mit Erde aufgefüllt und darauf hübsche Blumenbeete angepflanzt. Auf dem einen Ende der Sarkophage ist die sie abschließende Marmorplatte höher als auf dem anderen. Auf der höheren Platte steht die Inschrift und oben darauf, wenn es ein Mann war, ein großer Turban, wenn ein Weib, eine persische Frauenmütze. Der Marmor ist immer sehr schön weiß, und die Gräber sind auf's Beßte erhalten. Die Bildhauerarbeit ist an allen Monumenten nichts weniger als roh, Alles sehr sauber und mit Fleiß gemacht. Die Schrift scheint von arabischen Kalligraphen eingemeißelt zu sein, und wenn man sich es auch wohl erklären kann, woher die Chane solche Künstler bezogen, so ist es doch bemerkenswerth, daß sie es der Mühe werth fanden, sie in Thätigkeit zu setzen. Die Räume zwischen den verschiedenen Grabmälern füllen Blumenbeete und Gebüsch aus, und über ihnen ziehen sich schattige Laubengänge von Weinstöcken und Tikwas (Kürbissen) hin, an welchen letzteren jetzt sehr sonderbar gestaltete Früchte herabhingen, die bei einem Zoll im Durchmesser ellenlang waren. Die Geschichte vom Tode und vom Begräbnisse jedes Chans war sehr interessant. Jede hatte etwas Besonderes, und nach Dem, was wir mittels unseres Dollmetschers darüber aus dem nicht russisch sprechenden Mullah herausbrachten, waren wir nahe daran, zu glauben, daß wir uns auf einem Kirchhofe von lauter Selbstdenkern und originellen Philosophen befänden. Jeder hatte sich sein Grab auf eine besondere Art stellen lassen und dabei eine besondere, ihn leitende Idee vor Augen gehabt. So hatte z. B. Dewlet-Gerai-Chan sich zwar ein Dürbá bauen lassen, aber ein offenes, ohne Dach, „weil," wie er sagte, „er den Himmel so schön und erhaben „fände, daß er beständig aus seinem Grabe nur ihn, die Wohnung Gottes, „zu sehen wünsche." Ein anderer Chan hatte sich dagegen das Mauso-

leum rings vermauern lassen, „weil," wie die Inschrift lautete, „er sich „nicht werth fände, auch nur vom kleinsten Strahle der Sonne Gottes „beschienen zu werden." — „Jener Weinstock," sagte der Mullah durch den Mund unseres Dollmetschers weiter, „wächst auf dem Grabe von „Toktamuisch-Chan. Dieser Fürst ließ denselben über seinem Kopfe pflanzen, „damit er doch wenigstens im Tode Früchte bringe, an denen sein Leben „so arm sei. Hier unter der Regentraufe des hohen Daches der Moschee „ließ sich Selim-Gerai-Chan begraben. Er wählte diese Stelle, wo der Regen „stets auf ihn herabträufelt, weil, wie er hoffte, dieß Himmelswasser ihn mit „der Zeit rein waschen könnte vom Schmuze seiner Sünden, deren er so viele „zu haben wähnte, wie Tropfen aus einer Wolke fallen." — Welche Selbst-kenntniß gehört dazu, sich so sündhaft zu finden, wie dieser Selim! Und welche erhabene innere Seelenbildung, um des Himmels Schönheit so tief zu em-pfinden, wie jener Dewlet! — Die Moschee des Palastes ist die größte in Baktschisarai. Sie ist von Sehlamet-Gerai-Chan erbaut zur Ehre Gottes, und um für sich und seinen Vater Gottes Gnade zu erlangen. Die Inschrift, welche dieß verkündet und nicht wie unsere europäischen Inschriften im höl-zernen Lapidarstyle, sondern wie alle orientalischen im Schwunge einer Dithy-rambe abgefaßt ist, lautet, wie folgt: „Wer war Hadschi-Selim-Gerai? „Hadschi-Selim war der ausgezeichnetste aller Chane. Er war Gottes Heros! „Möge Gott ihm die Güter des ewigen Lebens verleihen zur Belohnung für „diese Moschee, die sein Sohn erbaute."

„Hadschi-Selim-Gerai-Chan in seinem Wesen ist vergleichbar dem Ro-„senstrauche. Der Sohn, welcher von ihm gezeugt wurde, ist eine Rose. „Beide, Rosenstrauch und Rose, wurden zu ihrer Zeit mit Ehren gekrönt im „Palaste."

„Selim-Chan's einzige frische Rose ist der Löwe des Padischa (türkischen „Kaisers) geworden, der Chan der Tatarei Sehlamet-Gerai."

„Mit dieser Inschrift hat Gott meine Wünsche in Erfüllung gehen lassen. „Gott dem Herrn allein zu Ehren hat diese Moschee erbauen lassen Sehlamet-„Gerai."

Die Moschee selbst ist so einfach wie das Gotteshaus einer Gemeinde von Reformirten, und man kann es sich erklären, wie die Mohamedaner, die an solche leere Räume gewöhnt sind, uns Christen für Götzenanbeter halten können. Der Boden der Moschee war mit schönen ägyptischen Teppichen be-deckt, und auch hier fühlten wir wiederum, wie sehr die Andacht durch sie und das Stiefelausziehen befördert wurde, und wie wunderbar — welche Sensation kein Christ in seinen Kirchen mit seinen lärmenden Füßen je erfährt — fromme Gefühle aus den Fußzehen in das Herz strömen. Statt der in

unſeren chriſtlichen Kirchen ſo häufigen, oft ſowohl Auge als Herz beleidigenden Darſtellungen aus dem Marterleben von Heiligen und aus der Vertilgungsgeſchichte von Ketzern, ſtatt der Märtyrergerippe und der zahlloſen lächerlichen Reliquien fanden wir, wie bei den Proteſtanten, nur ſinnreiche Sprüche an die Wand geſchrieben, die meiſten über den Fenſteröffnungen. Solche Sprüche waren z. B.: „Gott allein und kein Anderer kann Allen den Weg „der Wahrheit anzeigen."

„Hienieden, wie im anderen Leben, erlangt man das Heil nur durch ge„rechte Gedanken."

„Ein Jeder hienieden und in der anderen Welt wird Ruhe und Glück nur „in der Einſamkeit finden."

„Gottes Wille geſchehe überall."

Einige waren freilich mehr mohamedaniſch:

„Durch deine Einſicht, Prophet, iſt die Welt erleuchtet."

„O Herr! Schatz der Gnade und Milde, befreie uns von den ſieben „ſchrecklichen Uebeln der Hölle."

„Mein ſehr geliebter Prophet! Ich habe dich in die Welt geſchickt zum „Heil aller Völker."

Ueber dem Teppiche, wo der Prieſter mit nach Mekka gewendetem Geſichte zu knieen pflegt, ſtanden die Worte geſchrieben, welche für die Quinteſſenz der mohamedaniſchen Lehre gehalten werden: „Gott iſt Gott und Mo„hamed ſein Prophet." Der Mullah dictirte ſie uns ſo in die Feder: „la il„lahe illalla Mahomet ressu lulla." Darunter war auf einem kleinen Pergamente innerhalb eines Kreiſes geſchrieben das Lob der ganzen inneren und äußeren Schönheit des Propheten, ſeines Herzens, ſeines Geiſtes, ſeines Muthes, ſeiner Augen, ſeiner Lippen, ja auch ſeiner Zähne — wie man denn auch in den Häuſern der Mohamedaner oft ſolche mit dieſem Lobe beſchriebene Zettelchen aufgehängt findet. Nicht weit davon war ein merkwürdiges Bild auf langem Papiere angenagelt. Wir meinten anfangs, es ſei vielleicht ein Panorama der Felſen, die Baktſchiſarai umgeben, doch unterrichtete man uns, es ſei die getreue Darſtellung der beiden heiligen Städte Mekka und Medina. Von Reliquien fand ſich nur, ebenfalls übrigens einfach an die Wand genagelt, ein ſchwarzer Flicken, den fromme Pilgrimme von Mekka als ein Stück der ſchwarzen Decke der Kaaba mitgebracht hatten.

Ueber beiden Inſchriften hingen hoch, der ganzen Moſchee ſichtbar, drei Straußeneier. Sie waren an grünſeidene Schnüre aufgehängt, und grünſeidene Quaſten fielen aus ihnen hervor. Der Mullah, den wir fragten, was ſie zu bedeuten hätten, erklärte uns, daß die Gläubigen dadurch zu ſteter Spannung ihrer Aufmerkſamkeit aufgefordert werden ſollten. Wenn der Strauß

nämlich nicht beſtändig auf ſeine Eier hinblickte und ſie in Acht nähme, ſo würde der Keim des Lebens in ſeinen Eiern getödtet und ſie brächten keine lebendigen Früchte. Eben ſo nun ſollten auch die Gläubigen beſtändig auf Das, was ſie vor hätten, ſchauen und Acht haben, damit ihr ganzes Leben nicht ein hohles Ei bleibe. — Dieſe Deutung ſchien uns freilich ein wenig weit hergeholt zu ſein, doch bekamen wir ſpäter auch noch in anderen Metſcheds, wo wir ebenfalls ſolche Eier fanden, dieſelbe Erklärung. „Taube Straußeneier" mag indeß bei den Arabern ein bekanntes Sprichwort ſein, das vielleicht durch irgend eine Erzählung oder Deutung im Koran geheiligt iſt.

Bis ſo weit fanden wir nun freilich Alles, was wir von dem mohamedaniſchen Gottesdienſte geſehen hatten, recht anſprechend und zum Theil ſogar hoher Bedeutung voll. Jedoch ſollten wir nun auch noch einen recht häßlichen und abſcheulichen Auswuchs dieſes Gottesdienſtes kennen lernen. Wir hatten nämlich den Geſang und Tanz der Derwiſche gewünſcht. Gewöhnlich und gratis wird dieſes Schauſpiel nur am Freitage gegeben, für Geld und gute Worte kann man es aber auch außer der Zeit anſchauen. Als wir die Beſichtigung der Moſchee beendigt hatten, waren nun ihrer acht zuſammengekommen, an die ſich während der Action noch zwei anſchloſſen. Sie waren alle von verſchiedenem Metier, der eine ein Schuſter, der andere ein Zimmermann, der dritte ein Garkoch. Sie hatten auf den Ruf des Oberhauptes der Derwiſche ihre Werkſtätten ſo eben verlaſſen, von denen noch ein jeder einige Kennzeichen an ſich trug. Nur ihr Oberhaupt, das auch bei'm Tanze und Geſange als Vorſänger präſidirte, hatte prieſterliches Gewand und Turban. Sie ſtellten ſich im Kreiſe umher, ſteckten die Köpfe dicht zuſammen und fingen damit an, zuerſt ganz vernünftig und leiblich wohllautend ihr „la „illahe illalla Mahomed ressu lulla" zu ſingen. Indem ſie aber dieſe Worte beſtändig und immer ſchneller wiederholten, ſchmolz dieſe ganze, doch ziemlich lange Redensart zuletzt in einen einzigen unarticulirten Laut zuſammen. Der Geſang wurde endlich ein bloßes Schluchzen und Ruckſen und klang eine Zeit lang ganz und gar dem Arbeiten von einem Dutzend Holzſägen nicht ähnlich, ſondern vollkommen gleich. Da die Sänger jedoch aus einem Grade ihres ſonderbaren Enthuſiasmus immer in einen noch höheren übergingen, ſo änderten ſich die Töne beſtändig. Wir begriffen zuletzt gar nicht mehr, mit welchen Organen ſie ſolche Laute hervorbringen, denn Zunge, Lippe, Gaumen und Kehle konnten kaum dazu ausreichen. Wir hätten ohne Zweifel das Concert einer Herde Schweine, Löwen, Wölfe und Ochſen weit menſchlicher gefunden. Da ſie bei jedem der ſich ſchnell folgenden Laute allemal den Mund weit aufſperrten und mit dem Körper beſtändig wie die Sägemänner ſägend zuſchnappten, ſo geriethen ſie dabei zuletzt ganz in Schweiß, und Einigen

stand buchstäblich der Schaum vor dem Munde. Die einzige Stimme, an welcher das arme, gefolterte Ohr, wie an einem im Wellensturme oben schwimmenden Brete, einen Haltpunct, eine Erholung und Rettung fand, war die des Derwischvorstehers. Er behielt seine ganze mitgebrachte Würde bei, und seine Stimme schwamm beständig in verständlichen Melodieen oben über dem chaotischen Gewirre der übrigen. Ich kam dieser Stimme wegen auf den Gedanken, daß die Leute mit ihrer dramatischen Darstellung etwa das Toben der bösen Geister der Unterwelt oder der menschlichen Leidenschaften und die darüber herrschende und beruhigend waltende Idee der Gottheit versinnlichen wollten. Als sie auf die besagte Weise den Gesang jener Redensart zum gräulichsten Tonungethüme verunstaltet hatten, hörten sie plötzlich eine Weile auf und nahmen dann eine andere Redensart auf, die sie ganz auf ähnliche Weise wie die vorige behandelten und durchführten. Als nun zuletzt noch diese guten, ehrlichen Bärte, die wir bei ihrem Eintritte für ehrbare und stille Bürger halten mußten, gar in die abscheulichsten Verzuckungen ihrer Glieder verfielen, sich auf ein Bein stellten und mit der Schnelligkeit von Kreiseln um die eigene Achse ihres Leibes drehten, da war es uns, die wir anfangs in das ärgste Lachen hatten ausbrechen wollen, nicht mehr möglich, uns zu halten, und wir riefen mit dem Schrei des Schmerzes und fast der Verzweiflung dazwischen, sie sollten dem tollen Wahnsinne ein Ende machen. Etwas Furcht war auch mit dabei, denn wir dachten nicht anders, als daß einige von ihnen auf der Stelle ihren Geist aufgeben müßten, und wir dann die Schuld tragen würden, aus bloßer Neugier den Tod eines unserer Mitmenschen veranlaßt zu haben. — Bei'm trübseligen Anblicke dieser abscheulichen Ceremonie des Derwischtanzes gewannen denn doch wieder bedeutend alle Ceremonieen unserer christlichen Kirchen, die doch nirgends eine solche Mißgeburt zu Tage gebracht haben. Es erscheint dieselbe um so mehr als Mißgeburt, da die Mutter — ich meine den mohamedanischen Gottesdienst — doch immer sonst so anständig und würdevoll einherschreitet.

Die Mauern Baktschisarai's umschlossen außer dem Beschriebenen noch sonst wohl Manches, was unsere Wißbegierde hätte fesseln können, doch war es uns nicht beschieden, mehr von diesen Dingen zu naschen. Unser Dreigespann — denn bis Sewastopol geht es noch immer auf ebenen Wegen mit dem Wagen — stampfte schon ungeduldig im Palasthofe. Wir setzten uns auf unseren hohen Polsterthron, denn auf russischen Postwagen muß man sich immer einen solchen von Heu, Kissen und Polstern geschickt bauen lassen, wenn man einigermaßen seine Bequemlichkeit liebt, und jagten, dem mit zwei großen, pfundschweren Medaillen um den Hals geschmückten, tatarischen Onbaschi

(Vorgeſetzten) des Schloſſes unſeren Dank ſagend, davon, indem wir im Vorbeifahren noch ein Mal alle die belebten Scenen, welche Baktſchiſarai's Straßen boten, uns beſchauten und dann unſere Gedanken dem alten Cherſoneſus und dem neuen Sewaſtopol zuwandten, denen wir uns nun mit raſchen Schritten näherten.

Sewaſtopol.

„Wer ſich ſelbſt und And're kennt,
„Wird auch hier erkennen,
„Orient und Occident
„Sind nicht mehr zu trennen."

Der Weg von Baktſchiſarai nach Sewaſtopol führt zwiſchen den nördlichen Vorbergen der ſüdlichen hohen Gebirge hin. Eigentlich ſind es nicht ſowohl aneinander gereihte Bergkegel als vielmehr nur lange einförmige Mauern, die in nicht ſehr hohem Grade zertrümmert wurden. Sie ſtreichen alle parallel mit der ſüdlichen Hauptkette, von Weſten nach Oſten, bilden ziemlich einförmige Längenthäler, und werden hin und wieder von kleinen Flüſſen in Querthälern durchſetzt.

Wir fuhren lange Zeit in einem jener Längenthäler hin, welches ſo wie das darin niſtende Dorf „Duwankoi" hieß. Das Dorf iſt eben ſo lang wie das Thal und unter den obſtbauenden Orten der Krim einer der vornehmſten. Die Häuſerchen liegen alle unter großen Obſtbäumen vergraben, und überall waren die Leutchen beſchäftigt, die ſchönen rothen Früchte einzuernten, die hier für Petersburger Liebhaber zeitigen. Da meine Reiſegefährten auf der Poſtſtation des Orts ein Sſamowar fanden und ihre Seele an den heißen Quellen deſſelben mit Muße badeten, ſo gewann ich Zeit, einen Spaziergang durch das Dorf zu machen.

Als ich auf den kleinen Fußſteigen, die unter den Obſtbäumen von Haus zu Haus führten, hinſchlenderte, traf ich auf einen alten Ruſſen, der mich anredete und fragte, ob ich etwa ein Liebchen unter den Tatarenmädchen hätte, da ich auf ſolchen Schleichwegen ginge. Ich möchte mich in Acht nehmen, denn in dieſem Puncte wären die Tataren böſe. Er ſelbſt wäre ſchon alt und lange im Ort, doch wage ſogar er es nicht, überall hinzugehen. Ich bat ihn, er möchte ſich mit mir zuſammenthun, ſo wären wir beide ſtärker, und ſo wanderten wir denn auf allerliebſten Obſtbaum-Fußſteigen zum „Ismael Chaltſcha," einem ſeiner Gaſtfreunde, der uns freundlich empfing und mit Aepfeln bewirthete. Wir fanden Alles recht nett und reinlich bei ihm und bekamen auch Erlaubniß, in ſeine Küche zu gehen, wo

seine Weiber kochten. Sie machten „Kebob," wie man sie auch in den tatarischen Garküchen bekommt. Es sind dieß kleine zarte Lammfleischstückchen, die, auf krumme Haken gespießt, der Reihe nach im Ofen aufgehängt und so gebraten werden. Man nimmt eine Portion davon in die Hand und ißt sie wie Kastanien. Wir mußten auch einige Kebobs nehmen und wurden dann mit freundlichen Glückwünschen entlassen. Ich dankte dem Russen mit „proschtschaitje" und dem Tataren mit Handküssen und flog in rascher Troika meinen vorangeeilten Gefährten nach.

Auf das Obstthal Duwankoi folgte das Fruchtthal „Belbeck," das uns aber nur mit seinem Namen an Syrien erinnerte. Denn sonst war hier weder eine Spur berühmter Ruinen, noch auch ein Stäubchen berüchtigten Sandes, vielmehr Alles lebendig und apfelbaumgrün.

So ging es fort bis dahin, wo die graue Woge des Meeres wieder anfing, sich in unsere Aussicht zu mischen. In der Nähe der Küste wird Alles baumlos und kahl. Um nach Sewastopol zu gelangen, wendet man sich links an der Küste hin nach Süden bis zu einer Meeresbucht, über welche man sich in großen Booten übersetzen läßt, da sie mit schroffen Ufern sehr tief in's Land hineingeht und ihre Umgehung also einen bedeutenden Umweg veranlassen würde. Diesseits der Bucht kommt man noch an eine Festung mit hohen Erdwällen vorbei, deren Bestimmung schwer zu errathen ist, weil sie weder eine auf irgend eine Weise feste Position gewählt hat, noch mit ihren Kanonen irgend etwas Anderes als Steppe bestreichen kann.

Zwischen dieser Festung und der Bucht war ein Lager von Truppen aufgeschlagen, die zum Bau der Festungswerke von Sewastopol verwendet wurden. Wir passirten die Kriegsmänner in Frieden und fuhren am Ufer hinab zur Fähre, und da enthüllte uns denn die mächtige Sewastopolis, die heutige Königin des schwarzen Meeres, ihr mit gewaltigen Batterieen umhelmtes Antlitz.

Der Anblick von Weitem ist herrlich. Die Stadt mit allen ihren am hohen Ufer aufgetempelten Gebäuden ganz neu und jung, die hübsche Admiralität, das frische Arsenal, die schmucken Mauern und Kirchen, die sich hart am Meere auf Vorsprüngen und an Abhängen drängen. Draußen das wogende stets dräuende Meer, drinnen die schönen stets sicheren Buchten, in die sich die krystallenen Wellen retten und zu nie gestörter Ruhe in großen Felsenbetten niederlegen. — Zu dieser Ruhe der Natur die Geschäfte und Regsamkeit von 40,000 bis 50,000 Menschen *), die auf dem Lande und

*) Es ist mehr als lächerlich, wenn man in unseren Statistiken (z. B. noch in der neueren von Schnitzler) lieset, daß Sewastopol nur 5,000 Einwohner habe.

Waſſer wimmeln. Das Alles bezaubert, wenn man aus den friedlichen Obſtdörfern der hinvegetirenden Tataren plötzlich auf eine ſo kriegeriſch belebte Bühne der aufſtrebenden Ruſſen tritt.

Die Meer-Verengung, welche hier landeinwärts geht, ſpaltet ſich in mehre Buchten, auch von den Ruſſen „Bukta" genannt, „die Quarantäne-Bucht," „die ſüdliche," „die Schiffs-" und die „Artillerie-Bucht." Die „korabelnaja Bukta" (Schiffsbucht) iſt aber die ſchönſte und größte. Sie war jetzt voll von Schiffen. Denn gerade vor ein paar Tagen war die Flotte vom Kaukaſus zurückgekehrt, wo ihr die Stürme und Tſcherkeſſen einen ſo üblen Streich geſpielt hatten. Wir ſegelten bei einer ſchönen Fregatte vorbei, die in Quarantäne lag. Die ganze Mannſchaft hatte ihre 800 Jacken und Hoſen an den Raaen aufgehängt, um ihnen die Peſt auszutreiben. Ganz dicht ſtreiften wir bei den Kanonen der kleinen Brigg Mercur vorüber, die ſich im letzten Türkenkriege unter Anführung des Kapitäns Kaſarski ſo tapfer gegen drei große osmaniſche Schiffe ſchlug. Aus der Ferne dämmerte das ungeheuere Linienſchiff Warſchau herüber, das mit hundert Mal ſchwererem Kriegsgeräthe auf den ſcherzenden Wellen tanzte, als das trojaniſche Pferd auf ächzenden Rädern wälzte.

Die meiſten und beßten Befeſtigungswerke von Sewaſtopol rühren aus der Regierungszeit des jetzigen Kaiſers her, ſo die Redoute oder das Fort „Alexander" am Eingange der Bucht nach dem Meere hin, ebenſo die Befeſtigung oder Baſtion „Nicolai," welche unmittelbar die Stadt umgürtet und noch nicht völlig beendigt iſt. Das Material zu dieſen Befeſtigungen iſt ein weicher Kalkſtein, den man in der Nähe der Stadt bricht. Der Stein iſt dem Muſchelkalke, aus welchem Odeſſa gebaut iſt, ſehr ähnlich und ſo äußerſt nachgiebig und mürbe, daß die Mauern von den feindlichen Kugeln, die darin wie in Sand ſtecken bleiben werden, wenig zu fürchten hat, deſto mehr aber wahrſcheinlich vom Zahne der Zeit, der ſie wie Zunder zerreiben wird. Man ſieht dieß an den Häuſern von Odeſſa, die alle von ſelbſt wieder übereinanderfallen. — Für jetzt freilich ſteht Alles recht glatt und geradlinig da, und es kann auch eine Zeit lang noch ſo ſtehen und den ruſſiſchen Schiffen, wenn ſie ein Mal in den Dardanellen vor engliſchem Salpeter zurückweichen ſollten, eine ſichere Zuflucht gewähren. — Auch haben ſich ſchon jetzt einige Leute die Stirn daran wund gerannt, nämlich ein paar „Podrädſchiks"

Bleibende Einwohner hat die Stadt 10,000. Dazu kommen aber noch die beſtändig an den Feſtungsbauten beſchäftigten Landtruppen, deren jetzt nahe an 30,000 die Stadt umlagern, ferner die große Mannſchaft der zahlreichen Kriegsſchiffe, die hier ihre regelmäßige Station haben.

(Bau-Unternehmer), die mit dem Gelde zu kurz schossen und nun im Gefängnisse sitzen.

Der „Sieur Cabalzar" erblickte im Canton Wallis das Licht der Schweizer Welt und trieb sich hier und da in verschiedenen Landen umher, bis endlich der Strudel der Ereignisse ihn vor zehn Jahren nach Sewastopol führte, wo er nun einer Wirthschaft vorsteht, in der auch wir uns heute auf eine frugale Suppe zu Gaste luden.

Da wir nicht Zeit genug hatten, alles Alte und Neue der Stadt und Umgebung zu besichtigen, so theilte ich mich mit meinen Reisegefährten in die Welt so, daß ich die Vorwelt und sie die Jetztwelt nahmen. Sie besichtigten die neuen Wasserleitungen von Inkerman, und ich flüchtete mich zu den Ruinen des alten griechischen Cherson. Der Sieur Cabalzar zäumte seinen Einspänner auf und hatte die Güte, mich auf meiner Ausflucht zu begleiten. — Wir kutschten die Straßen von Sewastopol bergauf und bergab zwischen allen den vielen kleinen Häusern hin, die hier wie Pilze aus dem Boden schießen, aber wie Kirschbäume Frucht tragen, denn die Miethe der Häuser ist hier wegen der vielen aus- und einwandernden Offiziere hoch, und wer nur so viel Capital hat, um sich ein kleines Dach und Fach zusammenzuzimmern, der kann sich mit Gemächlichkeit einer kleinen Revenue erfreuen.

Die Umgegend von Sewastopol ist so kahl wie ein rasirter Türkenschädel. Nicht ein einziges Bäumchen schmückt diese öde Gegend. Ebenso wüst ist die ganze chersonesische Halbinsel, die sich in der südwestlichen Ecke der Krim wie eine Nase nach Westen herumdreht. Es ist dieselbe ein flaches einförmiges Plateau, das alle charakteristischen Merkmale der Steppen an sich trägt. — Der Mittag war unbarmherzig heiß, und wir konnten nicht umhin, uns bei einem Brunnen am Meere ein wenig zu erfrischen. Dieser Brunnen war mit einer hohen Mauer umgeben und mit einer Thür nach dem Lande und einer nach dem Meere versehen. Es können nämlich auch die in Quarantäne Liegenden ihren Durst daraus schöpfen. So lange sie darin sind, wird die Landthür zugehalten, und wenn die Landleute darin sind, so müssen die Seeleute warten. Bei solchem Wechsel mag es doch schwer sein, wohl jedes Peststoff-Stäubchen zu beaufsichtigen.

Das alte Cherson lag im Westen seiner Nachfolgerin, des heutigen Sewastopol, an der sogenannten Quarantäne-Bucht. Da diese Bucht sehr klein und unbedeutend ist, und die, an denen Sewastopol liegt, in jeder Hinsicht vorzüglicher und fast dem goldenen Horn von Konstantinopel vergleichbar, so begreife ich gar nicht, warum die Chersoniten diese Situation wählten. Eine Blindheit bei ihnen zu supponiren, wie sie den Nachbarn

von Byzanz Schuld gegeben wird, ist nicht statthaft, weil die Baien allzunahe sind. Es muß sich die Sache aus anderen Verhältnissen erklären.

Von Ruinen Chersons kann man gar nicht sprechen, höchstens nur von Trümmern. Das Einzige, was noch von dieser einst so mächtigen Republik aufrecht steht, sind ein paar Stücke ihrer Mauern und in dem einen derselben eine Art von Durchgang oder Thor. Sowohl Thor als Mauern geben übrigens keinen sehr vortheilhaften Begriff von den Architekten des alten Cherson, denn sie sind ohne alle Zierde und Accurateſſe gebaut, weiter nichts als eine Menge über einander gehäufter Steine verschiedener Größe und Form mit dazwischen geworfenem Kalke. Und dennoch ging ich nicht ohne Wollust durch dieses so einsam trauernde Thor ein und weilte unter seinen niedrigen Bogen. Denn jede Ruine hat etwas unbeschreiblich Rührendes, besonders aber ein Stadtthor, zu dem die Fremdlinge einzogen, die Todten hinauswanderten, bei dem die Heimkehrenden freudig begrüßt, die Abschiednehmenden beweint wurden. Dasselbe ist's bei einem Hause; wenn das ganze Hinterhaus auch noch steht, so kann das die fehlende Thürschwelle nicht ersetzen. Sie allein macht mehr Effect als alles Uebrige.

„Mais entrez donc Monsieur! entrez!“ rief mir endlich ungeduldig der Sieur Cabalzar zu, „sehen Sie doch diese Zerstörung! Ach es ist erschreck„lich, was hier für Menschheit muß umgekommen sein! Et tout cela a „fait la guerre! Ah! Monsieur, la guerre c'est la chose la plus dete„stable!“ — In der That, die Zerstörung Chersons ist so groß, daß sie kaum mehr grausig ist. Eine Leiche, die in Staub gefallen ist, ergreift uns nicht mehr. Das alte Cherson war wohl aus demselben mürben Steine gebaut, aus dem das heutige Sewastopol gemauert ist. Man sieht daher nirgends Etwas, was noch eine bestimmte und interessante Form behalten hätte, keine Säulen, keine Capitäler, keine Thürme u. s. w. nur eine ungeheuere Menge unordentlich durcheinander geworfener, von Unkraut durchwachsener Steine, an denen die Naturkräfte bereits alle Spuren von Menschenhand verwischt haben. Manche dieser Steinhaufen liegen in vier parallelogrammartig zusammengesetzten Reihen an einander und bezeichnen so noch die Mauern der Häuser oder Einfassungen der Gehöfte. Auch erkennt man noch hier und da den Lauf der alten Straßen, zu deren Seiten die Steine in langen Reihen etwas höher liegen. Unter der Erde conservirt sich natürlich Alles immer besser als oben, weshalb man denn auch noch einen Brunnen findet und ein ziemlich gut erhaltenes Souterrain einer Kirche, in welches man durch eine runde Oeffnung im Gewölbe hineinblicken kann. Es ist drinnen Alles voll Grus und Schutt, auf dem obenauf ein marmorner Säulenknauf liegt. Auf der Oberfläche der Erde sieht man noch einige Ueberreste der

Mauern der alten Kirche nebst einer umgeworfenen Säule, in die ein Kreuz eingehauen ist.

Man hat jetzt ausgemacht, daß diese letztgenannten Gemäuer die Trümmer der alten, denkwürdigen Kirche sind, in welcher Wladimir der Große den ihm von Konstantinopel kommenden christlichen Glauben annahm, und von der auch jene alten erzenen, chersonesischen oder korsun'schen Thüren herstammen, die man noch heutiges Tages in der Sophienkirche in Novgorod bewundert. Ich weiß nicht, worauf sich diese Behauptung stützt, doch kommen mir jener Säulenknauf und der mit dem Kreuze bezeichnete Stein sehr verdächtig vor. Allein die Sache ist richtig gemacht und bereits Befehl gegeben, die Kirche zum Andenken an jenes Ereigniß wieder aufzubauen. Auch der Kaiser von Rußland hat die Ruinen von Cherson bei seiner Anwesenheit in der Krim besucht.

„Mais regardez donc, Monsieur, tout, ce qu'a fait la guerre!" rief mir mein Sieur von einem kleinen Hügel zu, den er erstiegen hatte und der mitten in der ganzen großen Trümmerwüste lag. Er hatte selbst Schutt und Steine auf seinem Gipfel und mochte früher Tempel oder andere öffentliche Gebäude der Stadt getragen haben. Man übersah von da aus die ganze Trümmerfülle der Umgegend, die sich bis an's Meer und weit in die Landschaft hinein erstreckt. Am Fuße dieses Hügels, hart an einer kleinen Meeresbucht, liegt jetzt ein großer Ssalgan (Talgsiederei), wo auch fast alles Vieh für die Flotte geschlachtet wird. Man könnte auch sagen, es sei eine Fischmastung, denn alles Blut und alle Eingeweide der Ochsen gehen in's Meer für die Fische, von denen die Bai wimmelt.

Unser kleiner Einspänner hatte, indeß wir so die Bühne der Vorzeit durchschweiften, ruhig die Gegenwart bei'm Schopfe ergriffen, und wir fanden ihn noch vor dem Thore der Chersoniten, gemüthlich Kräuter suchend. Heimkehrend erlabten auch wir unser Leibliches mit einem Gläschen Cypernwein bei'm Griechen Kukuli, der einen großen Weinkeller für die Sewastopol'schen Offiziere hält. Man trinkt hier ungefähr wohl noch dieselben Weine, wie zu Anakreon's Zeit in Cherson, lauter Inselgewächse, Cypern, Santoriner, auch Malvasier. Doch den Chier verlangte ich vergebens. Mir trug dieser Besuch noch die Bekanntschaft des deutschen Klempners Müller ein, der für alle Leuchtthürme des schwarzen Meeres die Lampen verfertigt. Er gehört zu den bei der Flotte Angestellten und hat dafür den sonderbaren Titel „Tscher-„nomorski Lampist" (der Lampist des schwarzen Meeres). Ich begleitete ihn in seine Werkstatt, wo Alles recht solid und deutsch und mit blinkerblanken Meer-Erleuchtungs-Apparaten erfüllt war. Es giebt jetzt an den russischen Küsten des schwarzen Meeres bereits zwölf Majaks (Leuchtthürme), zwei bei

Sewaſtopol, welche die Schiffer in eine Linie zu bekommen ſuchen müſſen, um richtig in den Hafen zu treffen, zwei in der Nähe von Odeſſa, zwei im Kimmeriſchen Bosporus, und noch einige andere an anderen Puncten. Auch werden noch einige neue Bauten projectirt, und ſo kann denn das „ſchwarze Meer" bald wieder umgetauft werden in „helles Meer", wie es ja ſchon früher einmal aus einem „Axinus" ein „Euxinus" wurde.

Die Stadt Sewaſtopol iſt eine rein ruſſiſche mit einer kleinen Beimiſchung von Griechiſch. Von dem ehemaligen tatariſchen „Aktiar", das hier ſtand, iſt nicht eine Spur mehr vorhanden, und ſelbſt alle tatariſche Bevölkerung aus der Stadt verbannt, in der ebenſo den Juden und Zigeunern zuweilen der Aufenthalt verboten iſt. Die Griechen ſind hier hauptſächlich die Weinſchenken und Kaufleute, und dann hat die Flotte des ſchwarzen Meeres eine Menge griechiſcher Offiziere. Die Bevölkerung iſt daher ſehr wenig gemiſcht und erſcheint, wo ſie ſich zeigt, ſehr langweilig und einförmig. Faſt lauter graugekleidete, ruſſiſche Matroſen füllen beſtändig die Straßen, zwiſchen deren Nachtvögelgeſchwirre die Tagfalter, die brillanten Marineoffiziere, einherflattern. Die ruſſiſchen Matroſen haben keine Spur von der kräftigen Derbheit und der übermüthigen Laune, welche die Neptunskinder anderer Nationen auf dem Meere gewinnen. Sie ſind in dem dicken, maſſiven Feſtlandende von Europa geboren und erſcheinen nur auf dem Feſtlande heiter und heimiſch. Auf der See ſind ſie flau und thun's eben nur, weil ſie müſſen. Ein Ruſſe träumt auf der See ſo viel vom Feſtlande, wie ein Engländer auf der unbeweglichen Scholle von den lebendigen Wogen.

Ein Flottenoffizier hatte die Güte, mich in ſeiner hübſchen Jölle noch zu einer großen Merkwürdigkeit von Sewaſtopol zu führen, zu den wundervollen und noch im Baue begriffenen Docks der Marine. Die Hauptſache bei dieſem Rieſenwerke hat freilich die Natur gethan, denn ſie hat hier eine kleine, von allen Seiten geſchützte, lange, tiefe, gerade Bucht dazu gegeben, wie ſelbſt dieſe Künſtlerin ſie nur an wenigen Erdſtellen mit ſolcher Vollkommenheit vorbildete. Dennoch blieb auch dem Menſchen noch genug zu thun, nachzugraben, zu glätten, zu reguliren, um auch ſeine Arbeit eine Rieſenarbeit zu nennen, obgleich es eigentlich bloßes Nachpoliren und Ausfeilen Deſſen iſt, was die Natur in den Hauptzügen bereits fertig gab. Alles, was mir der Offizier von den Docks erzählte, ging in die Tauſende und Millionen. Tauſende von Arbeitern waren ſeit fünf Jahren dabei beſchäftigt, hatten dabei ſchon, ich weiß nicht wie viele Millionen von Rubeln verzehrt, und werden im kommenden Jahrzehende noch Billionen von Schweißtropfen dabei vergießen. Solche Waſſerbauten muß man ſehen, ſo lange ſie noch im Werke ſind, um einen

Begriff von ihrer Großartigkeit zu erhalten, denn nachher entzieht gewöhnlich wieder das zugelassene Wasser den größten Theil des Vollendeten dem Auge.

Der Stein, aus dem diese Docks gebaut werden, ist ein schöner, fast schneeweißer Kalk, der äußerst elegant aussieht, so lange er noch neu ist. Jeder Quader ist so groß, daß vierzig Leute zu thun haben, ihn auf einem Karren heranzubringen. Nur hier und da sind die Einfassungen und Schleusenpfeiler von Granit. Das Auge eines Mathematikers muß sich hier mit Entzücken weiden an allen diesen glatten Flächen, diesen rechten Winkeln und allen den bis auf's Härchen genau gemessenen und berechneten Steinzusammenstellungen. Bloße Nebensachen und Kleinigkeiten setzen schon in Erstaunen, so die Maschinerie zum Auspumpen des Wassers, die Trockenlegung und Befestigung eines kleinen, benachbarten, niedrigen Uferstrichs u. s. w., und nun gar die ungeheueren Parallelepipeda der Bassins selbst, in denen solche Schwäne, wie diese riesigen Fregatten sind, schwimmen sollen. In der Nähe der Docks liegen alte, abgetakelte Linienschiffe, die den Arbeitern zur Wohnung dienen. In einem derselben, sagte mir der Offizier, campirten allein 2000 Mann. Das mag ein Gesumme in den engen Räumen sein! Leider konnte ich mir ihre Wirthschaft nicht mehr ansehen, denn schon stieg die Sonne in's Meer hinab, und wir wollten noch mit dem auftauchenden Mondscheine weiter reisen.

Meine Reisegefährten traf ich in sehr übler Stimmung. Sie hatten contraren Wind gehabt und waren lange vergebens herumgekreuzt, ohne Inkerman und seine Aquadncte erreichen zu können. Zu diesem vergeblichen Streite mit den Elementen kam nun noch der noch ärgerlichere mit den Menschen. Wir hatten nämlich zwei Wagen mit zwei Pferden bestellt und dafür einen ziemlich hohen Preis bezahlt. Man schickte uns auch zwei Wagen, vor jedem aber nur ein Pferd, so daß es zusammen nur zwei ausmachte, und versicherte, man hätte uns so verstanden. Ich rieth zum Frieden und zu schleuniger Abreise mit den so verstandenen zwei Pferden. Auf der anderen Seite lud uns der Steur Cabalzar freundlichst zum Bleiben in seinem Nachtquartiere ein, da die Mönche des Georgiew'schen Klosters, deren Gastfreundschaft wir diese Nacht noch in Anspruch zu nehmen gedachten, doch wohl schon schlafen möchten. Allein wir wurden Beide überstimmt und mußten die Kriegsflamme gegen die Kutscher schüren helfen. Diese beschworen uns und sagten, sie wären nichts als Knechte, thäten den Willen ihrer Herren und fühlen eben so gern mit zwei Pferden als mit einem. Wir suchten also die Schelme in ihrer eigenen Höhle auf, die am äußersten Ende der Stadt lag. Es ging in der Finsterniß bergauf und bergab, um verschiedene Buchten herum, und wir wurden nun erst die Weitläufigkeit der Stadt auf dem Communicationsweg

des Festlandes recht inne. Mittels der Fähren über die Baien läßt sich Manches abkürzen. Auf dem großen Hofe der Jämschtschiks erklärten uns alle zwölf Kerls, die wir dort fanden, sie wären Knechte und dürften uns kein zweites Pferd verabfolgen. Der Herren in der Wirthschaft seien sechs, aber keiner sei zu Hause. Die Russen bilden immer zu allen Entrepriſen solche saubere Cliquen. Als wir darauf, in Zorn gebracht, eine ganze Sauce unschmeichelhafter Redensarten über sie ausgossen und nicht undeutliche Miene machten, dieselbe mit der Peitsche noch ein wenig zu würzen, hoben sie die Hände zum Himmel empor und schrieen: „Thut, was Euch beliebt, „wir sind unschuldig! *) Wir arbeiten den ganzen Tag, und in der Nacht „müssen wir schlafen." — Darauf hüllten sie sich in ihre Pelze, und wir mußten einspännig abtrollen, indem unsere schelmischen Kutscher dabei in's Fäustchen lachten.

Es war schon sehr spät geworden, und es sollte noch später werden, bevor wir unser Nachtquartier erreichten. Der Weg zum Georgiew'schen Kloſter zieht über jene kahle, chersonitische Steppenhalbinsel hin und ist am Tage schon ein bloßer Grasweg zum Verirren, viel mehr noch in so später Nacht, wo auch der Halbmond am Ende noch seine beiden Hörner wie eine Schnecke hinter dichte Wolken zurückzog. Das kleine Lichtlein des Leuchtthurmes, der auf der Spitze der besagten Halbinsel steht, sollte uns eigentlich immer zur Rechten bleiben, doch wurde es wider unseren Willen größer und größer, und endlich hielten unsere Fuhrleute dicht bei'm Leuchtthurme still und erklärten, sie hätten sich verirrt, und hier sei die Krim am Ende. Wir bemerkten zu spät, daß wir den ganzen Herakleotischen Chersones der Länge nach durchfahren waren, statt ihn quer zu durchschneiden, und daß wir ungefähr wieder eben so weit als bei'm Anfange in Sewastopol waren. Ich half natürlich die Leute tüchtig mit ausschelten, doch that es nur mein Mund, und meine Seele saß in innigem Behagen dahinter und freute sich, unter so besonderen Umständen auf dem alten, berühmten Chersonesus herumzukreuzen. Ueberall zur Rechten und Linken Spuren und Reste des alten Cherson, oben die uralte Ruine des Halbmondes, die unter den Trümmern der schwarzen Wolken fackelte. O, es war ein wohlthuender Genuß,

„der Fremdlings-Reiseschritt,
„den über Gräber
„alter Vergangenheit
„wir wandelten,"

*) Dieß ist die gewöhnliche Redensart des gemeinen Russen, wenn ihm ein Vornehmer scharf zu Leibe geht. Es heißt auf russisch: „Wasche wole! mui ne wuinowat."

und der uns denn endlich, erst eine Stunde nach Mitternacht, zu den Thoren des Klosters führte, auf das wir zielten.

Alles war schon in tiefsten Schlummer verfallen. Ob die Mönche wohl von Iphigenie träumten? Da Goethe's Iphigenie schon in's Russische übersetzt worden ist, so war es nicht unmöglich. Wir traten daher leise auf, um ihnen nicht so freundliche Bilder zu verscheuchen, tappten dem Thorwächter durch einen langen Gang nach und nahmen Besitz von der uns angewiesenen Zelle, Zimmer, Höhle oder was es sonst war. Denn wir konnten es nicht erkennen, da Alles stockfinster war, und der Wächter uns versicherte, er könne kein Licht machen. Dienstfertig schleppte er uns ein paar große Woilok-lappen *) herbei, in die wir uns wickelten und in denen wir auf dem harten Boden um kein Haar bequemer schliefen als Orest und Pylades vor dritthalb Jahrtausenden.

Freilich hätte uns für diese Unannehmlichkeit auch, wie jene, eine Iphigenie wecken sollen. Das geschah aber nicht, und statt ihrer kam ein alter, langbärtiger Skythenmönch, der uns freundlich fragte, ob wir ein Samowar wünschten. Wir ließen uns den Thee auf der Galerie des Hauses vortrefflich schmecken und überschauten die Umgebung. Das Kloster besteht, wie in der Regel alle russischen Klöster, aus einer Menge kleiner Häuser und Kirchen, die an dem oberen Abhange des hier wenigstens 500 bis 600 Fuß hohen Meeresufers aufgebaut sind. Die Hauptkirche ist neu und, wie alle russischen Kirchen, hübsch mit Säulen verziert. Das beßte der kleinen Gebäude wird von einem in dem Griechenaufstande aus der Türkei vertriebenen griechischen Metropoliten bewohnt, dem der Kaiser von Rußland hier ein Asyl im Kloster gegeben hat, zu dessen Archimandriten er ihn machte. Welcher Contrast mit der Zeit Iphigeniens, in der man hier die Hellenen schlachtete, wo sie jetzt ein Asyl finden! Die anderen kleinen Häuser werden von zwanzig bis fünfundzwanzig Mönchen bewohnt, die jetzt eben größtentheils mit der Flotte aus dem Kaukasus zurückgekehrt waren. Denn das Kloster ist ein „Flotsky monastir" (ein Flottenkloster), dessen Mönche auf den Kriegsschiffen den Gottesdienst verrichten. In acht Tagen, sagten sie, müßten sie sich schon wieder zu einer neuen Excursion bereit halten.

Von diesen hübsch gruppirten Häusern, die nur wenig Hofraum um sich haben, geht es nun ziemlich steil zu einem Brunnen, und weiter beständig unter dem Schatten von Bäumen zum Meeresufer hinab. Rechts springt

*) „Woilok" ist ein dicker Filz von Kuhhaar, der zu verschiedenen Zwecken dient, in Rußland auch als Unter- und Ueberbett. Jeder in der Steppe Herumziehende führt solche Woilokdecken zum Schlafen mit sich.

die Küſte weit in's Meer hinaus bis zu einer Spitze, die von den Italienern Cap Fioraventi *) genannt wurde. Links tritt die Küſte weniger aus der geraden Linie hervor, und die Bai iſt unvollſtändiger. Mit einem Worte, das Ganze iſt ſo durchaus und vollkommen die Bühne zu dem Schauſpiele „Iphigenie auf Tauris", daß ich gar nicht begreifen kann, wie man nur noch daran zweifeln mag, daß hier der Tempel der Diana geſtanden, oder gar glauben will, daß die ganze ſchöne Iphigenie nie exiſtirt habe und nur eine ſchöne Idee der Mythendichter geweſen ſei. Wie wäre es nur möglich, ſo naturgetreu zu dichten, daß ſelbſt Alles faſt bis in die geringſten Kleinigkeiten mit der Wirklichkeit ſtimmt! Dort hinter dem Cap Fioraventi die Felſen, bei denen Oreſt und Pylades ſich verſteckten und von den Skythen entdeckt wurden, hier zum Meere hinab der Hain der Diana — freilich könnten die Bäume für einen Dianenhain etwas höher ſein, — alsdann der Weg am Brunnen vorbei, den Iphigenie wandelte, um der Göttin Bild an's Meer zu tragen, hinten der Weg aus der Steppe, den Arkas und Thoas aus der Gegend von Baktſchiſarai und Simpheropol kamen. — In der That, die Täuſchung war ſo groß, und die Gegenwart glich noch ſo ſehr der fernen Vergangenheit, daß ich in beſtändiger Spannung an den bewaldeten Abhängen umhereilte und mich ſehr wenig gewundert hätte, wenn die holde Jungfrau, die Prieſterin,

„die Werthe, Vielgeehrte,"

ſelber aus einem der Häuſer hervorgetreten wäre.

Meine Gefährten waren nach dem Thee in die Kirche gegangen, um einer Frühmeſſe beizuwohnen, und der Geſang der Chorknaben klang wunderlieblich aus der offenen Kirchenthür hervor und trug nicht wenig dazu bei, meine Stimmung noch zu erhöhen. Nur hätte ich gewünſcht, daß es Nonnen ſtatt der Mönche geweſen wären. War die Aebtiſſin dann noch dazu jung und hübſch, ſo waren alle Bedingungen einer vollkommenen Täuſchung erfüllt. Hellenenblut und ein dem Opfertode Entronnener war ja in der That ſchon Vorſteher des Kloſters. Ich trat indeß hinaus in die Schatten, die regen Wipfel

„des alten heil'gen, dichtbelaubten Haines."

Mit Entzücken wandelte ich hinab an's Ufer, wo ſie lange Tage ſtand,

„das Land der Griechen mit der Seele ſuchend."

Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, als mir all' das Schöne wieder einfiel, das ich in der Jugend gelernt und das ſo oft meine kindiſchen Gedanken in das ferne Land der Taurier geführt hatte, in dem ich nun wirklich

*) Man behauptet, es ſei das Cap Parthenon der Griechen.

stand. Und paßte nicht Alles auch auf mich so treffend und so schmerzlich wahr? Ach, auch gegen meine Seufzer brachte stets die Welle

„Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.
„Weh' Dem, der fern von Aeltern und Geschwistern
„Ein einsam Leben führt.
„Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
„Nach seines Vaters Halle, wo die Sonne
„Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß."

Ach, was bedrängt nicht Alles eines armen Menschen Busen! Und Heil der Poesie, die uns in der Irre pilgernden Oresten zu Zeiten die Bande löset, daß die Last unseres Kummers in Thränen verthauet.

„Doch die Gefährten nah'ten und baten dringend,
„Der Abfahrt Stunde zu beschleunigen."

Es drohe Gewitter in der Ferne, und es wäre zu wünschen, daß wir noch vor dem Regen Balaklawa erreichten.

Leider konnten wir nun auch den alten griechischen Metropoliten nicht mehr sprechen, der noch in der Kirche beschäftigt war, sonst hätten wir wohl noch Einiges über die Lage des alten Tempels der Diana erfahren, denn er hat der Regierung darüber ein Memoire übergeben, in welchem er seine Kenntnisse über diesen Punct niederlegte. Auch ist er im Besitze einer Chronik des Georgiew'schen Klosters von seinem Ursprunge bis zum heutigen Tage. Es ist schon sehr alt und blühte bereits zur Zeit des alten Cherson. Von der dortigen christlichen Gemeinde wurde es gestiftet und an die Stelle des alten, heidnischen Götzentempels gesetzt.

Wir arrangirten uns nun wieder in unseren kleinen Einspännern so, wie wir bisher immer gesessen hatten, meine beiden Reisegefährten und ihr Bedienter in der einen, und ich mit dem Griechen in der anderen Pawoske. Die Wege waren für einen an russisches Fuhrwerk nicht gewöhnten Magen grausam und unbarmherzig, und ich lobte mir daher den Einspänner. Denn wäre es ein flüchtiges Dreigespann, wie gewöhnlich, gewesen, so wäre auf diesen Felsen-Knüppelwegen an unseren Gliedern zuverlässig nicht viel Kunstgerechtes geblieben.

Balaklawa.

Balaklawa liegt ungefähr 9 Werste vom Tempel der Iphigenie, oder vielmehr vom Kloster Sr. Eminenz des Metropoliten Agathangel entfernt. Es ist eine alte und berühmte Stadt, die in allen verschiedenen Zeitaltern eine Rolle gespielt hat, jedoch gewöhnlich nur als der Trabant von Cherson. Zur Griechenzeit hieß die Stadt „Symbolon", daraus machten die Italiener „Cembalo", und jetzt heißt sie „Balaklawa." Den letzten Namen leiten einige

Gelehrte aus dem Italieniſchen her und behaupten, das „Bala" wäre ein verdorbenes „bella", Andere aus dem Griechiſchen von palaios, wieder Andere aus dem Tatariſchen. Da jede Partei ihre Behauptung gleich wahrſcheinlich macht, ſo behält man denn die Wahl und ſpart, da die ganze Sache doch unbedeutend iſt, die Qual.

Balaklawa verdankt ſeine Exiſtenz einer kleinen, ganz ſchmalen Bai, die, wie ein Haken gekrümmt, hier in's Land hineingeht. Sie correſpondirt mit den größeren Baien von Sewaſtopol auf der nördlichen Seite des Herakleotiſchen Cherſoneſus, iſt auf der ganzen, ſonſt ziemlich ununterbrochenen Südküſte einzig in ihrer Art, hat alle Erforderniſſe eines guten Hafens, iſt tief, klippenlos und ohne Sandbänke vor ihrer Mündung. Die Berge und Felſen, welche ſie umgeben, ſind vier bis fünf Mal höher als die ſchroffen Ufer der Sewaſtopolitaniſchen Buchten, und da ſie ſich ganz hinter ihnen verſteckt, ſo iſt jedes Schiff, das dieſen Hafen erreicht, ſo ſicher wie ein Schatz, der in die Erde vergraben wird. Dazu genießt dieſer Erdfleck auch dieſelben Vortheile der geographiſchen Poſition mit Sewaſtopol. Daß er aber dennoch immer jenen nördlichen Häfen nachſtand, erklärt ſich daraus, daß die Balaklawa'ſche Bucht nicht geräumig genug iſt und nur für wenige Schiffe Platz hat, ſo wie daraus, daß auch die Umgegend ſo außerordentlich beengt, und für eine ordentliche Stadt kaum Terrain genug vorhanden iſt, es müßten denn alle Handelsleute ſolche gepanzerte Ritter-Kaufleute ſein, wie die Genueſer, deren Comptoirs und Factoreien gewöhnlich Citadellen und Bergſchlöſſer waren, in denen die Kaufleute ein mönchiſch-militäriſches Leben führten.

So ſehr indeß die nördlichen Buchten ſtets dieſer ſüdlichen vorangingen, ſo haben ſie doch nie das Leben an ihr völlig vernichten können, vielmehr ſie immer als einen Nebenhafen benutzen und gelten laſſen müſſen. Es beruht dieß, ſo zu ſagen, auf einem kleinen Pfiffe, auf der kleinen Landnaſe nämlich, dem Herakleotiſchen Cherſones, den zu umſegeln man wenigſtens dreierlei Winde braucht. Da dieſe nun aber nicht immer ſo umſpringen, wie der Schiffer es wünſcht, ſo hat man oft ein paar Tage und mehr nöthig, um von Oſten her nach Weſten, nach Norden und endlich nach Oſten zurück in den Hafen von Sewaſtopol zu gelangen. Die Schiffe, die aus dem aſow'ſchen Meere u. ſ. w. kommen, zogen es daher ſeit alten Zeiten vor, in den Hafen von Symbolon, Cembalo oder Balaklawa einzulaufen und ihre Waaren die kleine Strecke von einer Meile bis Cherſon zu Lande weiter gehen zu laſſen *).

*) Ein Blick auf die Karte wird dieß Alles deutlich machen.

Bekanntlich wurde Balaklawa sammt einem nicht unbedeutenden Rayon der Umgegend von Katharina der Großen an Griechen abgegeben und ist nun wieder, wie vor Alters Symbolon, ausschließlich von Hellenen bewohnt. Die Moden wie die Ereignisse kehren wieder. Die Leute beschäftigen sich mehr mit dem Ackerbaue als mit städtischen Gewerben und haben daher auch ein großes Dorf, Kadikoi, auf ihre Felder hinausgebaut. In der Stadt treiben sie Krämerei, unbedeutenden Handel im Auftrage von Sewastopol und auch Fischerei. Die junge Mannschaft dient in einem aus ihr gebildeten Bataillone, das alle Posten an der ganzen südlichen Küste der Krim besetzt. Ihre Bucht ist sehr fischreich und zuweilen so voll davon, wie ein Netz. Wenn es draußen stürmt, so kommen auch ganze Scharen von Delphinen in den Hafen geflüchtet, wo die Leute sie dann mit Flinten erschießen. Wie Mancher ist doch im Sturme sicherer als im trügerischen Frieden des Hafens!

Wir kehrten bei einem Wirthe ein, der aus Mangel an Raum sein Billard in seiner Scheune aufgestellt hatte. Er tractirte uns mit Kephal und Petuch, zwei delicaten Fischarten des schwarzen Meeres, derentwegen Balaklawa berühmt ist. Sie waren aber schlecht und versalzen, und es ging uns hier wie anderen Reisenden in Bordeaux, wo man keiner guten Flasche Bordeauxwein habhaft werden kann, oder wie in Prag, das alle ausgezeichneten Sängerinnen für Wien hervorbringt, und wo man an Ort und Stelle keine vernimmt. — Wir machten diese Salzfische flott mit elendem Santorino, welches in ganz Südrußland der verbreitetste aller griechischen Weine ist, und gewannen so, gesalzen und getränkt, frische Kräfte zum Erklettern der Ruinen des alten Cembalo.

Schade, daß der Signore Millione, der in seinen Erzählungen auch dem alten Cembalo einige Millionen zufließen ließ *), nicht bei uns war, er hätte diese Ruine uns gewiß mit allerlei Anekdoten gewürzt. Allein wir fanden nicht einmal einen gewöhnlichen Cicerone. Denn die Griechen sind hier Neulinge und geben sich mehr mit den Preisen der Fische als mit dem Preisen der Ruinen ab, und es war keine Spur irgend einer aus alten Zeiten herüberklingenden Tradition zu finden. Uebrigens sind die Ruinen bedeutend genug, große, noch stehende Thürme und Mauern, halbe Kirchen u. s. w. Manche Steine mögen noch von den Milesiern, den Genuesern des Alterthums, übereinander gelegt worden sein. Die Russen und Neugriechen haben noch keine Anstalt gemacht, hier Ruinen zu bauen, denn ihre elenden Hütten wird der erste beßte politische Sturm spurlos verwehen. Auf dem Berge genießt man

*) Marco Polo wurde bekanntlich von seinen Landsleuten „der Herr Millionen" genannt, weil er bei seinen Reiseberichten sich stets so großer Summen bediente.

eine weite Aussicht auf's Meer, von dem man in Balaklawa selbst nichts merkt, weil sich die Stadt ganz in's Innere der Bai verkriecht.

In Balaklawa giebt es wieder Postpferde bis in's Baidarthal, in dem wir in der folgenden Nacht unsere Träume abzuspielen gedachten. Als wir in den Wagen stiegen, hatten die uns schon im Kloster drohenden Donner und Blitze eben ihre Suppe fertig gekocht, und ein segensreicher Regen stieg auf unsere Mäntel und Mützen hernieder, und zwar mit solcher auffallenden Heftigkeit, daß wir unterwegs beständig mit theilnehmender Freude an die krim'schen Enten dachten, die so selten von solchem Naß erfreut werden. Doch waren wir auch zufrieden, als uns der nun von Balaklawa aus bergan steigende Weg immer höher in die Regionen der kleineren Tropfen und endlich auf die Berge brachte, die das schöne Baidarthal umkränzen, wo sich Alles in Nebel und Wolkenduft auflöst'te. Leider waren die Berge nicht hoch genug, um uns ganz über diese Regentropfenfabrik hinauszuheben.

Die Wege waren zum Erbarmen felsig, und ich fühlte jeden Stoß durch Mark und Bein. Wahrlich, ein paar Mal über diese Berge mit einer russischen Troika in scharfem Trabe hin- und zurückgeführt zu werden, wäre eine Tortur, die auch die verborgensten Geheimnisse aus der Brust auf die Lippen bringen würde.

Die Berge sind hier durchweg mit Laubwaldungen besetzt, besonders mit Eichbäumen, und die ganze Gegend, so wie ein großer Theil des Baidarthales selbst, gehört dem Senateur und Admiral — w — in Petersburg, der bedeutende Quantitäten Eichenholz in die Marine von Sewastopol liefert. Wir sahen unterwegs eine Menge gefällter Bäume, die diesen Weg wandern sollten, allein sie waren alle sehr klein und konnten den Schiffen nur bei sehr unbedeutenden Verrichtungen dienen. Dazu kommt noch, daß das krim'sche Eichenholz nur von sehr geringer Qualität und Dauer ist. Das beßte Eichenholz für die Marine kommt den Dniepr herunter.

Das Baidarthal gilt für eins der reizendsten in der Krim und ist in der That auch so anmuthig, daß es überall dafür gelten würde. Es ist ein großer und sehr regelmäßig ausgehöhlter Kessel oder vielmehr ein ovales, elegant geformtes Becken, rund umher, selbst gegen das Meer hin abgeschlossen. Die Berge sind mit Laub gekrönt, und auf dem Boden des Thales selbst mischen sich in den freundlichsten Gruppirungen zwölf von Obstbäumen umschattete Dörfer, mit stets vom Naß der Berge befeuchteten, immer grünen Wiesen. Als wir von den Höhen herabstiegen und den Schleier der Wolken durchbrachen, gewährte das Ganze einen höchst eigenthümlichen Anblick. Die ganze Thalschüssel mit allen ihren lieblichen Gerichten war von einer ganz platten Wolkenschicht, die alle Bergenden verhüllte, wie von einem Deckel

überdeckt. Wir fuhren oben am Rande dieses Deckels hin und erblickten nun unten die ganze liebliche Ueberraschung aller der darunter verhüllten Wiesen, Herden und Obstgärten. Wenn wir gerade jetzt Engel gewesen wären, so würde es uns einen unendlichen Spaß gemacht haben, durch diesen luftigen Schleier auf- und niederzufliegen, oben hinauf zu den sonnenklaren Räumen, und wieder durch die grauen Wolken hindurch in das grüne Thalbassin.

Allein wir waren leider sehr flügellahm, reisemüde und durchnäßt bis auf die Knochen und freuten uns nicht wenig, als wir gegen Abend endlich das Hauptdorf Baidar selbst erreichten, wo wir auch ohne Schwierigkeiten bald einen wohlhabenden Tataren, Namens Ali Mustapha Oglu, bewogen, uns für die Nacht in seinem Hause Quartier zu geben. Er räumte uns das beßte Zimmer in seinem Hause ein und ließ bald darin ein liebliches Feuer auflodern, das uns mit neuer Lebenswärme durchströmte. Als wir unsere nassen Kleider ablegten und uns trockneten, fühlten wir innig, wie wahr Sokrates, als er die Ketten ablegte, sprach, daß nichts das Leben mehr würze und seine Freuden erhöhe als die Leiden, und dem größten Schmerze gewöhnlich das angenehmste Behagen auf dem Fuße folge. In der That, nichts geht über den Genuß eines frischen, warmen, trockenen Hemdes, wenn man so durchfroren und durchnäßt, wie wir, aus den Wolkennebeln zu den Kamin-Flammen des Thales herabstieg. Alle Genüsse, die Braten und Pasteten gewähren können, sind dagegen nichts. Ich begreife gar nicht, warum Die, welche auf Lebensgenüsse raffiniren, sich nicht zu Zeiten auf 24 Stunden in Banden legen lassen, oder auch dann und wann in voller Uniform in's Wasser springen, um dann die kettenlose und freie Bewegung und das Erwärmen und Abtrocknen zu genießen.

Keine Wohnung konnte uns zu diesen Genüssen lieber sein als eine tatarische mit ihrem ganzen wollüstigen Polster- und Teppichwesen. Das ganze Zimmer war wie ein großes weiches Lager, auf dem sich die geplagten Glieder mit der schönsten Freiheit strecken und lustwandeln konnten. Was ist doch so ein europäischer Stuhl für ein Ziegenbock gegen diese orientalischen Divans! Das Feuer machen die Tataren immer in der einen Ecke des Zimmers auf dem platten Boden an, wo ihm nur etwas fest angeschlagener Lehm als Heerd dient. Sie haben dazu weder ein Kamin, noch einen Ofen, noch ein Brasero. Der Rauchfang läßt sich wie ein Trichter über das Feuer herab und trichtert alle Dünste leicht in die Höhe. Wir ließen draußen noch ein apartes Feuer anmachen für unsere Mützen, Mäntel, Röcke, kurz für unser ganzes Gefieder, und legten uns unbefiedert und rauchend um die liebliche Zimmerflamme herum.

Es war kürzlich die Hochzeit einer Schwester unseres Wirths im Hause gefeiert worden. Von den Balken des Zimmerplafonds hingen daher noch viele

mit Silberdraht gesteppte Tücher herunter, welche die Tataren „Dschigess“ nennen. Diese Tücher haben die Form von großen Handtüchern, sind weiß, aber an beiden Enden und an den Rändern reich mit Silberfäden nach allerlei Mustern durchwirkt. Die Mädchen machen sich eine Menge solcher Tücher für den Hochzeitstag. Auch lassen sie sich deren von ihren Freundinnen dazu schenken und drapiren dann das Festgemach auf eine ungemein reiche Weise damit. Bei den Kleinrussen findet man ebenfalls diese Tücher; nur sind sie bei ihnen mit rothen Fäden und Figürchen gesteppt. Dieser von Silber flimmernde Plafond oben, die Divans und Teppiche unten, das Feuer und das Gefühl des Wohlbehagens in unseren Nerven, dieß Alles gab unserem Zimmerchen im Baidarthale mehr Reize, als sie ein europäisches Gasthaus hätte bieten können. Auch an Bedienung hatten wir Ueberfluß; denn außer unserer eigenen mitgebrachten, die sich auch selber noch ein wenig pflegen mußte, stand beständig unser Wirth mit seinen beiden Söhnen an der Thür, die sogleich allen unseren Wünschen sechs bereitwillige Ohren und Beine liehen. Der Wirth blieb den ganzen Abend bei der Thüre stehen. So erforderte es die Sitte. Nur sein Schwager, ein Onbaschi (Schulze) aus dem Dorfe Baga, gesellte sich zu unserem Kreise. Er sprach ziemlich gut Russisch und unterhielt sich sehr lebhaft mit uns. Wir fragten ihn, wie viele Frauen er habe. Er sagte: „Natürlich nur eine. Alle Tataren haben nur eine Frau, blos die „Schelme haben mehre.“ Auf diese Weise äußerten sich ungefähr alle Tataren, die wir über diesen Punct befragten. Es scheint also, daß sie wenig Gebrauch von der Erlaubniß Mohamed's in Bezug auf die 4 Weiber machen.

Nicht viel mehr Gebrauch als von dieser Erlaubniß machen die Tataren von der Vorschrift Mohamed's, nach Mekka zu pilgern. Bei der völligen Isolirung des krim'schen Mohamedanismus durch Meere und überall anstoßende christliche Völker und seiner großen Entfernung ist dieß auch nicht zu verwundern. Vielmehr ist es beachtenswerth, daß es überhaupt hier noch Mekkapilgrimme oder „Hadschis“ giebt. Wir sahen in Baktschisarai mehre weiße Turbans, durch welche die Hadschis sich auszeichnen. In den zwölf Dörfern des Baidar giebt es vier Hadschis. Die Reise geht natürlich über Konstantinopel und von da gewöhnlich nach einem syrischen Hafen. Sie kostet von der Krim aus hin und zurück 1200 Rubel (etwa 400 Thlr.) und dauert 1½ Jahr. Außer diesen Hadschis und den Mullahs trägt kein Tatar einen Turban. Sie haben alle ein cylindrige Schafspelzmütze, wie die Kleinrussen. Den Thee nennen sie „Ssini“, welches Wort an „China“ erinnert. Lesen können alle Tataren durch die Bank. Ein jeder trägt auch seine Hauptlecture, den Koran, immer bei sich. Sie haben ihn in einer eigenen kleinen Tasche, die ich anfangs immer für eine Patrontasche hielt, vorn auf der linken Seite an

einem Bande herabhängen, und er kommt ihnen hier nie von der Seite, weder bei'm Schlafen, noch bei'm Arbeiten, noch auf der Reise. Schreiben können nur wenige. Einige meinten: von 300 etwa 20; Andere sagten etwas mehr: von 100, 10. Diese Schriftgelehrten tragen dann in der Regel ihr langgestieltes Tintenfaß, das eigentlich ein Pennal, mit Tintenfaß verbunden, ist, im Gürtel bei sich, ganz so wie alle anderen Orientalen. Die Frauen können fast alle nicht schreiben, lernen aber alle das Lesen. Sie müßten auch ohne diese Kunst sehr schlechte Mohamedanerinnen sein. Denn da sie nicht in die Moscheen kommen dürfen, so wäre ihnen ja dann auch das Lesen des Korans im Hause unmöglich, worin ihre einzige Religionsübung besteht.

Nachdem wir noch manches Gläschen Ssini getrunken, trugen unseres Wirthes Söhne einen großen runden Tischdeckel herein und setzten ihn auf einen niedrigen Schemel. Es war eine vollständige tatarische Abendmahlzeit darauf servirt. In der Mitte ein großer Thurm von Pillaw und rund herum eine ganze Mosaik kleiner und großer Schüsseln mit Früchten und allerlei warmen und kalten Gerichten: „Eth" (Schaffleisch), „Penir" (Schafkäse), „Buiber" (Pfeffer in großen rothen Schoten von sehr pikantem Geschmacke), dann „Beckmess" (Obstsyrup), „Chatisch" (saure Milch), „Alwa" (ein bei den Tataren sehr beliebtes Confect) und noch andere Gerichte. Mustapha Oglu sagte, er wolle uns nun zeigen, wie man diese tatarischen Speisen auf Tatarisch essen müßte, und fing nun an, das so gemischt Servirte auch eben so gemischt zu verspeisen. Bald tunkte er ein Stück Brod in den Syrup und biß eine Pfefferschote dazu, bald drehte er sich eine Reißkugel und mischte Confect hinein, und dann wieder langte er zum Käse und schickte ihm gekochte Früchte nach. Wir sahen ihm mit Verwunderung zu und begriffen nicht, welche Art von Stimmung in den Nerven eines Tatarengaumens sein müßte, daß eine solche Scharivari-Mahlzeit keine Mißstimmung darin hervorbrachte. Leider verdarb er uns völlig den Appetit zu allen den leckeren Flüssigkeiten, und wir mußten uns an's Trockene halten. Nach dem Souper brachten uns die Frauen des Hauses ihr Selam Aleikum. Wie doch die Sitten an den verschiedenen Weltenden so verschieden sind! Bei den Engländern gehen die Frauen mit dem Tischtuche weg, und bei den Tataren kommen sie gerade dann, wenn man das „Confect der Ruhe" *) zwischen Gaumen und Zunge zerdrückt und die Nachmittagspfeife dazu anbrennt. Man muß die tatarische Sitte entschieden vorziehen; denn wer möchte bei Tisch die kauenden Frauen leiden! Nach Tische aber auf den Divans mit ihnen zu kosen, ist durchaus nicht unangenehm. Es waren die Frau und die Tochter des Wirths. Die Erste

*) „Ragat al Kum" heißt dieß Confect.

hieß „Mausch" und die Zweite „Odscha," und beide waren nicht viel reizender als ihre Namen. Da sie auch noch dazu kein Russisch verstanden, so blieb es zwischen uns nur bei „Selam aleikum" (guten Tag) und „Tochta!" (Adieu). Doch mußten wir ihren „Chulan" (Gürtel) und das silberne „Kuschak" (Schloß), das aus Stambul wäre, bewundern.

Bei der Pfeife erzählte uns Mustapha von einem Processe mit einem Russen, der seit langer Zeit schon die Sorge und den Kummer seines Dorfes und der benachbarten Dörfer ausmache. Dieser vornehme Russe habe von Katharinen etwa 700 Morgen Landes in ihrem Thale geschenkt bekommen, habe aber seit der Zeit so weit von diesem kleinen Terrain aus um sich gegriffen und so viele Nachbarwälder und Wiesen sich zugeeignet, daß er jetzt bereits 20,000 Morgen besäße. Die Schenkung sei wohl nicht ganz deutlich abgefaßt und daher deute man sie immer noch weiter, bald auf diesen, bald auf jenen Wald, so daß die Leute des Thales schon beinahe ganz auf ihre Häuser und Gärten reducirt wären, und auch diese, ja selbst ihre Person seien nicht sicher, denn es wurde behauptet, die Schenkung sei auch auf gewisse von den Bauern zu leistende Arbeiten ausgestellt. Sie hätten darüber einen Proceß in Petersburg anhängig gemacht, aber es sei ihnen noch nichts Entschiedenes von dort zugekommen. Er brachte uns viele Papiere über die Sache herbei und bat uns, wir möchten uns doch seiner in der Residenz annehmen, wohin er auch selber nächsten Winter im Auftrage seines Dorfes zu reisen gedächte. Meine Gefährten notirten sich seinen Namen und seine Angelegenheit und versprachen, ihr Möglichstes zu thun. Großer Gott! wie weit doch das Recht geht, das diese Stadt spricht, und das Unrecht, das sie thut! Selbst bis in diese abgelegenen Thäler reichen die Verhandlungen, die man dort in den Salons an der Ostsee abmacht. Könnte man nicht weinen um das Unrecht, das solche arme schutzlose Tataren leiden! O, der Ohnmacht, die blos Thränen hat!

Früh sattelte am anderen Morgen Apollo, doch waren unsere kleinen Rossinanten auch eben so früh bei der Hand. Wir dankten Mann und Weib, Herr und Diener für alle die freundliche Bewirthung und trabten die östlichen Höhen des Baidarthales hinauf auf kleinen, krummen und felsigen Wegen, die nur mit krim'schen Bergpferden passirbar sind. Unterwegs stürzte der kleine dicke russische Diener, blieb freilich selbst noch glücklich in einem Busche am Abhange stecken, sein Pferd aber lief davon. Unser Grieche, Nikolai, der abgestiegen war, um ihm zu helfen, ließ auch unvorsichtig sein eigenes Pferd los, und beide kletterten nun grasrupfend den Berg hinan. Wir anderen Cavalieristen setzten uns gleich in Bewegung, ihnen zu folgen und

sie zu umgehen. Eins haschten wir auch wieder, das andere verkletterte sich aber wie eine Gemse in den Felsen und verschwand endlich in den Wolken. Der tatarische Postillon ließ gleich ganz bereitwillig sein eigenes Pferd an die Stelle des verlaufenen treten und trabte zu Fuß neben her. Er war auch nicht im Mindesten um das verlaufene Pferd besorgt und meinte, es würde sich schon wieder nach Hause finden. Ich dachte an deutsche Postillone und fragte mich im Stillen, ob sie wohl so friedlich und zufrieden bei dem Vorfalle sich benommen haben würden, oder ob da nicht einiges recht unchristliches Fluchen und Pochen auf Recht und Billigkeit zum Vorschein gekommen wäre. Pocher, Lärmer, Streiter, Rechthaber sind überhaupt die Tataren durchaus nicht, und fluchen hört man sie nie. Ob sie wie die Türken bei'm Barte des Propheten schwören, habe ich nicht erfahren.

Nach einigem anmuthigen Bergab und Bergauf auf den Höhen des Gebirges erreichten wir bald den östlichen Abhang desselben, der nach dem Meere abfällt. Dieser ist so ungemein steil, eine so vollkommen perpendiculäre Felsenmauer, daß man nicht begreift, wie es möglich ist, daran hinab oder hinauf zu kommen. Es hat sich aber doch an einer Stelle, wo zwei ungeheuere Felsen aneinander stoßen und einen Winkel bilden, in der Ecke ein kleiner schmaler Weg ausgebildet, der sich in ganz kurzen und alle vier Schritte umspringenden Windungen an den Felsen herabläßt. Dieser Felsenweg heißt die „Scala" und ist eins der sieben Wunder der Krim, das man gesehen haben muß, denn man wird hundert Mal nachher gefragt: „Sie ritten doch die „Scala herab?" — Der Weg ist allerdings merkwürdig genug, denn zu beiden Seiten fallen ganz platte Felsenwände ohne Absätze und Risse vollkommen lothrecht hinab, und man reitet zwischen ihnen wie auf einer Wendeltreppe. Kleine Sträucher, die in der Nähe des Weges in den Felsen wurzeln, dienen statt des Geländers. Dabei hat man die schönste Aussicht auf's Meer, das unten den Fuß der Felsen bespült. Die Tataren nennen die Scala „Merdwen."

So kritisch diese Passage war, so über alle Kritik erhaben fanden wir den Weg unten in den „Klimata's." Es war eine neu geebnete Straße, die einige hundert Fuß hoch über dem Meere und einige tausend unter dem Gipfel der Felsen in der Mitte der Berge hinführt. Da unser gefälliger Tatar einen anderen nicht ungefälligeren Landsmann getroffen hatte, der ihn wieder beritten machte, so galoppirte hier unsere ganze Gesellschaft mit Sack und Pack, Grieche, Russe, Deutscher, Maloroſſiane und Tatar, die 2½ Meile bis Alupka in ununterbrochener Carriere. Zur Linken hatten wir immer die schroffen Felsen, zur Rechten das weite Meer, hart an seinem Ufer hier und da tatarische Dörfer.

Es war ein prächtiger Ritt an dieſem äußerſten Saume Europa's. Unſere Pferdchen wiegten ſich ſo unermüdlich, als wäre es ihnen eine ſo leichte Gewohnheit wie den Schaukelpferden. Mein Grieche Nikolai kam mir weder im Galopp, noch im Trabe von der Seite, und wir ſchrieen uns beſtändig ethnographiſche und geographiſche Fragen und Antworten zu: „Nikolai, wie heißt „der Chuter dort?" — „Mtſchetka, er gehört dem Oberſten ....!" — Ich konnte bei dem Pferdegetrappel den Namen nicht verſtehen. „Und wie der hohe Berggipfel?" — „Ai-Petri! Er liegt gerade über Alupka." — „Und was iſt das für ein Dorf?" — „Meket! Da iſt kürzlich ein Mord paſſirt. „Ein Ruſſe verführte ein junges Tatarenmädchen. Um den der Familie „angethanen Schimpf zu ſühnen, lauerten ihm dafür der Vater, die Brüder „und Schwäger des Mädchens, ſieben Mann an der Zahl, auf, erſchoſſen, „erdolchten und erwürgten ihn und warfen ſeinen Leichnam in den Abgrund „hinter jenen Felſen. Die Sache iſt aber verrathen worden, und jetzt kommen „ſie alle ſieben nach Sibirien, und das Glück von wenigſtens vier bis fünf „Familien iſt zerſtört."

Das Merkwürdigſte, was wir im Vorbeireiten ſahen, war ein großer, weiter, höhlenartiger Felſenriß, der ſich über uns in der Mitte einer ſchroffen Felſenwand zeigte. In ihm ſoll ſeit undenklichen Zeiten eine ungeheuere Kolonie wilder Bienen hauſen. Der ganze weite Spalt ſoll mit ihren alten und jungen Wachsgehäuſen angefüllt ſein. Von unten aus iſt es durchaus unmöglich, hinan zu kommen, von oben her iſt es zwar ausführbar, aber außerordentlich ſchwierig, weil die oberen Felſen etwas vorſtehen, und der Mann, der ſich am Stricke etwa herunterläßt, immer in einiger Entfernung von der Höhle hängen bleibt. Dennoch gelingt es den Tataren zuweilen, hineinzukommen, und ihr Gewinn iſt dann groß, denn ſie ſchaffen alsdann den koſtbarſten Honig centnerweiſe daraus hervor. Allein die Millionen und aber Millionen wüthender Bienen, die über ſie herfallen und ſie faſt zu erſticken drohen, machen ihnen das Geſchäft, ſelbſt wenn ſie auch gut maskirt ſind, ſehr ſchwer. Zu Zeiten verunglückt auch ein Mal Einer dabei, dann bleibt die Sache wieder ein paar Jahre ruhen, und die Bienen häufen Schatz auf Schatz, bis denn der Schreck ein wenig vergeſſen iſt, und die reiche Ernte neue Schatzgräber herbeilockt. — Wenn es ſehr heiß iſt, und die Felſen umher erglühen, ſo ſchmelzen oft die Bienenzellen weg, und man ſieht den Honig aus der Höhle hervor an dem Felſen herabfließen. Da wäre ja denn in der That ein Land, wo Honig quillt und fließt. Die Quelle iſt jedoch ſtark intermittirend, und wir trafen gerade eine Zeit, wo ſie ſtockte, ſonſt hätten wir nicht unterlaſſen, an ihrem Ufer ein wenig auszuruhen. Was muß doch die Nymphe von einem ſolchen Honigbache für ein ſüßes Geſchöpf ſein!

Alupka.

Alupka ist ein tatarisches Dorf und eine Besitzung des Grafen W.. ...., der sich hier auf der Südspitze der Krim ein weithin berühmtes Schloß gebaut hat. Man kennt in ganz Rußland den Namen Alupka und denkt sich dabei und bei dem das Schloß umgebenden Garten das Höchste aller architektonischen und hesperidischen Pracht. Die bloße Anfertigung des Plans zu diesem Schlosse soll 60,000 Rubel gekostet haben, denn der Graf ließ zur Besichtigung der Localität englische Architekten aus London kommen, die darüber nach London mit Zeichnungen und Beschreibungen zurückberichteten und dann erst von dort aus den von einer Gesellschaft Baukundiger angefertigten Plan bekamen. Das Ganze kostet schon mehre Millionen, und wenn es fertig ist, soll es 7,000,000 Rubel kosten. So ist der Anschlag, Doch wird man damit nicht reichen. Der englische Baumeister, der das Ganze leitet, soll sich jährlich auf 20,000 Rubel stehen. Als voriges Jahr die Kaiserin hier erwartet wurde, ließ der Graf das Ganze in vorläufigen Stand setzen, mit vorläufigen Thüren versehen, vorläufig bedielen und vorläufig meubliren. Man schickte Arbeiter von Odessa und spannte an, was auch noch sonst in der Umgegend von arbeitenden Händen zu bekommen war. Vier Wochen hindurch kostete jeder Tag 8000 Rubel extra.

Bei solchen Summen und Erzählungen konnte man denn allerdings etwas Absonderliches erwarten. Wir waren daher kaum vom Pferde gestiegen, so bestellten wir uns in der Eile ein Nudelsüppchen bei'm italienischen Wirthe „zu den beiden Cypressen," eilten zum Parke und Schlosse Alupka und fanden unsere Erwartungen ziemlich — getäuscht. Das Schloß ist im gothischen Style aus einem grünlichen Marmor, der in den Felsen hinter demselben gebrochen wird, gebaut. Diese Farbe macht schon, daß sich das Gebäude in seinen Formen nicht sehr deutlich und klar aus der Landschaft heraushebt. Der Baustyl ist freilich edel, er muß es ja wohl sein, da er aus London kommt, wo man sich auf Gothisches versteht. Doch sind die großen Fenster im Widerspruche mit dem Gothenthume, noch weit mehr aber die Zimmer im Inneren, die fast so hoch als breit und daher sehr unheimlich sind, während man in einem ächt gothischen Zimmer sich doch immer so heimisch wie in einem Neste fühlt. Der Speisesaal ist freilich großartig und von gigantischen Dimensionen, allein ich möchte nur darin essen, wenn ich ein König oder Heros wäre. Was an Gemälden, Büchern u. s. w. da ist, stellt nichts Besonderes vor. Den allergrößten Anstoß aber nahmen wir an der Situation des Schlosses und an der Wahl des Platzes, den man für würdig gefunden hatte, an ihm alle diese Millionen aufzustapeln. In Bezug auf ihn erschien uns Alles, Geld und Mühe,

weggeworfen zu sein. Man hätte hundert Puncte an der Südküste finden können, die hundert Mal mehr Vorzüge gewährt hätten. Man hat aber einen gewählt, an dem es uns unmöglich war, irgend einen Vorzug zu entdecken, und wir suchten vorn und hinten und zu den Seiten vergebens das Schöne, das die Wahl eines solchen Bauplatzes rechtfertigen könnte. Hinter dem Schlosse und Dorfe steigt der Ai-Petri zu einer Höhe von 4000 Fuß hinan. Dieser Berg ist eine ziemlich kahle und unästhetische Felsenpartie. Das einzige Hübsche, welches er hat, oder vielmehr hatte, aber auch nur vielleicht hatte, ist sein alter griechischer Name. Es soll nämlich dieser Ai-Petri der alte berühmte „Kriumetopon" der Griechen sein. Hinter dem Schlosse also nichts Erquickliches als ein antiker Name, der in der Wirklichkeit ein graues Riesengestein ist. Der Platz um das Schloß herum schien uns für seine Größe zu eng; vor ihm ist nichts als das graue wüste Meer, denn der Abhang, der von ihm bis zur See hin noch etwa 400 bis 500 Fuß, mit Gartenanlagen geziert, hinabsteigt, ist zu steil, als daß man etwas mehr von ihm denn Baumgipfel übersehen könnte. Dabei ist er aber doch auch nicht steil genug, um das Schloß mit seinem Felsengrunde kühn in's Meer hervortreten zu lassen, so daß man sagen könnte:

„Ein meerumbrauf'tes Schloß,
„Kühn auf des Felsengipfels Stirn erhöht."

Zu den Seiten ist ebenfalls kein Trost zu holen, denn die Ufer umschließen es auch nicht und fangen es nicht in dem friedlichen Busen einer Bai, sondern laufen ziemlich gerade und felsig weg. Kurz, das Schloß hält die nichtssagende Mittelstraße, tritt weder kühn vor, noch zieht es sich heimlich zurück.

Der Park theilt die Fehler der Lage und den Mangel an schöner Aussicht, hat aber außerdem noch seine besonderen unangenehmen Seiten. Von einem englischen Parke hat er keine Spur, denn alle seine Gänge und Anlagen krümmen sich beständig zwischen Felsen hin. Diese Felsen sind vom Ai-Petri herabgefallene Brocken, die das Terrain rund herum bedecken, und die weder groß genug sind, um etwas vorstellen, noch klein genug, um übersehen werden zu können. Die Grotten, Höhlengänge, Brücken u. s. w., die sie bauen, sind alle in einem ganz kleinlichen Style. Freilich giebt es wieder berühmte Namen im Parke, Lorbern, Oliven, Granaten, doch sind diese Namen nur für die im Norden wohnende Phantasie schön. Das zum Süden hinabgereiste Auge findet wenig Labung daran. Zu den berühmten Stücken des Parkes gehört noch ein Laubengang, der von mehren hundert Sorten der schönsten Rosen gebildet wird. Doch führt auch er in einem engen Felsenwege hin.

Am Ende des Parkes liegt unter alten hohen Wallnußbäumen das Tatarendörfchen Alupka. Hier fühlten wir uns wieder recht heimlich. Die Häuser sind recht malerisch auf und zwischen den Felsen umhergesiedelt, auch ist die Aussicht dort etwas mehrsagender als unten bei'm Schlosse, und all' das wilde Gesträuch und Buschgeranke ist nicht weggerafft wie unten. Einen der Felsen ziert eine hübsche neue Moschee, die der Graf W..... seinen Tataren gebaut hat. Wir aßen hier eine Wassermelone, und Einer von uns lüftete einer vorübergehenden tief verhüllten Tatarin ein klein wenig den Schleier; indem er ihr in's Gesicht blickte, wäre er aber bei diesem ethnographisch-psychologischen Experimente bald gesteinigt worden, denn das Mädchen griff ganz erbittert nach einem großen Steine, dessen Wurf er nur mit einem raschen Seitensprunge vermied. Wir machten ihm Vorwürfe über seine Indelicatesse, nahmen aber die Lehre, die in dem Vorfalle steckte, mit Dank an.

Den deutschen Gärtner von Alupka, Herrn Keba, welcher der Unterrichteteste an der ganzen Südküste sein soll, fanden wir leider nicht zu Hause. Er hätte uns sonst vielleicht noch einige Schönheiten des Parkes erschlossen. Da nun auch in der Nudelsuppe unter „den beiden Cypressen" wenig Gold zu fischen, aber viel Silber dafür zu zahlen war, so verließen wir Alupka ziemlich verstimmt. Von Alupka bis nach Jalta führt eine schöne fahrbare Straße ungefähr 400 bis 600 Fuß über dem Meere und ein paar tausend Fuß unter dem Felsrande der Jaila *) hin. In einiger Entfernung von Alupka wird diese Straße äußerst reizend. Wallnuß- und Maulbeerbäume beschatten sie. Es reiht sich auf dem Abhange nach dem Meere hin Weingarten an Weingarten. Zuweilen kommt man durch ein fäuliges, luftiges tatarisches Dorf. Zu beiden Seiten des Weges liegen viele schöne Landhäuser russischer Großen, Miskhor der Narischkins, Koreis des Fürsten Gallitzin, Oreanda der Kaiserin, Livadia des Grafen Potocki, das eine reizender als das andere. Meer, Laub, Felsen und Gebäude stellten bei jedem Schritte ein liebliches Gemälde dar. Wir besahen die meisten von ihnen und fanden nur Ursache, bei einem jeden die Besitzer zu beneiden. Auch der Kaiser und die kaiserliche Familie hatten sie im vorigen Jahre alle besucht. In dem einen derselben, in Koreis, fanden wir noch ein Souvenir, das ungemein schmeichelhaft für den Besitzer, den alten Fürsten Gallitzin, war und zugleich die freundliche Gesinnung des Kaisers gegen ihn sehr hübsch bezeichnete. Der Kaiser hatte neben dem Portrait des alten Fürsten, der in seinen Amtsgeschäften abwesend war, sich dieß Koreis aber zu einem dulcis secessus aus-

*) Siehe oben.

erlesen haben soll, folgende Worte geschrieben: „Recht erfreut sind wir, das „Portrait hier zu sehen, und eben so froh, das Original noch fern zu wis„sen." „Nicolai." „Ist's nicht so?" „Ja so ist's!" folgte dann mit den Unterschriften der Kaiserin und der Großfürstinnen. Leider werden sich die flüchtigen Bleistiftzüge auf dem zerbrechlichen Kalke nicht lange conserviren.

Oreanda hat äußerst pittoreske Umgebungen. Der Kaiser kaufte es vom Grafen Witt, und da die Kaiserin es reizend fand, so schenkte er es ihr. Freilich ist es ein eben so kostspieliges Geschenk für den Empfänger als für den Geber, denn es ist hier Alles noch so ziemlich rohe Natur, und die Kunst braucht jährlich 24,000 Rubel, um jener ein Bißchen nachhelfen zu können. Auf einem hohen prächtigen, von drei Seiten an 500 Fuß abfallenden Felsen soll ein neues Schloß gebaut werden.

Wir sahen von Weitem das Dampfschiff auf der Rhede vor Jalta liegen und waren unendlich froh, unsere Zeit so gut abgepaßt und doch dabei in dem kurzen Zeitraume von 6 Tagen unser Möglichstes gethan zu haben Munter rollten wir in den niedlichen kleinen Hafen von Jalta ein und waren für unsere dortigen Bekannten voll Beredtsamkeit und Erzählungen von allem Geschauten und Gehörten, tranken ein sorgenloses Gläschen Wein und ahnten nichts davon, welcher Verdruß uns den morgenden Tag trüben sollte.

Wir hatten schon auf dem Comptoir des Dampfschiffs, wo wir unsere Plätze belegten, gehört, daß der Kapitän den anderen Tag, statt zur festgesetzten Zeit um zwölf Uhr Mittags, um fünf Uhr abreisen wollte, weil er in Sewastopol anlegen müsse, um eine Schauspielertruppe aufzunehmen, die nach Odessa zurückreise. Meine Reisegefährten riethen nun, noch denselben Abend an Bord zu gehen, um die fünfte Stunde nicht zu verschlafen. Dieß war auch allerdings das Vernünftigste. Als sie mit diesem Vorschlage kamen, war ich aber leider schon halb entkleidet und im Begriffe, in ein frisches, schönes Bett zu steigen. Draußen brüllte die Brandung des Meeres, und das Dampfschiff lag etwas weit hinaus auf der Rhede. Da überlistete mich der böse Geist der Bequemlichkeit, und ich erklärte mich für's Schlafen am Lande, indem ich meinte, wir hätten so lange nicht ordentlich geschlafen, und nun sollten wir uns schon wieder auf der See krank schaukeln lassen, und ohnedieß wäre ich für meinen Theil ganz sicher, daß ich es nicht verschlafen würde. Glücklicherweise setzte ich aber noch hinzu, daß sie indeß thun möchten, was sie für's Beßte hielten. Ich würde ihnen noch vor fünf Uhr nachkommen. Der Wirth versicherte auch, es habe nichts zu sagen, er wolle uns schon wecken, und als sie mich nun in's Bett steigen sahen, und die Brandung noch einmal so recht stark dazwischen brauste, da wurde auch ihnen das Herz weich, und sie zogen sich auf ihre Zimmer zurück.

Wir schliefen sanft. Am anderen Morgen erwacht, blickte ich auf die Uhr. Es war erst 4 Uhr. Gleich darauf stürzte aber der Wirth herein und schrie: „Der verdammte Engländer ist fort und davon!" — „Wie? was? es ist ja erst 4 Uhr." — „Ja, er ist diese Nacht betrunken an Bord gekommen und hat gleich heizen lassen." — Voll Verzweiflung stürzten wir hinaus an's Meer und trauten unseren Augen nicht. Doch so sehr wir sie auch anstrengten, die Rhede war rein wie ein Spiegel, und der schwarze Schornstein Peter's des Großen nirgends zu finden. Das hieß denn doch das Publicum anführen! An dem Quai lagen noch viele Waaren, von denen nun auch einige verderbliche so gut wie gestrandet waren, und mehre Passagiere rannten verzweifelt auf dem Hafendamme hin und her und rangen die Hände. Es waren einige Beamten darunter, deren Urlaub keine längere Abwesenheit gestattete. Auch eine schwangere Frau, sagte man, sei dabei gewesen, die ihre Niederkunft in Odessa hätte abwarten wollen, und die nun wahrscheinlich genöthigt wäre, unter allerlei unbequemen und unvortheilhaften Umständen in der kleinen Tatarei ihr Kind zur Welt zu bringen. — Wie kann ein Engländer auf seine eigene Hand hin es wagen, das Publicum auf diese Weise zu betrügen? — „Ach, der thut Alles, was ihm einfällt", sagte der Wirth. — Hat er das in England gelernt? — Was würde ihm in seinem Vaterlande bei einem solchen Stückchen für ein Proceß gemacht werden! Hier fanden die Passagiere mit ihren Klagen im Ganzen wenig Anklang. — Es ist bemerkenswerth, daß gerade die Ausländer sich in Rußland zuweilen mehr Willkür herausnehmen als irgend ein Russe. Gut war es für uns, daß einige der Passagiere noch mehr fluchten und lamentirten als wir selber, denn wenn Andere es übernehmen, den Schmerz laut werden zu lassen, so tragen wir unseren eigenen Aerger um so stiller. — Die Sache war übrigens ärgerlich genug. Vor ein paar Stunden hatten wir bis Odessa nur noch eine Tagereise, und nun waren wir weiter als der Kaukasus und Trapezunt davon verschlagen, denn wir konnten nun zu Lande nur in fünf Tagen hingelangen.

Meine beiden Gefährten, deren Geschäfte keinen Aufschub gestatteten, entschlossen sich, sogleich zu Pferde über die Gebirge nachzureisen, um den schelmischen Kapitän entweder noch in Sewastopol einzuholen, oder dann ihre Reise zu Lande weiter fortzusetzen. Ich befand mich zu einem solchen Parforce-Ritte über die tauriſchen Felsengebirge nicht wohl genug und hielt es für besser, in den sauren Apfel des Bleibens zu beißen und die nach vierzehn Tagen stattfindende Zurückkunft des Dampfbootes abzuwarten. Ich begleitete sie bis auf die nächste Station und schied dann von diesen mir werth gewordenen, liebenswürdigen Menschen, denen es nicht im Geringsten einfiel, mir irgend eine Schuld an ihrem jetzigen Ungemache beizumessen, da

doch sonst gewöhnlich auch Der, der nur die unschuldige Veranlassung zu einem Unglücke ist, etwas von den Vorwürfen der Anderen zu leiden hat. Ich habe sie nachher nie wieder gesehen, jedoch hörte ich später, daß sie das Dampfboot noch glücklich in Sewastopol erreicht hatten, weil nämlich auch die Schauspielertruppe aus Simpheropol wortbrüchig geworden war, und der Kapitän einen ganzen Tag vergebens auf sie gewartet hatte.

Ich hätte meinen so unwillkürlich um vierzehn Tage verlängerten Aufenthalt in der Krim nun noch vortrefflich zu einigen anderen Excursionen anwenden können, allein es befiel mich eine Krankheit und warf mich acht ganze Tage auf's Lager, die nun eben gerade nicht zu den angenehmsten meines Lebens gehören. Mein Haupttrost in dieser Zeit waren ein deutscher Apotheker, Goethe und ein gebildeter Russe. Der Apotheker hatte die Güte, mir mit großer und theilnehmender Gastfreundschaft ein Zimmer in seinem Hause einzuräumen, wo ich eine bessere Pflege fand als in dem Wirthshause, das ein Jude hielt. Goethe richtete mich mit seiner Iphigenie, seiner Lebensgeschichte und seinem Faust auf, die ich in der Bibliothek des Apothekers fand, und der Russe kam Abends ein Stündchen zu mir, um mir vom Kaukasus und anderen fernen Ländern zu erzählen, in denen er als russischer Beamter lange geweilt hatte. Diese Stunden waren für mich alle Mal völlig gesunde, denn mein Geist umkreis't fortwährend die Erde und träumt und blickt beständig nach fernen Ländern, wohin ihm der kranke Leib nicht folgen kann, und keine Wissenschaft hat mehr Trost für ihn als die Erdkunde, es sei denn die Himmelskunde, ich meine die Religion, doch von dieser, versteht es sich, stillschweigends. Was mir mein mildthätiger Russe über den Kaukasus mittheilte, schrieb ich immer am anderen Morgen nieder und machte mir so eine kleine Nachrichten-Sammlung über einige dortige Dinge, die auch für Andere Interesse haben kann, weil sie von einem kundigen Augenzeugen herrührt, und die ich daher hier an die Stelle meiner Krankheitsgeschichte einschiebe.

Conversationsfrüchte über den Kaukasus.

„Chi va lontan della sua patria, vede
„Cose, da quel che gia credea lontane
„Che narrandoli poi non se gli crede.“

Mein Krankenpfleger und Wohlthäter hatte acht Jahre im Kaukasus gedient und fast alle seine den Russen zugänglichen Partieen desselben vom schwarzen bis zum kaspischen Meere kennen gelernt. Sogar die Steppe Mugan, die am äußersten Ende des Kurthales liegt und ihrer eigenthümlichen Verhältnisse wegen schon aus den ältesten Zeiten der Geschichte her

berühmt ist *), hatte er mehre Male durchkreuzt. Kein Erdfleck erduldet so contrastirende, alljährlich wiederkehrende Verwandlungen wie diese Steppe, die im Sommer die ärgste und wildeste Wüste der Welt und im Winter die blumigste Bühne des lustigsten Menschen- und Thierlebens ist. Im Winter, ungefähr vom Anfange Octobers bis zum Anfange Aprils grünt in dieser Steppe das Gras und blühen in ihr die schönsten Blumen, Hyacinthen, Tulpen, Krokos und tausend andere Gewächse. Es irren dann mehre kleine Flüsse durch sie hin, die sich zum Theil in den Kur, zum Theil in's kaspische Meer ergießen. Alsdann steigen verschiedene nomadische Stämme von den umliegenden Bergen des Karabaghs und von Lankoran her, in denen es dann zu kalt wird, herab in die Steppe. Tatarische Stämme, Zigeuner, Truchmenen, ja sogar Kurden kommen aus Persien, und Araber, welche letztere, ich weiß nicht, unter welchem Kalifen, hierher versprengt wurden. Alle diese Völker schlagen nun ihre Zeltdörfer in der Steppe auf, und sie und ihre großen Herden erfüllen dann Alles mit Leben. Zur allgemeinen Sprache aller dieser unter einander vermischten Stämme hat sich die tatarische erhoben. Sie sollen alle zusammen etwa 60,000 Männer zählen. Die Zigeuner bilden die Vermittler unter ihnen, indem sie, zwischen den Rührigen die Unruhigsten, überall als Zwischenhändler, Mäkler, Wahrsager und aushelfende Handwerker herumziehen. In dieser selben guten Zeit zieht sich auch eine nicht unbedeutende Handelsstraße durch die Steppe, aus dem Kurthale her nach Lankoran und Persien. Im Anfang Aprils wird aber die Hitze schon so bedeutend, daß die Bäche und Flüßchen zu versiegen anfangen. Die Wolken geben keinen Regen mehr, das Gras beginnt zu verdorren, und die Nomaden ziehen sich allmälig alle wieder in die armenischen und karabagh'schen Berge zurück, so daß in der Mitte Aprils im Mugan Alles todt und ausgestorben ist. Wenn der Boden nun von der Maisonne recht erglüht, so fängt es urplötzlich an, sich in seinem Busen auf andere Weise zu regen und zu bewegen, und es steigen Millionen gräulicher Schlangen aus ihm hervor, die in solcher Unzahl im Grase schleichen, daß es nicht einmal möglich ist, die Steppe zu passiren. Die Verkehrsstraße, die im Winter durch sie hinführte, muß verlegt werden und mit einem großen Umwege nahe an der Küste des kaspischen Meeres hin ihr Ziel erstreben. Man behauptet, daß kein lebendiges Wesen, das sich um diese Zeit etwa in die Steppe verirrte, den Ausweg finde, weil es von den gräulichen Schlangen sogleich angefallen und verzehrt werde. Man hat im Herbste nicht blos Gerippe von verlaufenen Rindern, sondern auch selbst von

*) Ritter hat in seinem trefflichen Werke bereits die interessantesten historischen und geographischen Verhältnisse dieser Steppe entwickelt, doch enthält mein Augenzeugenbericht dennoch einige neue Beiträge.

Hyänen und Leoparden in der Steppe gefunden, deren Tod man den Schlangen Schuld giebt. Wenn diese Behauptung — wie zu vermuthen steht — gegründet ist, und die Thiere nicht blos durch den Durst oder auf andere Weise umkamen und dann erst später von den Schlangen skelettirt wurden, so müßte der Kampf eines Leoparden mit einigen tausend Schlangen ein merkwürdiges Schauspiel abgeben, — wie die tausend Mäuler auf ihn loszischen, — wie das edle *), geängstigte Thier in verzweifelten Sätzen durch die Steppe springt und überall wieder auf neue tausend und aber tausend schnappende Feinde trifft, gegen welche Stärke und Tapferkeit nichts helfen, — wie sich die Ungethüme gleich den Furien an seine Ferse hängen, — wie die sich ringelnden und schleichenden Kränze um seinen Hals sich ballen und mehren, — und wie es dann endlich, aus allen Flecken seines getigerten Felles blutend, zum Fraße hinstürzt für das Gewimmel der glatten Bäuche. Von Salian aus, einem kleinen Städtchen in der Nähe der Steppe, haben sich Russen ihrem Rande genähert und, durch Perspective hineinblickend, große Haufen von Schlangen darin liegen sehen, die, zu scheußlichen Klumpen wie Ameisenhaufen geballt, sich sonnten. Es ist bekannt, daß schon die Römer unter Pompejus hier am weiteren Vordringen durch die Schlangen gehindert wurden, und seit Jahrtausenden hat sich das noch wenig verändert. Gegen den October hin, wenn die Herbstregen beginnen, verschwinden die Schlangen völlig. Wahrscheinlich verkriechen sie sich in die Erde. Dann kommen die Nomaden zurück und nehmen auf die Winterszeit wiederum Besitz vom Boden.

Es giebt noch andere Schlangenfelder ähnlicher Beschaffenheit im Kurthale, so z. B. eines bei Katschai am Kur, welches auch sehr bedeutend sein soll. Die Steppe „Karaja" hat freilich keine Schlangen, kann aber doch durchaus nicht bewohnt werden, weder im Winter noch im Sommer, weil sie zu keiner Zeit Wasser hat. Nur an ihrem Rande, wo sie an wasserreiche Gegenden stößt, ergrünt sie im Winter und wird dann von Nomaden — „Katschewije narodi," sagen die Russen — durchschweift. Die Steppe „Upadar" dagegen ist immer bewohnt, Winter und Sommer, weil sie bergig und stets bewässert ist. Ueberall, wo der Kur fließt, hören diese Steppen auf, denn zu beiden Seiten des Flusses ziehen sich große Wälder hin, die voll Leoparden und Hyänen sind, Bären kommen nur auf den Bergen vor. Von allen Nomaden im unteren Kurthale bis gegen den Punct hinauf, wo sich der Alasan mit dem Kur verbindet, gilt, was wir von den Mugan'schen bemerkten, daß Tatarisch bei ihnen die Hauptsprache ist, so wie die meisten Völker auch selber tatarischen Stammes sind, den Timur hier zurück-

*) Gegen eine Schlange ist ein Leopard immer noch edel zu nennen.

ließ. Das Tatarische dieser Gegenden, das im Schirwan herrscht und sich dann an der Küste des schwarzen Meeres bis zur Mündung des Terek durch Daghestan herumzieht, ist aber ein anderer Dialekt als der krim'sche. Man rechnet alle Tataren der Kaukasus-Länder auf eine halbe Million männlicher Seelen. Es existiren unter ihnen noch viele kleine Fürsten, die sich aus Dschingis-Chan's Blute zu stammen rühmen und früher souverain waren, jetzt aber zum Theil unter russischem Schutze stehen, zum Theil außer Landes weilen. So lebt der schirwan'sche Fürst in Tiflis, der baku'sche ist nach Persien entflohen, der karabagh'sche wohnt in Petersburg und genießt eine Pension von 10,000 Rubeln, reis't aber zuweilen in sein väterliches Erbe, um seine Güter zu inspiciren, wie ein russischer Gutsbesitzer. Sein Sohn dient in der Garde. Der tarku'sche residirt noch in Tarku unter dem Schutze der russischen Festung. Außerdem giebt es noch einen von Derbent und einen von Schamachie.

Ueberhaupt ist der ganze Kaukasus eben so voll kleiner unabhängiger, halb unabhängiger und ganz abhängiger Fürsten, wie Deutschland im Mittelalter. Einer der merkwürdigsten Halbsouveraine ist der König oder Fürst von Mingrelien. Er stammt aus einer alten grusinischen Fürstenfamilie Dadian, wird aber auch von den Russen schlechtweg „der Dadian" genannt, als wenn dieß sein Name oder Titel wäre. Er thut noch so ziemlich in seinem Lande, was er will, und regiert nach Gutdünken seine Unterthanen, weil die Russen es einstweilen noch dulden. Er bezieht von seinen eigenen Besitzungen in Gelde nicht mehr als 20,000 Rubel und bekommt ungefähr noch halb so viel von den Russen für die Abtretung von Redut-Kalé, Suchum-Kalé und Anaklia, Ortschaften am schwarzen Meere, die eigentlich ihm gehören, aber von russischen Truppen besetzt sind. Er selber bekommt aber wenig von dem Gelde in die Hände, weil er unter dem Pantoffel seiner Frau steht. Die Russen boten ihm einmal 10,000 Rubel Silber jährlich, wenn er ihnen die Regierung des ganzen Landes freiwillig abtreten wollte. Er war auch damit sehr zufrieden, weil er dann doch einmal selber Geld zu haben hoffte, allein seine Frau, die aus der vornehmsten Familie des Landes stammt und eine verzweigtere Verwandtschaft hat als der Fürst selbst, wollte nicht einstimmen, und die Unterhandlungen zerschlugen sich.

Dieser Dadian hat sich die Raubritter des Mittelalters als Muster im Regieren genommen. Er verübt Ungerechtigkeiten so viel, als er dienlich hält, wo er nicht einen Stärkeren zu fürchten hat. Gewöhnlich residirt er in Sugdidi, Sommerszeiten auf einem Schlosse, Namens Letschkum, in den Vorbergen des Elborus. Aber auch sonst zieht er viel im Lande umher, und wo er hinkommt, muß ihn der Ort, den er beehrt, mit allem Nöthigen ver-

ſehen. Gewöhnlich wird dabei ſo aufgeräumt, daß nichts übrig bleibt. Vor ein paar Jahren hatte er einen Deutſchen aus Petersburg, einen gewiſſen Dr. S..... zum Leibarzte und noch einen zweiten Deutſchen, Namens Thiele, einen Schneider aus Moskau, in ſeinen Dienſten. Der Letzte, ein gewandtes Kerlchen, war ſein Haushofmeiſter und Factotum, ſein Caſſirer, Rathgeber und Oberküchenmeiſter. Dieſer Thiele befand ſich recht wohl bei ihm, der Doctor aber gar nicht. Letzterer, der ſich zum Sterben am Fuße des Elborus langweilte, erzählte meinem Freunde allerlei kleine, intereſſante Geſchichtchen vom Dadian. Wenn er Geld haben will, ſo muß er immer ſeine Frau fußfällig darum bitten. Sie flieht vor ihm, und er rutſcht ihr dann durch eine Reihe von Zimmern auf den Knieen nach. Ihrer großen Verwandtſchaft wegen muß er ſie gut und immer aufmerkſam behandeln. Bei ihrer Nachmittagsruhe ſteht er Wache, damit Niemand ſie ſtöre. Dieß hindert ihn aber doch nicht, allerlei kleine und kurze Liebſchaften mit den Frauenzimmern der Nachbarſchaft zu unterhalten. Denn er iſt eben ſo lüſtern als lecker. Zuweilen aber entdeckt ſeine Frau ſo etwas, und er hat dann allerlei Strafe dafür zu dulden. Einmal machte er auch einen ſolchen verdächtigen Beſuch auf einem Schloſſe in der Nähe von Sugdidi, wo ihn aber die unerwartet angekommenen Männer des Hauſes ſtörten. Er ſprang ohne Inexpreſſibles zum Fenſter hinaus und lief ſo zu ſeiner Reſidenz eiligſt zurück, wo er erzählte, er ſei unterwegs ausgeplündert und ſeiner rothen Hoſen beraubt worden, und fügte hinzu, er wolle gleich den anderen Tag gegen die Räuber ausrücken. Dieſer angedrohte Feldzug wurde aber unnöthig gemacht. Denn am folgenden Morgen kamen die Männer des Schloſſes, aus dem man ihn verjagt hatte, mit ſeinen rothen Hoſen angezogen, die ſie ihm auf einer langen Stange zutrugen. Da mußte er wieder vor ſeiner Frau Buße thun.

Da mein Freund ihm vorgeſtellt wurde, fragte er ihn, was er wäre und als dieſer ihm antwortete, er ſei ein Profeſſor, machte er ein ganz ſaueres Geſicht und fragte, ob der Klaproth, der einmal bei ihm geweſen, nicht auch ein ſolcher „Propeſſer" wäre (die Mingrelier verwandeln das „f" in „p"), und als mein Freund ihm dieß bejahte, ſchrie er: „Ah pinta propesser! Ach, „das iſt ein jämmerlich Ding, ein Profeſſor. Mein Sohn hat mir erzählt, „daß der Klaproth ein Buch über mein Land geſchrieben hat, worin er allerlei „Lügen von mir erzählt, daß ich meine Unterthanen ausraube, daß ich mein „Land ſchlecht regiere, und andere Unwahrheiten. Ah pinta propesser, pinta „propesser!"

Der vorige Generalgouverneur des Kaukaſus, der Baron Roſen oder, wie er im Kaukaſus kurz genannt wurde, „der Baron" hatte dem Dadian ſchon lange einen Beſuch verſprochen, kam denn endlich einmal wirklich und

blieb mehre Tage bei ihm in Sugdidi. Da setzte nun der Dadian sein halbes Königreich in Contribution, um eine so hohe Person würdig aufzunehmen. Alles Vornehme und Repräsentable wurde zum Feste und Gastmahle des zweiten Tages eingeladen. Mein Freund war auch unter den Begleitern des Generals Rosen. Das ganze Fest gehörte in jeder Beziehung zu den eigenthümlichsten, die man sehen konnte. Alle mingrelischen Fürsten und Edelleute erschienen dabei in den reichsten Nationaltrachten, von oben bis unten in Silber und Gold gekleidet und mit den prächtigsten Waffen versehen. Die Tische brachen unter der Last der Speisen. Man trank den Wein aus großen, ellenlangen, mit Silber beschlagenen Ochsenhörnern, die überhaupt im ganzen Kaukasus das allgemein verbreitete Trinkgefäß sind. Einige dieser Becher faßten drei bis vier Flaschen Weins und wurden auf das Wohl „des Barons" von diesen mingrelischen Rittern geleert. Das Bankett wurde mit Tournieren geschlossen, bei denen Alle die merkwürdigste Geschicklichkeit im Reiten und Fechten offenbarten.

Die interessantesten der geladenen Gäste waren die beiden vornehmsten Anführer der „Zebeldiner", der eine aus der Familie „Marschani", der andere ein „Margani". Diese Zebeldiner sind nämlich ein kleiner mingrelischer oder abchasischer Stamm, der in einem der obersten Thalkessel des Landes, „Zebelda" genannt, wohnt und der Schrecken der ganzen Umgegend ist, Feinde des Dadian und Hauptfeinde der Russen. Die Marschani und Margani sind unter den Tapferen die Tapfersten. Sie waren auf besondere Bitte des Generalgouverneurs eingeladen worden. Es ist gar nichts Seltenes, daß sich im Kaukasus die erbittersten Feinde unter Umständen sehr freundschaftlich begegnen, besonders zum gemeinschaftlichen Begehen von Festivitäten temporären Waffenstillstand schließen und mit einander zechen, während, wenn sie nachher wieder in der Wildniß auf einander treffen, sie sich nur mit Flintenschüssen begrüßen. Der General Rosen hatte die Absicht, bei dieser Gelegenheit die Zebeldiner auf irgend eine Weise für die russische Partei zu gewinnen, entweder durch Drohung oder durch Ueberredung. Man wußte dieß allgemein und war auf den Ausgang gespannt. Als nun die Tourniere beendigt waren, ließ der General die beiden Zebeldiner zu sich bitten, die dann auch hervortraten, indem sich die ganze Versammlung neugierig um sie herumdrängte. Der General hielt mittels eines Dolmetschers eine Anrede an sie, die ungefähr sagte, daß er sich besonders freue, auch sie bei'm Feste zu sehen, weil er hoffe, mit ihnen ein Wort des Friedens reden zu können. Er wolle sie bitten, doch ihre feindliche Gesinnung gegen die Russen aufzugeben und nicht beständig Leute zu berauben und zu tödten, die ihnen durchaus nichts Böses thäten. Der Kaiser von Rußland wolle ihnen wohl und böte ihnen den Frieden unter den vor-

theilhaftesten Bedingungen an. Bei dieser Rede verfinsterten sich die Mienen der beiden Krieger, die, in ihre Kettenpanzer gehüllt, bis an die Zähne bewaffnet, da standen, der Eine, der Marschani, ein Riese von Größe und ein Hercules von Muskelbau, der Andere, der Margani, ein kleiner untersetzter Kerl mit gedrungenen Gliedern, aber ein David an Energie und Gewandtheit. Lange schwiegen sie. Dann nahm Marschani das Wort und sprach mit einer Bärenstimme: „Du hast uns geladen, mit Dir zu essen und „zu trinken, aber dazu hast Du uns nicht eingeladen", und weiter antwortete er nichts. Der General Rosen und sein Dolmetscher nahmen wieder das Wort: „Der Kaiser will Euch, wenn Ihr Euch seinem Schutze anvertraut, „Euer Land schenken, Euch zu Fürsten in Euerem Volke machen, und weder „an Gelde, noch sonst etwas soll es euch fehlen. Ihr seid jetzt arm, müßt die „Feindschaft aller Euerer Nachbarn fürchten und lebt wie stets bedrohte Räuber „in einer Höhle. Haltet Frieden mit den Russen, und Ihr werdet reich sein „und wie Könige leben! Tretet heran, und laßt uns den Frieden gleich hier „abschließen." — Wieder eine Pause. Darauf sprach der kleine Margani eben so wie der vorige: „Du hast uns geladen, mit Dir zu essen und zu trinken, „aber dazu hast Du uns nicht geladen", und kein Wort weiter kam aus ihrem Munde. Da wurde der General ärgerlich über ihre karge Beredtsamkeit und ihren starren Sinn und fing an zu drohen. „Nun so antwortet doch, Mar„schani und Margani, Ihr Mörder und Räuber! Stellt mir hier Rede und „Antwort über Euer Thun und Treiben, und thut Ihr es nicht, so werde ich „Euch auf der Stelle mit meiner ganzen Armee verfolgen und in Euerem Berg„kessel nicht einen Stein über dem anderen und keinen Baum mit der Wurzel „im Boden lassen." Darauf schrieen Beide: „Du hast uns geladen, zu essen „und zu trinken, aber dazu hast Du uns nicht geladen!" machten dann auf der Stelle Kehrt und riefen nach ihren Pferden. Nur mit Mühe hielt man sie noch den Abend zurück. Den anderen Morgen fand man sie aber doch nicht mehr. Sie hatten sich in der Nacht nach ihren Bergen aufgemacht. Das Jahr darauf ließ der General Rosen sein Wort in Erfüllung gehen und unternahm eine große Expedition gegen die Zebeldiner, deren Raubnest auch zerstört wurde. Allein die Marschani und Margani, so wie die meisten anderen Hauptanführer, entkamen und pflanzten ihre Fahne in einem anderen, noch höher gelegenen Thale auf, wo sie ein neues Zebelda gründeten. — In Mingrelien endigen sich die meisten Namen auf „ane", so wie in Imerethi die meisten auf „aze" und „ize", z. B. „Nagaschize", „Abaschize", „Schirwasize". Zweige der Familie Dadian sind schon früher in den russischen Adel übergegangen. So giebt es Fürsten „Simbirski-Dadian". Auch der Sohn des jetzigen Fürsten, Namens „David Dadian", ist mit einer russischen Fa-

milie verschwägert. Die Mutter des jetzigen Fürsten lebt auch noch und heißt Fürstin „Zaratelli Dedopal", Letzteres bedeutet „Königsmutter".

Sehr weitläufig ist die Art der Begrüßung und des Empfangs in Mingrelien, wenn ein Vornehmer den anderen besucht. Sie verneigen sich schon aus weiter Ferne, stellen sich dann einander gegenüber und fragen: „Wie „geht es Dir? Wie hast Du bisher gelebt? Wie geht es Deiner Mutter? „Wie geht es Deiner Frau? Wie Deiner Amme? Wie Deinem Haushof„meister?" So werden alle Hausgenossen bis auf die Knechte und Mägde herab durchgefragt, dann kommt man zu den Thieren: „Was machen Deine „Herden? Wie befindet sich Dein Lieblingspferd und wie hat es bisher ge„lebt? Wie geht es Deinen Ochsen und waren sie nicht krank?" — Bei reichen Leuten von großer Verwandtschaft dauert eine solche Ceremonie oft stundenlang. Während die Herrschaften sich so durchfragen, machen es die Begleiter und Diener ebenso, nur mit dem Unterschiede, daß es bei den Geringeren und Aermeren dann nicht so viel zu fragen giebt. Eigenthümlich ist noch die große Hochachtung, in der die Ammen bei ihnen stehen. Diese bleiben gewöhnlich ihr ganzes Leben lang im Hause und Gefolge ihrer Säuglinge und geben die gewöhnlichen Rathgeber derselben ab. Eine vornehme Mingrelierin führt oft ein Dutzend Ammen mit sich herum, ihre eigene Amme, die ihrer Kinder, die Ammen verstorbener Schwestern u. s. w., und dazu kommt dann oft noch die unversorgte Verwandtschaft jeder Amme.

Ein sehr berühmtes Kloster im Mingrelierlande ist das Kloster „Mortwili". Es liegt hoch im Gebirge und hat einen kostbaren Schatz, das heiligste Bild des Kaukasus, ein von der Hand des Apostels Lukas selbst gemaltes Portrait der Maria. Als der Dadian einmal unartig gewesen war und von Rußland Strafe befürchtete — es war noch zur Zeit der Regierung Alexander's — beschloß er, um sich einzuschmeicheln und seinen Fehler gut zu machen, dieses Bild nach Petersburg zu schicken. Obgleich Herr im Lande, so fürchtete er doch die Priester und das Volk und zog selber an der Spitze eines bewaffneten Trupps in das Kloster hinauf, raubte das Bild, packte es ein und schickte es nach Petersburg, von wo aus man gütig genug war, es ihm wieder zurückzuschicken. Die Priester des Klosters Mortwili müssen glauben, daß dasselbe zu gleicher Zeit mit dem Paradiese aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen ist. Denn als mein Freund sie fragte, wie lange das Kloster stände, lachten sie ihm geradezu in's Gesicht und sagten, so eine Frage hätte noch Niemand gethan. Es sei bekannt, daß das Kloster seit dem Anfange der Welt stehe.

Das tägliche Hauptgericht der Mingreller ist das „Gomi", eine Art von Hirsegrütze, womit sie bei Festlichkeiten ganze Schafe und Ochsen

verbinden. Die kirchlichen Feste feiern sie gewöhnlich so, daß sie sich den Abend vor dem Festtage in den Höfen der Kirchen versammeln, Ochsen und Schafe schlachten, essen und trinken, und davon dann am eigentlichen Feiertage so müde sind, daß sie ihn gewöhnlich verschlafen.

Noch betrübter steht es mit der Religion der Nachbarn der Mingrelier, der Abchasen, von denen es sich gar nicht ausmachen läßt, ob sie Christen, Heiden oder Mohamedaner sind. Wenn man sie fragt: „Seid Ihr Christen?" — so antworten sie: „nein, pfui! die Christen sind schlecht!" — „Seid Ihr denn „Mohamedaner?" — „Nein, pfui! die Mohamedaner sind auch schlecht, „aber doch noch besser als die Christen." — „Aber woran glaubt Ihr denn?" — „An die Fasten und Feste." — Man lud sie einmal ein, sich taufen zu lassen, und schenkte Denen, die kamen, ein silbernes Kreuz und ein neues Gewand. Darauf stellten sie sich in Menge zur Taufe ein und empfingen alle ein silbernes Kreuz und ein Gewand. Das gefiel ihnen, und als man die Getauften wieder zu einer Kirche einlud, um ihnen etwas vom Gottesdienste zu lehren, kamen sie in großen Haufen in der Meinung, es solle wieder auf die vorige Weise getauft werden. Als sie aber sahen, daß das Ganze nur auf mühsame und ihnen langweilige Ceremonieen hinauslief, blieben sie später ganz weg.

Die Abchasen sind auch vom grusinischen Volksstamme, wie eben so die Mingrelier und Imerethier. Doch haben die eigentlichen Grusinier in Iberien weit mehr persische und tatarische Sitten, weil alle die großen Eroberer — Nadir Schach, Nuschirwan, Dschingis, Tamerlan — das Kurthal freilich immer leicht überschwemmten, keiner von ihnen aber sich zum Herrn des Gebirges machen konnte. Alle verschiedenen Eroberer des Kurthales haben Etwas von ihren Sitten und ihrer Sprache im Volke gelassen, was seit Jahrhunderten darin stecken geblieben ist, sogar die Römer. Denn es giebt noch viele Worte und Namen in Grusien, die ganz römisch sind, so z. B. eine Stadt, die „Urbani" heißt. „Schiff" nennen sie „navi", „Licht" „candelli". Von den Russen bekommen sie jetzt Möbeln und mit ihnen die russischen Namen für dieselben, so „stol," Tisch, „stul," Stuhl.

Die Abchasen sind das schlimmste Volk im Westen des Kaukasus, im Osten sind es die Lesghier. Von ihnen sagen die russischen Gefangenen, die das Glück haben, von da zurückzukehren, gräßliche Dinge aus. Sie sollen zum Theil noch die Kochkunst nicht verstehen und fast Alles, selbst das Fleisch, roh verschlingen. Sie peinigen ihre Gefangenen am meisten, schneiden ihnen oft die Sehnen an den Fersen ab, oder reißen ihnen die Haut der Fußsohlen auf und streuen in die Wunde gehacktes Pferdehaar, damit sie immer offen bleiben und das Entlaufen verhindern. Die gewichtigeren Gefangenen, von denen sie eine gute Auslösungssumme erwarten, sperren sie in Thürme ein

und lassen sie hungern und dursten, um die Auslösung zu beschleunigen, behandeln sie dabei aber so rauh, daß sie oft in der Gefangenschaft schnell hinsterben. Auf diese Weise starb der Naturforscher Gmelin, der ihnen mit seiner ganzen wissenschaftlichen Expedition in die Hände fiel. Er erkrankte bald bei dem ihm gereichten faulen Wasser und Brode und starb nach vier Monaten. Viele von seinen Begleitern überlebten noch die Qualen und wurden ausgelöst. Wenn die Lesghier sehen, daß das verlangte Geld nicht ankommt, so quälen sie auch wohl ihren Gefangenen, der sich so lange für nichts und wieder nichts füttern ließ, aus Rache zu Tode, und es versammelt sich zu dieser Folter das ganze Dorf, wie bei den canadischen Wilden. Sie gehören übrigens hinsichtlich der Körperbildung mit zu den schönsten Bewohnern des Kaukasus, sind schlank von Wuchs und haben regelmäßige Gesichtszüge. Sie sind an Gerechtsamen alle unter einander gleich und haben keine Sklaven, wie die Grusinier. Wer die stärkste Familie hat, der ist das angesehenste Haupt. Zuweilen zeichnen sich Einige unter ihnen durch Glück und Kühnheit besonders aus und machen sich zu berühmten Anführern. Ein solcher war der bekannte „Kasi Mula", „der Rothbart" genannt. Wie auffallend, daß die Rothbärte immer eine so bedeutende Rolle spielen! Die Geschichte kennt in Afrika, Asien und Europa feuerköpfige Rothbärte. Kasi Mula wurde so genannt, weil er von Natur einen rothen Bart hatte. Sonst färben sich die Alten unter den Lesghiern auch künstlich den Bart roth. So lange sie nämlich jung sind, halten sie viel auf einen rabenschwarzen Bart und helfen überall, so lange es irgend angeht, mit schwarzer Farbe nach. Erscheinen aber zu viele weiße Haare, so färben sie Alles feuerroth. Die Sprache der Lesghier, wie auch noch anderer kaukasischer Völker, ist die halsbrechendste, die man sich denken kann, und es ist mit dem Aufwande der größten Anstrengung europäischen Sprachorganen oft nicht möglich, ihnen einige Redensarten nachzusprechen. Es kommen so sonderbare Töne darin vor, daß man Mühe hat, zu glauben, daß blos Zunge, Gaumen, Zähne und Lippen zu ihrer Hervorbringung angewendet wurden.

Der bekannte „Morlinsky", der auch oft in deutschen Blättern erwähnt ist, hat die Sitten und das Leben der Lesghier am beßten beschrieben. Er hieß eigentlich „Bestuscheff" und wurde, als mit in der Verschwörung nach dem Tode Alexander's verwickelt, nach Sibirien transportirt. Von hieraus bat er den Kaiser um die Gnade, ihn als gemeinen Soldaten nach dem Kaukasus zu versetzen, was ihm denn auch bewilligt wurde. Der Kaukasus ist gewissermaßen ein zweites Sibirien, indem eine Degradation mit Versetzung nach dem Kaukasus eine verstärkte Strafe ist. Morlinsky stand hier lange Zeit in Derbent am caspischen Meere und focht gegen die Lesghier und Kasi

Mula mit ausgezeichneter Tapferkeit. Er focht und ſchrieb ſeine Powesti (Novellen) aus dem Kaukaſus. Als fünfunddreißigjähriger Mann fand er endlich ſeinen Tod, den er ſuchte, in einer Schlacht gegen die Abchaſen.

Herr Gmelin iſt nicht der einzige unſerer deutſchen Landsleute, der auf dem Kaukaſus in Gefangenſchaft ſchmachtete. Ich lernte in Charkoff einen deutſchen Zeichnenlehrer aus Landsberg an der Warthe kennen, einen kleinen unanſehnlichen Mann, der nur durch ſeine Gewandtheit dem Schickſale jenes Naturforſchers entkommen war. Auf einer Reiſe in den Kaukaſus hatte er ſich bei der Aufnahme einer maleriſchen Situation zu weit in die Berge hinein gewagt und ward mit ſammt ſeinen Begleitern von Oſſeten, die ſie überrumpelten, weggefangen. Man theilte ſich ſogleich in ihre Geſellſchaft, wie man Beute zu vertheilen pflegt, und er wurde von ſeinen Begleitern getrennt, von denen er nie wieder etwas hörte. Ein oſſetiſcher Anführer band ihn an ſein Pferd und ſprengte mit ihm davon, wobei er, da er, wie geſagt, ein kleiner Mann war, ſehr viel zu leiden hatte. In der Wohnung des Oſſeten wurde ihm ein jämmerliches Nachtlager zu Theil und anfangs eine ſehr ſchlechte Nahrung und harte Behandlung. Doch gewannen ſie ihn allmählig lieb, faßten Vertrauen zu ihm, behandelten ihn beſſer und ſtellten ihn am Ende als Pferdehirten in ihrer Hauswirthſchaft an. Er mußte alle Tage die Pferde auf den Bergen hüten, wobei er die ſchrecklichſte Noth hatte, die wilden Thiere zuſammenzuhalten. Denn man hatte ihm eine harte Strafe zugeſagt, wenn ihm eins der Pferde abhanden käme. Seine Zeichnungen, beſonders die von ihren Pferden und ihrer eigenen Perſon, gefielen den Oſſeten ſehr, und ſie ließen ihn damit alle Wände und Mauern anfüllen und brachten ihm oft eine Kohle, damit er ihnen etwas vorzeichne. Ein ganzes Jahr lang ſeufzte ſo der arme, Pferde hütende Maler vergebens nach Auslöſung oder Gelegenheit zu ſeiner Befreiung. Endlich ſchlug aber doch die Stunde der Rettung. Eines Tages gingen ſeine Gebieter im Vereine mit mehren Nachbarn, acht Reiter an der Zahl, auf die Jagd. Sie nahmen ihn mit als ihren Stallknecht. Man ritt weit von der Wohnung weg in die Berge hinein, weil man die Abſicht hatte, einige von den dort hauſenden Mouflons zu ſchießen. Auf dem Jagdplatze angekommen, ſtiegen die Herren ab, übergaben ihm die Pferde zur Bewachung und begannen ihre Jagd zu Fuße. Als ſie ſich ein wenig in die Felſenſchluchten hinein verloren hatten, und der unglückliche Sklave nun ſo da ſtand, die acht Zügel der Pferde in der Hand, und an ſein trauriges Schickſal mit Verzweiflung dachte, da kam ihm auf ein Mal der Gedanke, ſich auf eines der Pferde zu ſchwingen und ſein Heil zu verſuchen. Gedacht gethan. Er beſtieg das Pferd, das ihm das ſchönſte und beßte zu ſein ſchien, blickte ſich vorſichtig rund um, hieb muthig ein und ſprengte davon. Sehr

überlegt behielt er aber auch die Zügel aller anderen Pferde in der Hand und entführte sie ebenfalls, damit den Herren Jägern das Verfolgen nicht zu leicht werden möchte. Natürlich war es aber doch schwer, mit acht solchen unbändigen Thieren in derselben Richtung rasch fortzukommen, und als er sich weit genug von seinem Herrn entfernt dünkte, entließ er allmählig eins nach dem anderen in die Berge, bis er denn endlich mit seinem eigenen schönen Renner allein war und seine Flucht nun wie die eines Vogels weiter ging. Er kam gleich den ersten Tag ein gutes Stück weit, verkroch sich die Nacht in einem Walde, setzte am anderen Tage seine Reise fort, vermied die große Straße, hielt sich versteckt, wo er etwas Lebendiges nahen sah, machte überall weite Umwege, wo Rauch aufstieg, nährte sich selber von den Resten seines Brodes und tränkte und fütterte sein Pferd hier und da am Rande eines Baches. Er hielt immer die Richtung nach Norden zu, verritt sich einige Male, fand sich wieder zurecht und war endlich so glücklich, am dritten Tage ein friedliches Kalmückenlager zu finden, wo man ihn pflegte und restaurirte, so gut als kalmückische Restaurationen es können, und ihn dann weiter spedirte. Das hübsche Pferd hat ihm noch eine Zeit lang in Charkoff gedient, und das elegante Sattel- und Zügelwerk, das ihm bei der Flucht behülflich war, wird noch auf seine Kinder zum Andenken an diese glückliche Rettung weiter erben — Der Fürst, an dem er nun so zum Diebe geworden war, und dem er sich selbst und das Pferd entführt hatte, hieß Knäs Krabjadin.

Ein ander Mal kam mir in Charkoff auch ein ganz origineller Deutscher vor. Er schnitt sehr geschickt Porträits in schwarzem Papiere aus, war aber eigentlich ein Maschinenbauer und hatte sich lange in Tiflis aufgehalten. Von da war er nach Tebris in Persien gegangen und hatte dort von Abbas Mirza mit einem Gehalte von 200 Ducaten eine Anstellung als Bergwerksmeister in einer öden Gegend von Aderbidschan bekommen. Diese Provinz steht zu dem kurdischen Gebirge und ihren wilden Bewohnern in ganz ähnlichen Verhältnissen, wie Grusien zu den Kaukasiern. Die Kurden nannte mein Bergmann, der nur noch das gebrochenste Deutsch sprach, das mir je vorgekommen, „die Wilden". Er sagte, „die Wilden" wären eben so schlimm wie die Kaukasier, und sie wären alle Tage vor ihnen in Furcht gewesen. Wenn sie ein Bißchen Gold aus ihrer Grube hervorgeschafft, so hätten sie es gleich so schnell als möglich nach Tebris spediren müssen, damit es nur den Wilden nicht in die Hände falle. Sie hätten freilich eine kleine Besatzung von Soldaten zu ihrem Schutze bei sich gehabt, allein diese hätten trotz ihrer Waffen eben so viel Furcht gehabt als ihre Schützlinge. So wie sie den Staub der Wilden aus der Ferne gesehen hätten, wären sogleich Alle zusammengelaufen, und Jeder hätte von dem Seinigen zusammengerafft, was er gekonnt, um sich

in die Berge zu flüchten, an deren Fuße das Bergwerk gelegen. Hier in dem Berge sei eine sichere Schlucht gewesen, in der sie sich verschanzt hätten. Die Wilden hätten nun unten Alles zerstört und geplündert, hätten es aber nie gewagt, sie da oben anzugreifen. Nach dem Abmarsch der Kurden seien sie selber aus ihrer Schlucht wieder hervorgekommen und hätten unten wieder Alles in Stand setzen und einrichten müssen, um dann ihren Bergbau von Neuem zu beginnen. Einmal aber hätten die Räuber sie so plötzlich überrascht, daß sie alle Bergleute und Soldaten gefangen genommen hätten. Sie hätten aber nur die Soldaten als Sklaven mit fortgeschleppt, die Anderen blos nackt ausgezogen und laufen lassen. Dieß sei ihm nun zu arg gewesen, und er sei so nach Tebris zum Abbas Mirza, den er immer „den König" nannte, gelaufen, um ihm seinen Dienst als Bergwerks-Inspector aufzukündigen. Allein er habe denselben in noch schlimmeren Umständen gefunden, als seine eigenen gewesen, — nämlich todt. Es sei Schade um diesen König, denn er wäre ein manierlicher und gerechter Mann gewesen. Alle Morgen hätte man ihn auf dem Markte sitzen sehen können, wo er den Leuten Recht gesprochen. Die Guten hätte er auf der Stelle frei gelassen, aber bei den Bösen habe es geheißen: „gleich Kopf herunter". Er selber sei nun in sehr üble Umstände gerathen, habe sich nach Tiflis hinübergebettelt und von daher durch die russischen Städte sich mit seiner Kunst, Silhouetten zu schneiden, durchgeschlagen. Er wolle nun sehen, in der Ukraine wieder irgendwo bei einem Edelmanne als Maschinenbauer unterzukommen. In dem auf allen gebahnten Wegen trabenden Deutschland erleiden die Menschen nicht halb so viele Schicksale und Wandel als in Rußland.

Besonders stecken die kaukasischen Provinzen voll Glücksritter von allerlei Art, die aus Asien hervortauchen, wo sie eine Zeit lang eine große Rolle spielten, um dann bei den russischen Behörden Zuflucht und Anstellung zu suchen, wenn sie dort zuletzt in die Ungnade des Glücks fielen. Bald ist es ein Hamburger M....., der General bei Rundschit Sfing war, von ihm abgesetzt und bei'm General — e — in Tiflis zum Adjutanten und Major ernannt wurde, dort aber am Gallenfieber starb, bald ist es eines Halberstädter Bürgers Sohn, der an verschiedenen Höfen Asiens als englischer Gesandter mit einem Gefolge von 20 Personen, alle eben solche Gauner wie er, durch Teheran incognito ging und sich in Tiflis für einen preußischen Baron ausgab. Auch die Gelegenheit, sich hervorzuthun, die im Kaukasus geboten wird, führt sowohl im Militär- als Civilfache allerlei Geniales und Unternehmendes nach Tiflis, so daß es der Gesellschaft hier nicht an Unterhaltung und Reiz fehlt.

Der Erheiterer meiner kranken Stunden erzählte mir auch eine sehr merk-

würdige Sage, die bei den Russen an der Wolga im Saratow'schen und selbst bis Wladimir hin in Bezug auf den Kaukasus umginge. Wenn in diesen Gegenden, sagte er, ein Bauer Sonntags den Seinigen aus der Bibel vorläse und dann zu den Worten Gog und Magog käme, so pflegte er dabei folgende Geschichte zu erzählen: Unter Gog und Magog seien zwei Riesenvölker zu verstehen, die früher die ganze Erde überschwemmt und Alles geraubt und gemordet hätten, bis Alexander Makedonsky (der Macedonier) aufgestanden wäre, der sie besiegt und in den Kaukasus gejagt hätte, wo sie sich in den Thälern und Schluchten der Berge versteckten. Alexander Makedonsky habe sie hier nun freilich nicht vertreiben können. Er habe aber zwölf ungeheuer große Trompeten verfertigen lassen und dieselben vor den Eingängen des Kaukasus so aufgestellt, daß, wenn der Wind hindurch bliese, sie einen starken Ton von sich gäben. Die Gog und Magog nun im Kaukasus, wenn sie den Ton hörten, hielten sich immer verborgen, in der Meinung, es seien die Schlachttrompeten des Alexander Makedonsky, und wagten sich nicht weit hervor. Im Laufe der Jahrhunderte seien aber schon einige von den Trompeten umgestürzt, und es würden in Zukunft alle umfallen. Dann würden Gog und Magog wieder hervorbrechen, die Erde überschwemmen und Alles wieder zu unterst und zu oberst kehren.

Die Osseten.

Unter den vielen räthselhaften Völkern des Kaukasus — so hob mein Ebu Seid oder meine Scheherasade mit dem Schnurrbarte, wie ich meinen beredten Berichterstatter zu nennen pflegte, wiederum eines Abends an — unter den Völkern des ungastlichen Kaukasus sind die Osseten eines der merkwürdigsten. Sie bewohnen das Stück jener großen Bergkette, welches zwischen dem Elborus und dem Kasibek oder „Kreuzberge" liegt, und haben sich hier in den Thälern und Bergschluchten zu beiden Seiten des Gebirgs verbreitet. Ihre Hauptthäler sind die des oberen Terek, des Fiag, Aridon und Uruch, und der größte ihrer von Höhen rings umschlossenen Bergkessel heißt Mägrandwaléth. Sie gränzen im Süden an die Grusinier und gehen hier gerade so weit in's Kurthal vor, als die Wälder und Vorberge reichen, im Westen an Mingrelien und im Osten und Norden an die Tscherkessen.

Die Reisenden, welche über dieses Volk berichteten, sind noch sehr wenig zahlreich. Klaproth bereiste flüchtig ihr Land, dabei sind seine Erzählungen sehr unzuverlässig. Der Akademiker Sjögren ist hier der neueste Reisende, und er hat einige Nachrichten von den Osseten in den Memoiren der Petersburger Akademie publicirt. Indeß beschäftigte er sich meistens nur mit der Sprache des Volks.

Ein dritter Reisender, der fast alle Thäler der Offeten durchstreifte, war ich. Nach meinen Angaben und Rissen, die ich über die Lage der offetinischen Thäler und Berge aufnahm, sind die neuesten Specialkarten dieser Gegend in Petersburg verfertigt. Auch stammt von mir die Abhandlung über die Offeten in einem größeren officiellen russischen Werke über den Kaukasus her. Darin sind jedoch nur solche Dinge aufgenommen, welche die Administrativbehörden näher interessiren konnten, nicht aber die vielen kleinen Beobachtungen, die der Reisende über die Sitten und die Lebensweise des Volkes zu machen Gelegenheit hat. Auch sonst wurden diese noch nirgends öffentlich besprochen. Einiges von dem, was ich Ihnen erzählen kann, ist neu, Anderes wird zur Bestätigung des Bekannten dienen.

Das Jahr meiner Reise war 1828. Paskewitsch gab mir dazu den Auftrag, und die Umstände, auf denen die Möglichkeit der Ausführung beruhte, waren diese: Als Unterbeamten von Paskewitsch war es mir gelungen, einige der berüchtigsten Anführer der Offeten gefangen zu nehmen, die ich aber nicht als Gefangene behandelte, sondern, indem ich meinem Zwecke vorbaute, als die wertheften Gastfreunde aufnahm. Die offetinischen Herren waren von mir sehr eingenommen und schlossen Freundschaft mit mir. Ich entließ sie sogar endlich aus der Gefangenschaft und sagte ihnen, daß ich dieß nur ihnen zu Gefallen und auf meine eigene Hand thäte, und daß ich mich vielleicht gar darüber mit meiner Regierung brouilliren könnte. Die Offeten luden mich dafür freundlichst ein, sie einmal in ihrem Lande zu besuchen. Sie wollten Alles für mich thun, was in ihren Kräften stände. Ich versicherte ihnen, daß ich allerdings gern einmal ihr Land besuchen möchte, und nahm ihnen, für den Fall, daß ich kommen würde, das Versprechen ihres Schutzes und ihrer Gastfreundschaft ab. Als ich zur Abreise fertig war, gab ich dann meinen Gastfreunden Nachricht. Diese erwarteten mich am Rande ihrer Berge und geleiteten, zehn Männer an der Zahl, mich und meinen armenischen Dolmetscher überall hin, wohin ich wünschte. Durch ihre Vermittelung wurde ich denn nun auch fast an allen Orten gut aufgenommen. Nur hier und da machten sie einige Exceptionen, wenn sie den Bewohnern der einen oder anderen Thalschlucht nicht recht traueten. Gefahr war dennoch allerdings an manchen Orten, besonders da zuweilen in der Seele der Gastfreunde einige Zweifel an der Lauterkeit der Freundschaft ihres Schützlings aufstiegen. Allein ich dachte nicht an Gefahr, so lange ich in den Bergen war, und es fiel mir erst später ein, wie glücklich ich hier und da mit Hülfe meines Schutzengels durchgekommen war.

Die Offeten sind ein uraltes Wurzelvolk, das von allen umwohnenden Stämmen völlig verschieden ist. Sie gehören weder, wie die Abchasen,

Mingrelier und Imerethier, zu dem grusinischen, noch, wie viele östliche Kaukasusvölker, zu dem lesghischen Stamme, noch sind sie, wie die Tscherkessen, ein gemischtes Volk, sondern vielmehr ein reiner, ungetrübter und ungemischter Urstamm, der in gerader Linie von einem Sohne Japhet's abstammt. Dieser Sohn hieß „Oß", und sie nennen sich daher selbst „Oss". Ihre Sprache, die sie noch heutiges Tages reden, ist eine der ältesten der Welt und enthält Wurzelworte für alle Sprachen Europa's (vielleicht nur die finnische ausgenommen). Sie sprechen langsam, wie die Deutschen. Ueberhaupt haben sie in dem Vortrage und Klange der Sprache so viel Germanisches, daß ich immer meinte, sie müßten es verstehen, wenn ich sie deutsch anredete. Dazu kommt, daß sie auch blonde Haare und blaue Augen haben, während die grusinischen Stämme dunkelaugig und schwarzhaarig sind.

Die Osseten waren in den ersten sieben Jahrhunderten nach Christus mächtig, und alle, unter einem Oberhaupte vereinigt, beherrschten einen großen Theil des Kaukasus und selbst alle die ebenen Steppengegenden bis zum Don und der Wolga. Nach Süden hin kriegten sie beständig mit dem grusinischen Königreiche, ja selbst mit den Armeniern. Noch jetzt heißt eines ihrer Thäler zur Erinnerung an diese Zeit „das armenische Defilée". Die grusinischen Chroniken sind voll von diesen beständigen Kriegen mit den Ossen, für deren Geschichte überhaupt sie die vorzüglichste und fast einzige Quelle sind. Später wurden sie von den Chazaren besiegt, die am Ende des siebenten Jahrhunderts auftraten und ihre im russischen Süden weit gehende Herrschaft gründeten. Die Ossen wurden nun in ihre Berge zurückgewiesen und den Chazaren sogar tributpflichtig. Alle Jahre mußten sie einen Tribut in Ochsen zahlen, der „Begar" hieß, und alle zwei Jahre eine in andern Dingen bestehende Abgabe, die „Schtschukar" genannt wurde. Seit dieser Zeit gerieth ihre ganze Staatsgesellschaft in Verfall, und selbst das Christenthum, das von Grusien aus unter ihnen Wurzel geschlagen hatte, zerfiel wieder in völligen Ruin. Sie haben jetzt kein gemeinschaftliches Oberhaupt und hängen nur noch durch Sprache, Sitten, Stamm- und Familienverwandtschaft zusammen. Gegen uns Russen haben sie ihre Unabhängigkeit der Hauptsache nach bisher noch fast vollkommen erhalten.

Das Christenthum befindet sich bei den Osseten jetzt in folgendem höchst merkwürdigen Zustande des Verfalls und der Verkommenheit, indem es so wenig dem unsrigen gleicht, wie ein Schutthaufen einer Kirche. Sie haben keine Priester irgend einer Art, auch nicht einmal heilig gehaltene und hoch geachtete Einsiedler, wie andere Kaukasier. Sie haben auch keine Kirchen und halten durchaus keine sonntäglichen Versammlungen zur Uebung des Gottesdienstes. Nur hier und da finden sich die Ruinen einiger alten Kirchen.

Diese Ruinen haben zweierlei Werth bei ihnen. Vor den gewöhnlichen nehmen sie im Vorbeigehen blos den Hut ab, bei den heiligeren aber steigen sie vom Pferde und gehen zu Fuße daran vorüber. Wenn man sie nach der Ursache dieses Verfahrens fragt, so wissen sie nichts darauf zu antworten als: „es gehöre sich so" und „ihre Väter hätten es ihnen gelehrt." — Den siebenten Tag ehren sie damit, daß sie barhaupt gehen. Darauf halten sie aber sehr streng; es mag schneien oder wettern, sie mögen zu Hause oder auf der Reise sein, sie gehen immer ohne Kopfbedeckung. Sonst aber unterscheidet sich ihr Sonntag in gar nichts von den anderen Wochentagen. Eigentlich nehmen sie schon am Sonnabend, den sie „Schabate" nennen*), den Hut ab und setzen ihn erst am Montag Morgen wieder auf. Sie haben durchaus kein heiliges Buch irgend einer Art. Das Zeichen des Kreuzes machen sie nie, auch findet sich sonst weder in ihren Häusern, noch an den Wegen ein Kreuz oder irgend ein Heiligenbild. Allein sie haben auch keine Götzenbilder. Sie feiern freilich einige kirchliche Feste, so z. B. das des heiligen Elias, welches nach griechischem Style auf den 20. Julius fällt, dann auch Weihnachten, doch besteht die ganze Feier darin, daß sie gewisse Speisen kochen, selber recht viel davon essen und einen Theil in ein einsames Zimmer stellen, damit der Hausgeist davon speise. Sie sind sehr unglücklich, wenn er es nicht thut, freuen sich aber alle Mal, wenn etwas an den Speisen fehlt.

Die Quintessenz ihrer ganzen Religion ist in einem merkwürdigen Gebete enthalten, welches sie vor der festlichen Mahlzeit an solchen Feiertagen sprechen. Es stellt sich dabei der Aelteste der Versammlung in die Nähe der Kessel, in denen das Oel kocht, nimmt ein Stück Fleisch und einen großen Knochen aus dem Kessel hervor und spricht die Worte, den Knochen in der einen, das Fleisch in der anderen Hand und mit dem Gesichte nach Süden gewendet, laut hervor. Das Merkwürdigste in diesem Gebete ist, daß nichts von der heiligen Dreieinigkeit darin vorkommt, ferner, daß gleich nach Gott der heilige Georgius angerufen wird, dann die Mutter Gottes, dann die Erzengel, dann auf ein Mal der Prophet Elias, und am allerletzten Ende erst Christus, endlich, daß sie darin auch die Berggipfel, von denen sie glauben, daß die Heiligen darauf wohnen, und die Bergkirchen ganz eben so um Erbarmung anflehen wie die Engel und Heiligen selbst. — Ich theile Ihnen dieß Gebet sowohl in ossetischer als russischer Sprache mit. Es lautet so:

*) Wie weit doch dieses jüdische Wort gewandert ist! — Auch die Russen nennen den Sonnabend „Subota."

Gebet der Osseten.

Chtschaw tabudon, chtschawna chtscho fod da chorsach nen rad!	Gott, wir bitten dich um deine Gnade für uns. Erbarme dich unser!
Wasch Kirgi chtschonda fod, da chorsach nen rad!	Heiliger Georgius, wir bitten dich, hilf uns und erbarme dich unser!
Deda Chtisa tabudon da chorsach nen rad!	Gottes Mutter, wir bitten dich, erbarme dich unser!
Michael, Gabriel tabudon da chorsach nen rad!	Michael, Gabriel, wir bitten euch, erbarmt euch unser!
Ilia tabudon, chtschonda fod da chorsach nen rad!	Elias, wir bitten dich, hilf uns und erbarme dich unser!
Chochodschuar da chorsach nen rad!	Ihr Bergkirchen, erbarmt euch unser!
Naruasch Kirgi, tabudon da chorsach nen rad!	Du narischer*), heiliger Georg, hilf uns!
Brussabseli tchisadta tschidawgita bidiss udonima chtschonde fod da chorsach nen rad tabudawen!	Ihr Brussabseli**) und alle ihr Apostel und Engel, die ihr auf ihnen sitzt! Wir grüßen euch und bitten: Helft und erbarmt euch Derer, die euch grüßen und suchen!
Kuwenniki aguriss Monachtscho fod Gurschistani, tschi Djworta iss chtschonde fod chorsachne radtut u adami chorsachne rad tut!	Alle ihr grusinischen Kirchen, wir bitten euch, erbarmt euch unser, um daß auch alle die Völker, die um euch wohnen, sich unser erbarmen ***). — Christus, wir bitten dich, erbarme dich unser!
Restmehenech chtschan namitanenen ssrestmake tabudon!	Allgüte Gottes, hilf uns nach deiner Gerechtigkeit!

In einigen Gemeinden, wo man etwas russisch gesinnt war und mir schmeicheln wollte, setzten sie auch noch diese Worte hinzu: „Ruskane „Djwarten tabudon, Russkane chorsachne radtut christian chtscho fod „tabudon da chorsach nen rad", die so viel bedeuten als: „russische Kir„chen, wir bitten euch, verschafft uns die Gnade des christlichen, russischen „Kaisers."

Obgleich von einem ordentlichen Staatsorganismus sich unter den Osseten noch weniger Spuren finden als von einer geordneten, religiösen Verfassung, so gilt doch das Familienhaupt. Und da nun jedes Familienhaupt um so wichtiger ist, je größer und zahlreicher seine Familie, so giebt

*) Nara ist ein Defilée, an dem früher eine Kirche des heiligen Georg gestanden hat.

**) Brussabseli heißen die höchsten Berge im Lande der Osseten. Sie finden sich unter diesem Namen auch auf den russischen Specialkarten. Das Wort bedeutet auf Deutsch so viel als „Scheunenberge."

***) Diese Bitte deutet bestimmt genug auf die Wiege des ossetischen Christenthums hin.

es auch in jeder Gegend und in jedem Thale einen oder ein paar besonders einflußreiche Alte, deren Ansehen jedoch nie der Gewalt und Herrschaft eines arabischen Scheiks gleichkommt. Es ist hier Alles weit demokratisch oder vielmehr anarchisch wilder. Für das Familienhaupt giebt es in jedem Hause einen Stuhl mit Rücken- und Armlehne, einen förmlichen Lehnstuhl oder Thron, der ihm allein und ausschließlich als Ehrenplatz bestimmt ist. Diese Familienväter werden denn auch bei Privatstreitigkeiten zu Schiedsrichtern gewählt.

Bei Privatstreitigkeiten geht es gewöhnlich so zu. Wenn eine Partei ihr Unrecht fühlt, so unterwirft sie sich keinem Schiedsgerichte und sucht durch ihren großen Anhang und Einfluß das Recht zu suppliren. Wenn aber, wie es doch meistens der Fall ist, beide Theile Recht zu haben glauben, so wählt ein jeder von ihnen zu Schiedsrichtern drei Familienhäupter, die nicht zu ihrer nächsten Verwandtschaft gehören. Diese sechs versammeln sich alsdann zusammen in einem Walde, auf einem Berge, oder an einem sonst bestimmten Orte, überlegen sich den Fall und entscheiden theils nach Billigkeit, theils nach einigen alten, herkömmlichen Gewohnheiten. Da criminelle Fälle weit häufiger vorkommen als privatrechtliche, so sind denn die criminalrechtlichen Gewohnheiten besonders genau ausgeprägt. Jeder Mann ist nach seinem Werthe taxirt, und eben so jedes Glied des Körpers *), und zwar Alles in der bei ihnen allein gangbaren Münze, den Ochsen und Kühen **). Der Todtschlag an dem Haupte einer großen Familie kostet achtzehn Mal achtzehn Ochsen. Der Ochse ist ungefähr zu fünf Rubeln Silber (5½ preußischen Thalern) anzunehmen. Ein weniger bedeutender Familienvater gilt nur neun Mal neun Ochsen, und so geht es herab bis auf einen gewöhnlichen Mann zu achtzehn Ochsen. Wie die Weiber taxirt sind, habe ich leider nicht erfahren. Da bei jedem Falle indeß außerordentlich viele Rücksichten zu nehmen sind, so erleiden diese Taxen immer eine Menge von Abänderungen und werden ermäßigt oder erhöht. Können die Schiedsrichter nicht einig werden, so wird ein neues Gericht berufen, oder der Krieg bricht aus. Werden sie aber über die Strafe einig, so beobachten sie über ihren Ausspruch, um ihn keiner Kritik der Parteien zu exponiren und keine Widersetzlichkeit von einer Seite hervorzurufen, das tiefste Stillschweigen und lassen ihn nur nach und nach an's Licht treten. Sie legen z. B. vorläufig dem Beleidiger nur auf, der beleidigten Familie so und so viele Ochsen zu verabfolgen; das Uebrige, sagen sie, werde sich finden. Dieß vergraben sie denn in ihrer Brust bis zum näch-

*) Eben so wie bei den germanischen und anderen barbarischen Völkern.
**) Eben so wie bei den alten Italienern, wo ja das spätere Geld selbst noch nach dem Viehe benannt wurde.

sten Jahre, wo sie wieder einen gewissen Theil der Herden des Beleidigers zum Vortheile der anderen Partei mit Beschlag belegen. Im dritten Jahre sprechen sie: „Jetzt zahle so viel Schafe, das Uebrige wird sich finden." — Dieß geht so fort, bis endlich ein Jahr kommt, wo sie nach einer nochmaligen Forderung die Sache für beendigt erklären und die Parteien zum Schweigen verweisen. Auf diese Weise verschmerzt der Beleidiger leichter seine Verluste, von denen er jedes Jahr nur einen kleinen zu erdulden hat, und auch die Beleidigten haben Zeit, ihren Zorn und ihre übermäßigen Forderungen herabzuspannen. Sagte man gleich die Summe, so lange der Streit und die Erbitterung noch glühen, so würden jedes Mal die Einen sie zu hoch, und die Anderen zu niedrig finden. Verweigert eine Partei aber doch die Erfüllung des ihr Aufgelegten, so zieht sie sich sowohl die Feindschaft der Richter als auch die ihrer Bürgen zu. Denn auch Gewährsmänner muß eine jede Partei stellen, und zwar ebenfalls drei.

Ich hatte Gelegenheit, mehren solchen Gerichten beizuwohnen, und eines veranlaßte ich einmal selbst. Da der Fall auch in vielen anderen Beziehungen für die Osseten charakteristisch ist, so will ich ihn Ihnen erzählen.

Ich ritt eines Tages ein wenig meinen Begleitern voraus und befand mich ganz allein auf dem Wege, als von der Seite sich ein etwas ältlicher Osssete erhob und auf mich zuschritt. Da ich mir nichts Gutes von ihm versah, so griff ich sogleich zu meiner Flinte und befahl dem Osseten, still zu stehen. Dieser jedoch warf zum Zeichen des Friedens gleich alle seine Waffen von sich, näherte sich mir als Hülfeflehender und erzählte, als dann der armenische Dolmetscher auch herangekommen war, die Geschichte seines Unglücks und sein Anliegen dem mächtigen und angesehenen Russen, von dem er so viel Gutes gehört. Er selber, jetzt ein Bettler, sei vor einem Jahre noch ein geachtetes Familienhaupt gewesen. Er habe sechs Söhne gehabt, von denen bereits drei verheirathet, und seine ganze Familie habe aus sechszehn männlichen Köpfen bestanden. Seine Söhne aber hätten immer mit denen einer mächtigeren Familie der Nachbarschaft Streit gehabt, und eines Tages hätten die Letzteren seinen ältesten Sohn, den sie im Walde getroffen, beschuldigt, er habe auf dem Grabe ihrer Väter einen Hund geschlachtet *), worauf sie ihn denn im erfolgenden Streite niedergeschossen. Von tiefem Schmerze über den Tod seines Sohnes ergriffen, habe er darauf selber seine Flinte zur Hand genommen und nicht eher geruht, als bis sich die Gelegenheit geboten, den beßten und edelsten unter seines Sohnes Mördern zu über-

*) Der größte und schmählichste Schimpf, den ein Ossete dem anderen anthun kann.

raschen, den er dann erschossen habe. Damit hätte nun die Sache als beendigt angesehen werden können, da so viel Blut auf der einen als auf der anderen Seite vergossen worden. Allein seine Feinde hätten auch sein aufblühendes Hauswesen beneidet und sich allesammt zu seinem völligen Ruine verbunden. Sie hätten in einer schlimmen Nacht sein Haus mit zahlreicher Mannschaft umstellt und ihn mit dem Kriegs- und Rachegeschrei geweckt. Freilich hätten er und seine vierzehn Söhne und Leute sich tapfer vertheidigt, allein die Feinde hätten sein Haus mit Gesträuch umgeben, dieses sammt dem Hause angezündet und sie so gezwungen, in's Freie herabzukommen. Alle seine Leute, seine Söhne und Frauen hätten sie getödtet und nur ihn allein mit einem so ungeheueren Schmerze über solche Verluste entkommen lassen. Er könne sich jetzt weder Rache noch Gericht verschaffen. Zu dem Einen wäre er durch Kummer und Noth, die er seit der Zeit ausgestanden, zu schwach geworden, und das Andere verweigere man ihm. Er bäte nun den einflußreichen Russen, daß er ihm gerichtliche Rache verschaffe. — Ich begab mich sogleich mit meinem ganzen Gefolge ossetischer Gastfreunde an Ort und Stelle, veranlaßte eine Versammlung der Hauptfeinde des Alten und hielt ihnen ihr Benehmen vor. Besonders machte ich ihnen einen Vorwurf daraus, daß sie vierzehn für Einen getödtet hätten. Sie antworteten, daß ihr Einer besser gewesen sei als alle vierzehn ihres Feindes und seine Herden und ganze Wirthschaft dazu. Ich verlangte, daß sie meinem Schützlinge den Schaden ersetzen sollten. Darauf antworteten sie aber ganz kaltblütig: „Nein." — Ich wandte mich dann an alle anwesende Unparteiische und fragte sie, ob jene sich nicht einem Schiedsgerichte unterwerfen müßten. Diese bejahten es. Jene verweigerten es aber hartnäckig. Ich vergaß mich darauf in meinem Eifer so weit, daß ich alle Umstehenden aufforderte, die Leute zu ergreifen. In demselben Augenblicke waren aber auch die sämmtlichen zehn Flinten der an das Arretiren wenig gewöhnten Osseten auf mich angeschlagen, und ich hatte vor meinem letzten Athemzuge eben noch Zeit genug, „Halt" zu rufen und meinen Befehl zurückzunehmen, und indem ich mich in das mir abgetretene Haus zurückzog, begnügte ich mich, ihnen blos damit zu drohen, daß ich ihnen nicht nur die russische Armee, sondern auch meine ganze, nicht geringe ossetische Freundschaft auf den Hals schicken würde, und daß sie dann ihr Unrecht noch ärger büßen sollten, als wenn sie sich einem Gerichte unterwürfen. Da die Stimmung aller übrigen Osseten auch stark gegen das Uebermaß von Rache war, das jene genommen, so mochten sie doch Schlimmes befürchten und erklärten sich am anderen Morgen bereit, sich einem Gerichte zu unterwerfen. Dieses trat denn nun auch auf die übliche, oben beschriebene Weise zusammen. Sein Beschluß blieb aber der Sitte gemäß allen Uebri-

gen unbekannt und ist vielleicht noch in diesem Augenblicke zum Theil ein Geheimniß.

Bei solchen Auftritten wird man es wohl schwer glauben, daß die Osseten dennoch ein sehr zartes Gefühl für Recht und Billigkeit haben, und daß, wenn sie sich bewußt sind, einem Anderen ein offenbares Unrecht gethan zu haben, das Bewußtsein ihrer Schuld sie so peinigt, daß sie dieselbe auf alle mögliche Weise zu tilgen suchen. Es steht dieß auch nicht mit den Erscheinungen bei obigem Vorfalle in Widerspruch, denn jene Mordbrenner waren vielleicht wirklich davon überzeugt, daß der eine ihnen getödtete Mann so viel werth sei als jene vierzehn. — Ein Beispiel, das jene Behauptung bestätigt und zugleich auch wieder in mancher anderen Hinsicht charakteristisch ist, enthält folgender Vorfall.

Unter den vielen Leuten, die alle Morgen zu mir kamen und hunderterlei Anliegen an mich, den sie gewissermaßen für ein höheres Wesen hielten, hatten, war auch ein Ossete, der mir folgenden Fall vortrug: „Als vor „einem Jahre Euer Feldherr (Paskewitsch) nach Persien zog, war Zugvieh „zum Transporte nöthig, und ein Jude aus Zchinwalli *) miethete im Auf„trage der Regierung viele Ochsen in der Umgegend, unter anderen auch „drei Paare, die mir und meinem Bruder gehörten, für dreißig Rubel Sil„ber. Letzterer zog als Fuhrmann mit den Ochsen nach Persien. Er er„krankte aber daselbst und starb auf der Heimkehr in Zchinwalli. Der Jude „gab mir die drei Paar Ochsen richtig zurück, verweigerte aber die dreißig Ru„bel, weil er sie schon an meinen verstorbenen Bruder ausgezahlt zu haben „behauptete. Ich nahm dieß sogleich für eine leere Ausflucht und schändliche „Lüge, beredete mich mit einigen Freunden und plünderte das Haus des Ju„den in Gemeinschaft mit ihnen. Wir schleppten so viel fort, als wir konn„ten, und theilten den Raub. — Später nun habe ich aber erfahren, daß der „Jude doch wahr gesprochen und das Geld meinem Bruder richtig ausgezahlt, „dieser aber es auf andere Weise verthan hat. — Es drückt mich nun die Last „eines verübten Unrechts. Ich habe dem Juden schon mehrmals meinen An„theil am Raube zurückgeben wollen, allein er will ihn nicht annehmen, weil „er auch das wieder haben will, was meine Freunde geraubt. Ich bitte Dich, „Herr, zwinge ihn, daß er mein Anerbieten annimmt und mir meine Schuld „quittirt." — Ich versprach, mein Möglichstes zu thun, und ging bei meiner Rückkehr in Grusien zu dem Juden in Zchinwalli, dem ich zuredete, doch den Theil der Schuld anzunehmen, wenn er das Ganze nicht bekommen

*) Ein grusinischer Flecken nahe an der ossetischen Gränze, im Norden von Gori und nordwestlich von Tiflis.

könne. Dieſer ſagte aber, daß er ſicher ſei, Alles zu bekommen, denn das böſe Gewiſſen und die Furcht vor Unglück im Unrechte würden den Offeten, ſo lange er ihn nicht von ſeiner Schuld losſpreche, bewegen, auch von ſeinen vier Genoſſen die Raubdividende auf irgend eine Weiſe wieder einzutreiben und ihm Alles zurückzuerſtatten.

Die meiſten Raubzüge der Offeten haben eine ſolche Veranlaſſung, wie die in der letzten Geſchichte vorgekommene. Gewöhnlich rächen ſie nur damit irgend ein Unrecht, das ſie von den Bewohnern der Ebene erlitten zu haben glauben. Doch kommen allerdings auch freiwillige, durch nichts veranlaßte Raubunternehmungen vor. Dieſe gehen gewöhnlich von den Bewohnern der höchſten Berge aus, die eben ſo die offetiſchen Thalbewohner an Wildheit übertreffen, wie dieſe darin den Gruſiniern und Ruſſen vorgehen. Nicht blos der größere Uebermuth und die größere Wildheit, ſondern auch die auf den höheren Bergregionen größere Noth veranlaßt bei ihnen ſolche Unternehmungen. Beſonders giebt es in den „Scheunenbergen" (Bruſſabſeli) mehre ſolcher Puncte, von denen die Anläſſe zu Raubzügen nach Mingrelien, Gruſien u. ſ. w. ausgehen. Um Mannſchaften für ſolche Expeditionen zu werben, ſchicken ſie Boten in alle Thäler und Dörfer herum, welche den Plan, die Anführer u. ſ. w. bekannt machen und die jungen Leute zur Theilnahme einladen. — Die ſchlimmſten von allen Offeten ſind die „Keſchelzi", ein kleiner Stamm, der in den höchſten Bruſſabſeli auf der Gränze zwiſchen Offetien, Gruſien und Imerethi wohnt, in dem Sattel eines hohen Berges, da, wo ſich die die Imerethi umſchließenden moſchiſchen Berge von dem Hauptſtocke des Kaukaſus abſondern. — Dieſe Offeten ſind faſt immer auf Raubzügen beſchäftigt, oder, wenn ſie ruhen, darauf bedacht.

Ueberhaupt iſt ein großer Unterſchied zwiſchen den Bewohnern der waldigeren und der fruchtbareren Thäler und denen der oberen, kahlen Berge. Auch leben ſie natürlich hier ganz anders als dort. In den Thälern bauen ſie die Häuſer von Holz, in den Bergen von Stein; jene ſind einſtöckig, dieſe immer dreiſtöckig und hoch wie Wartthürme. In dem unteren Raume dieſer Thürme ſteht das Vieh, und in dem mittleren, zu dem ſie bei Tage eine Leiter anſetzen, wohnen die Menſchen. Zuweilen führt eine Galerie oder ein Corridor um dieſes mittlere Stockwerk herum. Im oberſten Raume endlich haben ſie ihre Schatz- und Vorrathskammer. In den Thälern ſtehen gewöhnlich zwanzig bis dreißig Häuſer zuſammen, weiter oben nur zwei bis drei, und zuletzt jede Burg ganz iſolirt.

Gaſtfrei ſind ſie in den Thälern wie auf den Bergen. Ich bekam immer in jedem Dorfe, wo meine Begleiter Bekannte hatten, ein ganzes Haus mit allem Zubehöre abgetreten. Ich ſchickte gewöhnlich ſchon Leute voraus, die

meine Ankunft verkündeten. Es kamen mir dann einige Einwohner des Ortes mit einem ganzen Ochsen entgegen und sprachen: „Dieser Ochse ist „Dein, und wir bitten, lasse es Dir bei uns schmecken." — Ich sagte ihnen dann wohl: „Großer Gott, lieben Leute, was soll ich mit dem großen „Ochsen machen? Wenn Ihr mir ein Huhn und ein paar Eier brächtet, wäre „mir's weit lieber." — „Wir werden kommen und mit Dir essen", hieß es dann lakonisch, denn ihre Beredtsamkeit haben überhaupt alle Osseten aus Lacedämon. Der Ochse wurde alsdann von den Aeltesten des Ortes geschlachtet und in großen Kesseln auf dem Hofe des Gasthauses gekocht. Das Braten kennen die Osseten nicht, sie kochen Alles in Wasser. Die Lesghier sollen nach der Aussage russischer Gefangener sogar hier und da das Fleisch noch roh genießen. — Die Osseten speisen zu sehen, ist ein merkwürdiges Schauspiel. Erstlich schon die Vertheilung, die unter den Anwesenden ganz und gar nach Rang und Würden, nach Ansehen und Größe der Familien geschieht. Selten geht es ohne Streit ab. Der eine Familienvater behauptet, ihm sei bei der großen Anzahl seiner Hausgenossen zu wenig gegeben, ein Anderer meint, ihm komme der Schenkel zu, und die Armen und Knechte brummen auch dazwischen und wollen sich mit den Intestinen nicht abfinden lassen. Alsdann die Gier, mit der sie schlingen. — Wenn ich zu wohlhabenden Leuten kam, die bei der Mahlzeit ein paar Ochsen und auch noch einige Schafe dazu darauf gehen ließen, so sah ich sie oft ganze Tage lang speisen und zechen, und suchte vergebens zu entdecken, wohin all' das Fleisch wanderte. Freilich können sie auch dann hinterher drei bis vier Tage hungern. Die in den höheren Bergen haben die größte Uebung darin, sowohl im Schlingen als im Hungern, weil bei ihnen am häufigsten Hungersnoth ausbricht. Sie essen keine Art von Wild, nicht weil sie den Geschmack desselben nicht lieben, sondern weil sie ihr Pulver und Blei für zu kostbar halten, um es auf Thiere zu verpuffen, es muß für die Menschen bleiben.

An Getränken kennen sie hier und da in den äußeren Thälern grusinischen Wein, im Inneren aber blos Branntwein und eine Art von Bier, welches sie wie wir aus Gerste brauen. Für Beides haben sie verschiedene Trinkgefäße, für den Branntwein ein kleines aus Holz, mit einem langen Halse und einer kleinen Oeffnung, oder auch die ausgehöhlte Spitze eines Ochsenhornes, ein Spitzglas; für's Bier und für's Wasser aber haben sie große, gewaltige Hörner von Schafen oder Rindern, von denen manche anderthalb Ellen lang sind. Sie setzen etwas darein, so große Becher auf einen Zug zu leeren. Wie erinnert das Alles an die Germanen des Tacitus!

Sie sind große Liebhaber von solchen Gastgelagen und Festivitäten, und wenn ich weiter zog, so begleiteten mich immer viele zu meinem nächsten

Quartiere, blos um an dem Ochsenbraten Theil zu nehmen, den man dort erwartete. Ja sie setzen sogar zuweilen ihre Fehden bei Seite und schließen mit ihren Feinden, die etwa in der Gesellschaft sich befinden, einen einstweiligen Waffenstillstand, um an der Mahlzeit Theil nehmen zu können. Bei solchen Gelegenheiten ging die Sache so zu:

Wenn ich zu einem Dorfe heranzog, wo sich Blutsfeinde eines meiner Begleiter befanden, so benachrichtigten diese, die wie die Falken schon aus unglaublichen Entfernungen ihre Widersacher aus dem Haufen zu erkennen wußten, die nahenden Gäste durch eine Kugel, die sie ganz dicht über unsere Mützen dahinsausen ließen. Wäre der Feind allein gewesen, so hätte ihn die Kugel auf der Stelle niedergestreckt; da er aber mit einem großen Haufen kam, so konnte dieß natürlich nicht gewagt werden. Wir machten alsdann sogleich Halt und fragten: „Sj' käm woina?“ (Wer hat in dieser Gegend Blutsfeinde?) Zugleich wurde ein neutraler Bote als Parlementär in das Haus geschickt, aus dem der Schuß gefallen war. Gewöhnlich kam es dabei zum Abschlusse eines Waffenstillstandes, wonach dann Allen der Einzug gestattet wurde. Zuweilen aber war auch die Unterhandlung erfolglos, und es wurde dann der Feind bezeichnet, der sich entfernen mußte, wenn die Anderen als Freunde aufgenommen werden wollten. — Auch sonst, wenn der Zug durch enge Thäler ging, flogen häufig solche Warnungskugeln über unsere Köpfe hin, wobei denn alle Mal unterhandelt und debattirt werden mußte. In jedem Thale geht nämlich der Hauptweg in der Mitte hin, und unmittelbar an der Straße befindet sich kein Haus oder Dorf. Diese liegen vielmehr zu beiden Seiten einige hundert Schritte davon entfernt im Walde und auf den vorspringenden Höhen. Beständig sind auf den Thurmhäusern Ausgucker in Thätigkeit, deren Wachsamkeit keine verzogene Miene und kein Räuspern auf der Landstraße entgeht.

Die Osseten schießen natürlich ungemein sicher und treffen jedes Mal ihr Ziel so, als hätten sie es mit einem Haarzirkel abgemessen. Es muß ihnen diese Geschicklichkeit aber schon im Blute liegen, denn es ist sehr auffallend, daß sie sich fast gar nicht im Schießen üben. Sie halten Pulver und Kugeln dazu für zu kostbar und haben keinerlei Art von Scheibenschießen und Schützengesellschaften, wie z. B. die Büchsenschützen in Tyrol. Ihre Flinte zumal schießen sie nie los, ohne ein würdiges Ziel zu haben. Ihre Pistolen feuern sie freilich wohl dann und wann gegen Sonne und Mond ab, zum Zeichen ihres Uebermuthes.

Sie sind alle ohne Ausnahme folgendermaßen bewaffnet. Ein krummer oder gerader Säbel — denn man findet verschiedene Formen — hängt ihnen vorn zur Seite auf dieselbe Weise, wie die Türken ihn tragen. Ein langer

Dolch ſteckt im Gürtel. Ein Gewehr und zwei Piſtolen tragen ſie an langen grünen Schnüren aufgehängt hinten am Rücken. Auch ziehen ſie über ihren Halbkaftan noch ein eiſernes Kettenhemd und über den Kopf eine eben ſolche Kettenhaube. Jedoch iſt ein vollſtändiger Kettenpanzer ſelten und ein Gegenſtand des Luxus der Reichen, die Meiſten begnügen ſich mit einem Stücke von ſolchem Panzer und haben nur einen Kettenflicken vor der Bruſt oder einen über den Kopf. Die Weiber, die den Männern faſt Alles bereiten müſſen, machen ihnen ſogar auch die Stiefel, Kleider und ſelbſt jene Kettenpanzer. Am Sattel hängt ihnen ein kleiner runder Schild herab, deſſen ſie ſich im Handgemenge bedienen. Dieſer Schild iſt zwei- bis dreifach mit dickem Sohlenleder überzogen und am Rande mit einem eiſernen Ringe beſchlagen. In der Mitte ſitzt ein eiſerner Knopf oder Buckel. Zuweilen ſind auch zwiſchen Buckel und Rand noch viele concentriſche Blechringe aufgenagelt. Das Ganze wiegt gewöhnlich 15 bis 20 Pfund. An ihren Gewehren befindet ſich Linſe und Viſir. Die Linſe iſt äußerſt klein und fein. Das Viſir iſt ein dünnes, in der Nähe des Flintenſchloſſes quer aufſitzendes Metallplättchen mit einer feinen Ritze, durch welche ſie die Linſe aufnehmen. Das Pulver verſtehen ſie ſich ſelber zu bereiten und finden in ihren Bergen die dazu nöthigen Ingredienzen, Salpeter wie Schwefel. Ebenſo giebt es einen Ueberfluß von Blei bei ihnen, und alle Offeten ſchießen mit bleiernen Kugeln, während die Lesghier bekanntlich nur kupferne haben.

Ein beſonderer Gegenſtand meiner Nachforſchungen waren ihre Flinten und die Wege, auf denen ſie dieſelben erhalten möchten. Wenn ich ſie darüber befragte, ſo hieß es immer: „ot pradi“, „wir haben ſie von den Vorfahren“. — Meiſter, welche Gewehre machen könnten, wie es deren bei den Lesghiern giebt, haben ſie nicht unter ſich. Dennoch haben die Offeten weit beſſere Gewehre als die Lesghier und augenſcheinlich von europäiſcher Arbeit. Einige nannten mir ihre Gewehre auch „Krimski“, es ſeien krim'ſche. Und ich glaube daher, daß die meiſten Feuerwaffen noch aus der Zeit ſtammen mögen, wo die Genueſer Herren der Krim und des ſchwarzen Meeres waren, und daß nur gelegentlich hier und da die Offeten einige Verbeſſerungen und Veränderungen an den Gewehren angebracht haben mögen. Ihre Säbel ſind meiſtens aus derſelben Quelle, wie die italieniſchen Inſchriften, die ſich an vielen befinden, deutlich genug beweiſen. Die Möglichkeit, daß ſich Feuerwaffen aus ſo entfernten Zeiten noch bis jetzt in brauchbarem Stande erhalten haben, erklärt ſich aus der ungemeinen Sauberkeit und Aufmerkſamkeit, mit der die Offeten ihre Gewehre behandeln. Die Gewehre, wie alle ihre Waffen, ſind immer blank geputzt, und dieß Waffenputzen iſt eines der wenigen Geſchäfte, welche ſie ihren Weibern nicht überlaſſen. Zu Hauſe hängt das Ge-

wehr immer im sichersten und ungestörtesten Winkel des Zimmers, wie bei den Russen die Heiligenbilder, und nie läßt man es ohne Ueberzug von Leder oder Burka. Ueberfällt sie auf Reisen ein Regen, so verbergen sie ihre Waffen sorgfältiger als sich selbst unter ihren dickwolligen Mänteln. Dazu schießen sie das Gewehr nie ohne Noth los. Ja es kommt vor, daß sie es im ganzen Jahre nicht ein Mal abschießen, obgleich sie Alles stets Nacht und Tag, zu Hause und auf der Reise schuß- und schlagfertig bei sich haben. Auf ihre Frauen sind sie bei Weitem nicht so eifersüchtig als auf ihre Flinten, und es wird weit leichter verziehen, wenn man jene kränkt, als wenn man diesen etwas zu Leide thut. Wie alle Kaukasier, tragen auch sie eine Reihe kleiner Taschen auf der Brust, in deren jeder eine völlig fertige Patrone steckt. Sie sind nicht blos gute Schützen, sondern auch — was man nicht von allen Kaukasiern rühmen kann — ausgezeichnete Fechtmeister. Der Graf W....., Generalgouverneur von Neu-Rußland, war in seiner Jugend als einer der beßten Fechtkünstler in der russischen Armee berühmt, und als er im Kaukasus diente, forderte er oft Osseten zum Zweikampfe heraus, mußte aber häufig als Besiegter die Meisterschaft seiner Gegner anerkennen. Der Bogen und Pfeile bedienen sie sich nicht.

Die Menschenjagd ist, wie gesagt, bei den Osseten die Hauptsache. Auf Vögel, Hasen, Rehe, Schakals u. s. w. verschleudern sie ihr Blei nie. Blos den wilden Schafen (Moufflons), den Bären und Leoparden, die sich zu Zeiten in ihren Bergen zeigen, stellen sie nach. In den Bussabseli soll es auch noch Auerochsen geben, bei deren Jagd sie sich dann zu großen Jägergesellschaften vereinigen. Außer auf diese Wesen schießen sie dann nur noch auf den Mond, wenn nämlich eine Mondfinsterniß eintritt. Sie glauben, daß ein böses, in der Luft fliegendes Ungethüm dieselbe veranlasse, und feuern so lange auf das arme Thier los, bis die Finsterniß aufhört. Natürlich sind die so über Alles geschätzten Waffen sehr theuer. Für einen Säbel zahlt man oft 50 bis 100 Schafe und für eine gute Flinte, die sie noch mehr schätzen, sogar bis 200 Rinder.

Ein Osssete hat seine Waffen so beständig bei sich, wie ein wildes Thier sein Gebiß. Nur bei'm Schlafen hängen sie sie an die Wand. Sie ackern bewaffnet, sie hüten ihr Vieh bewaffnet und machen nicht den kleinsten Weg zum Nachbar unbewaffnet.

Es ist mir jetzt selbst ein Wunder, daß ich bei solchen Menschen so glücklich davon gekommen bin. Denn ich habe wirklich zuweilen wahre Kannibalen in meinem Gefolge gehabt, so z. B. einmal einen Keschelzen, der unter allen als einer der Unnahbarsten bekannt war. Ich bat ihn eines Tages, er

solle mir doch einmal aufrichtig sagen, wie viele Menschen er schon in seinem Leben erschossen habe. Verschämt wie ein Mädchen, das man nach der Anzahl ihrer Geliebten fragt, schmunzelte er und sagte: „Ich weiß nicht, Herr!“ — „Nun, zähle einmal.“ — Mit Beihülfe der Anderen wurden dann ungefähr an fünfzig Leute hergerechnet, die er aus bloßer Rache um's Leben gebracht hatte. — „So ist es mir aber ein Wunder, daß Du selber noch lebst.“ — „Wenn sie mir wie die Katzen nachschleichen, Herr, so gehe ich ihnen wie ein Fuchs aus dem Wege und falle wie ein Wolf über sie her.“ — „Nun, einmal wird doch schon die Reihe auch noch an seinen Schädel kommen!“ riefen die Anderen lachend dazwischen.

Daß ich selbst so gut durchgekommen, erkläre ich mir zum Theil daraus, daß meine Gastfreunde aus sehr verschiedenen Gegenden waren und sich selber einander nicht recht trauten. Mancher hätte mich, den im Stillen verwünschten Russen, wohl gern niedergeschossen, allein Furcht und Scham vor den Fremden wegen des gebrochenen Gastrechts hielten sie davon zurück.

Zuweilen kam ich indeß auch nahe genug an den Pforten des Todes vorüber. Hiervon nur einen Vorfall.

In einem Dorfe des Aridonthales *) z. B., dessen Bewohner schon meinen Begleitern nicht recht trauten, und wo eigentlich keiner von ihnen einen Gastfreund hatte, empfing man uns nicht sehr freundlich und wollte auch kein eigenes Haus für uns abtreten. — Wir könnten wohl im Dorfe Quartier bekommen, hieß es, aber wir müßten es uns gefallen lassen, in verschiedene Häuser vertheilt zu werden. Dagegen protestirte nun unsere ganze Gesellschaft, die Unrath merkte, lebhaft und erklärte, das sei wider die Sitte, und wenn sie uns überhaupt schon Aufnahme versprochen, so müßten sie auch die Fremden alle zusammen lassen und uns ein ganzes Haus geben. Wir pochten so lange auf Sitte und Recht, bis wir ein solches erhielten. Man richtete sich ein, aß zu Abend und legte sich zur Ruhe. — Ich zog mich mit meinem Dolmetscher in mein Zimmer zurück und schlief ein. Meine Begleiter blieben noch bei'm verlöschenden Feuer vor meiner Stubenthüre wie gewöhnlich sitzen. — In der Nacht wachte ich auf, sah zu meiner Verwunderung durch die Spalte der Thüre noch zu so später Zeit frisch auflodernde Feuer und hörte meine Begleiter unter einander flüstern. Ich befahl meinem Armenier, nachzusehen, was da wäre, und als dieser die Thüre öffnete, sah ich alle meine Gefährten mit dem Gewehre im Arm umhersitzen, mit dem Gesichte nach der offenen Hausthüre gerichtet. — Ich trat selber hinaus und fragte, was das bedeute. Man antwortete mir, ob ich

*) Der Aridon ist ein Nebenfluß des Terek. Auf unseren Karten steht Ardon.

denn nicht das Geräusch und Gesumme in der Umgegend höre, das bedeute etwas Schlimmes. — Es dauerte auch nicht lange, so sah man einige verdächtige Schatten im Gebüsche schleichen, und bald traten sie offen hervor. Der ganze Hof füllte sich mit der bewaffneten und murmelnden Mannschaft des Dorfes. Alle Flintenläufe meiner Begleiter waren zur Thüre hinaus gerichtet. Unten machte man schon Anstalt, das Haus zu erklettern, und Einer ermunterte dazu den Anderen. Da trat ich mit meinem Dolmetscher auf den Corridor hervor und fragte sie, was sie wollten und wozu sie gekommen wären. — Die Männer, die schon ziemlich deutlich hatten merken lassen, was sie wollten, wurden durch diese ihnen ungewohnte Kühnheit etwas verwirrt und hielten an sich, denn die Osseten bringen seltener offenen Muth als List in's Spiel des Kampfes. Sie antworteten daher etwas verlegen: „Wir sind gekommen, um Dich zu fragen, wer Du seiest und was Du „eigentlich bei uns wollest. — „Und um dieß zu fragen, kommt Ihr zu dieser „Zeit in der Nacht und weckt uns, Euere reisemüden Gäste? Ist es nicht „viel passender, dieß morgen am Tage zu besprechen? Ich hoffe, wenigstens „noch drei bis vier Tage bei Euch zu bleiben, und da habe ich also Zeit genug, „mich vollkommen bei Euch zu legitimiren. Geht schlafen, guten Leute, „und laßt auch uns, die Ihr als Gastfreunde aufgenommen habt, in Frieden „ruhen. Morgen wollen wir Euch über Alles Rede stehen." — Hierauf ließ sich nun nichts Gescheites erwidern. Sie fühlten sich mit der deductio ad absurdum geschlagen, welcher Fechtercoup oft besser das Leben rettet als Schwert und Schild, und trollten murrend ab. Nun hieß es aber: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. In der größten Stille wurden jetzt die Pferde gesattelt, aufgepackt, und spornstreichs suchten wir das Gebiet freundlicherer Wirthe zu erreichen.

In der edeln Kunst des Gesanges sind die Osseten nicht so geschickt wie in der Fechtkunst. Ich habe sie freilich zuweilen im Chore singen hören, doch schien es mir immer nichts Anderes zu sein als ein einförmiges: ra! — ra — ra — ra! bald ein Bißchen höher, bald ein Bißchen niedriger, mit nicht viel mehr Modulation der Töne, als ein Spinnrad sie hervorbringt, und mit Variationen der Stärke nach Art des Sturmgeheuls. Von musikalischen Instrumenten sah ich nur eine Art von Zither, die dem kleinrussischen Pandur gleicht. Höchst merkwürdig ist es, daß sie auch wie unsere Russen „w'prissätku" tanzen*), was sonst keines der anderen kaukasischen Völker thut.

*) „W'prissätku" heißt bei den Russen die beständig wiederholte Tanzfigur (oder Pas), bei der sie sich auf die Hacken des einen Fußes plötzlich herablassen und das andere Bein von sich strecken.

Auch in der Rechenkunst sind sie wiederum anders als Alle. — Sie zählen nach einem Octodecimalsystem, also bis achtzehn, wie wir bis zehn, fassen dann die Achtzehner zusammen, wie wir die Zehner, und nachher die Achtzehnmalachtzehner wie wir die Hunderte u. s. f.

In sehr vieler Hinsicht leben die Osseten, obgleich ärmlich, doch besser als die jenseits ihrer Berge wohnenden grusinischen Stämme, die Mingrelier, Imerethier, Abchasen, Georgier u. s. w. — Besonders sind sie weit reinlicher als diese. Während ein Grusinier sein seidenes Hemd trägt, bis es ihm in Fetzen vom Leibe fällt, sorgen die ossetischen Frauen häufig für reine Kleider zum Wechseln. Ja, sie haben sogar manche Bequemlichkeit mehr in ihren Häusern als die Grusinier, z. B. Tische, Stühle und Bänke, welche diese nicht kennen. In jedem Hause befindet sich für das Familienhaupt, wie wir schon oben bemerkten, ein förmlicher Lehnstuhl. Auch fehlt gewöhnlich nicht ein großer Tisch von Eichenholz, wie bei den alten Germanen. Im Körperbaue zeichnen sich die Osseten vor allen Dingen durch ihre äußerst zierlichen Füße aus, besonders ihre Frauen, deren Füße Alles übertreffen, was sonst noch irgendwo auf Erden in einem Schuhe steckt. Die Osseten haben so viel Auge für hübsche Füße, daß sie jeden Europäer, wenn auch sonst an gar nichts, doch sogleich an seinen Füßen erkennen würden. Es ist dieß auch bei den Abchasen und anderen Kaukasiern eben so, die Alle unseren europäischen Krähenaugengang sehr schnell erkennen.

Die Osseten schneiden ihre Haare rund um den Kopf herum ab, so daß sie ihnen auf dem Schädel wie ein dicker Quast auseinander fallen. Den Bart rasiren sie sich überall, blos auf den Lippen nicht.

Schrecklich, aber gerecht, verfahren die Osseten mit dem Vatermörder. Sie legen ihn, und zuweilen auch sogar noch seine Familie (das wäre freilich doch ungerecht) gebunden in sein Haus und verbrennen das Ganze mit Allem, was darin steht und weilt, alle Geräthschaften und alles Vieh, und rotten seine ganze Wirthschaft mit Stumpf und Stiel aus. Bei anderen solchen Gelegenheiten theilen sie die Mobilien, aber von eines Vatermörders Sachen wird nichts angerührt.

Ueberhaupt ehren sie den Vater hoch, und derselbe bleibt Herr im Hause und über seine Söhne, so lange noch Leben in ihm ist, und wenn er auch schon völlig altersschwach wäre. Alle verrichten mit Lust seine Befehle und erfüllen seine Wünsche. Bis zu seinem Tode fordert keiner sein Erbtheil.

In Bezug auf Heirathen gilt bei ihnen sonderbarer Weise ein jüdisches Gesetz. Der unverheirathete Bruder muß nämlich des gestorbenen Bruders hinterlassene Frau heirathen.

Charakteristisch sind die Strafgesetze für Entwendungen. War es ein

Diebstahl, so muß der Dieb das Fünffache zurückgeben, war es aber eine gewaltsame Räuberei, so wird blos das Geraubte einfach zurückgegeben. Bei einer kräftigen Nation, wo Schwäche verachtet wird, ist dieß auch ganz in der Ordnung, denn vor der Gewalt kann sich Jeder leichter hüten als vor der List.

Bei den Osseten ist der Mann feuriger, die Frau matter; bei den Grusiniern ist es umgekehrt, denn bei ihnen ist die Frau Feuer und Flamme und der Mann schlaffer. Bei den Osseten erklärt sich die Erscheinung wohl aus den vielen Arbeiten, die der Frau aufgebürdet werden.

Die Osseten erzählten mir von einer sonderbaren Naturmerkwürdigkeit. Sie sagten, im Winter kämen mit den Schneelawinen zuweilen Würmer von den Bergen herunter, die fingerdick, einen halben Fuß lang und ganz durchsichtig wären. Wenn man sie in die Hand nähme, wo sie sich ganz weich anfühlten, oder sie in's Zimmer brächte, so zergingen sie zu Wasser. — Ich selber habe ihnen dieß nicht glauben wollen, doch erzählte man mir in mehren Orten von diesem Wurme. Er solle nur im alten Schnee hausen, nicht aber in frisch gefallenem, sagten sie. Die Sache klingt sonderbar, doch ist sie immer der Beachtung werth. Die Natur ist voll Wunder, und ein Volk greift selbst seine wunderlichsten Geschichten nicht völlig aus der Luft.

„Sasa" ist ein ossetischer Vorname, und Familiennamen, die sehr häufig vorkommen, sind z. B. „Schawlocha" und „Roka." — „Etwa Ihre „deutschen „Meiers" und „Müllers", und unsere russischen „Pawlows" und „Petrows."

Der Ackerbau ist natürlich sehr unbedeutend, doch säen sie allerdings hier und da Gerste, Hafer und Korn bei ihren Wohnungen herum, es ist aber so wenig, daß sie nicht einmal Ackerwagen zum Heimführen nöthig haben. Sie schleppen alles Gemähte auf dem Rücken in's Haus. Das Heu, das sie entfernter von ihren Wohnungen an den Bergabhängen ernten, führen sie erst im Herbste, wenn der erste Schnee fiel, heim. Sie schleppen dann Alles zu passenden Abhängen hinan und lassen es in großen Haufen zu den Wohnungen hinabrutschen. Die Abhänge, an denen sie das Gras mähen, sind oft so steil, daß sie sich daran nur mittels eiserner Stacheln, die sie sich unter die Füße binden, aufrecht erhalten können. Mit Pistolen und Gewehr auf dem Rücken, mit Säbel und Dolch zur Seite, die Sense in der Hand, sieht man sie dann auf ihren eisernen Zacken an den steilen Bergen herumstelzen.

Russische Gefangene sah ich auf der ganzen Reise nirgends bei den Osseten. — Ich glaube, sie hatten sie vor meiner Ankunft auf die Seite geschafft.

Viele Osseten selber drückten mir den Wunsch aus, daß dem barbarischen und wilden Zustande bei ihnen ein Ende gemacht werden möchte. Dieser Wunsch ging zum Theil in Erfüllung, denn außer den guten, schon oben erwähnten Erfolgen für die Wissenschaft hatte auch meine Reise noch den Erfolg, daß drei Jahre nach der Beendigung derselben eine große und nun mit mehr Sachkenntniß geleitete Expedition gegen die Osseten gemacht wurde, die einen Theil des Landes dem russischen Scepter unterwarf.

Taurische Miscellen.

So erhielt mein Freund mit allerlei Erzählungen von fremden Ländern meinen Geist munter, während mein Leibliches zu leiden hatte. Ich erzählte ihm nur das über den Kaukasus nach, weil er doch so mit seiner Nachbarin, der Krim, in manchem physikalischen und historischen Zusammenhange steht, und beide nie ganz ohne Einfluß und Wechselwirkung auf einander geblieben sind. Die anderen Stunden füllte meistens Goethe, mit dessen Jugendgeschichte ich auch in meine eigene Jugend zurückging, aus der mir so manche tröstende Erinnerung aufstieg.

Auch las ich noch ein paar Bücher über die Krim, so die Geschichte Tauriens des Herrn Lagorio. Dieser Lagorio ist ein Italiener, früher ein wohlhabender Kaufmann und Consul in Feodosia, jetzt dort ein armer Schriftsteller, dessen Werk schon eine zweite Auflage in Paris erlebt hat. Es ist aber mit nicht sehr großer Gelehrsamkeit und besonders nicht mit wissenschaftlichem Geiste geschrieben. Dennoch aber entzückt an Ort und Stelle, wo die Dinge passirten, selbst die geringste historische Erzählung, und die alten Kymmerier, die mythologischen Sagen der Griechen, die Kolonieen der Milesier und Herakleoten, die Olbiopoliten und Chersoniten, Mithridates und seine Nachfolger, die mährchenhaft klingenden Namen der bosporanischen Könige, die Kämpfe der cherson'schen Republik mit dem Reiche des Bosporus, die wunderlichen chaotischen Gebilde der Völkerwanderung, die Bastarnen, Jazyghen, Alanen, Gothen, die Hunnen, Ungern und Bulgaren, die Awaren und Chazaren, die Petschenegen und Komanen, Uzen und Polowzer, dann die Mongolen, Tataren und Nogaizen, und zuletzt die „Ungh-Jortning weh Taekht kyrimning, weh Deschti kyptschakning", das heißt „die Groß-„Chane der goldenen Horde, des Throns der Krim und der Länder des Kap-„tschak", die Herzoge von Gothien*), die edlen Kaufherren aus Genua, die große türkische Flotte von 400 Segeln, die aus Stambul herangeschwommen kam, um die letzte Macht der Genueser in dem Freistaate Feodosia zu brechen,

*) Zur Zeit der byzantinischen Kaiser wurde der gebirgige Theil der Krim „Gothien" genannt, und es wurden Herzoge dieses Theils installirt.

dieß Alles ging wie ein unterhaltendes Schattenspiel an mir vorbei, oder besser zu sagen, wie Geisterstimmen aus der Vorzeit klangen alle die großen Erinnerungen dieses kleinen Erdflecks zu mir herüber.

Ein anderes dickes Buch über die Krim, das in einem erstaunlich starken Bande alle kleinen Ruinen, die sich irgendwo auf einem Hügel versteckt finden, wie Linsenkörner aufzählt, ohne etwas Erhebliches über irgend eine zu sagen, konnte selbst meine krankhaft belebte Phantasie in nichts reizen.

Am schönsten soll von der Krim der polnische Dichter Mickiewicz gesungen haben, den die Polen für ihren Byron halten. Er wurde 1824 von Wilna, wo man damals dem Tugendbunde nachspürte, nach Moskau als Gehülfe des dortigen Generalgouverneurs versetzt, machte von da aus eine Reise nach der Krim und beschenkte dort jeden ausgezeichneten Ort mit einem, wie man sagt, erhabenen Sonette. Im Jahre 1831 mußte er sein Vaterland verlassen und ging nach Paris, wo er noch lebt.

Auch sonst gab es in meiner Apotheke Unterhaltung genug. Eine Apotheke ist in den kleineren russischen Städten immer ein halbes Wirthshaus. Bald kamen ein paar russische Herren, die sich ein Schnäpschen nahmen, bald schickte eine vorüberreisende Dame ihren Bedienten herein, etwas Kühlendes gegen die Hitze zu holen, bald meldete sich ein italienischer Wirth, der meinem Freunde, dem Apotheker, Aufträge für das Dampfschiff gab, dann wieder ein französischer Weinkellermeister, der ein paar Dutzend Flaschen krim'schen Champagners deponirte, um sie mit dem nächsten Dampfboote zu spediren, dann ein deutscher Gärtner, der feine Früchte zum Präsent brachte, oder ein deutscher Arzt, der allerlei Anekdoten und kleine artige Intriguen erzählte, an denen das „Juschnoi-Bereg" ungemein reich ist, oder ein russischer Gutsverwalter, der die Medicin pfundweise kaufte, um sich mit einem Male für eine ganze Zeit hindurch zu versehen, oder ein Grieche, der seine Fische anbot, oder ein Tatar, der alle Tage nachfragte, ob man keine Commissionen für ihn habe, oder endlich ein Engländer in Diensten des Grafen ....o..., der ein großer Anglomane ist und meint, daß nur aus englischen Händen alles Tüchtige hervorgehen könne, so daß ich also Gelegenheit hatte, die ganze bunte Zusammensetzung der Küstenbevölkerung Stück für Stück auf ganz bequeme Art zu studiren.

Was jene Klatschereien und Intriguen betrifft, so ist die krim'sche Südküste innerhalb der oben bezeichneten Gränzen zwischen Aluschta und Balaklawa auch in Bezug auf sie als ein so merkwürdig zusammenhängendes Ganze zu betrachten, als wäre sie eine einzige kleine Landstadt. Alles kennt sich, Alles hackt auf einander, und Alles spinnt Feindschaft und schmiedet Freundschaft Eines gegen das Andere, und ich hörte in meiner achttägigen

Krankheit so viele Geschichtchen, daß man ein achtbändiges Werk damit anfüllen könnte.

Als ich mich endlich wieder gesundet hinausmachen konnte, benutzte ich die letzten Tage meines Aufenthalts noch zu ein paar Ausflügen in der Nachbarschaft, zu einem nach Osten, einem nach Westen und einem nach Norden in's Innere. Mein gütiger Freund, der Apotheker, lieh mir dazu sein Pferd, und ich machte mich zunächst nach Osten auf, um die hübschen Gärten von Oreanda, Livadia und Miskhor noch einmal zu sehen. Auf dem Wege dahin stieß ich auf ein paar Dutzend Tataren, die an der Küste ein Pferderennen hielten. Diese Sitte, die alle Tataren bis tief in Asien hinein kennen, ist bei ihnen so alltägliche Gewohnheit, daß es durchaus nicht erst besonderer Gelegenheiten, Festivitäten oder dergleichen, wie bei uns wohl, bedarf, um sie zu veranlassen. Ueberall, wo ein paar Tataren zu Pferde zusammenkommen und auch einige Fußgänger als Zuschauer zugegen sind, entspinnt sich sogleich eine Unterhaltung über die Pferde, und ein geäußerter Tadel oder Lobspruch führt alsbald die Wette herbei. Auf der Stelle wird ein Ausgangspunct und ein Ziel festgesetzt, ein paar Schiedsrichter werden gewählt, die Reiter ordnen sich und schießen auf das gegebene Zeichen auf ihren kleinen Pferden davon. Der Ausgangspunct war dieß Mal eine Brücke, und das Ziel die Mündung eines Bergflüßchens in's Meer. Mit ungemeiner Schnelligkeit durchrannten die Reiter die Bahn. Einer purzelte in den Sand des Ufers hin, und ein kleiner Grauschimmel überholte alle und erhielt den Siegerpreis von 15 Rubeln ausgezahlt.

Ich aß zu Mittag in Livadia, dem Gute des Grafen Potocki, der jetzt russischer Gesandter in Stockholm ist. Jedes der Küstengüter hat seine eigenen Vorzüge und rühmt sich eigenthümlicher Schönheiten. Das eine ist bekannt durch seine hübsche Felsenpartieen, das andere durch seinen Rosenflor, ein drittes durch seine architektonischen Raritäten. Livadia hat seine weiten freundlichen Wiesenplätze, das Rareste an der beengten Felsenküste, und seine reizende Aussicht auf die Stadt und Bai von Jalta. Es ist hier ein Schweizer aus Basel Verwalter, aus der berühmten Familie der Tscher, die aus Graubünden stammt und dem größten Cäsar unseres Jahrhunderts eine Gemahlin gab. Herr Tscher, bei dem ich die gastfreundlichste Aufnahme von der Welt fand, erzählte mir viel von seiner Cousine, der Kaiserin, und was sie Alles für ihre Verwandten hätte thun wollen. Er besaß den ganzen Stammbaum seines Hauses von der Zeit an, wo es noch in den Schluchten und Ritterburgen der graubündischen Alpen hauste, bis dahin, wo der Vater der Josephine nach Amerika ging und dort reich wurde, und dann der eine weibliche Zweig

auf den hocherhabenen Thron von Frankreich und der andere männliche noch höher nach dem 600 Fuß über dem Meere erhabenen Livadia kam.

Der Graf Potocki baut neben dem allerliebsten Schweizerhöfchen, das, von Wirthschaftsgebäuden, hübschen Gärten, Wiesen und Cypressen umgeben, bis jetzt der einzige reizende Häuserschmuck seines Gutes ist, noch ein großes Palais. Der Plan dazu war nach einem bedeutend großen Maßstabe angelegt. Allein, indem man baute, liefen die Kosten so hoch auf, daß man schnell sich in engere Gränzen zusammenzog. Man hatte glücklicher Weise an dem Hauptgebäude noch gar nicht gebaut, sondern blos erst die Küche und den für die Fremden bestimmten Flügel fertig. Man ist jetzt im Begriffe, dieß Beides zu einem Ganzen zu vereinigen und nach den nöthig gewordenen Veränderungen des Inneren es hierbei bewenden zu lassen, was auch sehr richtig gehandelt ist. Denn wenn man so viel im Norden zu thun hat, wozu an der so entfernten Südküste, die durch weite Steppenländer vom ganzen übrigen civilisirten Europa getrennt ist, so äußerst kostspielige Palais aufführen?

Die Frau von Herrn von Tacher war eine Galizierin, die ungemein an Heimweh litt, und die durch alle Schönheiten Tauriens und seine erhebenden historischen Erinnerungen über den Verlust ihres geliebten, wenn gleich weniger reizenden Vaterlandes nicht getröstet werden konnte. Sie, ihr Mann und ihre Kinder hatten das ganze Jahr hindurch mit den bösen Gallenfiebern gekämpft, die hier an der Küste alle Fremden plagen und oft zu Tode quälen.

Nachmittags ritt ich weiter nach Oreanda, dem Gute der Kaiserin, und fand hier eine sehr freundliche Aufnahme bei dem Director des Gartens, einem Deutschen, der dort in einem reizenden, halb in asiatischem Geschmacke gebauten, rund umher mit breiten Galerieen umgebenen Häuschen wohnt. Ich beschloß hier einige Tage zu weilen und die gepriesenen Schönheiten der Krim recht speciell zu studiren. Den Abend hatten wir eine recht artige kleine Gesellschaft bei'm Souper, die Frau des Garten-Directors, die ihre Bildung aus guter Hand, nämlich bei'm Pastor Oberlin im Steinthale der Vogesen, empfangen hatte, ein paar deutsche Gärtner, die unter der Leitung des Directors standen, und von denen der eine ein sehr origineller Kopf war, und endlich einen gewesenen Garde-Offizier, jetzt Flott-Lieutenant in Sewastopol.

Letzterer befand sich auf einer höchst sonderbaren Expedition. Er reiste nämlich mit einem kleinen Boote und 6 Seesoldaten an der Küste herum, um Trauben, Feigen, Maulbeeren, Aprikosen und andere rare Früchte einzukaufen, die in Sewastopol nicht zu haben waren und auf einem großen Balle figuriren sollten, den man zu Ehren eines bedeutenden, vom Kaiser ge-

schickten Generals geben wollte. Er war voll Furcht, daß ihn ein Sturm überraschen möchte. Denn sein Boot war offen, und eine einzige ungeschickt tanzende Welle hätte die ganze Ballfreude stark versalzen können. Fünf Tage dauerte seine Expedition schon, und zwei Tage würde er noch brauchen, sagte er und meinte, da ich in Petersburg gewesen, so müßte ich gewiß schon von ihm gehört haben; denn er habe dort ja eine berüchtigte Geschichte ausgehen lassen, die in aller Leute Munde lebe. Er erzählte sie mir, und es kamen wirklich darin Liebesabenteuer, Streit, Duell, Tod und Proceß, kurz Alles vor, was eine solche Geschichte interessant macht. Er selber sei darauf vom Gardekapitän zum Gemeinen degradirt worden, habe sich dann in die Flotte des schwarzen Meeres hineingebeten, es darin bis zum Lieutenant wieder hinauf gebracht und befinde sich jetzt auf dieser so wichtigen Expedition, deren glücklicher Erfolg von der ganzen schönen Gesellschaft Sewastopols mit Spannung erwartet würde.

Er erzählte allerlei Anekdoten, von denen ich nur eine behalten habe, weil sie einigermaßen charakteristisch für Rußland und für den verstorbenen Kaiser Alexander ist. Dieser kam einmal in einfachem Ueberrocke und in noch einfacherer Equipage auf einer russischen Poststation an, wo er einen Mann traf, den er mit den Worten zu sich rief: „He, Muschik (Bauer) komm' „her!" — „Ne, mein Herr, ich bin kein Muschik, höher hinauf, Bruder!" — „Nun denn Dessätnik (Zehnmann)", — „Ne, höher hinauf!" — „Nun Wui„bornui (Auserwählter) komm' her". — „Höher hinauf, höher hinauf!" — „Vielleicht gar der Golowa (Oberschulz)?" *) — „Ihnen zu dienen, Väter„chen, der Golowa des Orts. Was ist dem Herrn Kapitän gefällig?" — „Ne, Bruder", erwiderte der Kaiser, „nicht Kapitän, höher hinauf!" — „Vielleicht ein Herr Major oder Polkownik (Oberst)?" — „Nein, Bruder, „höher hinauf!" — „Ei! etwa ein General?" — „Höher hinauf!" — „Wie? „doch nicht gar ein Feldmarschall? Verzeihen Ew. Excellenz, daß ich" — „Höher hinauf, Bruder, höher hinauf!" — „Mein Gott im Himmel! Sehe „ich recht?! Sie sind" — — „Dir zu dienen, Väterchen, Dein Kaiser". — Der alte Golowa sank so erschreckt in die Kniee, daß der Kaiser alle Mühe hatte, ihn wieder höher hinauf zu bringen.

Ein ander Mal warf ein Postillon in Liefland, wo damals ein sehr strenger Generalgouverneur, ein Italiener Paulucci, der jetzige Gouverneur von Genua, administrirte, den Kaiser Alexander um. Der Kaiser fiel ziemlich glücklich in den weichen Schnee. Der Postillon fiel dem Kaiser zu Füßen, der ihn aufheben wollte und ihm sagte: „Laß nur, ich verzeihe Dir". Der

*) Die drei letzten Namen bezeichnen die verschiedenen Würdestufen der Vorsteher in russischen Dörfern.

Postillon blieb aber noch in bittender Stellung, und der Kaiser fragte ihn: „Nun steh' doch auf, ich verzeihe Dir ja, was willst Du denn noch?" — „Ach ich wollte Ew. Majestät nur bitten, daß Sie es doch nicht unserem „Generalgouverneur wieder erzählen möchten". Dieß versprach ihm denn auch lachend der gütige Kaiser.

Ein Anekdötchen aus der Mythologie wurde zur Charakteristik des russischen Mushik*) aufgetischt. Als Prometheus nämlich die Menschen und die verschiedenen Völker schuf und zuerst den Italiener fragte, was er sich auf der Erde wünschte, sagte dieser: „Macaroni". Der Engländer wünschte sich Beefsteakes und Plumpudding. — Als der Russe auf Prometheus Geheiß lebendig aus dem Boden hervorstieg, nahm er seinen Hut vor diesem ab, lächelte ihn schmeichlerisch an und bat, ohne gefragt zu sein: „Pashalui na wodku" (Ein wenig zum Schnäpschen, Herr). Dieß „Pashalui na wodku" ist eine Redensart, die der Fremde bald genug lernt; denn überall geht man ihn damit zum Trinkgeldgeben an. Freilich fangen sie jetzt auch an, das Schnäpschen mit Thee zu maskiren, und bitten: „na tschaju" (zum Thee).

Am anderen Tage wurden Garten und Umgegend von Oreanda durchkreuzt, welches verstümmelte griechische Wort ursprünglich wohl so-viel bedeutete als Belvedere. Die Felsengestaltung ist hier in der That einzig schön. Aus der ganzen großen Felsenmauer, welche die krim'schen Gebirge bilden, und die, wie gesagt, noch einige tausend Fuß über die Region der Landgüter und Gärten hinausragt, treten etwa drei 500 bis 700 Fuß hohe Felsenmassen hervor und bilden sehr malerische Aspecten.

Zwei von diesen Felsenmassen bäumen sich nun gegen das Meer hin schroff empor, hängen aber mit der Landseite durch breite Rücken zusammen, so daß man gleich von der Landstraße aus auf sie hinauftritt. Zwischen beiden bleibt eine schöne ebene Fläche, die sich ihnen auch rund herum zu Füßen legt und sich nur sehr allmählig in breiten Absätzen völlig zum Meere hinabterrassirt. Diese Ebenen und allmähligen Absätze sind nun eben zur Anlage des schönen Gartens bestimmt, der auch zum Theil schon in's Leben getreten ist. Mitten in diesen schwach geneigten Ebenen steigt nun die dritte Felsenmasse auf, die so umfangreich wie die Hälfte eines Berges und dabei sehr seltsam von der Natur gestaltet ist. Auf der einen Seite ist sie nämlich schroff wie eine Wand, auf der anderen aber ungemein regelmäßig terrassirt, der Art, daß 5 bis 6 große Terrassen so deutlich zu erkennen sind, als hätte die Kunst sie eingesprengt. Auf der Platte jeder Terrasse wachsen Bäume und Sträucher, die Seiten der Stufen sind aber völlig kahl und schroff.

*) Mushik heißt nicht eigentlich Bauer im Sinn von Ackersmann, sondern überhaupt jeder gemeine Mann vom Bauernstande.

Auf dem einen jener beiden ersten Felsen liegt das jetzige Wohnhaus des Guts, das der Director bewohnt. Das neue hier zu bauende Schloß soll gerade vorn auf die vorderste Stirn des Felsens kommen. Man hatte es anfangs unten näher am Meere in der Mitte der schönen belaubten Gartenpartieen anlegen wollen, und auch wir entschieden uns sogleich für diese Lage, als die viel angenehmere. Allein als der Kaiser hier war und auf dem für das Schloß bezeichneten Platze die Felsen in der Nähe sah, fand er den Anblick beengend und bestimmte die Spitze der Felsen selbst zum Bauplatze. Allerdings hat hier auch das Schloß eine weit kühnere Lage und wird so eine prachtvolle Ansicht in der Landschaft gewähren, während es unten für die ganze Umgegend verloren gewesen wäre. Indeß verliert man doch auch so noch nicht die Felsen aus dem Rücken, dazu müßte man mit dem Schlosse oben auf die Jaila hinaufsteigen, und dann ist die Felsenstirn äußerst eng und hat kaum Platz genug für ein solches Gebäude, und endlich wird man dadurch völlig von den unteren schönen Partieen getrennt, zu denen man hinauf und hinabklettern muß. Man könnte ja recht gut beide Plätze bebauen, den unteren mit einem Schlosse zum Wohnen und Genießen und den oberen mit einem Tempel, einer alten Ritterschloßruine mit einer Sennhütte, oder sonst etwas der Art für den Schmuck der Gegend und für die Aussichten. Man hat schon Vieles über die Sache hin- und hergeschrieben. Der Graf Woronzow ist auch für unten. Nächstes Jahr soll der Bau beginnen.

Das zu Oreanda gehörende Gartenland ist sehr weitläufig. Wenn ich mich nicht irre, so sind es 200 Dissiatinen. Wir ritten den ganzen Tag darin herum und sahen doch kaum alle bedeutendere Puncte. Sein Hauptmangel ist Wasser, woran überhaupt alle Gärten der Südküste leiden, weil die Jaila's diesen schönen Artikel nur mit der größten Sparsamkeit hergeben. Was müßte sich das prächtig ausnehmen, wenn von einem jener Felsen ein tüchtiger voller Bach sich herabstürzte, vielleicht unmittelbar in's Meer. Man sucht das Bißchen Naß, was in dürftigen Quellen herabgießt, auf alle Weise zu fesseln. Daher bildete sich auch einer der Gärtner nicht wenig darauf ein, daß er eine schöne Stelle zur Anlage eines Teiches entdeckt habe. Er sagte, er habe sowohl diese Entdeckung, als auch die Ausführung ganz in der Stille bewerkstelligt, ohne Jemandem etwas davon zu sagen, und habe dann eines Tages den Grafen ....z.., der die Aufsicht über alle kaiserlichen Gärten in Südrußland hat, damit überrascht. Derselbe sei sehr zufrieden gewesen, und der Teich würde ihm sicherlich etwas eintragen, eine Beförderung, eine Auszeichnung oder Geldbelohnung. So ist es in Rußland, man muß dort überall mit neuen Arrangements Effect zu machen suchen, um weiter zu kommen. Ich fand den Effect dieses Teiches aber sehr schwach und befürchte

besonders, daß er sich nie füllen oder doch nicht in Fülle erhalten wird, da die ihn speisende Quelle gar zu schwach ist. Jede zwei Linien, die das Wasser stieg, wurden alle Tage mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtet.

Ich gab dem Gärtner den Rath, wenn er sich auszeichnen wollte, so solle er der Natur bei jenem oben erwähnten, terrassirten Felsen etwas nachhelfen und eine krim'sche Isola Bella oder hängende Gärten der Semiramis daraus machen. Er lachte darüber und meinte, das passe doch nicht in einen englischen Park. Ich meinte es aber ganz ernstlich und erwiderte, ich glaube eher, daß ein englischer Park nicht in solche Felsen hineinpasse. Diese Gartengattung sei für ein feuchtes und wasserreiches Hügelland ersonnen, nicht für ein von Felsen beschränktes Terrain. Man müsse auf's Beßte benutzen, wozu die Natur zunächst die Hand böte. Jener Felsen sei vielleicht einzig in der Welt, denn eine solche regelmäßige Abstufung wie hier könne der Zufall und das Spiel der Natur nicht oft zu Stande gebracht haben. Daß auf den Terrassen Feuchtigkeit vorhanden sein müsse, zeige der üppige Wuchs der Bäume. Trüge man nun noch Erde hinauf, sprenge Treppen zur Verbindung der Terrassen in die Felsen, kehre das wilde Gestrüpp weg und arrangire auf jeder der Terrassen ein eigenes Gärtchen, jedes etwa nach einem anderen Plane, so hätte man gewiß die famosesten hängenden Gärten, die je die Welt gesehen, und gegen welche die der Semiramis nur ein Kinderspiel sein würden. Er würde sich damit also einen größeren Namen als Semiramis gemacht haben, und welche Belohnung würde ihm nicht zu Theil werden!

Natürlich kostet der Ankauf der Ländereien zu Gartenanlagen an der Südküste enorm viel, da nirgends der landwirthschaftliche, sondern nur immer der ästhetische Werth des Bodens bezahlt wird, der dann, wie bei Kunstgegenständen, in's Unbestimmbare steigen kann. Während auf der nördlichen Seite der krim'schen Gebirge die Preise einer Dissiatine Landes zwischen 10 und 25 Rubel variiren, steigen sie auf der Südküste auf 500 bis 1000 Rubel, ja man hat hier und da schon 5000 bis 6000 Rubel für eine Dissiatine bezahlt. Die tatarischen Dörfer, die einmal im Besitze des Bodens sind, stehen sich natürlich gut dabei. Sie werden allmählig alle ausgekauft, und mancher Tatar zieht sich darnach wohlhabend von der Südküste zurück. In den letzten vier Jahren, erzählte mir ein deutscher Arzt, sollen auf diese Weise 300 bis 400 tatarische Familien ihre Heimath verlassen haben. Zum Theil gehen sie nach Baktschisarai, der alten chanischen Residenz, zum Theil verlassen sie auch ganz das Land und schiffen nach Anatolien hinüber, wohin sich jetzt mehr und mehr alles Mohamedanische aus Europa zurückzuziehen scheint. Es versteht sich, daß mit diesem Güterverkaufe auch viel Speculation ge-

trieben wird. Mancher Deutsche oder Franzose, der ein gutes Auge hat und irgendwo eine hübsche Situation entdeckt, wo ein Palais und eine Gartenanlage am rechten Platze sein würden, macht nun in der Stille sein Plänchen, kauft sich dort etwas für billige Preise zusammen und sieht sich dann unter den reichen, russischen Großen um, ob nicht Einer unter ihnen zu finden ist, dem er Geschmack für sein Plätzchen beibringen kann, und dem er es dann für ein bedeutendes Sümmchen überläßt.

Die Anlage und Unterhaltung der Gärten und Gebäude an der Südküste wird ungemein kostbar, weil dieselbe an allen nützlichen Dingen, außer an Bausteinen, eigentlich Mangel leidet. Sie bietet nicht einmal ein Holz, das tauglich zu Weinfässern wäre, und man muß diese den Dniepr herunter und dann über's Meer kommen lassen. Auch zu Meubeln giebt es kaum ein taugliches Holz in der Krim. Das Brod ist theuer und daher auch der Arbeitslohn, und geschickte Arbeiter sind noch theuerer. Der Arbeitslohn eines gewöhnlichen Tagearbeiters beträgt einen bis zwei Rubel täglich. Als aber der Kaiser im vorigen Jahre erwartet, und dazu die ganze Küste gescheuert, gefegt und aufgeputzt wurde, mußte man täglich sieben Rubel zahlen. Dieß lockt natürlich Arbeiter aus der Ferne, und des guten Verdienstes wegen kommen selbst Leute aus Anatolien her. Ich sah mehre solche Kleinasiaten in den Gärten arbeiten; man erkennt sie leicht an ihren Turbans und ihrer übrigen türkischen Tracht. Sie haben ihren Ferman (Paß) vom türkischen Kaiser in der Tasche. Gewöhnlich kommen sie in einer kleinen, offenen Lotka (Boot) sechs bis acht Mann hoch herüber. Ein guter Wind führt sie zuweilen in ein Mal 24 Stunden heran, doch machen sie auch oft Odysseische Irrfahrten. Umgekehrt gehen aber auch Russen mitunter von der Krim nach Anatolien hinüber, doch sind das immer nur paßlose Vagabonden.

Milch und Butter sind oft auf der Küste gar nicht feil, und zu den Dejeunés und Diners der Großen müssen die gewöhnlichsten und alltäglichsten Dinge, die wir aus Stall und Garten holen, aus einem Umkreise von zehn Meilen durch Extrapost-Couriere zusammengebracht werden. Auch das Obst ist keineswegs das feinste. Unübertrefflich aber und ganz ausgezeichnet sind zwei Dinge, das Schaffleisch so vollkommen, wie man es sonst nirgend in Europa wiederfindet, und der Honig äußerst aromatisch und lieblich.

Den empfindlichsten Mangel — wenigstens für ein Tonschönheiten liebendes Ohr — leiden die Gartenanlagen der Südküste an Singvögeln, wie überhaupt an Vögeln jeder Art. Ich habe während meines ganzen dortigen Aufenthaltes, ein paar Habichte und Adler, die von den hohen Felsen der Jaila herabkamen, ausgenommen, nicht einen einzigen Vogel gesehen, nicht einmal Sperlinge, so daß ich mich noch jetzt jedes Mal über das Zirpen der

Sperlinge vor meinem Fenſter freue, wenn ich an dieſe traurige Vögel- und Ton-Diſette Tauriens zurückdenke. Im Frühlinge ſoll es freilich anders ſein, da kommen aus Kleinaſien ſo viele und verſchiedene Vögel herüber, daß jedes Blatt der Bäume zwitſchert und ſingt. Gegen den Juni hin aber verliert ſich das Alles völlig, und die Bäume ſind wie ausgeſtorben. Woher dieſe unerklärliche Erſcheinung? Man ſagt, es ſei den Vögeln zu heiß und zu trocken. Was die Hitze betrifft, ſo giebt es aber noch viel heißere Länder, die doch von Vögeln nicht gemieden werden. Waſſer iſt freilich nicht in Fülle da, aber um den Durſt von Vögeln zu ſtillen, iſt die Fülle übergroß. Bäume ſind auch genug vorhanden. Freilich iſt kein Getreide und wenig Geſäme anderer Art da, aber dafür Trauben, wilde und zahme, überall, und eine große Menge von Beeren und Früchten der verſchiedenſten Gattungen. — Mir bleibt die Sache ein Räthſel.

Die Singvögel werden hier erſetzt durch die Fröſche, die Laubfröſche nämlich. Dieſe ſitzen und hüpfen in großen Geſellſchaften in allen Bäumen und muſiciren den ganzen Tag über. Da ich ihre dem Geſchrei der Dohlen ſo ähnlichen Laute hier zum erſten Male hörte, ſo konnte ich mich anfangs gar nicht überreden, daß ſie von Fröſchen kämen. Es beginnen erſt ein paar auf einem Baume, und dann geht es wie ein Lauffeuer im ganzen Thale herum, und von allen Bäumen wird mit einem Eifer und einer Heftigkeit geantwortet, als wenn große Noth und Schrecken unter ihnen herrſche. Dieß geht ſo fort bis zu einem gewiſſen Culminationspuncte des Geſchreies, wo die Menſchen oft ihr eigenes Wort nicht hören können. Dann wird auf eine Zeit lang auf *ein* Mal Alles wieder ſtill, als wenn ſie auf eine neue Variation ihrer Melodie ſännen, bis ſie dann plötzlich wieder losbrechen, aber den alten Singſang ganz auf dieſelbe Weiſe abſchreien. So geht es den ganzen Tag durch. Des Abends werden ſie ruhiger, und des Nachts ſchweigen ſie. Dann werden ſie von den Grillen, die hier ungemein laut ſchreien, als gäben ſie ſich die größte Mühe, die fehlenden Nachtigallen zu erſetzen, und anderem Inſectengezirpe abgelöſt. — So traurig iſt es um die natürliche Muſik der Krim beſtellt.

Wir fanden im Garten von Oreanda überall, beſonders an geſchützten Stellen am Fuße der Felſen, den ſchlauen Ameiſenlöwen. Zuweilen waren ſeine kleinen Sandtrichter in ſolcher Menge ſo dicht bei einander, daß wir anfangs immer glaubten, ſie ſeien durch vom Felſen herabtröpfelnden Regen entſtanden. Allein wir fanden in jedem den kleinen Löwen, der an Schlauheit ſo viel mehr aufwendet, als er an Stärke weniger beſitzt, wie ſein Namensvetter, der König der Thiere. Seine Trichter ſind immer ganz regelmäßig ausgearbeitet und auch an ſolchen Stellen angelegt, die vor Regen geſchützt

trieben wird. Mancher Deutsche oder Franzose, der ein gutes Auge hat und irgendwo eine hübsche Situation entdeckt, wo ein Palais und eine Gartenanlage am rechten Platze sein würden, macht nun in der Stille sein Plänchen, kauft sich dort etwas für billige Preise zusammen und sieht sich dann unter den reichen, russischen Großen um, ob nicht Einer unter ihnen zu finden ist, dem er Geschmack für sein Plätzchen beibringen kann, und dem er es dann für ein bedeutendes Sümmchen überläßt.

Die Anlage und Unterhaltung der Gärten und Gebäude an der Südküste wird ungemein kostbar, weil dieselbe an allen nützlichen Dingen, außer an Bausteinen, eigentlich Mangel leidet. Sie bietet nicht einmal ein Holz, das tauglich zu Weinfässern wäre, und man muß diese den Dniepr herunter und dann über's Meer kommen lassen. Auch zu Meubeln giebt es kaum ein taugliches Holz in der Krim. Das Brod ist theuer und daher auch der Arbeitslohn, und geschickte Arbeiter sind noch theuerer. Der Arbeitslohn eines gewöhnlichen Tagearbeiters beträgt einen bis zwei Rubel täglich. Als aber der Kaiser im vorigen Jahre erwartet, und dazu die ganze Küste gescheuert, gefegt und aufgeputzt wurde, mußte man täglich sieben Rubel zahlen. Dieß lockt natürlich Arbeiter aus der Ferne, und des guten Verdienstes wegen kommen selbst Leute aus Anatolien her. Ich sah mehre solche Kleinasiaten in den Gärten arbeiten; man erkennt sie leicht an ihren Turbans und ihrer übrigen türkischen Tracht. Sie haben ihren Ferman (Paß) vom türkischen Kaiser in der Tasche. Gewöhnlich kommen sie in einer kleinen, offenen Lotka (Boot) sechs bis acht Mann hoch herüber. Ein guter Wind führt sie zuweilen in ein Mal 24 Stunden heran, doch machen sie auch oft Odysseische Irrfahrten. Umgekehrt gehen aber auch Russen mitunter von der Krim nach Anatolien hinüber, doch sind das immer nur paßlose Vagabonden.

Milch und Butter sind oft auf der Küste gar nicht feil, und zu den Dejeunés und Diners der Großen müssen die gewöhnlichsten und alltäglichsten Dinge, die wir aus Stall und Garten holen, aus einem Umkreise von zehn Meilen durch Extrapost-Couriere zusammengebracht werden. Auch das Obst ist keineswegs das feinste. Unübertrefflich aber und ganz ausgezeichnet sind zwei Dinge, das Schaffleisch so vollkommen, wie man es sonst nirgend in Europa wiederfindet, und der Honig äußerst aromatisch und lieblich.

Den empfindlichsten Mangel — wenigstens für ein Tonschönheiten liebendes Ohr — leiden die Gartenanlagen der Südküste an Singvögeln, wie überhaupt an Vögeln jeder Art. Ich habe während meines ganzen dortigen Aufenthaltes, ein paar Habichte und Adler, die von den hohen Felsen der Jaila herabkamen, ausgenommen, nicht einen einzigen Vogel gesehen, nicht einmal Sperlinge, so daß ich mich noch jetzt jedes Mal über das Zirpen der

Sperlinge vor meinem Fenſter freue, wenn ich an dieſe traurige Vögel- und Ton-Diſette Tauriens zurückdenke. Im Frühlinge ſoll es freilich anders ſein, da kommen aus Kleinaſien ſo viele und verſchiedene Vögel herüber, daß jedes Blatt der Bäume zwitſchert und ſingt. Gegen den Juni hin aber verliert ſich das Alles völlig, und die Bäume ſind wie ausgeſtorben. Woher dieſe unerklärliche Erſcheinung? Man ſagt, es ſei den Vögeln zu heiß und zu trocken. Was die Hitze betrifft, ſo giebt es aber noch viel heißere Länder, die doch von Vögeln nicht gemieden werden. Waſſer iſt freilich nicht in Fülle da, aber um den Durſt von Vögeln zu ſtillen, iſt die Fülle übergroß. Bäume ſind auch genug vorhanden. Freilich iſt kein Getreide und wenig Geſäme anderer Art da, aber dafür Trauben, wilde und zahme, überall, und eine große Menge von Beeren und Früchten der verſchiedenſten Gattungen. — Mir bleibt die Sache ein Räthſel.

Die Singvögel werden hier erſetzt durch die Fröſche, die Laubfröſche nämlich. Dieſe ſitzen und hüpfen in großen Geſellſchaften in allen Bäumen und muſiciren den ganzen Tag über. Da ich ihre dem Geſchrei der Dohlen ſo ähnlichen Laute hier zum erſten Male hörte, ſo konnte ich mich anfangs gar nicht überreden, daß ſie von Fröſchen kämen. Es beginnen erſt ein paar auf einem Baume, und dann geht es wie ein Lauffeuer im ganzen Thale herum, und von allen Bäumen wird mit einem Eifer und einer Heftigkeit geantwortet, als wenn große Noth und Schrecken unter ihnen herrſche. Dieß geht ſo fort bis zu einem gewiſſen Culminationspuncte des Geſchreies, wo die Menſchen oft ihr eigenes Wort nicht hören können. Dann wird auf eine Zeit lang auf ein Mal Alles wieder ſtill, als wenn ſie auf eine neue Variation ihrer Melodie ſännen, bis ſie dann plötzlich wieder losbrechen, aber den alten Singſang ganz auf dieſelbe Weiſe abſchreien. So geht es den ganzen Tag durch. Des Abends werden ſie ruhiger, und des Nachts ſchweigen ſie. Dann werden ſie von den Grillen, die hier ungemein laut ſchreien, als gäben ſie ſich die größte Mühe, die fehlenden Nachtigallen zu erſetzen, und anderem Inſectengezirpe abgelöſt. — So traurig iſt es um die natürliche Muſik der Krim beſtellt.

Wir fanden im Garten von Oreanda überall, beſonders an geſchützten Stellen am Fuße der Felſen, den ſchlauen Ameiſenlöwen. Zuweilen waren ſeine kleinen Sandtrichter in ſolcher Menge ſo dicht bei einander, daß wir anfangs immer glaubten, ſie ſeien durch vom Felſen herabtröpfelnden Regen entſtanden. Allein wir fanden in jedem den kleinen Löwen, der an Schlauheit ſo viel mehr aufwendet, als er an Stärke weniger beſitzt, wie ſein Namensvetter, der König der Thiere. Seine Trichter ſind immer ganz regelmäßig ausgearbeitet und auch an ſolchen Stellen angelegt, die vor Regen geſchützt

sind, so daß der Sand immer trocken und lose bleibt. Würde er angefeuchtet, so würden die Ameisen rascher durch den Trichter hinlaufen und nicht auf dem schurrenden Sande aufgehalten werden. Als wir mit dem Ausgraben eines Ameisenlöwen beschäftigt waren, — denn er verliert sich immer in der Mitte seines Trichters unter dem Rande — haspelte auf langen Beinen ein großer Procerus Tauricus, ein anderthalb Zoll langer, schön blaufarbiger, der Krim eigenthümlicher Käfer vorüber und fiel mit seiner ganzen Elephantenmasse in einen benachbarten Trichter. Der kleine Löwe kam hervor, verkroch sich aber sogleich wieder bei'm Anblicke dieser Riesenameise, die bei'm Herausarbeiten ihm sein ganzes Häuschen zerstörte. Wir hatten nun das Vergnügen, zu sehen, wie geschickt er anfing zu schaufeln, um Alles wieder in Stand zu setzen.

Von Eidechsen und Schlangen giebt es eine Menge von Arten in den Gärten der Küste, besonders eine Unzahl von kleinen und großen, grünlichen Eidechsen, die um Mittag, wenn die Sonne recht warm ist, auf allen Felsen spielen und buchstäblich bei jedem Schritte im Grase vorüberschießen. Als wir nach Hause ritten, hörten wir einen Jammerruf im Grase, und gleich darauf sprang mit allen Anzeichen des größten Schreckens und laut schreiend ein großer Frosch (Rana cachinnans) auf den Weg, dem eine lange Schlange nachschoß. Mitten auf dem Wege erhaschte sie sein Bein, als eben unsere Pferde dazwischen traten und den kleinen Mann retteten, der auf der anderen Seite in's Gras zurückhinkte, während die Schlange vor unseren drohenden Kantschuhieben sich pfeilschnell aus dem Staube machte.

Apropos — bei Kantschu fällt mir ein, daß sehr sonderbarer Weise dieses bei uns so bekannte Wort in Rußland eigentlich gar nicht gebräuchlich ist. Der gemeine Russe nennt seine Peitsche „Knut", der Kosak überall „Nogaika." Das Wort Kantschu habe ich blos bei den Tataren in der Krim gehört, und man wunderte sich sehr darüber, daß mir dieses Wort so geläufig war, da man selbst auch dort weit mehr von Nogaika spricht.

Bei Tische gab uns der Pastor Oberlin in den Vogesen viel zu sprechen. Ich hatte wohl die Lebensbeschreibung dieses so merkwürdigen Mannes gelesen, allein noch Niemanden gesprochen, der in so nahen Verhältnissen mit ihm gestanden wie die Frau meines Gastfreundes. Sie gab mir eine sehr detaillirte Schilderung der Lebensweise Oberlin's und seines Verfahrens bei der Erziehung seiner Gemeinde und seiner Hausgenossen, mit welcher Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Liebe er jedes nützliche Pflänzchen, das er irgendwo gefunden, gepflegt und jedes Steinchen des Anstoßes überall beseitigt habe, mit welcher musterhaften Sparsamkeit er gelebt und, obgleich lebensfreudig, sich fast alle leiblichen Genüsse entzogen, um sie zu Nützlichem für

seine Mitmenschen umzuschaffen. Napoleon, sagte sie, habe ihn auch sehr geschätzt, einen Brief an ihn geschrieben und ihn auch besucht. Solche Männer wie Oberlin sind für das praktische Leben Dasselbe, was für die Wissenschaft ein Swammerdamm, ein Lyonnet, die sich auf die vollendete Ausarbeitung eines kleinen Gebietes beschränken; sie sind viel seltener als die, welche als Gesetzgeber, Staatslenker, Systembauer mit Glück das Ganze und Große umfassen. Indeß giebt es doch bei uns allerdings noch hier und da ähnliche Charaktere, die aber unter den 60,000,000 Einwohnern Osteuropa's gänzlich fehlen. Hier kann sich stilles Verdienst am allerschwersten, ja gar nicht geltend machen, und wo ein solches duftendes Veilchen erscheinen würde, da würde man es nur verächtlich belächeln. — Wie oft fiel mir in Rußland Pückler-Muskau's trefflicher Bibliothekar Jäck und sein naturforschender Sammler von Bamberg ein, weil ich nirgends eine Spur von ihnen unter den Russen fand.

Den Abend hatte ich eine ganz eigenthümliche Lectüre, das Tagebuch und die Selbstgeständnisse eines deutschen Gärtners, eines noch ziemlich jungen, angenehmen Mannes, der ebenfalls in Oreanda angestellt war. Er war auf dem Harze geboren, hatte in der Jugend nur gewöhnlichen Volksunterricht gehabt und war als junger Mensch nach Riga in eine der dortigen großen Blumenhandlungen gekommen. Von Riga hatte er seinen Wanderstab weiter nach Polen zum Fürsten Lubomirski gesetzt, von da war er zum größten Steppengutsbesitzer in der Nähe von Woßnesensk gekommen und dann als kaiserlicher Gärtner nach der Krim versetzt worden. Er war einer der merkwürdigsten Autodidakten, die mir je vorgekommen. In Riga hatte er drei Sprachen auf ein Mal für sich aus Grammatiken zu lernen angefangen und es so weit gebracht, daß er nun ziemlich gut Französisch, Russisch und Englisch sprach und schrieb. Dann hatte er das Zeichnen und Malen gelernt, wozu er aus Deutschland nur sehr mangelhafte Kenntnisse mitgebracht. Auch hatte er sich in Riga so viel zusammengespart, daß er sich ein Klavier anschaffen konnte, auf dem er sich nach einigen Unterrichtsstunden selber weiter half. Mit allen diesen Dingen verschönerte er sich nun seine Mußestunden an der taurischen Küste, betrachtete aber dabei seine Gärtnerei immer entschieden als die Hauptsache, verstand sein Handwerk und erwarb sich dadurch alles Lob seiner Vorgesetzten. Er hatte große Massen getrockneter Pflanzen aus allen Gegenden Rußlands, in denen er gewesen, und ich lernte viel von ihm. Ueber alle die Gegenden, in denen er sich eine Zeit lang aufgehalten, hatte er recht gut geschriebene Tagebücher verfaßt, immer mit den Ueberschriften: „Mein Leben in Riga," „mein Aufenthalt in der Steppe", „meine Leiden in Polen" u. s. w. Ich sah daraus, daß der Mann bei so

großer Selbſtkenntniß ein Philoſoph war und bei mehr Schule ein Schriftſteller hätte werden können. Seine lebendigen Darſtellungen und die Selbſtgeſpräche und Zwiegeſpräche, die er immer ſo aufgeſchrieben hatte, wie ſie wirklich in natura vorgekommen waren, boten das größte Intereſſe. Beſonders ſprach die Geſchichte ſeiner Leiden an den Ufern des Dniepr ſehr wahr Das aus, was ſo mancher aus Weſteuropa nach dem wüſten Oſten verſchlagene Geiſt zu erdulden hat. Ich hatte ſelber Aehnliches mitgemacht, und ich glaubte zuweilen, er hätte es mir aus der Seele geſchrieben. Alle ſeine Tagebücher waren hübſch geheftet und mit niedlichen Bildern verſehen, auf denen er immer ſelber die Hauptrolle ſpielte, wie dieß bei Autodidakten und in ihrem eigenen Selbſt grabenden Forſchern natürlich iſt. So hatte er ein Bild, „R.... in ſeiner Einſiedelei am Klavier." — „Mein Streit mit „Herrn X." — „Wie ich mit den Töchtern des Fürſten Lubomirski, dem „Lehrer und der Gouvernante Verſtecken ſpielte" u. ſ. w. Es verſteht ſich, daß dieſer intereſſante Mann ſogleich mein beßter Freund in Oreanda wurde. Wie gern hätte ich ihm auch für ſeine Zeichnungen mehr Schule gewünſcht. Man kann ſich darauf verlaſſen, daß ganz Rußland voll ſteckt von eingewanderten Ausländern dieſer Art, die ſich mit allen ihren Talenten in ſich ſelbſt vergraben, d. h. wenn ſie ſtille, ehrliche Leute ſind, denen es um wahre geiſtige Bildung zu thun iſt, denn Andere vergeſſen auch ihr ganzes deutſches, inneres Leben und begeben ſich auf die Bahnen der praktiſchen Speculationen, d. h. des Gelderwerbes.

Auf dieſe Weiſe verlebte ich ein paar für mich Reconvalescenten ſehr angenehme und nützliche Tage in Oreanda und nahm dann am dritten Abende von meinen freundlichen Wirthen Abſchied, um nach Jalta zurückzukehren. Unterwegs lockte mich noch ein Mal das Schweizerhäuschen von Livadia zu ſich heran, und ich bereute den kleinen Abſtecher nicht. Im Luſthauſe des Couſins der Kaiſerin Joſephine befand ſich ſehr angenehme und heitere Geſellſchaft, denn was das betrifft, ſo fehlt es daran nie an der Südküſte. Den ganzen Sommer hindurch fliegen hier überall die Gäſte ein und aus, Gäſte der verſchiedenſten Nationen und der verſchiedenſten Glücksumſtände. Noch eben — bald hätte ich es ganz zu erwähnen vergeſſen — war mir auf dem Wege zwiſchen Oreanda und Livadia der franzöſiſche Ambaſſadeur am Petersburger Hofe, Herr von Barante, in den Gebüſchen begegnet, von ſeiner Frau und ſeiner Familie umgeben. Ich bedauerte ſehr, daß ich mit dem Verfaſſer ſo manchen geſchätzten hiſtoriſchen Werkes keine intimere Bekanntſchaft machen ſollte, als die iſt, welche man anknüpft, wenn man zu Pferde an einander vorüber galoppirt und ſich gegenſeitig begrüßt.

Die Geſellſchaft in dem Moos-Luſthäuschen von Livadia beſtand haupt-

sächlich aus Damen, einem Bestandtheile, den man in der Gesellschaft eben so ungern entbehrt als den Zucker im Punsch. Unter ihnen befanden sich eine sehr heitere Französin, die Frau eines reichen Italieners aus Odessa, und eine junge Dame aus Jassy, die zu ihrer Cousine zum Besuche gekommen war, um mit ihr eine Lustreise in die Krim zu machen. Sie war so jung, hübsch, lustig und naiv, daß ich sie lange für ein unverheirathetes Mädchen hielt und auch in diesem Sinne mit ihr sprach, als ich auf einmal hörte, daß der Oberst, ihr Gemahl, und ihre beiden kleinen Kinder in Jassy zurückgeblieben seien. Ich muß gestehen, daß mir kürzlich keine solche herzlich gemeinte Heiterkeit und solche naive und komische Neckluſt, wie aus ihren Augen sprachen, vorgekommen waren. Man sieht so etwas in Rußland selten. Ich bemerkte ihr, daß man wohl jenseits des Pruth sehr angenehm und froh lebe. Sie antwortete: „Oh oui, on est plus sans gêne, qu'en Russie. Nous „vivons là bas passablement bien. En hiver nous donnons des bals à „notre bon prince, et de temps en temps il nous en donne. Au prin„temps nous faisons — le prince et nous autres — de petits voyages „au bateau à vapeur sur le fleuve, qui appartient à notre prince, c'est „à dire le Danube. Nous avançons jusqu' à la mer Noire et là nous „faisons de la musique et des bêtises. — Wie hübsch sich doch die Geographie aus einem reizenden Munde lernt! Die Ohren lassen nichts fahren, und der Geist nimmt Alles auf. Ich war sehr froh über einen tiefen Seufzer dieses Mundes, denn als ich nach dessen Bedeutung fragte, hörte ich, daß er dem wogenden Meere gälte, das man in einigen Tagen befahren müßte, und freute mich auf so lehrreiche Reisegefährten.

Den folgenden Tag wandte ich mein Apothekerpferdchen nach Osten, um den berühmten botanischen Garten von Nikita in Augenschein zu nehmen. Der Weg dahin ging über Massandra und Magaratsch, wie wir dieß schon oben sagten, doch wich ich bald von der großen Straße ab, um etwas Neues kennen zu lernen, denn Wege, auf denen ich schon ein Mal trabte, sind mir so unausstehlich wie aufgewärmte Suppen. Ich schlug mich näher nach der Küste zu und kam hier nun mitten durch alle die reizenden Weingärten und Anpflanzungen von Magaratsch. Wir bemerkten schon, daß das ganze Thal in eine Menge kleiner Parcellen getheilt ist und daß diese an einzelne Besitzer verkauft sind. Jeder derselben hat sich nun auf seine Weise, nach seinem Geschmacke und nach der Größe seines Geldbeutels angesiedelt, und da die Natur das ganze Terrain mit einer eben solchen Manchfaltigkeit des Geschmacks gestaltet hat, so gehört Magaratsch zu den anmuthigsten und unterhaltendsten Partieen der Küste, die um so mehr als ein kleines Wunder erscheint, da Alles, Wege und Stege, Felder und Gärten, Häuser und

Höfe, noch ganz neu ist und noch vor sieben bis acht Jahren hier völlige Wildniß herrschte. Die freundlichen, überall zerstreuten Wohnungen sind von Wein umrankt und von Cypressen umschwankt, Weingärten häufen sich in unzähligen, sehr allmählig abgeflachten Terrassen über einander, kleine Bergkuppeln steigen daraus hervor, welche die Gehöfte tragen, grüne Wiesen legen sich dazwischen und halten Alles malerisch auseinander, kleine Baumpartieen verhüllen zuweilen die Landschaft dem Wanderer und bereiten die angenehmsten Ueberraschungen. In diesen Gehölzchen schlängeln sich wilde Weinreben von Baum zu Baum und bis hoch in die Gipfel, aus denen sie mit zahlreichen Früchten wie aus dem Füllhorne der Pomona herabfallen. Auf mancherlei Kreuz- und Querwegen gelangte ich durch das Thal endlich zum Garten von Nikita.

Ich durchstrich ihn zu Pferde, und als ich um eine Ecke des Weges bog, sah ich plötzlich zu meiner großen Ueberraschung den Director des Gartens mit seiner Frau und der halben Dampfschiff-Compagnie unter einem großen Wallnußbaume sitzen. Es war der Gouverneur und seine ganze Familie, die auch vor ein paar Tagen von ihrer Tour in's Innere zurückgekehrt waren und nun ebenfalls von Jalta aus, wie ich, kleine Spaziergänge machten, um damit die Zeit bis zur Rückfahrt Peters des Großen hinzuhalten. Ich freute mich sehr, alte Bekanntschaften wieder zu treffen, machte die neue des Directors, eines liefländischen Barons und seiner Frau, einer Cousine der berühmten Frau von Krüdener. Es wurde nach einigen Spaziergängen im Garten im Freien unter einigen schönen schattigen Eichen gespeist, und zum Nachtische wurden krim'sche Weine und krim'sche Geschichten aufgetischt. Die Baronin erzählte viel von ihren liefländischen Verwandten, besonders von der berühmten Krüdener, die in Karasubasar mitten unter Tataren verstorben und auch begraben ist, der Baron von einem eben so berühmten und vielleicht noch heilbringenderen Menschen, dem berühmten Pallas, der ebenfalls in der Krim lange Zeit lebte. Er war ein geborener Berliner, wirkte lange Zeit als Akademiker in Petersburg, machte weltbekannte Reisen in mehren Theilen von Rußland und zog sich dann seiner Gesundheit wegen nach Simpheropol in der Krim zurück, wo er bis 1812 lebte. Ein Jahr vor seinem Tode rief ihn sein reicher Bruder, der unverheirathet war, nach Berlin, um seine Reichthümer mit ihm zu theilen, allein er genoß nicht viel davon, denn im folgenden Jahre starb er in eben der Stadt, in der er geboren. Seine Wittwe lebt noch diesen Augenblick in Simpheropol.

O, die Krim ist durchaus nicht ohne ihre notablen Namen! So schließt sich an jene berühmte Religionsschwärmerin und diesen ausgezeichneten Ge-

lehrten eine eben so bekannte Schönheit, die einst selbst von Kaiser und Potentaten die aufrichtigsten Huldigungen empfing und die jetzt in Erinnerung dieser schönen temps passés an der Küste lebt.

Der Garten von Nikita ist natürlich voll von Genuß für einen Pflanzenliebhaber. Der Director ist ein großer Pomolog und besonders Kenner der verschiedenen Weingattungen, von denen hier vielleicht ein größeres Assortissement wächst als sonst in irgend einem Garten. Man gab uns die Zahl der Sorten auf 300 an. Da man sie so viel als möglich vollständig zu machen sucht und noch immer neue Gattungen dazu holt, so würde, wie man mir sagte, man wohl auf 400 kommen. — Von dem wilden Weine der Krim ist es nicht ausgemacht, ob er blos verwilderter oder wirklich von Hause aus wilder ist. Uebrigens rankt er überall, selbst in den wildesten Baumpartieen der Küste, auch an ganz einsam gelegenen Felsen dicht an der Küste sah ich häufig kleine Weinstöcke mit kleinen süßen Trauben.

Ein der Südküste eigenthümlicher Baum ist der Erdbeerenbaum. Er windet sich oft sehr malerisch mit seinen von einer feuerrothen Rinde bedeckten Aesten zwischen den Felsen herum, und sein Stamm schlängelt sich wie eine dicke Schlange aus den Spalten hervor. Er wächst ziemlich hoch an der Bergmauer der Südküste hinauf, doch noch höher, ganz oben steht die Pinus Taurica. Das fruchtbare und feuchte Erdreich, welches dieser Baum um sich herum anhäuft, wird von den Gärtnern der Küste sehr geschätzt, und sie holen es überall, wo sie der Fichte leicht beikommen können, sorgfältig herunter, um es unten auf ihren Blumenbeeten zu benutzen.

Der Wachholder der Küste (Juniperus excelsa) ist nicht das krüppelige, struppige, aller Zier entbehrende Gewächs, welches wir im Norden kennen, sondern ein hoher, schöner Baum. Dagegen sind die krim'schen Eichen (Quercus pubescens) nicht mit den unserigen zu vergleichen. Selbst die, welche mir an der Küste als die größten und schönsten gezeigt wurden, können sich nicht im Geringsten mit einer schönen, deutschen Eiche messen. Am auffallendsten waren mir an diesen Eichen die ungemein winzigen Blättchen.

Es wurde uns auch noch, als der Krim ganz eigenthümlich, ein Pyramiden-Apfelbaum gezeigt, und sogar, als Nikita eigenthümlich, eine fußlose Eidechse (Lacerta apoda), die sonst in der Krim nirgends vorkommen soll als in Nikita. Auch wilde Feigen- und Terpentinbäume bewunderten wir außerhalb des Gartens zwischen den Felsen. Der Kaperstrauch kriecht überall. Seine eßbare Knospe wird am meisten von Sudak und dann von Feodosia aus verfahren. Der Epheu kommt hier zu mächtigen Stämmen und ent-

faltet mitunter ein Blattgefieder an den Felſen hin, als wollte er ſie mit ſeinen polypiſch durcheinander greifenden Armen aus dem Boden heben.

Gegen Abend empfahlen wir uns allen Cypreſſen, Oliven, ſämmtlichen 300 Weinen und unſeren liebenswürdigen Wirthen von Nikita, und am anderen Tage, dem letzten vor der Abfahrt des Dampfſchiffes, das bereits, vom Grabe des Mithridates zurückgekehrt, wieder auf der Rhede von Jalta lag, machte ich noch einen Ausflug ganz anderer Art. Ich ſtieg mit einem deutſchen Arzte zu Pferde, und wir trabten in die inneren Thäler von Jalta hinein, um zu einem berühmten Waſſerfalle zu gelangen, der aber, wie ich mir gleich vorher gedacht, ſehr wenig ſeinem Ruhme entſprach, ſo daß auch hier, wie oft im Leben, der Weg ſelber mehr werth war als das Ziel.

Zunächſt kamen wir in ein Haſelnußgehölz, wo eben ganze Tataren-Familien, Männer, Weiber und Kinder, mit dem Ableſen der Nüſſe beſchäftigt waren. Der größte Theil der Haſelnüſſe, die Petersburg und Moskau knacken, — und die Maſſe derſelben iſt nicht gering — kommt aus der Krim. Es giebt dort verſchiedene Sorten, kleine kugelige, ſehr lange und große, und die größten ſind wieder rundlich. Die letzteren nennen die Ruſſen „Funduki.“ Man ſieht dieſe Waare in Odeſſa in ungeheueren Maſſen aufgeſtapelt. Von dort aus oder auch direct aus der Krim zu Wagen verſendet, vertheilen ſie ſich durch's ganze Reich. Die Tataren haben eine gute Einnahme von ihren Nüſſen, und eine wie bequeme! Sie biegen blos die langen, vollhängenden Zweige herunter, ſtreifen die Nüſſe ab, eſſen und ſcherzen dabei, ohne im Geringſten zu ſchwitzen. Wenn Einem die Sache ſo leicht gemacht wird, da hält es ſchwer, nicht etwas träge zu werden, und ich wundere mich nur, daß die Tataren es nicht noch mehr ſind.

Wir kühlten uns die Hitze des Tages mit der ſäuerlichen Frucht der Kornelkirſche (cornus escula), welche die Tataren Kiſil (Rothbeere) nennen. Sie wächſt in der ganzen Krim an allen Wegen und Stegen, und ihre Beeren gewinnen hier eine bedeutende Größe. Unſeren Geiſt fütterten wir mit Krankheit, d. h. der Arzt erzählte mir Allerlei von den an der Küſte herrſchenden Krankheiten. Die Hauptfieber, ſagte er, wären Wechſel-, Gallen- und Nervenfieber. Vom Gallenfieber bliebe kein Fremder verſchont, oft lägen ganze Gutswirthſchaften mit allen ihren Einwohnern und nichttatariſchen Arbeitern daran nieder. Die Tataren dagegen wüßten nichts davon. Das Nervenfieber nähme hier eine ganz eigenthümliche Form an und wäre faſt jedes Mal mit einer Lähmung der Glieder verbunden. Es überfiele ſelbſt die geſündeſten Menſchen und käme gewöhnlich ganz unerwartet. Plötzlich werde man unwohl und ſchwindelig, lege ſich hin und fiebere dann 30 bis 40 Tage

hindurch. Gewöhnlich wäre nur Lähmung der Füße dabei, aber oft auch stiege die Lähmung bis in den Kopf. Die Krise wäre bei diesem Fieber sehr schwer zu erkennen, und die Nachwehen wären oft eben so betrübt wie die Krankheit selbst. Lange nachher müsse man noch auf Krücken gehen, und häufig bleibe man taub. Auch von diesem Fieber wüßten die Tataren wenig. Unter ihnen dagegen wären die Wassersucht, das Wechselfieber und gichtische Krankheiten sehr häufig, auch sollten gewisse üble epidemische Krankheiten unter ihnen häufig grassiren und fast endemisch sein. Eben so zeigen sich noch oft bei ihnen die Blattern, weil sie keine Aerzte gebrauchen und auch ihre Kinder nicht impfen lassen wollen. Ihr Hauptarzt ist der Mullah, der alle Mal zum Kranken gerufen wird und der ihm gewisse Dinge von Mohamed und Allah vorspricht, worauf die Kranken wieder gewisse Dinge antworten müssen. Der Arzt wußte leider nicht, was. Auffallend aber, sagte er, wäre es, daß die Mullahs, ohne vielleicht etwas vom thierischen Magnetismus zu wissen, ihn doch bei vielen Krankheiten in Anwendung brächten. Sie machten nämlich allerlei Handbewegungen über dem Kranken, bis er in magnetischen Schlaf verfiele. Jene Bewegungen wären indeß weniger wellenförmiges Streichen wie bei uns als vielmehr ein Darauflostüpfen mit den Fingern, die jedoch nie das Gesicht des Kranken berührten. — Auffallend, sagte er, wäre die große Verschiedenheit des Gesundheitszustandes der verschiedenen Stellen der Küste, obgleich auch wieder sehr erklärlich aus den verschiedenen Verhältnissen ihrer Umgebungen. Er hätte einige Güter, wo die Leute selten krank wären, weil sie, immer von Felsen umgeben, bei ihren anstrengenden und schweißtreibenden Arbeiten vor den fatalen Ostwinden geschützt wären, andere dagegen, wo immer Alles kränkelte.

Wir kamen mit unseren Gesprächen immer tiefer in die Berge, hatten manche hübsche Scene um uns, nahe bei dem im Inneren des Thales versteckten Wasserfalle auch eine alte Ruine, deren Erbauer keine Inschrift verkündete, allein wir waren nun bis zum Grade völliger Sättigung mit krim'schen Naturschönheiten und Ruinen gekommen, und es wollte nichts mehr auf uns rechten Effect machen. Wir nahmen unseren Rückweg über ein von lauter Griechen bewohntes Dorf und besuchten dessen Kirchhof, wo uns die griechischen Buchstaben an den kleinen marmornen Kreuzen so wohl gefielen, weil sie uns an unsere kalligraphischen Schulübungen erinnerten, und eine griechische Bauernhütte, wo die Leute mit dem Aufreihen der Tabacksblätter beschäftigt waren, mit denen sie ihr Haus umkränzten, um sie trocknen zu lassen. Der krim'sche Taback ist durchaus nicht übel und wird ganz auf dieselbe Weise präparirt, geschnitten und verkauft wie der türkische.

Damit waren denn nun meine tauriſchen Wanderungen zu Ende. Nach einem ſanften Schlummer in dem würzigen Dufte meiner Apotheke gab's den anderen Morgen nun noch zu laufen, zu packen, Abſchied zu nehmen und noch ſonſt Allerlei zu thun. Um 12 Uhr ſagte ich meinem Arzte, meinem freundſchaftlichen Apotheker und Jalta ein Lebewohl, bei dem es auch hieß: „Nur in der anderen Welt ſehen wir uns wieder," warf mich in ein kleines Boot und kam bei dem ſchon von Dampf- und Menſchengewühl ſummenden und brauſenden Pyroſkaph an. Der Peter holte nun auch bald ſeinen Anker auf, ließ ſeine Räder kreiſen und ſchoß mit uns zur Bai von Jalta hinaus.

Sehr verwundert waren wir Alle, die ſämmtlichen alten bekannten Geſichter von der Herfahrt wiederzufinden. „Ach guten Tag, ſind Sie auch „wieder da? Ich dachte, Sie wollten damals nicht wieder zu See gehen?" „Ja ich wurde verhindert, Extrapoſt zu nehmen, und ziehe es nun doch ſo vor. „Man kommt kürzer weg." — „Und Sie, meine Dame, ich dachte, Sie „wollten Ihre Equipage von Odeſſa kommen laſſen?" — „Ja wir haben auch „darum geſchrieben. Allein man ſagte, es würde ſehr lange dauern, und ſo „gaben wir es lieber auf." — Kurz wir fanden uns Alle wieder und lachten uns gegenſeitig über den uns inwohnenden menſchlichen Unbeſtand aus. — „Ach, meine Herren, lachen Sie doch nicht," rief eine der polniſchen Damen, „Gott weiß, was uns noch auf dieſer Reiſe bevorſteht." Es pflegt indeß gewöhnlich ſo zu ſein, daß alle Mal nach drei Wochen ſich dieſelbe Geſellſchaft auf dem Odeſſa'ſchen Dampfboote wieder zuſammenfindet, weil gewöhnlich jeder Fremde den Kymmeriern ſo viel Zeit widmet.

Das Langweiligſte war aber das examen rigorosum, dem man ſich nun noch unterziehen mußte. Denn bald nach der erſten Begrüßung begannen die Fragen: „Eh bien, Monsieur, où est-ce que vous avez été? „Vous avez donc vu la Cascade du Djour-Djour?" — „Non, Monsieur." — „Comment, Monsieur, vous n'avez pas vu la Cascade du Djour-Djour?" — „Non, Madame." — „Ecoutez, écoutez, Monsieur n'a pas vu le „Djour-Djour." — „Eh bien écoutons ensuite, est-ce que vous avez vu „la source du Ssalgir et la caverne tout près?" — „Non, Madame." — „Comment, vous n'avez pas vu la source du Ssalgir et la caverne tout „près?" — „Non, Mademoiselle." — „Ah, Monsieur, mais qu'est-ce donc, „que vous avez vu?" — „J'ai vu, par exemple, les Tatares, Madame." — „Fi donc les Tatares! Pour vous dire la verité, je ne suis jamais „entré chez un Tatare, parce qu'il y-a toujours chez eux quantité de „pu —!"

Das Wetter war ungemein schön und blieb es bloß Mal auch auf der ganzen Reise. Die meisten der Herren verspürten auch nichts weiter von Seekrankheit als einen sehr angenehmen, etwas krankhaft erhöhten Appetit. Wir dinirten daher, an der hohen Küste vorüber rauschend, mit einer Lust, die den Neid aller Bergbewohner erregen mußte, und ließen einige Gläser auf das Wohlsein der schönen Krim erklingen.

Im Vorüberfahren winkten wir noch ein Mal allen Puncten der Küste zu, dem schönen Livadia, Oreanda, Alupka, der Honighöhle, der Scala, den Bergen des Baidar und Balaklava, und gegen Abend verdeckte uns die Dämmerung die letzten Spitzen des Chersonesus Trachea, die wir vor drei Wochen in der Morgendämmerung begrüßt hatten. Wir tranken Thee und steuerten in das freie unbegränzte Meer hinaus. Bei'm Thee erzählte ein Italiener, er habe Nachgrabungen in Jalta auf dem Kirchhofe anstellen lassen und dort 3 bis 4 Schichten von Leichnamen übereinander gefunden. Auch zeigte er ein sehr merkwürdiges griechisches Kreuz vor, das seiner eigenthümlichen Arbeit nach wohl aus den Zeiten der byzantinischen Kaiser stammen mochte. Er sagte, er habe auch ein paar große thönerne Gefäße gefunden, die er sich nach Odessa nachkommen lassen wolle. Ich selbst sah mehre solche alte ausgegrabene Gefäße in einigen Haushaltungen in Jalta in Gebrauch, unter anderen in einem Gasthofe eines, als Wassertonne eingegraben, das 16 Wedro (Eimer) faßte. Uebrigens fand ich eben solche Gefäße ganz so, wie man sie auch in Italien hier und da ausgegraben hat, auch in einigen Häusern von Odessa. Hier sagte man mir, man habe sie aus Konstantinopel, wo sie noch jetzt verfertigt würden.

Unter den Damen hatte indeß trotz dem, daß das schwarze Meer heute so artig und galant war, wie man es nur irgend von einem sonst so wirschen Gaste verlangen kann, die Seekrankheit schon schrecklich grassirt. Einige hatten sich gleich bei der ersten Landspitze mäuschenstill niedergelegt, und ihre sonst so gesprächigen Lippen spaltete bis Odessa kein Lächeln mehr, und über ihre Zunge schlüpfte kein Wörtchen oder höchstens ein sterbendes. Die einzigen beiden, die noch frisch aufrecht saßen, waren meine Strumpfstrickerin von der Herreise und meine hübsche Moldawanerin von Livadia. Ich gesellte mich zu ihnen und eben so ein Offizier, der ebenfalls die Naivität in den Jassy'schen Augen zu lieben schien. Wir saßen bis tief in die Nacht hinein beisammen, und da kamen denn allerlei Scherze und Anekdoten zum Vorschein, und zuletzt kamen wir förmlich in's Geschichtenerzählen. Einige davon waren recht interessant, und es wird sich wohl einmal Gelegenheit finden, sie aufzutischen. Jede Stunde brachte uns ein anmuthiges Histörchen, und indem so ein Stern

nach dem anderen über unseren Köpfen hinwegschlüpfte, durchschnitten wir eine Welle nach der anderen, durchschifften die Nacht, den Sonnenaufgang, den Kaffee, das Frühstück, das Mittagsessen und begrüßten mit dem letzten Glase des Desserts die Stadt Odessa, die Nachmittags aus den Wellen hervortauchte, und in deren Hafen bald alle in der Tatarei gesponnene Fäden der Freundschaft wieder zerrissen, indem unsere ganze Gesellschaft nach allen vier Winden auf Telegen, Droschken und Vierspännern auseinander fuhr.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

45
65
70
50
40
Kalmükken Steppe
Innere Kirgisen Steppe
Kirgisen Steppe
Kosakenlinie des Terek
Steppe Ankeler
Karabagh Steppe
DER KASPISCHE SEE
Wolga Mündung
ASTRACHAN
Malenei Bank
Derbent
Kuban
Terek
Kuma
Kur
Araxes
Eriwan
Georgien
Grusien
Imeretien
Schirwan
Daghestan
Kabarda
Kaukasus
Elton See
Baskuntschak
Inderskoi
Gurjew
Saratschik
Orlow
Kalmykowa
Jerofejewsk
Achtuba
Sarepta
Tschernoi Jar
Donau
Rassowa
Silistria
Warna
Schumla
Varna
Konstantinopel
Marmora
Skutari
Smyrna
Trapezunt
Erzerum
Kars
Tiflis
Gokschai
Elisabethpol
Nuchi
Schemacha
Lenkoran
Baku
Derbent
Kuban
Terek
Kuma
Kur
Araxes

D. 64 D.

Reisen

in

Südrußland

von

J. G. Kohl.

Zweiter Theil.

Beßarabien. — Zur Charakteristik der pontischen Steppen. — Die Karaïten.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.

1841.

D. 64 D.

Reisen

in

Südrußland

von

J. G. Kohl.

Zweiter Theil.

Beßarabien. — Zur Charakteristik der pontischen Steppen. — Die Karaïten.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.

1841.

Dem Herrn

Geheimenrathe Konrad von Stoffregen,

dem warmen Freunde der Natur- und Länderkunde,

als ein

kleines Zeichen aufrichtigster Ergebenheit

und Hochachtung

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

In Bezug auf die in diesem Bande enthaltenen Schilderungen der Natur der Steppen erlauben wir uns, um einer falschen Beurtheilung derselben zu begegnen, hier noch zu bemerken, daß wir sie keineswegs als Naturforscher für Naturkundige, sondern nur als reisende Liebhaber der schönen Werke der Schöpfung für eben solche Liebhaber entwarfen. — Wir wollten in diesen Aufsätzen zunächst nur insbesondere Das aus der Naturgeschichte herausheben, was vorzüglich einem Ethnographen, Geschichts- und Länderkundigen wichtig sein könnte; wir wollten die Natur und Producte der Steppen, in Hinsicht auf den Einfluß, den sie auf Geschichte und Sitten ihrer Bewohner äußern könnten, oder geäußert haben, schildern. — Dann aber strebten wir auch, für jeden Leser ein allgemeines Tableau der Steppen und ihres Naturlebens zu entwerfen, und allerdings endlich verzichteten wir auch nicht darauf, hier und da einige den Naturhistoriker vielleicht interessirende Beobach-

tungen einzuſtreuen. Denn allerdings kann jeder Reiſende, auch der reiſende Laie, ſich als im Dienſte der Wiſſenſchaft ſtehend betrachten, da er im Stande iſt, manche Bemerkung zu machen, durch deren Mittheilung dann den Forſchern gedient wird.

Der Verfaſſer.

Inhaltsverzeichniß.

Beßarabien.

Seite

Steppe Jedigan 1
Deutsche Kolonieen. — Steppenkrug. — Diebereien. — Aesopische Fabel. — Mühlenheere. — Tiraspol. — Dniestrwasser.

Bendér 6
Karl XII. — Schatzgräberei. — Wald. — Steppenflüsse. — Sprache. Landschaft.

Kischenéw 12
Bevölkerung. — Adel. — Völkernamen. — Proceß mit Jerusalem. — Sprache. — Der Spiegler. — Historisches. — Bauern. — Statistisches. — Mais. — Moldauische Kleinstädte. — Bauart. — Boxen. — Nachtquartier. — Die schöne Moldauerin. — Volkslieder. — Sperlinge. — Schilfhäuser. — Gärten. — Geier. — Malheur. — Russisches Flickwerk.

Bjälzui 37
Rußland und die Türkei. — Viehmärkte. — Räuberbanden. — Schulen. — Bevölkerung der kleinen Orte. — Bussa. — Fische. — Moldauischer Adel. — Sonnenuntergang. — Gränzmischungen. — Erinnerungen eines Juden. — Heiligenbilder. — Die Pest und die Fische. — Pruth. — Russische Beredtsamkeit. — Vieh. — Mahlzeit. — Bierbrauereien.

Gränzstadt Novosselidze 55
Mauthdirector. — Tänze der Moldauer. — Chotin und Kamenietz. — Die drei Kaiserreiche. — Abschied.

Zur Charakteristik der pontischen Steppen.

I. Oberflächengestaltung 63
Regenschluchten. — Flußthäler. — Meeresküsten. — Die Limans. — Bodenschwankungen.

II. Klima. 82
Nachbarländer. — Winterstürme. — Frühling. — Sommer. — Tanz der Steppen-Horen.

III. Vegetation 102
Russija und die Steppen. — Bäume. — Birnbäume. — Schilf. — Burian. — Gräser. — Steppenbrände. — Schilfbrände. — Heuernte.

IV. Thierleben 133
Vierfüßer. — Suslik. — Mäuse. — Wölfe. — Halbwilde Hunde. — Katzenverwilderung. — Vögel. — Trappen. — Trappenjagd. —

Seite

Birkhühner. — Raubvögel. — Dohlen. — Staare. — Eulen. — Falken. — Pelikane. — Zugvögel. — Amphibien. — Batrachier. — Krötenregen. — Eidechsen. — Schlangen. — Schildkröten. — Insecten. — Heuschrecken. — Bienenzucht. — Käfer. — Mücken.

V. Hirten- und Herdenleben 175

Die Pferde 177

Tabunen. — Pferdehirten. — Der Harabnik. — Rebellische Hengste. — Wildes Treiben. — Pferdediebstahl. — Pferdemärkte. — Hungersnoth. — Winter. — Frühling. — Pferd und Wolf. — Sommergluth. — Großartiges Dreschen. — Pferdehandel.

Die Schafherden 202

Fettschwänze. — Marschordnung. — Hirtenniederlassung. — Hirtengeschäfte. — Nacht. — Die Wjugas. — Wolfsnoth. — Die Ostscharki. — Winterstallung.

Die Herden des Hornviehes 215

Tschereda. — Viehsteige. — Wolf und Ochs. — Wilde Ochsen. — Talgsiedereien.

VI. Vergleichende Hinblicke auf die nichtpontischen Steppen 229

Der Steppenhimmel. — Gleichförmige Fauna und Flora. — Viehzucht, der nervus rerum aller Steppen. — Viehzucht der Kirgisen. — Wasserbauten der Steppen. — Die Gurkenländer. — Geographische Verbreitung des Kautschu. — Verschiedenheit in der Steppe. — Die Steppenstädte. — Odessa und Taganrog.

VII. Rußland und die Steppen 237

Das Sibirien der Römer und Griechen. — Der uralte Hader in den Steppen. — Geographische Gestaltung und politische Beziehungen der Krim. — Landfrieden, von Rußland gebracht. — Rußlands Besitzthum in der Steppe. — Die Steppen, der Ceres eröffnet. — Denomadisirung. — Das neue Rußland. — Russisches Verfahren gegen den Steppengeist. — Bekehrung der Heiden. — Ansiedelung der Nomaden. — Die Kosacken als Diener der Cultur. — Die Kosackenlinien. — Lineiski Kasaki. — Umgränzung des Weidelandes. — Innere Nomadenhorden. — Zutheilungen von Ländereien. — Aufmunterung der festen Ansiedelung. — Belohnungen. — Betrügereien und Speculationen. — Pontische Flotte. — Gährung in der Steppe. Commercielle Bedeutsamkeit der Steppe. — Zaregrad.

Nachträgliches.

Die Karaïten 257

Zu den Titelblättern.

Zum Titelblatte des ersten Theiles 267

Zum Titelblatte des zweiten Theiles 269

Beßarabien.

„Woll'n wir in dieſen Kaſten ſeh'n?
„Des Lebens Spiel, die Welt im Kleinen."

Steppe Jedigan.

„Die Berge ſtoßen freilich nie mit ihren Köpfen auf einander, aber ein „Menſch trifft immer einmal wieder auf ſeinen Freund". *) Dieß ruſſiſche Sprichwort rief mir eine werthe Freundin in Odeſſa noch in den Wagen — wir verſteckten unſere betrübten Abſchiedsgeſichter in die Pelze; denn mit dem warmen Sommer war es ſchon zu Ende — unſer Jämſtſchik hob ſeine Zügel, blickte noch ein Mal nach uns um, um zu ſehen, ob Alles in Richtigkeit ſei, und ſo ging's „paschóll drusei!" (davon, ihr Freundchen!) auf ſchönen Septemberwegen in die Steppe hinaus, ſo ſchnell, als ob wir jene feuerſchnaubenden Eiſenhengſte, von der Race der Locomotiven vorhätten, obgleich jene „Freundchen" doch nur eine ganz gewöhnliche tschetwerka (Viergeſpann) ruſſiſcher Wallachen waren.

Es iſt wahr, die Steppe bot an Genüſſen für einen Menſchen eigentlich nicht viel, etwas bei der Herbſtkühle friſch aufkeimendes Gras für die lieben Thiere und etwas hübſche Wolken für die Engel, für das Mittelding zwiſchen beiden, den Menſchen, aber ſo gut wie gar nichts, faſt gar nichts außer der weiten Ausſicht, der lockenden Ferne, der blühenden Hoffnung, und doch muß ich geſtehen, daß meine Geſinnung nomadiſch genug war, um die weite, freie, ſchrankenloſe Steppe blos dieſes Faſtnichts wegen wieder mit Freude und Entzücken zu begrüßen, als wir die Steinbauten von Odeſſa hinter uns hatten. In der That, ich begreife die Tataren vollkommen, die lieber auf Reichthum und Wohlleben, ja auf das Leben verzichten als auf die Ausſicht des freien Schweifens, und hundert Mal lieber würde ich mich bei der Horde „Budjak" oder „Jedigan" als Bürger einſchreiben laſſen denn bei irgend einem Krähe-

*) „Gora ss' goroi ne stolknussa, a tschelowek ss' tschelowekom ssoïdiotsa."

winkel als Philister. Des Menschen Stand als Bürger des Universums ist ja nomadisch, von Stern zu Stern wandernd. Warum soll er auf Erden etwas Anderes sein, als er wirklich ist? Wer sich Häuser baut, der verzichtet auf die ganze übrige Welt. Sorgend heften sich seine Gedanken an den einen Fleck. Wer nichts besitzt, der hat an Allem Antheil. Wer auf flüchtigen Rossen lebt, dem gehört das Universum, denn sein Geist schwingt sich frei in die Zukunft und die Ferne hinaus.

In der Gegend um Odessa herum blüht indessen diese Art von Philosophie, die sonst doch hier Jahrtausende hindurch ihre entschiedensten Anhänger hatte, schon längst nicht mehr. Die russische Ansiedelungstheorie hat ihr ein Ende gemacht. Die Tatarenhorde „Jedigan", die sonst hier zwischen Dniestr und Dniepr pferdemilchend wanderte, ist verstoben und verweht, theils in die nogaische Steppe gezogen, theils nach Asien geflüchtet, und wohlhabende Dörfer der Kleinrussen, der Bulgaren, der deutschen Kolonisten bauen in diesem alten Nomadenparadiese im Schweiße ihres Angesichts ihre Cerealien. Es dauerte daher nicht lange, so kamen wir ungeweihten Tatarisirenden mitten in die Feier der Ceres-Mysterien. Es war ein Dorf stiller Kleinrussen, wo wir die ersten Pferde wechselten. Die Männer droschen ihr Getreide, die Weiber hechelten den Flachs, und die Mädchen hackten Kohl, und in der Ferne, aber deutlich unseren Augen sichtbar, lag, als wären wir mitten in der ackerbauenden Pfalz — das freundliche Mannheim, d. h. die Kolonie, der ihre deutschen Einwohner, des theueren Vaterlands eingedenk, diesen Namen gaben. Leider führte unser Weg uns nicht zu den lieben Landsleuten hinüber, und wir mußten uns daher begnügen, nur einige Fragen über sie an den russischen Schreiber zu thun. Ich fragte ihn, ob die Leute fleißig wären. „O ja", sagte er, „sehr. Sie sind fleißig und leben gut. Alles arbeitet immer fort „bei ihnen, Männer und Weiber, Alte, die schon so! — zittern, und kleine Kinder, die erst so! — hoch sind!" Dann fragte ich, ob sie auch hübsch reinlich und nett wohnten. „Nein", sagte er, „es sind ja eigentlich keine ächten Deutschen, es sind „nur solche gewöhnliche Schwaben". Damit wollte er sagen, daß ich mir ihre Wohnungen nicht so elegant und gut denken müßte, wie die wohlhabenden Deutschen sie in den russischen Städten haben. Denn diese nennt der Russe vorzugsweise „niemtzi" (Deutsche), weil er sie früher kennen lernte als unsere erst später in sein Land gekommenen Bauern, und bildet sich nun ein, jeder ächte Deutsche müßte ein gebildeter eleganter Gentleman sein. Jene Bauern scheidet er daher von den Niemtzi und nennt sie alle, sie mögen von der Donau oder Elbe kommen, „Schwaben". Sonderbarer Weise macht's der Pole eben so, und von Krakau bis zur Wolga heißen alle deutschen Kolonisten bei den gemeinen Leuten „Schwabni". Uebrigens hatte der Mann,

hiervon abgesehen, doch mit der Reinlichkeit nicht ganz Unrecht, denn es ist eine für die deutschen Bauern nicht sehr schmeichelhafte Bemerkung, die man in ganz Rußland macht, daß der Kleinrusse an seinem Körper wenigstens weit reinlicher ist als der Deutsche.

Wir fuhren bis spät in die Nacht hinein, mußten aber doch endlich einkehren, denn so eben die Steppe im Ganzen ist, so sind doch die Wege, ein einziger eingefahrener Streifen ausgenommen, sehr holprich, weil die fette Erde, wenn sie bei regnigtem Wetter aufgerührt wurde, bei trockenem zu einer Menge von Höckern und Unebenheiten versteinert. Weil nun der Boden so schwarz wie Kohle ist, so erkennt man selbst bei'm stärksten Sternenlichte seine Schattirungen nicht und kann nur schwer die schmale rechte Straße einhalten. Wir stellten daher unser Ssamowar *) in dem ersten besten Steppenkruge auf und erfreuten uns des lieblichen chinesischen Gebräu's, das in jetziger Zeit in allen Steppenländern von der Mongolei bis zu den Karpathen so sehr Nationaltrank ist, daß es neben dem Branntweine allein diesen Namen verdient. In allen Steppenkrügen findet man gewöhnlich gar nichts zu beißen und zu brechen, aber doch immer ein Ssamowar, an dem man sich Morgens statt des Kaffee's, Mittags statt der Suppe und Abends zum Souper seinen unübertrefflichen Karavanenthee kocht.

Wir fanden im Kruge einen armen alten Mann mit zerlumpten Kleidern sitzen, der betrübt in's Feuer hineinblickte. Als ich ihn fragte, warum er so traurig aussehe, sagte er, er sei ein Dwornik (Thürhüter) aus Odessa und habe seine Frau in Kischenew besuchen wollen, aber in der vorigen Nacht hätten sie ihm seine Kleider und 25 Rubel Reisegeld weggestohlen, und er wüßte nun nicht, ob er rückwärts oder vorwärts gehen sollte. Mit dem Stehlen ist es vielleicht noch ärger in den Steppen als zur Saporoger- und Tataren-Zeit, denn diese Leute trieben die Sache doch nur mehr im Großen und hätten gewiß den armen Thürhüter frei zu seiner Frau reisen lassen. Jetzt wird aber überall stibitzt, da die Steppe ein wahrer Sammel- und Tummelplatz aller Läuflinge und Abenteurer aus Polen und Großrußland ist. An ein Erwischen der Schnapphähne ist da selten zu denken, denn wo will man alle die Wüsteneien von Grashalmen, in denen sie allenfalls stecken könnten, durchstöbern. Da muß man selber die Sicherheitspolizei machen. Wir bereiteten uns unser Nachtlager daher auch im Reisewagen; freilich stieg da einiger sanfter Regen zu uns in's Bett herab, doch da es kein goldener war und wir keine Danae, so kümmerten wir uns nicht darum. Auch kamen die losen Pferde des Hofes und schnüffelten nach Heu, da sie uns aber nicht die

*) Russische Theemaschine.

Börse oder das Leben abforderten, so ließen wir sie gewähren. Auch die Schweine rieben sich beständig an den Rädern unseres Wagens, und wir dankten ihnen für das angenehme Schaukeln, denn in den Steppen hat man Ursache, Alles so viel als möglich von der beßten Seite zu nehmen, wenn man etwas Vergnügen dabei gewinnen will.

Die Herren in Rußland haben das Eigene, daß, wenn sie den Dienenden etwas schnell zu thun befehlen, sie sich gleich des Comparativs bedienen. Sie rufen nicht wie wir: „Bringe meinem Freunde schnell den Gruß," sondern: „Bringe ihn ihm schneller, aber schneller" (skoräje! skoräje!) Sie, denen nichts schnell genug geht, wissen schon im Voraus, daß ihre Bedienten, denen nichts zu langsam ist, es doch nicht schnell thun werden. Diese aber ihrerseits rufen immer auf das „skoräje" ihrer Herren „ssei tsasch! ssei minut!" (sogleich, diese Minute!) und lassen dann doch noch einen ganz artigen Reigen tanzender Minuten vorüber gehen, bevor sie sich rühren. Daher pflegt man denn auch sprichwörtlich in Rußland zu sagen: „ssei tschas!" das heißt „bis morgen früh, und „ssei minut!" „bis zum nächsten Mondswechsel!" Als wir daher gegen Morgen aus unserem Bette herauscommandirten: „dawai loschadei! skoräje!" „Gebt Pferde! aber schneller!" hieß es immer abwechselnd: „ssei tschas!" und „ssei minut!" und zwischendurch hatten wir immer noch Zeit, ein Schläfchen zu machen. Als wir endlich etwas ungeduldiger auf die Leute eindrangen, hieß es: „Seid ruhig, Herren! „Der süße Schlaf ist uns nahe, und bis zum Lichte ist noch weit." Das Letztere würden wir zu Deutsch sagen: „Die Sonne geht noch lange nicht auf." Die Hauptsache bei'm russischen Kutscher ist, daß man ihn nur erst auf dem Bocke hat, dann geht es aber auch, wie wenn man ein Schiff vom Lande in's Wasser zieht.

Unterwegs sahen wir einen kleinrussischen Bauer eine Aesopische Fabel aufführen. Er wollte seine vier Ochsen zum Brunnen treiben, die ihrerseits dazu keine Lust hatten und sich auf die Seite kehrten. Er schlug sie, und die Ochsen fingen an zu traben. Nun wurde er böse und warf ihnen seine dicke Keule nach; darüber erschraken die Ochsen nun so, daß sie förmlich in die Steppe querfeldein Reißaus nahmen, und der Bauer setzte sich vor Aerger an den Brunnen und riskirte, daß sie ihm gestohlen würden. Er dachte wohl: „Nun wenn ihr mir ehrlichem Kerle nicht gehorchen wollt, so könnt „ihr auch dafür den Schimpf haben, in die Hände eines ehrlosen Diebes zu „kommen."

Die Steppenwege sind immer so breit, daß man meint, man fahre von Rom nach Babylon, und doch zielten wir nur von unserem letzten Nachtquartiere auf das Städtchen Tiraspol, dessen Mühlen wir denn nun auch

bald entdeckten. In den Steppen und überhaupt in ganz Südrußland verkündigen sich nämlich die menschlichen Wohnplätze von fern nur durch ihre Mühlen, da die Ortschaften selbst immer mit Stumpf und Stiel in Schluchten und scharf eingeschnittenen Thälern versenkt liegen und auch nicht mit einem einzigen Schornsteingipfelchen auf das Steppenplateau hervorblicken. Die Mühlen des Ortes aber, die, weil klein, immer sehr zahlreich sind — bei manchen Flecken findet man ihrer 50 bis 60, bei Tiraspol zählte ich 62, bei Odessa über 400, mancher Dorfpriester hat allein 4 bis 6 — stehen immer auf dem Rande des Plateau's, wie eine Herde dicht zusammengedrängt. Sie geben den sonderbarsten Anblick von der Welt, wenn sie bei frischem Winde so mit ihren tausend Armen — eine jede hat nach der Landessitte 6 bis 8 — durcheinander haspeln, zumal wenn eine Fata Morgana sie hoch in die Luft erhebt. Wenn mehre Orte in der Nähe sind, so sieht man oft vier bis fünf solcher Mühlenheere gegen einander zu Felde liegen, und es war ein Glück für den geplagten Sancho Pansa, daß sein Herr keine genaue Kenntniß von diesem Lande hatte, denn sonst hätte dieser ihn gewiß auch noch hierher geschleppt, um seiner Pflicht gemäß jene wüthenden Steppen-Riesen zum Frieden zu zwingen.

Die Stadt Tiraspol, wie alle diese Dniestrstädte mit so eleganten Namen, z. B. Ovidiopol, Gregoriopol u. s. w., ist nichts als ein weitläufiges und wüstes Gewebe an einander gereihter kleinrussischer und moldauischer Chaten *), die klein und elend, aber von außen und innen reinlich sind. Es war gerade Jahrmarkt in der Stadt, ein „drennoi Shidowsky kramerowoi Jarmanka," wie sich die Postmeisterin ausdrückte, „ein nichtsnütziger jüdischer Krämermarkt." Dennoch wunderten wir uns, wie aus allen diesen Hütten so zahlreiche und zum Theil sehr gute Equipagen zur Spazierfahrt auf den Markt hervorströmen konnten, aber so ist es in Rußland. Das nomadische Element steckt ihnen noch — freilich vielfach maskirt — im Blute. Ein russischer Offizier wird seiner Braut viel von seiner vierspännigen Equipage vorreden, wenig von seinem comfortablen Hause. Ich glaube, wenn in Leipzig nur die Hälfte von den Vier- und Sechsspännern sich zur Messe zeigten, die wir hier zu dem jüdischen Krämermarkte fahren sahen, es würde einen Auflauf in der Stadt geben.

Die sogenannte Festung von Tiraspol ist, eben so wie die von Ovidiopol, durch nichts fest als durch immense Erdwälle, die so viel Terrain einschließen, daß die Bevölkerung einer Provinz darin Platz hätte. Ich habe aber vergessen, wie viel Dutzend Kosacken darin liegen. In Ovidiopol fand ich

*) Kleinrussischer Ausdruck für Bauernhaus.

16 Mann und ihren Offizier. Dieſe Feſtungen des linken Onieſtrufers ſind jetzt für Rußland unwichtig geworden, da nun auch die etwas beſſeren alten türkiſchen Feſtungen von Bendér und Akerman, die den vorigen gegenüber liegen und von Stein erbaut ſind, in ſeine Hände gekommen ſind.

Die Einwohner von Tiraspol haben gar keine oder ſchlechte halbſalzige Brunnen, wie die Steppe durchweg, und ſie trinken daher das Waſſer des Tiras (Onieſtr), welches ſie ungemein loben, indem ſie ſagen, es ſei weich, ſüß und gebe einen vortrefflichen Thee (Letzteres vergißt der Ruſſe nie hinzuzuſetzen, wenn er ein Waſſer lobt). Fremde Reiſende nehmen es ſogar in Flaſchen mit, um ſich in der Steppe guten Thee bereiten zu können. Nur vom Waſſer des Pruth wird es noch übertroffen. Doch muß man es ſich zuvor einige Zeit abklären laſſen, denn es iſt, weil der Onieſtr ungemein raſch fließt und beſtändig feine Theilchen der ſchwarzen Steppenerde mit fortführt, außerordentlich trübe und faſt von grauſchwärzlicher Farbe, und zwar in dem Grade, daß, wenn man etwas davon mit der Hand ſchöpft, das Gewebe der Haut durch das Waſſer hindurch nicht zu erkennen iſt.

Bendér.

Hinter Tiraspol fährt man in das tief ausgewaſchene Thal des Onieſtrs hinab. Wir enterten dort im Sande einen großen Achtſpänner, der eben aus Wien und Paris zurückkehrte und uns nach Neuigkeiten über Odeſſa anſprach. Es war ein reicher junger Herr, der ſich der Mode wegen bei'm Grafen Woronzow als Civilbeamter hatte anſtellen laſſen, den ſein Amt aber durchaus nicht hinderte, ſein Leben aus Schlafen, Diniren, Spielen und Ausflügen nach Paris zuſammenzuſetzen. „Das iſt auch einer von Denen," ſagte unſer Kutſcher, „die da leben, der Teufel weiß, wo, und die da arbeiten, der Himmel weiß, was, und die Orden und Rang empfangen, ſie wiſſen ſelber nicht, wie."

Im Angeſichte von Bendér*), deſſen Fort ſich mit gewaltig hohen Mauern und dicken runden Thürmen auf dem hohen Ufer des Fluſſes recht hübſch präſentirt, ſetzt man über den Onieſtr, der hier nur 67 Klaftern breit und dagegen nach der Ausſage der Bootsleute 8 Klaftern tief iſt. Es hat dieſer große Fluß überhaupt durchweg bis zu ſeinem Ausfluſſe bei ſehr unbedeutender Breite eine ſehr große Tiefe, und er windet ſich von Anfang bis zu Ende wieeine Schlange in einer unzähligen Menge kleiner Krümmungen, aber mit reißender Schnelligkeit zum Meere hinab, von welchem Allen wohl Mancher

*) In Deutſchland ſpricht man immer Bénder, aber dieß würde man im Lande ſelbſt kaum verſtehen.

in der großen Ebene der Steppen gerade das Gegentheil erwartet hätte *). Bei Bendér und Tiraspol fängt man noch viele große Störarten. Viel weiter hinauf gehen diese Fische nicht. Ich sah in Odessa einen von Tiraspol herübergeschafften Hausen, der allein an kleinen nadelkopfgroßen Eierchen zu Kaviar 80 Pfund gab. Bis Tiraspol und Bendér gehen nun auch von der Mündung her die wichtigsten der ungeheueren Schilfwaldungen hinauf, die den Fluß zu beiden Seiten oft bis auf 10 bis 12 Werste Breite begleiten und aus denen die Stadt Odessa wie die ganze Umgend weit und breit sich mit Schilfe zum Brennen, zum Häuserbau, zum Dachdecken, für die Zäune, für die Matten und für hundert andere Zwecke versorgt **).

Wenn wir sagten, die Festung Bendér präsentire sich gut, so ist darunter aber auch ausschließlich nur die Festung zu verstehen, denn die Stadt, die daran hängt, präsentirt sich eigentlich gar nicht. Wie ein Bild mit verwischten Zügen greifen die endlosen Reihen der niedrigen Häuser unbestimmt und schrankenlos in die weite Steppe Werste weit hinaus, und aus dem Gewimmel von Hütten ragen nur hier und da einige steinerne Kirchen als für's Auge faßbare Gegenstände hervor. Die alte türkische Stadt ist von den Russen radical mit Stumpf und Stiel ausgerottet, was freilich nicht viel sagen will bei so schwach im Boden wurzelnden Städten, wie die moldauischen, die, gegen unsere Städte gehalten, Einem ungefähr so vorkommen, wie ein Gebüsch oder ein Kohlgarten gegen einen Wald. Das türkische Bendér lag im Norden der Festung, wo jetzt freies Feld ist. Der einzige Stumpf, der noch von ihm existirt, ist ein kleiner Minaret. Das russische neue Bendér liegt mit seiner moldauischen, jüdischen, armenischen, bulgarischen und malorossischen Bevölkerung im Süden und Westen. — In der Festung selbst liegt nur ein Regiment Infanterie und eine Batterie Kanonen. Seine Festungen schützten Rußland nicht, wenn es seine Wüsteneien nicht thäten.

Leider mußten wir uns einen Abstecher nach dem nur eine Meile entfernten Warnitza versagen, um unsere Füße in Karl's XII. Fußstapfen zu setzen. Doch ließen wir uns den jetzigen Zustand des Hauses beschreiben, unter dessen Trümmern jener Held seinen heroischen Eigensinn büßte. Es ist noch jetzt nicht dem Erdboden ganz gleich, und man kann noch deutlich in den Mauerresten den Plan des Hauses erkennen, obgleich Alles mit Gras überwachsen ist. Das Andenken des „Schwetzky Koröll“ ***) lebt noch unter dem

*) Es lohnt sich vielleicht, alle die einzelnen Puncte dieser Behauptungen noch ein Mal gelegenheitlich umständlicher zu beleuchten und eine genauere Charakteristik dieses merkwürdigen Flusses zu geben.

**) Auch diese Schilfwaldungen verdienen eine eigene Ausführung.

***) Des schwedischen Königs.

Volke fort, das natürlich auch nicht unterlassen hat, diesem Orte, an dem ein so sonderbarer Geist spukte, eine so sonderbare Geschichte anzuhängen. Unter dem zerstörten Hause soll sich nämlich ein großes Kellergewölbe befinden, von oben bis unten mit den Schätzen des entführten Königs angefüllt, bei denen er seine eigene Tochter, eine schöne Prinzessin, zu ihrer Bewachung zurückließ. Diese Prinzessin sitzt dort nun auf einem prächtigen Stuhle, die Schätze bewachend und einen Erlöser erwartend. Die Verheißung lautet, daß wer sie und ihre Schätze findet und Beides richtig in's ferne Schwedenland überbringt, die Hälfte der Kostbarkeiten zum Geschenke, die Prinzessin zur Frau und, wenn er den alten Karl XII. noch am Leben findet, wohl gar das Königreich Schweden zum Erbtheile bekommt. Die Sache ist nur die, daß bisher noch Niemand jenes Gewölbe hat erreichen können, obgleich schon Viele darnach gegraben haben. Die Schätze sind nämlich besprochen und nur einem Gewissen bestimmt. Kommt aber dieser Rechte, der wird Alles lösen.

Ueberhaupt wird nirgends in der Welt mehr von vergrabenen Schätzen gesprochen und Schatzgräberei nirgend mehr betrieben als in den südrussischen Steppen. Alle Todtenhügel (Kurgane) werden fortwährend von Schätzesuchenden durchwühlt, und die Kosakenoffiziere am schwarzen Meere, wie auch manche Gutsbesitzer, sind beständig eben zu diesem Zwecke mit Erdbohrern so thätig, wie die Bauern mit den Schaufeln. Die Leute können nicht begreifen wo alle die spanischen Realen, die deutschen Thaler, die arabischen Zechinen und die persischen Gold- und Seidenstoffe hingekommen sind, welche die früheren Bewohner dieser Gegend aus Kleinasien, Polen, Ungarn, der Moldau und Krim zusammenraubten, und denken nicht daran, daß sie ohne Zweifel das Meiste von Dem, was sie auf blutigen Kriegswegen zusammenrafften, verjubelten und auf friedlichen Handelswegen wieder in die weite Welt hinausließen, und ohne Zweifel das Wenigste dem in Bezug auf eingesäete Goldstücke so unfruchtbaren Schooße der Erde anvertrauten. Allerdings kommt aber doch zuweilen einmal Einer vom Kaukasus herüber, der bei den jetzt dort stehenden saporogischen Kosacken herumspionirte und von ihnen erfuhr, daß da oder dort noch etwas vergraben liege, und spürt dann auch noch mitunter nicht ohne Erfolg nach.

Gleich hinter Bendér noch auf der Steppe von Warnitza hatten wir vom schwarzen Meere aus das erste wahre Steppengehölz. Allerdings gehen in dem tiefen, stets befeuchteten Dniestrthale, so wie auch am Bug und Dniepr, Waldungen mit schönen großen Bäumen noch weiter hinunter. Allein sie bleiben immer nur in der Tiefe dicht an den Flüssen, und auf die Steppe selber steigt so wenig etwas hinauf, wie aus dem schönen waldigen Jordanthale auf die arabische Sandwüste. Das südliche Beßarabien, Neurußland u. s. w.

ist Alles kahles Steppenplateau, zu dessen Gräsern und Dorngebüschen die schöne Waldvegetation Podoliens und der Ukraine von herrlichen Eichen, Linden, Ahornen, Buchen durch verschiedene Stufen auf ähnliche Weise übergeht, wie die üppige Vegetation der Thäler zu den Heidekräutern und Alpenrosen der Berggipfel. Man kann die Kette dieser Stufen, im Ganzen genommen, so bezeichnen: Hohe Tannen- und Fichtenwaldungen in den Karpathen, Volhynien, Mohilew, — schöne Eichen und Lindenwaldungen im nördlichen Podolien und in der nördlichen Ukraine — und endlich einzelne krüppelige Eichen und Fruchtbäume, Dorngebüsch und Gestrüpp in dem südlichen Beßarabien und Neurußland. Der Wald von Bender nimmt eine bemerkenswerthe Stellung in dieser Stufenfolge ein. Er ist einer der am meisten hinausgeschobenen Holzungen der Steppen-Gränzländer und bezeichnet den ersten schwachen Uebergang aus der ächten Steppe zu anderen Oberflächenformen, er ist der erste feine Strich jener dichten nordischen Waldschattirung. Er ist 10 Werste lang und 5 breit und besteht einzig und ausschließlich aus Eichen. Diese Eichen sind aber sämmtlich ungesund und krüppelig, und obgleich nicht eigentliches Gebüsch, sondern zwergartige Bäume, doch durchweg nicht höher als 10 Fuß. Mit Gebüsch untermischt, stehen sie alle sehr weitläufig auseinander und bieten dem Menschen weiter nichts als dünnes Brennholz. Im Winter ist das Gehölz ein bedeutender Sammelplatz für die Wölfe, deren Schaaren unter seinen Sträuchern vor der Rauhheit der kahlen Steppe Schutz suchen.

Wir fuhren 7 Werste weit am Rande dieses Waldes hin und bogen dann wieder über unabsehbare Grasfelder zum Thale des Buik hinab. Dieser Buik fließt in den Dniestr und ist, wie alle die kleinen Steppen-Nebenflüsse des Dniestrs, ein sehr unbedeutendes Herrchen. Er hat sich aber doch ein sehr weites Thal ausgegraben, in welchem er einherschreitet, wie ein Zwerg im Riesenkostüme. Es giebt nichts Schmuckloseres auf der Welt als eine Steppennymphe, besonders im Sommer oder kurz nachher. Entweder liegt sie dann im Schilfe und Schlamme schmachtend, oder wo sie noch ein Bißchen Fluß hat, da schleicht sie vollkommen nackend und unbekleidet durch's Gras, vergessend, daß selbst das schöne Wasser nur halb verschleiert wohlgefällt. Ich habe solche Flüsse meilenweit durch die Steppe laufen sehen, ohne daß sie auch nur ein einziges Büschlein, geschweige denn einen Baum getränkt hätten, viel schlimmer als die niederländischen Kanäle. Nur im Frühlinge bei der Schneeschmelze zeigen sich diese Herren gewaltig und groß und blasen sich dann während einer kurzen Zeit so auf, daß sie großen Strömen gleichen, doch schon der regenlose Mai setzt sie wieder auf den Sand.

Dessenungeachtet fanden wir im Buikthale einen ganz vortrefflichen Weg

auf dem glatten festen Grasboden, der am Flusse hinaufgeht, und das Werk der Reise förderte sich daher in raschem Galopp bis zu der Bender zunächst liegenden beßarabischen Station Tschepradi. Der Dniestr, Karl XII., seine Tochter, der Wald, dieß Alles hatte uns so beschäftigt, daß wir in der That bisher das neue Land ganz vergaßen, in welches uns der Uebergang über den Dniestr versetzt hatte. Auf der neuen Station frappirte uns daher alles Neue, das wir auf einmal bei Menschen und Thieren, im Häuserbau, in Geräthschaften und Sprache entdeckten, um so mehr. Das Erste, was ich, aus dem Wagen steigend, traf, war ein auf Moldauisch keifendes Weib, das einen Burschen zur Rede setzte, einige Mädchen zum Fleiße antrieb und auch selber sich so geschäftig erwies, daß mir gleich unwillkürlich die waltenden Frauen von Schiller einfielen, die da lehren die Mädchen und wehren den Knaben im häuslichen Kreise, und gleich vermuthete, diese Frau müsse aus dem Lande der tüchtigen Hausmütter sein. Sie sagte mir sogleich auf Deutsch, daß ich mich nicht irre, sie sei eine Deutsche, aber nicht aus Deutschland, sondern aus Kronstadt in Siebenbürgen, sei hier auf allerlei Umwegen unter die Moldauer gerathen, habe mit ihrem Manne schon seit 10 Jahren die Poststation in Pacht und lebe, Gott sei Dank, deductis deducendis ziemlich gut und zufrieden. Ach ja die Deutschen, wo sind die nicht zufrieden und so mäßig glücklich! Mitunter allenfalls in ihrem Vaterlande nicht, aber sonst genießen sie in Rußland wie in der Moldau bei den Grusiniern wie bei den Tataren, in Schweden, England und Italien, in Europa und Amerika eines sehr comfortablen Glücks. Dieß kommt daher, weil sie das juste milieu aller Nationen sind. Sie sind aus einem weichen, nachgiebigen, philosophischen Teige gebacken, lassen ihre eigenen Vorurtheile leicht fallen, setzen denen der fremden keine harte Stirn entgegen und besitzen bei einer großen physischen Unbeholfenheit eine merkwürdige Gewandtheit des Geistes, mit der sie sich leicht in den Gesichtspunct anderer Leute hineinfinden. So vergleichen sie sich leicht mit dem Russen über die Knute, gegen die sie doch ihre freisinnige Denkungsart in Schutz zu setzen wissen, verlernen bald bei'm Amerikaner ihre Könige und Hochwohlgeborenen und gewinnen am Ende durch ihren Fleiß und ihre Sinnigkeit den Beifall aller Parteien.

Mit Entzücken ergriff ich hier die Gelegenheit an der äußersten Gränze des römischen Reichs gegen die Skythen meine gute Landsmännin sogleich zu meiner Lehrmeisterin in der Sprache jener römischen Kolonisten zu machen, die sich so wunderbar lange in ihrer Eigenthümlichkeit hier zwischen den Karpathen und dem schwarzen Meere erhalten hat, wo man weniger als irgendwo eine Spur jener entlegenen Zeiten noch zu finden hoffen sollte. Ich nannte eine Menge von Dingen her, die mir meine Lehrmeisterin dann auf Moldauisch

ſagte, die lateiniſchen Worte ſchrieb ich mir auf, und kein Sprachunterricht fing je beſſer bei mir Feuer als dieſer der alten Poſthalterin, weil in Betracht der Zeit und des Orts ein jedes neue Wort ein wunderſam aus grauer Vorzeit in dieſe neueſten Weltſtunden, aus Italien in's Skythenland herüber ſchallender Klang war. Manche römiſchen Worte ſitzen ganz ſo unverſehrt und reinerhalten in der moldauiſchen Sprachmaſſe, wie die cubiſchen Speckſtücke in einer Blutwurſt, oder, um mich eines edleren Bildes zu bedienen, wie die weißen Quarzkryſtalle im rothen Porphyr, ſo gleich die Zahlen: „Uno, duo, tri.“ Man hört die Römer ſprechen. — Alsdann „bun di!“ (guten Tag!) und „bun ävenit“ (von advenire, Willkommen!). Welch' wunderſamer Willkomm, der von der Tiber bis zum Dnieſtr durchhallt durch alle die achtzehn Jahrhunderte und durch die hundert Völkerſchaften, die ſeitdem hier verwüſtend paſſirten. — Die Antwort auf den Gruß: „Sluga dum talle!“ freilich wieder rein ſkythiſch. — „Kasa,“ ein Haus, „Kine“ (canis, chien), ein Hund, „Nassu,“ Naſe, faſt ganz ſo, wie man in Rom dieſe Dinge nannte. Aber nun etwas völlig Conſervirtes: „bo,“ der Ochſe, „vacca,“ die Kuh. Wie machten es die Römer, daß ſie ſelbſt dieſe Dinge die Völker umtaufen lehrten? Wie durchgreifend, wie eindringlich muß dieſes Volk geweſen ſein! Wie feſt hat es die europäiſchen Völker gepackt und ſie ſich aſſimilirt, die noch heute vom äußerſten Weſten in Spanien bis zum entfernteſten Oſten am Pontus ſeine Sprache reden. Sonderbar aber, daß ſie den Moldauern nicht das „qu“ und das „c“ in gewiſſen Zuſammenſetzungen beibringen konnten, und noch ſonderbarer, daß dieſe es immer mit p, einen hinteren harten Gaumenlaut mit einem vorderen weichen Lippen-Conſonanten verwechſelten, wie z. B. „apa“ ſtatt aqua, das Waſſer, „patru“ ſtatt quatuor, vier, „opto“ ſtatt octo, acht, oder auch mit einem m, z. B. „lemne“ ſtatt lignum, Holz, „limba“ ſtatt lingua, die Zunge u. ſ. w.

Allein wir mußten abbrechen, denn die Jämſchtſchiks hatten ſchon ihre Peitſchen geflochten, ihre Röcke bereits geflickt, ihre Mützen längſt gefunden, ihre ganze Takelage endlich am Wagen aufgetakelt und noch ſonſt Alles verrichtet, was ein ruſſiſcher Poſtillon, der nie ſchlagfertig iſt, zu verrichten hat, ehe es heißen kann: „paschóll!“ — Im Abfahren fragte ich die Alte, wann ſie mir meine zweite Lection geben wollte. Das Rädergeraſſel ließ mich aber ihre Antwort nicht vernehmen.

Unterwegs ſprachen wieder tauſend Dinge von einem neuen Lande, die dicken, rundlichen, gut genährten Pferde ſowohl, als das etwas kleinere Hornvieh. Beides blieb ſo in der Art in ganz Beßarabien. Die ſchon in den kleinruſſiſchen Dörfern große Iſolirung der Gehöfte iſt in den moldauiſchen noch größer, wo jede Wirthſchaft durch einen rund herum ſie ganz einſchlie-

ßenden Zaun von den anderen getrennt ist. Dabei ist außerhalb dieses Zauns um jede Wirthschaft ein völlig leerer und kahler Raum, der durch keinen Baum beschattet wird und auf dem dann die kleinen Fußwege von einem Nachbar zum anderen sich kreuzen; daher bekommen, von Weitem gesehen, die moldauischen Dörfer etwas so äußerst Zerstückeltes und Buntes, wie eine Flickendecke. Die Leute, die darin herumgehen, die Moldauer, sehen auf den ersten Blick von außen noch wilder aus als die Maloroſſianen, besonders weil sie nicht wie diese das Hemd am Halse zuknöpfen, und sich daher immer eine breite, braune, dichtbehaarte Brust zeigt. Ihre Kopfhaare fliegen ihnen eben so wie den Kleinrussen immer auf dem Haupte herum, als wenn sie sich so eben in der hellsten Verzweiflung gerauft hätten. In dem ganzen Buikthale bis nach Kischenew hinauf fanden wir die mongolischen Grabhügel (die Kurgane oder Mogilos) am Flusse hin in der Tiefe der Thalrinne, und zwar zu unserer größten Verwunderung, denn sonst in ganz Rußland bezeichnen sie immer gerade die höchste Erhebungslinie zwischen zwei Thälern, auf der sie stets genau hinlaufen, ängstlich jede Vertiefung meidend. Während bei Odessa herum schon aller „Kukurus" (türkischer Weizen) geerntet war, stand hier noch das Meiste im Felde. Auf der letzten Station jagten wir mit einem moldauischen Priester um die Wette, der auch vier Pferde, aber außer dem, was seine feisten Backen, seine Brust, seine Waden u. s. w. mehr austrugen als die unsrigen, weniger Gepäck hatte als wir. Unser Jämschtschik war aber früher Kutscher bei einem Generale gewesen und behauptete das Prä, als wenn er seinen General noch hinter sich hätte. Einige Meilen von Kischenew fangen schon die Hügel zu den Seiten an, sich mit etwas dürftigem Gehölz zu belauben. Gegen Abend passirten wir den Buik, der hier um diese Zeit kaum 10 Ellen breit ist, und die beßarabische Hauptstadt Kischenew nahm uns in ihre Thore auf.

Kischenew.

Wir quartirten uns bei einem aus Galizien hierher eingewanderten Armenier ein, bei dem wir ein für die mäßigen Ansprüche russischer Reisender vollkommen genügendes Wirthshaus fanden, mit allen möglichen negativen Tugenden, freilich aber auch mit einigen dergleichen Untugenden, ohne Ungeziefer, ohne Schmuz, ohne Betten, ohne Möbeln, ohne Marqueurs, ohne Feuchtigkeit im Fußboden, ohne Löcher im Dache und ohne zerbrochene Fenster. Man ist mit solchen Eigenschaften in Rußland schon sehr zufrieden, wo man in dieser Hinsicht nicht halb so ungenügsam ist wie in Deutschland. Man raubt sich ein paar Stühle zusammen, legt sich Pelz und Wagenkissen für die Nacht zurecht, läßt das herrliche Samowar aufstellen, berauscht sich

ein wenig in dem lieblichen Thee und läßt ſich's nicht einfallen, dem Wirthe den Vorwurf zu machen, daß ſein Sopha ſchlecht gepolſtert und ſeine Trüffeln keine franzöſiſchen ſeien, weil er Keins von Beidem producirt.

Wir nahmen alsbald nach unſerer Ankunft die Stadt in Augenſchein und ihre 20 Nationen in Verhör und ſind im Stande, über ihren jetzigen Zuſtand einiges Friſche zu berichten. — Die Ruſſen empfingen Kiſchenew aus den Händen der Türken als einen ſehr unbedeutenden Ort. Denn unter ihrer Herrſchaft wurde der nördliche Theil Beßarabiens von Chotim, der mittlere von Bendér, der ſüdliche von Akerman aus gouvernirt. Erſt die Ruſſen erhoben den Ort, der ungefähr in der Mitte des langen Beßarabiens liegt, zum politiſchen und mittelbar daher auch zum commerciellen Hauptſitze der ganzen Provinz, und ſeitdem iſt es denn der Stadt, die vor dreißig Jahren kaum ein paar von Gänſen und Schweinen bevölkerte Straßen hatte, in die Adern geſchoſſen wie einem belgiſchen Kohlkopfe, und ſie iſt aufgegangen wie ein Pudding. Dabei wächſt ihr gleich einem Kometen der Schweif ſo raſch, daß nicht nur unſere ſtatiſtiſchen Werke, ſondern auch ſelbſt die letzten officiellen Berichte der Ruſſen mit den Angaben über ihre Größe bedeutend hinter der Wahrheit zurückbleiben. Kiſchenew gehört jetzt ohne Zweifel zu einer der größten Städte Europa's, d. h. ich meine in Beziehung auf den Raum, über den das Labyrinth ihrer Hütten und Häuſerchen ſich ausbreitet, denn ſie hat nicht weniger als fünf Werſte im Durchmeſſer und etwa zwei deutſche Meilen im Umfange. Ihre Einwohnerzahl beläuft ſich auf die Summe von 40,000 und iſt zuſammengeſetzt aus folgenden Nationen: Großruſſen, Maloroſſianen, Tataren, Moldauern, Juden, Armeniern, Bulgaren, Deutſchen, Franzoſen, Griechen, Polen, Serbiern und noch einigen minder zahlreichen Stämmen. Von Türken iſt längſt keiner mehr da, ſo wie man auch ſchon in der Walachei nicht einen mehr findet.

Das Hauptelement der Bevölkerung bilden in dieſer ihrer Hauptſtadt nicht die beßarabiſchen Moldauer, ſondern, wie überhaupt in den beßarabiſchen Städten, Akerman etwa ausgenommen, die Juden. Sie zählen 15,000 Köpfe und haben ein eigenes großes Quartier inne. Ihre Gemeinde iſt hier alſo ſelbſt noch zahlreicher als in Odeſſa. Sie leben hier wie überall, ſchachern, feilſchen und ſprechen Deutſch. Durch ihre Hände gehen insbeſondere die bedeutenden Quantitäten von Leinſamen, Weizen und Talg, die Kiſchenew als vorzüglichſter Binnen-Handelsort Beßarabiens nach Odeſſa ſpedirt. Sie haben eine große Synagoge in der Stadt und außerdem noch ſieben Schulen.

Von Bulgaren befinden ſich hier nahe an 800 Familien. Sie beſchäftigen ſich meiſtens mit dem Viehhandel und ſind alle große Viehzüchter, ein fleißiges, induſtriöſes, aber knauſeriges Volk. Die Wirthſchaft der Bulgaren ſoll an

Ordnung und eifrigem Betriebe, wie uns auch hier wiederholt wurde, die der Deutschen oft bedeutend übertreffen. Mancher Kischenewer Bulgar hat seine 4000 bis 6000 Stück Vieh in den „Kimps" (moldauisch statt „Steppen"). Auch sind sie die Gärtner von Kischenew und haben große Felder in Pacht, auf denen sie „Baschtans" für Zwiebeln, Melonen, Arbusen, Kürbisse, Sonnenblumen, Gurken und andere dergleichen hier beliebte Früchte anlegen.

Die Großrussen sind hier meistens nur zeitweilig und treiben, wie überhaupt im ganzen russischen Süden, die schönen und insbesondere die architektonischen Künste. Sie sind „Kamenschtschiki" (Steinhauer), „Plotniki" (Zimmerleute), „Stukkaturschtschiki" (Stukkaturarbeiter), Zimmermaler, Baumeister u. s. w.

Die Kleinrussen zeigen hier, wie auch sonst überall, mehr Hang zur Schneiderei, Schusterei und zu anderen unwichtigeren Künsten. Beide, jene wie diese, sind natürlich auch die vorzüglichsten „Tschinnowniki" (Beamten).

Die Zigeuner sind Schmiede, Holzschneider, Siebmacher und nebenbei Pferdehändler, wie in der ganzen Moldau und allen den Gegenden bis zum Kaukasus hin. Sie wohnen in der Nähe der Stadt in den Wäldern herum, arbeiten aber auch zuweilen in der Stadt selbst.

Die Armenier zählen hier 100 Familien. Sie halten die Wirthschaften und insbesondere, wie in Odessa, die Rasirbuden. Viele Armenier handeln auch mit orientalischen, persischen und türkischen Stoffen. Unter den Letzteren giebt es viele Reiche.

Die Deutschen sind so zahlreich hier, daß sie eine eigene Kirche und einen Prediger haben, und sie geben die Lehrer, Beamten, Diener, Handwerker und Ackersleute her. Auch kommen deutsche Kolonisten aus der Umgegend fleißig zur Stadt. Man zählt 200 evangelische Deutsche. Aber unter den 800 Katholiken, welche in Kischenew wohnen, mögen auch noch einige Deutsche sein, obgleich die meisten Katholischen wohl Polen sind. — Der Franzosen sind wenige, doch stehen drei Pensions-Anstalten für den Adel unter ihrer Leitung.

Der Adel und die Honoratioren der Stadt bestehen meistens aus den russischen Beamten, und die großen Bojaren der östlichen Moldau leben zum Theil in Jassy, zum Theil in Odessa, zum Theil ganz in der Fremde, nur ein geringerer Theil in Kischenew. Doch kommen auch hier einige ihrer bedeutenden Namen vor, ein Balysch, ein Stursa, ein Dimitri u. s. w. Consul reipublicae, d. h. „Golawa" (Haupt) war im Herbst 1838 ein reicher Bulgar, Namens Minko.

Was die Bauart der Stadt betrifft, so ist sie, wie alle moldauischen Städte und wie nie die russischen, ein so unregelmäßig angehäufter und in

der Schnelligkeit von 20 Jahren zuſammengeballter Häuſerklumpen, daß es nicht möglich iſt, einen Plan darin zu erkennen, und man nur hier und da eine ordentliche Straße findet. Doch brechen ſich jetzt die ruſſiſchen Gouverneure nach ihren Plänen mit Macht in dieſem Häuſerwalde Bahn. Ihr Verfahren dabei iſt ſehr einfach, aber höchſt merkwürdig, ja, wenn man will, hart. Man höre! Wenn Jemandem von der oberſten Gewalt auffällt, daß hier und da ſchlechte und häßliche Häuſer in der Stadt ſtehen, oder wenn er wünſcht, daß irgendwo ein gerade Straße durchgehen möchte, oder wenn er ſieht, daß die Leute über die vorgeſchriebene Linie des alten Planes hinausgebaut haben, ſo läßt er einen Polizeidiener einen Farbentopf zur Hand nehmen und ihn auf gewiſſe bezeichnete Häuſer die Worte „Na sslomku!“ (Abzubrechen!) ſchreiben. Dieſer Mann nimmt alsdann eine Leiter, und ohne die armen Leutchen, die ihm ganz verwundert zuſehen und nicht wiſſen, was er macht, weiter zu fragen, ſetzt er ſie an die ihm bezeichneten Häuſer und ſchreibt daran: „Abzubrechen bis zum 1ſten Oct.!“, oder: „Abzubrechen bis 1840!“, oder: „Abzubrechen das Vorderhaus!“, oder: „Abzubrechen bis zum zweiten Fenſter!“, und ſo bekommt jedes Haus, je nachdem es ganz oder nur halb im Wege ſteht, je nachdem es ſchon ganz morſch oder noch ziemlich neu iſt, dieſe oder jene Inſchrift, einen kürzeren oder längeren Termin, in ſchwarzen Lettern, welche die armen Leutchen jammernd anſehen, deren Inhalt ſie aber genau befolgen müſſen *). Natürlich läßt ſich eine ſolche Revolution und Umgeſtaltung bei einer Stadt wie Kiſchenew nicht auf einmal herbeiführen. Aber man führt die Sache peu à peu ein. Leider kommt man aber ſchwerlich je damit zu Ende. Denn die oberen Behörden wechſeln erſtaunlich oft und mit ihnen die Pläne, und das, was der Nachgiebigere aufzubauen duldet, will der Strengere wieder eingeriſſen haben.

Die Hauptſtraße in Kiſchenew iſt mehre Werſte lang, und ruſſiſche Beamte haben in ihr mehre anſehnliche Häuſer gebaut. In allen anderen Stadttheilen ſind aber die wenigſten Häuſer von Stein, die meiſten von Holz, Lehm und Schilf zuſammengeſetzt, meiſtens gelb angeſtrichen, die Fenſter ſind nach moldauiſcher Art mit ſchwarzen Strichen und Arabesken eingefaßt, und Alles iſt nach kleinruſſiſcher und moldauiſcher Weiſe mit vielen hölzernen Säulchen geſtützt. Das Innere der Häuſer iſt natürlich noch verſchiedener ein-

*) In deutſchen Augen und nach den Verhältniſſen unſerer Städte genommen, erſchiene ein ſolches Verfahren ultrabarbariſch. Es iſt auch ſelbſt in Rußland hart genug und koſtet, wie man ſich denken kann, auch in Kiſchenew Thränen. Allein es iſt doch durch eine Menge von Umſtänden dort minder hart, erſtlich wegen der ſchlechten Bauart der Häuſer und der Leichtigkeit, ſie wieder herzuſtellen, und dann wegen der Gewandtheit, mit welcher die Leute ſich in das Unabänderliche finden. Denn ein Ruſſe beklagt und oppanirt ſich nicht, weder gegen das Schickſal, noch gegen die Obrigkeit.

gerichtet als das Aeußere. Die Deutschen und Russen leben auf ihren stelzigen Stühlen und Tischen, die Armenier, Bulgaren u. s. w. auf ihren orientalischen Teppichen, Matten und Divanpolstern. Von den Türken ist nichts mehr vorhanden als ein schöner öffentlicher Springbrunnen, wie diese großen Wasserliebhaber denn überall, wo sie in Südrußland gewesen sind, wenn auch gar nichts, doch ein gut ausgeführtes Andenken dieser Art zurückgelassen haben. Der Kischenewer Springbrunnen speit sein schönes Wasser aus vierzig Röhrchen, und die Einwohner loben die Türken noch jetzt darum.

Die Gegend um Kischenew herum ist hügelig; ja es giebt unter seinen Hügeln manche, die man fast kleine Berge nennen könnte. Diese Hügel haben Wäldern zum Anhalte gedient, die nun schon ein ganz anderes Ansehen haben als jener Bendérische. Man findet in ihnen zum Theil die schönsten Eichen und Buchen, ich sage zum Theil, denn die Kischenew'schen Wälder sind doch noch weit davon entfernt, das zu sein, was die nördlichen podolischen sind. Die Umgegend von Kischenew, in einem Radius von fünf bis sechs Meilen, ist reicher an Brennholz als irgend eine in ganz Beßarabien, und es geht dasselbe daher von hieraus nach allen Seiten hin als wichtiger Handelsartikel in die umliegenden Steppenlandschaften. Nach dem Norden von Beßarabien, wie nach dem Süden, nach Odessa, Ismaël und Jassy. Nach allen diesen Orten wird es auf der Achse geführt, und selbst nach Odessa hin nicht der Dniestr dazu benutzt. Das Brennholz geht also merkwürdiger Weise auf den langsam schlendernden Ochsenwagen 25 bis 30 Meilen weit und noch weiter. Ich glaube, daß man dazu in dem ganzen übrigen Europa kein Gegenstück findet.

Der Wein von Kischenew oder überhaupt der Moldauer genießt unter den Völkern dieser Gegend eine Art von Berühmtheit und ist besser als der aus der Umgegend von Odessa. Die Stadt Kischenew verhandelt davon jährlich 800,000 bis 900,000 Wedro (Eimer) nach den russischen Provinzen. Auch fangen bei Kischenew schon die wilden Obstbaumgehölze an, mit deren getrockneten Früchten, Aepfeln, Birnen, Kirschen, sie Handel treiben, und die weiter nach Nordosten in der Ukraine zu weiten Waldungen sich vergrößern.

Fische bekommen sie hier aus dem Dniestr, vor allen Dingen aber aus dem Liman (dem Haf). So nennen sie hier nämlich vorzugsweise den Liman (das Haf) des Dniestr, obgleich er 25 Meilen von ihnen entfernt ist. Interessanter aber noch sind die Benennungen der benachbarten Länder, Staaten und Völker. So nennen sie die Polen, deren alten Namen sie beinahe völlig conservirt haben, Lachi. Was aus Oesterreich kommt, nennen sie „Awstrisky" oder „Cesarsky" (Cäsarisch). Aber sie sprechen auch von dem „Zare Niemtschask" (deutschen Reiche). Die Türkei heißt „Zare Turtschask" und Rußland

„Zare Russask“. Sonst heißt ein Großrusse auch, wie überhaupt in der ganzen Moldau und einem Theile von Kleinrußland und Polen, „Muskal“ (Moskowit). Das Mittelstück ihres eigenen Landes nennen sie „La Bessarabia“, den südlichen Theil noch zuweilen wie zur Tatarenzeit „Budjak“. Was wir die Walachei nennen, heißen sie „La Mantia“. Wenn man z. B. Jemanden fragt, der aus der Nähe von Bucharest oder aus der Stadt selbst ist, woher er sei, „deunde jest?“ so heißt es: „de la Mantia“.

Die Geistlichkeit von Jerusalem liegt in diesem Augenblicke in Proceß mit der von Kischenew. Es handelt sich dabei um nicht weniger als 15,000 Ducaten Revenueen. Der beatus possessor ist die moldauische Geistlichkeit und der angreifende Theil die palästinische. Sie begründet diese Ansprüche auf Schenkungen mehrer in Jerusalem verstorbener Pilgrime, deren Vermögen die heimische Geistlichkeit in Besitz genommen, ich weiß nicht, unter welchem Rechtstitel. Die beßarabischen geistlichen Herren haben schon lange Jahre hindurch jenes runde Sümmchen jährlich zulaufender Ducaten genossen. Die Jerusalemer forderten anfangs auch das Genossene zurück und stellten darüber einen ungeheueren Calcul auf. Jetzt haben sie aber diesen Punct schon fahren lassen und fordern blos die 15,000 Ducaten für die Zukunft und meinen, diese bescheidene Forderung könnten die Moldauer denn doch wohl eingehen. Allein diese repliciren, daß auch ihnen die Aussicht in eine heitere sorgenlose Zukunft unendlich viel lieber sei als die Erinnerungen an die schönsten bereits genossenen Bissen. Weiter ist die Sache noch nicht gediehen. Die Jerusalemer suchen jetzt auf diplomatischen Wegen zum Ziele zu gelangen.

Spät Abends besuchten wir noch unseren armenischen Wirth, den wir mit seiner ganzen Familie — Frau, Töchtern und kleinen Kindern — beschäftigt fanden, Zwetschen von ihren Kernen zu befreien, um sie zu dem hier in Beßarabien, Galizien und dem östlichen Ungarn, überhaupt in allen Karpathenländern so beliebten Zwetschenmuße einzukochen, welches unter dem Namen „Pówill“ einen nicht unbedeutenden Handelsartikel dieser Gegenden ausmacht. Es waren lauter abgerundete armenische Gesichter, Nase, Wangen, Kinn, Kopf, Alles rund und eckenlos wie eine Kanonenkugel, und dabei das Eine so regelmäßig gearbeitet wie das Andere. Wir lernten wieder etwas Moldavano-Lateinisch: „mare,“ groß (major), „kap“ (caput, Kopf), „luminare“ (Licht), „luna“ (Mond), das Wort ist so rein sitzen geblieben, wie der alte römische Mond am Himmel selber, — „ploja“ (Regen), „muna“ (Hand), „deschit“ (digitus, Finger), „dinze“ (dentes, Zähne). Selbst die wilden Thiere haben noch ihren römischen Stempel: „lup“ (Wolf), „hulp“ (Fuchs), nicht weniger Mann und Frau: „wom“ (homo), „femia“ (fe-

mina). „O la Bessarabia formos loc“ (O Beßarabien ist eine schöne Landschaft!) — Welch interessanter Unterricht für solche Neulinge im Moldau'schen, wie wir waren, und dabei so hübsch untermischt mit Zwetschen-Powill und schönen armenischen Wirthstöchtern.

Am anderen Morgen hatten wir noch einige Besuche von Juden. Sie verwechselten uns unsere russischen Banknoten gegen Ducaten, welche durch die polnischen Landschaften die beßte Münze sind. Sie nennen die vollwichtigen Ducaten „blanke“. Ein ganz schöner neuer heißt aber „a Schpiegler“, in welchem Ausdrucke sich erstaunlich viel von dem Charakter dieser Nation abspiegelt.

Kischenew gab uns zu unserer großen Betrübniß einen allzuthränenreichen Abschied. Denn es weinte von seinem Himmel herab, als hätten wir's bestellt, und wir waren schon nicht wenig besorgt, daß alle unsere schönen Wege in die Brüche gehen möchten. Denn ein paar Tage mit Regenwetter machen aus dem fetten Boden Beßarabiens leicht einen so morastigen Bruch, daß man mitunter eine leichte Kalesche nicht mit vier Ochsen durchbringt. Wir zogen uns daher in das Innere unseres Wagens und unserer Pelze zurück und flohen alsdann aus dieser unangenehmen Gegenwart Beßarabiens in seine heitere Vorzeit zurück, mit Hülfe der Jassy'schen Zeitungen und historischen Blätter, mit denen einige Kischenewer Freunde unseren Wagen gütig bepackt hatten.

Der Fürst Kantimir, ein Zeitgenosse Peter's des Großen, hat eine Geschichte der Moldau geschrieben, und ein Deutscher, Sulzer, hat dieselbe in drei Bänden noch umständlicher auseinandergesetzt, beschrieben und deutlich und verständlich zu Jedermanns Nutzen expliciret und discutiret *). Daher wird denn nun wohl Niemandem mehr die Geschichte der Moldau ein Räthsel sein, und männiglich wissen, daß die Sache so zuging:

Als das große Volk der Römer unter seinem mächtigen Kaiser Trajan in das Land der Dacier, das jetzige Ungarn und Siebenbürgen, kam, eroberten sie bei dieser Gelegenheit auch die jetzt von den sogenannten Moldavanern bewohnten Länder, wo damals aber ebenfalls Dacier gefunden wurden. Die Römer nahmen das ganze Land für sich, bestimmten den Dniestr als Gränze ihres Landes, setzten sich dort in Alba Julia (das weiße Julia, — das jetzige „Akerman“, oder „Kerman“, oder „Bielgorod“, welches Alles nur verschiedene Ausdrücke verschiedener Völker für „die weiße Stadt“ sind), alsdann in der Colonia Jassiorum (der Kolonie der beiden Brüder Johann's, dem jetzigen Jassy) und anderen an Orten fest. Ferner bauten die Römer Wälle zur

*) Sulzer's Werk, obgleich in etwas altmodigem und weitläufigem Style, ist übrigens unvergleichlich viel gründlicher und geistreicher als das von Kantimir.

Vertheidigung des Landes*), und dann brachten sie alle Männer, die sie in demselben fanden, um's Leben, verheiratheten sich mit deren Frauen und Töchtern, und so bildete sich auf eine ganz natürliche und leichtfaßliche Weise ein dako-romanisches Volk."

In den bösen, bösen — nicht blos für die Zeitgenossen, sondern auch für einen Geschichtsschreiber — bösen Zeiten der Völkerwanderung ging ein Theil dieser Dako-Romanen unter. Der Hauptstamm floh aber mit Weib und Kind in die transsylvanischen Gebirge, eroberte sich hier unter tapferen Anführern ein kleines Gebiet an der Quelle der Maroſch und vergaß mit der Zeit sein altes Vaterland, so daß die Wiederauffindung desselben für sie eine wahre neue Entdeckung war.

Ihr Fürst Dragoſch machte diese Entdeckung. Derselbe jagte nämlich eines Tages einen der wilden Ochsen, die damals in Siebenbürgen häufig waren. Der Ochse aber lief immer weiter und weiter und endlich gar über die Berge hinüber. Dragoſch erreichte ihn erst in einem ihm ganz fremden Lande an den Ufern eines kleinen Flusses, in welchen sich der wilde Ur ganz erschöpft und matt hineinstürzte. Dragoſch tödtete ihn nun leicht. Zu gleicher Zeit mit dem Ochsen büßte aber auch des Fürsten Lieblingshund, die Molda, in den Wellen ihr Leben ein. Jener betrauerte tief diesen Verlust und nannte den unbekannten Fluß zum Andenken an seinen edlen Jagdhund, dessen Blut nun in ihm floß, die Moldava. Zu gleicher Zeit aber sahen sich die Jäger ein wenig in dem neuen Lande um, das sie recht hübsch und durchaus ohne Bewohner fanden. Sie untersuchten die Bäume, die Weiden und das Erdreich und fanden Alles viel üppiger und fruchtbarer als in ihren Bergen. Dragoſch zog daher wiederum mit seinen Romanen aus den Bergen in die Ebene hervor und baute die Stadt Roman, in welcher er und viele seiner Nachkommen residirten. Dieß alles geschah in der Nähe des Flusses Moldava, dessen Name nach und nach auf das Volk selber überschlich.

Allmählig verbreiteten sie sich von hier aus immer weiter in dem unbewohnten Lande, und das Centrum ihres Gebietes entfernte sich immer mehr von ihren siebenbürgischen Gebirgen, zunächst nach Sutschawa, wo die moldauischen Fürsten lange residirten und in welcher jetzt österreichischen Stadt noch in diesem Augenblicke sich mehre Ruinen ihrer Schlösser befinden, alsdann nach Jassy unter ihrem berühmten Fürsten Stephan, unter dessen Herrschaft die moldau'sche Nation die schönste Glanzperiode ihrer Macht erreichte und von den karpathischen Bergen bis zum schwarzen Meere, wie

*) Noch jetzt giebt es Reste eines großen, von Trajan erbauten Walles in Beßarabien.

von den Ufern des Dnieſtr über die Donau hinüber bis zu den Bergen des alten Macedoniens herrſchte, in allen den Ländern, in welchen noch bis auf dieſen Augenblick ihre Sprache und Sitte herrſcht, in ganz Beßarabien, in der ganzen Bukowina, in einem Theile von Siebenbürgen, in der ganzen jetzigen ſogenannten Moldau und Walachei, in einem Theile von Serbien und der Bulgarei bis tief in die macedoniſchen Gebirge hinein.

Jener Stephan wird von den moldavaniſchen Patrioten „der Große" genannt, und von ihm und ſeinen Thaten handelt die moldau'ſche Iliade, „die Stephanide", welche ein noch jetztlebender moldauiſcher Dichter Namens „Beldemar" gedichtet hat und welche viel Schönes enthalten ſoll. Nach Stephan's kräftiger Regierung bildete die Moldau lange Zeit hindurch einen bedeutenden Staat mitten zwiſchen Ungarn, Polen und der Türkei und vertheidigte zuweilen mit gutem Erfolge ihre Unabhängigkeit gegen alle drei mächtigen Reiche. Der Fürſt Michael beſiegte in einem und demſelben Monate ein großes Türkenheer und eine polniſche Armee, die ihm, während er mit den Türken beſchäftigt war, verrätheriſcher Weiſe in's Land fiel und deſſen Woiwoden er zwang, zum ewigen Andenken ihrer Treubrüchigkeit, einen großen Acker zu bepflügen und mit Buchen zu bepflanzen. Der Buchenwald, welcher daraus entſtand, gab der Bukowina (dem Buchenlande) ihren Namen.

Die Ungarn und Polen wußten indeß die moldauiſchen Vorwerke gegen die Türken nicht genug zu unterſtützen, die letzteren überflutheten daher doch allmählig das Land, den Staat zertrümmernd. Sie theilten ihn verſchiedenen Provinzen ihres Landes zu, Serbien, Bulgarien, und das Uebrige ſonderten ſie in zwei Hauptſtücke, die Walachei und Moldau, und ſetzten in jedem Stücke einen eigenen Fürſten ein, der aber jedes Mal nur ſieben Jahre regierte. Die Einſetzung eines ſolchen Fürſten war immer ein Handel, und da die Griechen in Konſtantinopel die beßten Handelsleute waren, ſo wurde der Fürſtenſtab faſt immer einem meiſtbietenden Griechen zu Theil. Am Ende ſeiner ſieben Regierungsjahre, während deren er natürlich auch noch Viele von ſeiner Freundſchaft in's Land lockte, zog er ſich gewöhnlich unter die Zahl der Bojaren oder auch wieder nach Konſtantinopel zurück, und ſo kam es, daß allmählig faſt der ganze Adel der Moldau bis in die Bukowina hinein gräciſirt wurde. Einige Theile des Landes bekamen dann auch wohl noch beſondere Verwaltungen und Namen, ſo die öſtliche Moldau zwiſchen dem Pruth und Dnieſtr, deren Namen Beßarabien ſich indeß vielleicht auch ſchon aus der Zeit vor den Türken datirt, wo die Familie Beßarab auf dem moldauiſchen Throne ſaß. In der neueſten Zeit, bei dem Zuſammenbrechen der türkiſchen Macht und bei dem wunderbaren Steigen der öſterreichiſchen und ruſſiſchen

Adler, bekam die arme Moldau nur noch mehr Herren, und die 5,000,000 Menschen, welche „pa Moldawaneschti“ (auf Moldauisch) reden, sind in diesem Augenblicke in noch ärgerer Zerstückelung als Polen unter folgende Herrschaften vertheilt:

1) unter Oesterreich seit sechszig Jahren die Bukowina,
2) unter Rußland seit sechsundzwanzig Jahren la Bessarabia,
3) unter dem unabhängigen Fürsten von Jassy die sogenannte Moldau,
4) unter dem unabhängigen Fürsten von Bukaresht la Walachia oder la Mantia,
5) unter Siebenbürgen ein Gebirgsland,
6) unter Ungarn eine nicht unbedeutende Ebene,
7) unter dem serbischen Fürsten Milosch ein kleiner Theil,
8) und endlich noch kleine, von Moldauern bevölkerte Striche unter der Pforte.

Das Schlimmste ist, daß des armen Landes Schmerzen bei dieser Vivisection noch lange Zeit dauern werden, denn die Operation ist noch nicht völlig beendigt. Es steckt noch immer in einer fatalen Klemme, und den abgeschnittenen, noch blutenden Theilen hat noch kein eigener Kopf und Schwanz wieder wachsen können. Die Souverainität der beiden Fürstenthümer ist ein eben solches Blendwerk wie die Freiheit, mit der die Römer Griechenland kurz vor seinem Untergange beschenkten, oder wie die Unabhängigkeit, die Katharina der Krim verlieh und die in ihrem Gefolge zwei blutige Schlachten hatte, welche der Krim den Rest gaben. Die Fürsten sind jetzt auf Lebenszeit ernannt, in der Walachei ein „Ghika“ aus alter, national-moldauischer Familie und in der Moldau, einem Lande, das von einem Hunde seinen Namen hat, ein „Krammetsvogel“ [Sturza *)]. Beide befinden sich in so übler Lage wie ihr Land. Sie stehen zwischen dem russischen Consul, dem türkischen Kaiser und ihrem Bojarenrathe in einer fatalen Mitte und können ohne die Einwilligung Aller nichts unternehmen. Dem armen Krammetsvogel ist wohl schon längst seine Schlinge bereitet, wenn es nun auch nicht gerade eine grünseidene türkische sein sollte. Einstweilen speis't er aber noch von den hübschen Beeren, die darin stecken, seinen guten Gehalt und seinen hübschen Titel.

Der Titel der alten, unabhängigen Fürsten der Moldau war: „Ich Wojewoda und Gospodar der Moldau“ (Heerführer und Herr) einfach und kräftig, jetzt lautet es nach den Jassyer Journalen, die in französischer und moldauischer Sprache zugleich erscheinen: „Son Altesse Souveraine

*) „Sturza“ heißt auf Deutsch Krammetsvogel.

notre Prince Régnant.“ Die Titel pflegen sich immer zu verlängern, wenn die Macht schwindet. Es ist eben so wie mit unseren Feudal-Seigneurs des Mittelalters, die blos „wohlgeborene“ Freiherren waren, während ihre Nachkommen jetzt „hochwohlgeborene“ Unterthanen sind. Wenn diese souverainen Hoheiten der Moldau erst einmal russische Beamten geworden sind, so werden sie für ihren Titel noch ein tüchtiges Stück Papier ihren Promulgationen anflicken müssen. — Es ist doch eigen, daß die Menschen sich immer gerade mit Dem am meisten brüsten, was sie am wenigsten haben, so die Moldauer mit ihrer erbärmlichen Souverainetät. Auf jeder Seite ihrer Tagesblätter sieht man alle Augenblicke die Worte: „Son Altesse Souveraine.“

Die Moldau empfing den Schlag, der sie elektrisirte, im Jahre 1828 und ist seit der Zeit in einem beständigen Desorientalisiren und Europäisiren à la Russe begriffen. Ihre Truppen haben ganz das Exercitium und durchaus das äußere Ansehen der russischen Truppen, und jeder der beiden Fürsten hat davon ungefähr 12,000 Mann unter dem Gewehre. Die Moldauer formen sich mit derselben Leichtigkeit von Ackerbauern zu Soldaten um wie die Russen. Auch sind seitdem schon viele Schulen errichtet worden, und über ihre Wirksamkeit in den zehn Jahren ihrer Existenz ist kürzlich eine relation historique erschienen. In Jassy erscheinen bereits nicht weniger als fünf Zeitschriften, und in Bukaresht sogar sieben. Sonderbarer Weise sind diese Zeitschriften in Oesterreich verboten. Verbesserungen in Polizei und Bauart der Städte sind schon vielfach eingetreten. Kurz Alles wird sich noch so lange umgestalten und organisiren, bis es reif ist, dann wird Beßarabien, das bis jetzt nur noch ein „russisches Oblast“ (Gränzprovinz unter gesonderter Verwaltung) ist, ein „Gouvernement“ werden und der Titel „Oblast“ auf die beiden Fürstenthümer übergehen.

Was nun Beßarabien insbesondere betrifft, so findet man in diesem Lande noch erstaunlich viel Sympathie für das türkische Regiment. Dieß ist natürlich; denn das Alte, wenn es auch noch so schlecht war, gewinnt immer in unseren Augen, so wie etwas Neues an seine Stelle getreten ist. Doch haben die Leute auch noch ihre besonderen Gründe, die sie, darüber befragt, mit zwei Worten so zusammenfassen: „Unter den Türken zahlten blos die „Reichen, und die Armen gaben gar nichts. Jetzt aber müssen Alle mehr „geben, und die Armen am allermeisten.“ Ein alter Mann in Akerman drückte sich gegen mich so aus: „Ach Herr, das Herrenthum ist jetzt größer geworden.“ Der Beamten sind nämlich mehr geworden, die Mauth ist eingeführt, die Schulmeister erheben ihren Scepter, die Offiziere ihren Stock.

Und welches Volk würde gern Schüler und Rekrut? Dazu aber kommt, und das ist wohl ein Hauptgrund, daß viele Güter an russische Besitzer kamen, die gewohnt sind, von ihren Bauern Alles zu fordern, Arbeit, Geld und Producte, und sie als Leibeigene zu betrachten. Es läßt sich also nicht denken, daß sie einen großen Respect vor den alten, von den ehemaligen moldauischen Wojewoden zum Besten der Bauern gegebenen Gesetzen haben werden, welche keine Leibeigenschaft anerkennen und die dem Herrn zu leistende Arbeit nur auf zwölf Tage im Jahre beschränken. Allerdings sind durch einen Ukas diese Gesetze als gültig anerkannt worden und es ist sogar den Herren verboten, von Rußland aus ihre Leibeigenen in Beßarabien einzuführen, allein welch schwaches Schild ist ein solches Gesetz gegen den Eigennutz!

In der Bukowina fanden wir gerade ein umgekehrtes Verhältniß. Dort waren die Bauern sehr wohl mit der Regierung zufrieden und lobten sie, daß sie sich ihrer gegen die Herren annähme, und wir reis'ten später noch eine Zeit lang mit bukowinischen Gutsbesitzern, die nach Wien gingen, um dem Kaiser gegen die Beschränkung ihrer Gerechtsame von Seiten des Gouvernements eine Supplik zu überreichen. Wohl der Regierung, über welche die Armen sich freuen!

Die zwölf Arbeitstage, welche nach alten Gesetzen in allen moldauischen Landen gelten, scheinen freilich eine außerordentlich geringe Forderung an die Bauern, allein der Fuchs steckt dahinter. Die alten Gesetze sagen die Sache nur so ziemlich einfach und ehrlich ohne viele Erläuterungen und meinen, ein jeder Bauer, der ein Gütchen von seinem Herrn habe, solle ihm zwölf Tage arbeiten, wie ein tüchtiger Mann zu arbeiten pflegt, und in alten Zeiten mag das auch so ehrlich ausgeführt worden sein. Später aber hat sich die Auslegungskunst daran gemacht. Die Herren fingen an zu fragen: „was heißt „eine Tagesarbeit? Das kann unmöglich so viel heißen, als daß uns der „Bauer einen Tag auf dem Felde arbeite, so wie es ihm gut dünkt, heiß und „fleißig oder lau und flau. Dann könnte er uns zwölf Tage an zwölf Garben „herumdreschen und sagen, er habe das Gesetzmäßige geleistet. Es muß also „das Maß einer Tagesarbeit näher bestimmt werden." Und eben dieses Maß einer Tagesarbeit nun ist mit der Zeit so stark aufgelaufen, daß die Bauern hier und da drei bis vier Tage zu thun haben, um eine der sogenannten zwölf Tagesarbeiten des Gesetzes zu beenden.

Es kann z. B. ein Bauer bei ordentlichem Fleiße an einem Tage 50 bis 60 Snop (Garbenhaufen) Getreide mähen. Es werden ihm aber in manchen Gegenden 120 bis 200 Snop auf den Tag gerechnet. — Eben so erhöhen die Herren den Bauern auch noch andere Leistungen, z. B. Das,

was sie für das Vieh dem Herrn zahlen müssen, welches sie auf seinem Grunde und Boden halten. Im Durchschnitte zahlen sie in Beßarabien 12 Kopeken (etwa einen Silbergroschen) für eine Ziege und für ein Schaf und 60 Kopeken (etwa 5 Silbergroschen) für ein Pferd und für einen Ochsen jährlich Weidegeld. Ferner kommt nun die für die Bauern fatale Stadt Odessa dazu, deren belebende Einwirkung auf die ganze Umgegend den speculativen Herren natürlich unvergleichlich viel fühlbarer und heilsamer ist als den armen Bauern, deren Speculation bis dato noch ziemlich unbedeutend war. Daher die vielen Klagen der Beßarabier über die langen und beschwerlichen Fahrten nach Odessa, mit denen ihre Herren sie quälen, und endlich über die neuen Ansiedler in ihrem Lande, insbesondere die deutschen Kolonieen, deren allein in Beßarabien über fünfzig zu zählen sind, die alle blühen, freilich dadurch auch dem Lande viel nützen und freilich auch nur durch ihr eigenes Verdienst und ihren Fleiß blühen, aber zum Theil doch auf Kosten der Landeskinder, denen sie vielen Profit vorwegnehmen.

Beßarabien wurde bisher noch immer als ein halbes Ausland betrachtet. Die Provinz hat noch eine eigenthümliche Verwaltung. Alles Gesindel, alle entlaufenen glebae adscripti, alle flüchtigen Rekruten u. s. w. suchen daher so schnell als möglich den Dniestr zu erreichen und glauben sich schon so ziemlich geborgen, wenn sie ihn erst im Rücken haben. Das Land ist daher gefüllt mit allerlei verlaufenem Volke, das natürlich dem Landmanne auch keinen Vortheil bringen kann. Die Behörden des Landes nehmen diese Leute, wenn auch nicht mit offenen Armen, doch ohne viele Umstände auf, um ihre Provinz immer mehr zu bevölkern, ja von Zeit zu Zeit sind sogar einige Städte Beßarabiens, z. B. Akerman, für ein Asyl aller Schelme erklärt worden, d. h. sie haben das Privilegium dann und wann erhalten, jeden ohne Paß Anlangenden in die Gemeinde ihrer Bürger aufzunehmen. Man sieht daher eine Menge von Leuten, die sich auf diese Weise aus Vagabunden in ehrliche Bürger verwandelt haben. Hieraus erklärt sich auch die außerordentliche Zunahme der Einwohnerschaft der beßarabischen Städte, und eben so auch die sehr interessante Erscheinung, daß an mehren sehr stark bevölkerten Ortschaften Beßarabiens schon seit einer geraumen Reihe von Jahren kein einziger Mensch gestorben ist. Es könnte dieß einem Statistiker, der die Verhältnisse des Landes nicht kennt, viel zu vermuthen und zu denken geben über die außerordentliche Zähigkeit der Lebenskraft, über die Gesundheit des Klima's und über die erstaunliche Größe der mittleren Lebensdauer. Doch erklärt sich die ganze Sache sehr einfach aus einer kleinen Finesse, deren sich die Stadtobrigkeiten bedienen, um ihre Bürgerzahl wachsen zu machen. Meldet sich nämlich ein Entlaufener und bittet darum, als „Meschtschanin"

(Bürger) bei der Stadt angeschrieben zu werden, so sagen sie: „Nein, lieber „Freund, das geht nicht! Du hast ja keinen Paß. Doch bleibe hier einige „Zeit, wir wollen sehen, ob wir Etwas für Dich thun können." — Dann warten sie, bis ein Bürger in der Stadt stirbt, und lassen nun den Neuangekommenen wieder vor ihrem rothen Tische erscheinen. Sie fragen ihn: „Wie heißt Du?" — „Iwan Gritschow." — „Wie alt?" — „25 Jahre." „Nun, hör', Iwan, hier ist gestern Mitrophan Kalenko in seinem fünfzigsten „Jahre gestorben. Wenn Du Bürger werden willst, so mußt Du seinen „Namen und sein Alter annehmen, und wir wollen Dich dann an seine Stelle „setzen und Dir seine Papiere geben." Iwan Gritschow geht das mit Freuden ein und nennt sich in Zukunft Mitrophan Kalenko von 50 Jahren. Der Gestorbene wird höheren Ortes gar nicht als gestorben angegeben, lebt vielmehr noch lange nach dieser Metamorphose fort, bis sie ihn dann doch endlich einmal, vielleicht noch nach einer dritten und vierten Verjüngung in seinem 150sten Jahre sterben lassen müssen. So haben sie nun immer eine Menge von Ueberläufern bereit, die dann allmählig den Namen der Gestorbenen untergeschoben werden. Natürlich lockt diese Methode, die Bevölkerung zu mehren, nicht immer viel edlere Gemeinde-Elemente heran, als die waren, aus denen Romulus seine Bürgerschaft zusammensetzte, und dabei ist das Schlimmste, daß durchaus auch nie Quiriten daraus werden. Während dieses Sommers trafen wir nicht weniger als 300 Leute von allen Nationen der östlichen Hemisphäre, Russen, Deutsche, Franzosen, Italiener, Griechen, Moldauer, Tataren ꝛc., im Ostrog (Gefängnisse) zu Akerman, und nicht viel weniger (man sagte uns 180) zu Kischenew, was bei der ununterbrochen statthabenden Spedition nach Sibiren etwas Ungeheueres ist.

Man kann sich nun nach dem Allen denken, daß der Theil des moldaulschen Volkes, der mit Beßarabien an Rußland gefallen ist, sich bei einer solchen Fluth guter und schlimmer, ihm aber auf gleiche Weise unangenehmer Dinge, die von Rußland her auf ihn einstürmen, sich nicht sehr wohnlich mehr in seiner Heimath fühlt.

Indeß wir so, in alten und neuen Zeiten stöbernd, die Hügel- und Waldlandschaft hinter Kischenew durchglitschten, — denn bei nassem Wetter schlüpfen und schleudern die Wagen auf diesem fetten Boden ganz eben so hin und her, wie auf glattem Schnee gezogen, — hatten sich die neuesten Momente, welche der Himmel uns und dem Lande schenkte, wieder ziemlich aufgeklärt, und wir gewannen zu Zeiten sehr weite Aussichten in die Landschaft, die neben den unbegränzten Weideplätzen in dieser Gegend fast eben so große Maisfelder zeigten. Denn von Kischenew an bis in die Bukowina

hinein zu den Karpathen ist der türkische Mais in einem noch weit höheren Grade als in dem übrigen russischen Süden das Hauptgewächs der Felder und die Hauptnahrung der Menschen und Thiere. Die Ochsen und Pferde bekommen die Blätter und Stauden und fressen sie wegen des vielen darin enthaltenen Zuckersaftes außerordentlich gern. Die Ochsen werden fett darnach und die Kühe geben die beßte Milch davon. Das Geflügel mästet man mit den Körnern, und es wird äußerst wohlschmeckend nach diesem Futter, das ihm selber so wohl schmeckt. Der moldauische Mensch genießt diese Frucht auf die manchfachste Weise. Man röstet sie in der Asche, man kocht die ganzen Aehren im Wasser und bestreicht sie nachher mit Butter, sogar roh lieben sie Viele, so lange sie noch jung und milchig sind. Das Hauptgericht aber, welches sie aus dem Mehle des Korns machen, ist die, so weit die moldauische Zunge reicht, berühmte und allgemein genossene „Mamaliga," die ungefähr der italienischen „Polenta" entspricht, aber weit schmackhafter ist, wenn sie von einer geschickten moldauischen Hauswirthin mit Butter und Eiern hübsch bereitet wird. Man kommt sich aber bei ihrem Verspeisen immer wie ein Puter vor, weil sie so stopft und nicht rutschen will. Die gemeinen Leute essen ihre Mamaliga, obgleich nur mit Wasser gekocht, mit Leidenschaft tagtäglich. Die Kartoffeln wollen daher auch bei ihnen noch nicht recht gedeihen. Sie backen auch Brod davon, das man aber unmöglich als einen Ersatz für unser Weizen- und Roggenbrod ansehen kann, wenn man auch die Mamaliga für die Kartoffeln gelten lassen will.

Auffallend sind die vielen Namen, die man für den türkischen Weizen hat; jedes Volk hat einen anderen. Die Kleinrussen nennen ihn „Kukuruß," die Moldauer „Popescho." Dieß spricht nicht für die Ansicht derjenigen Pflanzengeographen, die da meinen, daß wir dieß Gewächs in Europa erst aus Amerika erhalten haben. Alle die notorisch von anderen Welttheilen gekommenen Gewächse, Kartoffeln, Taback, Zucker, Wein, Kaffee, haben auch hier bei allen Stämmen mit wenigen Abänderungen dieselben Namen. Wir fanden den Popescho noch überall im Felde, aber gelb. Er gewährt nicht den schönen Anblick der wogenden Weizenfelder mit schwankenden Aehren, denn Alles ist steif bei ihm. Man glaubt, von Weitem immer große Schilfwaldungen zu sehen.

Wir sahen unterwegs eine Menge von Geiern in den Lüften kreisen. Diese Herren sind hier äußerst zahlreich. Man sieht sie oft in ganzen Schaaren beisammen; denn da das lebendige Vieh zahllos ist, so ist mithin das todte, das die Geier eben suchen, auch nicht selten.

Fast auf allen beßarabischen Poststationen findet man noch Russen als Jämschtschiks, und das ist für einen empfänglichen Reisenden ein schätzens-

werthes Glück, denn außerdem, daß sie gute Kutscher sind, sind sie auch wahre phantastische Narren, die durch tausend Dinge amusiren und unterhalten. Sie sprechen nicht nur mit ihren Pferden wie mit Menschen, sondern halten auch noch Zwiegespräche mit todten Dingen, als hätten sie Leben. So hatten wir auf der letzten Station Einen, dem ein Strick schon ein paar Mal gerissen war. Bei'm dritten Male warf er ihn nun in den Schmuz und schimpfte darauf: „Ach du verwünschter Strick! man hat ja wahren „Kummer und wahre Noth mit dir. Wahrhaftig, man sollte dich kassiren! „Ich schwöre darauf, deine Mutter führte einen schlechten Lebenswandel." — Dann hob er ihn auf und band ihn noch unter einer Menge solcher Redensarten fest. Bei Orgájew vertauschten wir leider diesen poetischen Witzbold; doch ist der Eine fast eben so gut wie der Andere.

Die „Ujäsdni gorod" (Kreisstadt) Orgájew liegt am schilfigen Flusse Rábut. Alle diese kleinen, moldauischen Städte haben noch erstaunlich viel Orientalisches, Turko-Tatarisches, sowohl hinsichtlich ihrer Bevölkerung als hinsichtlich ihrer Bauart und ihres ganzen Wesens. Es fallen Einem in allen Stücken dabei die tatarischen Städte der Krim ein. Nur die Straßen sind etwas weiter. Sonst die langen an einander gereihten, kleinen Holzbuden, — die vorn völlig offenen Häuser, — die rauchenden Verkäufer der Waaren mit langen Pfeifen, — die Art der Arrangirung der Waaren, — die Aufhäufung des türkischen Tabacks, — die Weise des Fleischverkaufes, — die Garküchen und Bäckereien, in denen man schon von der Straße aus sieht, was im enthüllten Inneren mit dem Brode und der Suppe vorgenommen wird, — dieß Alles vollkommen wie in der Krim und weiterhin in der Türkei. Weder die kleinrussischen Städte jenseits des Dniestr, noch die großrussischen, noch die polnischen haben irgend eine entfernte Aehnlichkeit mit den moldauischen. Selbst die türkische Bußa*) — ein für den desselben ungewohnten Gaumen wie für das Auge etwas widerliches Getränk — fanden wir überall bei dem Volke gäng und gebe.

Bei Orgájew sieht man die Structur der Hügel dieser Gegend deutlich in einem wahrscheinlich vom Wasser herbeigeführten Durchbruche. Es ist Kalkstein, den die Leute der Umgegend auch fleißig aus diesen äußersten südöstlichen Ausläufern der Karpathen gewinnen.

Auf der Station von Orgájew schalten sich ein paar Russen und wurden zuletzt sogar handgemein, was ein um so beachtungswertheres Schauspiel für uns war, da es — glücklicher Weise so selten ist. Im Ganzen werden freilich in Rußland mehr Prügel ausgetheilt als bei uns, die Geringen

*) In diesem Worte ist das „ß" nicht scharf, sondern weich auszusprechen, wie zwei weiche „s."

aber geben deſto weniger, und wenn es nun doch dazu kommt, ſo fleckt es noch nicht einmal. In der That, ein engliſcher Boxer würde bei ſolchem markloſen Gepuffe ſeinen blauen Aerger haben. Lärm wird genug dabei gemacht, denn die Schläge fallen immer auf die dicken Pelze wie Plumpſäcke, dringen aber nie durch. Auf den deutſchen Kolonieen Kleinrußlands bemerkte ich daher auch, daß immer drei Paar ruſſiſche Beine ſchon zwei deutſchen Fäuſten aus dem Wege gingen. Die Schimpfworte, welche bei dem Orgäjew'ſchen Lärme vorfielen, waren die gewöhnlichen ruſſiſchen: „ssukinssin!“ — „jebitfoimatj! — swinja!“ Doch fiel mir hier zum erſten Mal auf, was ich ſchon längſt hätte bemerken können, daß die Ruſſen allerdings das Schwein (swinja!) und das Pferd (sterwe — alte Stute), aber nie den Ochſen und Eſel, wie wir Deutſchen, zu unſchmeichelhaften Gleichniſſen für ihre Mitmenſchen verwenden.

Ueberall auch hier noch Spuren jener tumulusbauenden Völker, in allen tiefen Flußthälern und auf allen Höhen noch zahlreiche Grabhügel (Kurgane). Die Moldauer nennen ſie „Moshili“, beinahe wie die Kleinruſſen, die Mogili ſagen. — Sie waren alle ſchön grün, wie denn überall das neue Herbſtgrün unter dem verdorrten Frühlingsgraſe hervorſproßte.

Auf der Station Kapatſchani wollten wir wieder dem Poſtſchreiber, wie ſie es hier alle in Beßarabien verlangten, kein Trinkgeld geben, weil wir aus anderen Theilen von Rußland dieſe Forderung nicht gewohnt waren. Der Mann war aber gar nicht böſe über unſere Weigerung, half uns noch freundlich in den Wagen und bemerkte blos, den Kopf ſchüttelnd: „Ach Herr je! „ſind denn die Herren ſo ſparſam? Allen Anderen gaben ſie etwas und dem „armen Schreiber nichts.“ Wir gaben ihm darauf eine Kleinigkeit, und er bedankte ſich auf's Verbindlichſte. So ſind alle ruſſiſchen Bettler, in ihren Anſprüchen und Bitten höchſt beſcheiden, mit jeder geringen Gabe zufrieden, und bei einer Verweigerung nur betrübt, aber nie grob. Ich muß geſtehen, daß ich Den für einen Hartherzigen und Gefühlloſen halten muß, der einem ruſſiſchen Bettler etwas abſchlagen kann. Dabei muß man wiſſen, daß ſo ein armer ruſſiſcher Poſtſchreiber der ärmlichſte und gehudeltſte Schriftſteller iſt, welcher unter irgend einem dieſer 6000 Sterne eine Gänſefeder führt.

Außer ſo einem geplagten „Pissar“ (Schreiber) findet man noch auf allen beßarabiſchen Poſtſtationen eine wohlbeleibte Poſthalterin, einen ſtets in Geſchäften verreiſ'ten Poſthalter, ein Fremdenzimmer mit moldauiſchen Breter-Divans umher mit nicht vorhandenen weichen Kiſſen, aber ſtets mit dicken Decken belegt, welche die Leute hier ſelbſt verfertigen. Denn in der Teppich-Manufactur ſind die Moldauer, wenn auch nicht geſchickter, doch

noch fleißiger als selbst die Kleinrussen. Die herrschende Farbe ihrer Teppiche ist braun, aber Alles recht wohlgefällig mit bunten Schattirungen und Figuren ausgesteppt. In den Zimmern, auf den Bänken, bei den Betten, auf den Wagen und bei tausend anderen Gelegenheiten finden diese Teppiche ihre Anwendung.

Eben so ausgebreitet wie bei den Kleinrussen ist auch bei den Beßarabiern das Flechtwerk als architektonisches Material. Nicht nur die Zäune, die wegen der Wölfe immer zwei Mann hoch sind, sondern auch die Pferde-, Schaf-, Schweine- und Hühnerställe sind geflochten, eben so auch die Scheuern, wenn deren vorhanden sind *), so wie auch bei den ganz Armen die Wohnhäuser, die dann mit Lehm beworfen werden. Da jedes Thiergeschlecht seine eigene kleine, aus Baumzweigen geflochtene Stallung hat, so sieht dann ein solches Gehöft ganz so aus, als wenn es aus lauter kleinen und großen Riesenkörben zusammengesetzt wäre. Es ist natürlich nur der Mangel des Bauholzes, der diese dürftige Bauart nöthig macht. — Die sonderbarste Anwendung ihres Flechtwerkes ist aber die bei ihren Wagen. Wenn sie nämlich irgend eine blos zerstückelte Waare, z. B. Holzkohlen, transportiren wollen, so haben sie dazu nicht große Wagen mit schützenden Seitenbretern, sondern sie setzen auf ihre kleinen Wägelchen ein ungemein hohes Geflecht, das von allen Seiten geschlossen ist und welches sie dann bis obenhin mit den Kohlen u. s. w. füllen. Man sieht in dieser Art die sonderbarsten und groteskesten Figuren ausgeführt.

Gegen Abend fanden wir Striche, wo es gar nicht geregnet hatte, und daher vortreffliche Wege. Es giebt hier zu Lande hier und da Oberflächenzustände, die ihres Gleichen suchen, besonders und vor Allem da, wo sich in einem Flußthale, das vollkommen eben abgewaschen, die kurzen Gräser des Bodens, ich weiß nicht, wie — vielleicht durch niederschlagenden Regen — zu einem dichten, kurzgeschorenen Teppiche in einander verfilzen. Der Boden ist dabei vollkommen eben, als wäre er gehobelt, und so geht es oft mehre Meilen hinter einander fort. Auf solchem Terrain vier russische Pferde, die zwei Stunden lang Carriere laufen, als wäre es ihr Sonntagsvergnügen, und einen russischen Jämschtschik, der sie zügelt, als wollte er den olympischen Preis erringen, — da kutscht man um die Welt wie Apollo am Himmel.

An diesem raschen Abende übertrafen uns nur die Kibitze und die Trappen, die wir dann und wann in großen Schaaren umherschwärmen sahen, und ein

*) Für ihren Popescho (Mais) haben sie allerdings kleine Korbscheunen. Die anderen Getreidearten, so wie Heu und Stroh, häufen sie ohne Dach auf. Ein solches komisches rundes Scheunenkörbchen für den Mais heißt „Saussuluk.“

Trupp sehr schöner, schwarz und weiß gezeichneter, äußerst eleganter Vögel, deren Namen ich aber nicht behalten habe.

Endlich spannte Apollo seine Pferde ab, und wir machten daher auf der nächsten Station, die uns nicht übel gefiel, auch Halt. Denn ohne Mondschein war es bei so schwarzem Himmel und Boden durchaus nicht rathsam, die Nacht zu fahren, da sich weiterhin die Wege doch wieder verschlechtern sollten. Unsere Nachtstation hieß Soràtena.

Jener Herr Nicolai spricht in seiner Reisebeschreibung fortwährend von den Entbehrungen, die er in Italien empfunden. Ei, ei! wenn dieser Mann ein Mal in Rußland gereis't wäre, wehe dann dem armen Lande! Unser Nachtquartier bot wiederum nichts als vier Wände, Bänke und Teppiche. Aber freilich war Alles ohne Schmuz und ohne jene Thierchen, denen dieser Reisende einen so argen Federkrieg erklärt hat. Ich finde übrigens, daß einige Entbehrungen gerade die rechte Würze der Reisen wie des Lebens sind. Von allen den guten Mahlzeiten, die ich hier und da in gut eingerichteten westeuropäischen Wirthshäusern genossen habe, ist mir keine Spur von Erinnerung geblieben, wogegen das Andenken an jedes meiner bescheidenen, kleinen Steppen-Soupers von einem gewissen, äußerst anmuthigen, poetischen Duft umschwebt ist, der hauptsächlich davon herrührt, daß das Thier in uns nicht so bequemlich dabei genudelt und gehätschelt wurde, als dieß in den sogenannten guten Gasthäusern der Fall zu sein pflegt. — Freilich hatte dieser Abend in Soràtena noch seine ganz absonderlichen Reize.

Wir hatten bald unser Zimmer möblirt und unser Nachtlager arrangirt. Unser Speiseschränkchen aus Odessa bot noch manchen äußerst lieblichen Leckerbissen, in Papier gewickelt. Das Ssamowar dampfte und siedete gar bald mit unseren Pfeifen um die Wette. Die Weinflaschen waren auch noch nicht alle inhaltsleer. Was fehlte mehr zur größten Fröhlichkeit als Weib und Gesang? Aber auch dieß sollte uns heute werden, gerade so, wie wir es wünschten.

Unser Wirth war ein gutmüthiger Schelm wie alle Russen, doch war er häßlich und einäugig wie wenige. Allein seine hübsche junge Frau Gemahlin bewies uns, daß dieß eine Auge Geschmack hatte. Es war eine Moldawanka, die der Russe sich recht klüglich aus dem Kranze der Dorfmädchen als die Schönste hervorgesucht hatte. Wir freuten uns aus ästhetischen und ethnographischen Rücksichten sehr, einer entschieden schönen Moldawanka zu begegnen, und machten uns con amore an ihr Studium, wobei die Einäugigkeit unseres Wirthes uns gar nicht mißfällig war. Wir lernten alsbald, daß es dem moldauischen Volksstamme entschieden möglich sei, sich

zu einer Zartheit und Schönheit durchzubilden, die allen Anſprüchen des ſchärfſten Kritikers genügen könnte.

Die Größe unſrer Moldawanka hielt gerade das Mittel zwiſchen Lang und Kurz. Der Knochenbau war äußerſt fein, wie bei den Ruſſen und überhaupt bei allen ſlaviſchen Völkern, im ſtricten Gegenſatze zu den ſchwerknochigen germaniſchen Stämmen. Die Glieder waren daher geſchmeidig und gerundet, und Alles ſo zierlich, daß man eher ein geſchnürtes, gebogenes und getanzmeiſtertes Edelfräulein als eine geringe Bauerntochter vor ſich zu ſehen geglaubt hätte. Die Geſchmeidigkeit iſt überhaupt bei den Slaven mehr ein Erbtheil aller Stände, und man könnte mit etwas Mühe namentlich aus einem ruſſiſchen Bauernmädchen in eben ſo vielen Tagen eine tadellos ſich gerirende Balldame machen, als man in Jahren z. B. bei einer Schwedin oder Dänin kaum dahin gelangte, die tiefeingewurzelte Unbeholfenheit nur ein wenig zu verhüllen. Das Geſicht war ſchön gerundet. Lange Geſichter ſind überhaupt bei den Slaven ſeltener als bei den Germanen. Die Naſe war ſehr edel geſchnitzt und voll Haltung. Dieß iſt ſonſt bei den Slaven eine Seltenheit, beſonders bei den Ruſſen, welche die haltungsloſeſte Naſe von der Welt haben. Das Auge hatte ganz den wunderbar matten, aber äußerſt ſinnlichen ſlaviſchen Schmelz, der ſich zu dem Feuer ſpaniſcher, arabiſcher u. ſ. w. Augen ganz ſo verhält, wie die Perle zum Diamanten. Die Zähne waren weiß und ſchön, der eine wie der andere, wie eine Reihe von Erbſen in der Schote. Ueberhaupt habe ich nie prachtvollere Zahngarnituren geſehen als in der Moldau. Die Muskelpolſterung endlich war ſehr mäßig, knapp und antik, was ſonſt in der Regel bei den Ruſſen nicht Sitte iſt. — Wie oft ſich der moldauiſche Stamm zur Entwickelung einer ſolchen Blüthe erhebt, und ob er voll von ſolchen Früchten ſitzt, habe ich bei der Kürze meines Aufenthalts nicht bemerken können. Doch liegt gewiß in der Darſtellung dieſer einen moldauiſchen Blume Etwas, was auf alle paßt, und es lohnte ſich daher der Unterſuchung.

Den lieblichſten Honig, den wir reiſenden Bienen aus dieſer zarten Blume ſogen, waren ein paar kleine Liederchen, die wir ihr auspreßten und abſchwatzten. Es iſt für Reiſende, die nicht Zeit haben, ſich mit dem Volke einzuleben und mit den Leuten vertraut zu werden, ſehr ſchwer, Volksgeſänge aus ihrem eigenen Munde zu erhalten. Wenn man ſie darum bittet, ſo zieren und geniren ſich die Mädchen, lachen und ſchämen ſich und denken, vor einem ſogenannten Herrn ſeien ihre Geſänge dummes Zeug. Es iſt faſt eben ſo ſchwer, als einen großen Dichter bei einer kurzen Viſite ſchnell zum Verfertigen eines Gedichts zu bringen. Wenn die Geſänge auch ſchon ſehr alt ſind, ſo iſt ihr jedesmaliges In'slebentreten doch immer wieder neu und erfordert eine paſſende Gelegenheit und eine augenblickliche Begeiſterung, und dieſe

abzuwarten und abzulauschen, hat der Reisende nicht Zeit. Daher sind solche Genüsse auch eigentlich gar nicht für ihn. Allein zuweilen richtet man doch mit Flehen und Gewaltanthun etwas aus, wenn man erst zuvor ihr Vertrauen und ihre Freundschaft erworben hat. Ich will hier die paar kleinen moldauischen Liederchen, welche mir die Wirthin von Sorátena schenkte, in wörtlicher prosaischer Uebersetzung mittheilen, für ihre Aechtheit und Wörtlichkeit stehe ich ein. Der Wirth diente mir als Uebersetzer für Das, was ich nicht verstand. Doch hatte ich auch meine Noth mit ihm, denn er wollte immer nicht daran, weil er sagte, das ließe sich gar nicht übersetzen; was im Moldauischen so schön sei, klänge im Russischen gar nicht so, und er suchte immer für ein moldauisches Wort zehn russische und meinte dann doch noch, daß es nicht das rechte wäre.

Was man noch zuvor erwähnen muß, ist eine kleine Eigenthümlichkeit der moldauischen Volksgesänge. Vor jedem Liede, es sei der Inhalt, welcher er wolle, rufen sie erst in einer Zeile „das grüne Blatt" irgend eines Baumes an, mit den Worten: „Frunse werde" (frons — viridis) z. B. „frunse werde lelijak," „o grünes Blatt des Lindenbaums," oder „Frunse werde dematass," „o grünes Blatt des Seidenbaums" (Maulbeerbaums), und nach diesem Anrufe lassen sie erst das Lied selbst folgen, ähnlich wie die Epiker zu Anfang ihrer Gedichte eine Muse anrufen. Es ist eine hübsche Sitte, durch die sich der Geist sogleich mitten in die schöne Natur versetzt fühlt, in welcher die Poesie am schönsten erklingt. Es ist ungefähr so, wie wenn ein Dramatiker bei seinem Stücke vorher ankündigt: „die Handlung ist in einem Walde „unter dem Schatten einer Eiche, nun denkt Euch gleich alles Andere hinzu, „was noch dazu gehört." Dieser Anruf „Frunse werde" ist gleichsam ein kurzes Gebet an die Hamadryade eines Baums, unter deren Schutze das Gedicht entstanden. Es ist so wie die einleitenden Accorde, mit denen ein Harfenspieler zuvor sich und seine Zuhörer in die rechte Stimmung versetzt, seine Harmonieen zu empfangen.

Zweierlei Sonderbarkeiten sind aber bei dieser Einleitung noch zu bemerken, erstlich, daß sie nur immer das Laub der Bäume anflehen, die Sache gar nicht weiter verfolgt haben, und nie einen anderen Gegenstand der Natur mit in's Spiel ziehen, keine Blumen, keine Berge, keine Flüsse, die doch auch recht hübsch zu manchen Liedern paßten. Die Elfen und Nymphen aller dieser Dinge bleiben immer unangerufen. Es muß durchaus eine Hamadryade sein.

Zweitens ist zu bemerken, daß jedes Lied sein eigenthümliches Blatt hat, obgleich man gewöhnlich gar nicht begreift, in welcher Verbindung der Inhalt des Liedes mit jenem Baume stehe. Mehre Male schlug sich

unſere ſchöne Moldawanka auf den Mund, wenn ſie bei einem Liede nicht den rechten Baum genannt hatte, als hätte ſie eine falſche Tonart angeſtimmt.

Sie nennen die Geſänge „Kintik," vom Lateiniſchen cantare. Liebe iſt natürlich Das, was alle dieſe Kintiks athmen. Der eine drückte die Qualen eines Geliebten aus, den ſeine ſpröde Schöne hinhält:

„Frunse werde dafion!"
„O grünes Blatt des Himbeerſtrauchs!"
„Ach nie mehr möchte ich zu dir gehn, — und doch gehe ich alle Abende
„zu dir. — Sage mir doch ein einzig Wort, ob ich dir durchaus nicht lieb.
„— Sage mir doch die reine Wahrheit, — ſei es Schlechtes, oder Gutes. —
„Ach ich möchte ſterben, ohne ein Veilchen noch zu leben! — Und doch —
„ich möchte für dich leben, ohne je zu ſterben!"

Wenn das folgende Kintik eine Antwort der ſchnippiſchen Schönen iſt, ſo ſieht es ſchlimm um den melancholiſchen Geliebten aus:

„Frunse werde pindrajál!"
„O grünes Blatt der Peterſilie!"
„Was ſoll ich mit dem Schlechten machen? — Ich werde dich binden,
„werde dich ſchlagen! — Aber ich fürchte nur die Sünde. — Ich werde dich
„verkaufen für einen Groſchen! — Aber wer dich kauft, verliert ſein Geld.
„— Ich werde dich umſonſt geben! — Aber Niemand wird dich nehmen. —
„Komm, Schweſterchen, wir wollen zum Spaßmacher Labriſchan gehen und
„luſtig ſein."

Zuweilen aber rächt ſich auch der moldauiſche Amor an der Sprödigkeit der Mädchen, und es kann wohl ſein, daß Kathinka, die im folgenden Liede ſo betrübt bei'm Stickrahmen ſitzt, weil ihr Geliebter der Bräutigam einer Anderen geworden iſt, dieſelbe war, die ihn im vorigen binden und verkaufen wollte:

„Frunse werde dematáss!"
„O grünes Blatt des Maulbeerbaums!"
„Ich ging über einen trüben Fluß — zum Fenſter der Kathinka, der
„Guten, — ſie ſaß bei'm Stickrahmen, webend. — Oder, nein, ich weiß
„nicht, webt ſie oder zerreißt ſie? — Aber ich ſehe, ſie vergießt viele Thränen!
„— O gewiß weint ſie um einen Geliebten! — „„Willſt du, Kathinka, mir
„„den Namen nicht nennen?"" — „Wenn ich dir den Namen ſagte, — o
„mein Leben würde ſich löſen!"

Die arme Kathinka! Aber meine Moldawanka ſagte, Der, welcher dieſe Geſchichte erzählt, wäre nachher ihr Tröſter geworden. — Leider koſtete das Berichtigen des moldauiſchen Textes und die Ueberſetzung ſo viele Zeit, daß ich nicht zu mehren Kintiks kommen konnte. Auch durfte ich die armen Leutchen nicht zu ſehr ermüden. Doch wird Einem alle Mal froh um's Herz, wenn man auch nur ſo ein paar Blicke auf ein neues Feld der Poeſie, der Liebe und Le-

bensfülle thun kann, hinter dem sich dann noch manche schöne Landschaft ahnen läßt.

Die dako-romanischen Worte, welche ich nebenher noch mit bekam, waren wieder sehr lehrreich. Manche lateinische Worte haben sich wunderbarer Weise im Moldauischen reiner erhalten als im Italienischen, z. B. „deunde," woher? Manche sind ganz italienisch, z. B. „dultsche," süß, dann „uovo" (ovum), das Ei, „tu," du, „porta," die Pforte, alsdann „jil" (ille), er, „noi," wir, „voi," ihr. — Eben so wie die Italiener und andere barbarische Töchter der römischen Sprache haben auch die Moldauer viele Nominative von lateinischen casibus obliquis gebildet, so z. B. „lapti," Milch, vom lateinischen lac, lactis, mit der schon oben bei octo (opto) bemerkten sonderbaren Vertauschung der Gutturalen mit Labialen; „lapti akro," saure Milch, „lapti dultsche," süße Milch. Eben so haben die alten Daken, wie auch andere Völker, von den Römern viele Namen für die Bezeichnung von Genera aufgenommen, die nur für Species bestimmt waren. So z. B. heißen die Vögel auf Moldauisch „passeri," vom Lateinischen passer, der Sperling. — Ein sonderbarer Sperling so ein moldauischer Geier! Daraus könnten classische Mißverständnisse und Geschichten entstehen, wenn z. B. ein blos lateinisch sprechender Reisender durch die Moldau käme, sich die verschiedenen Arten von Sperlingen annotirte und nachher berichtete: „Etwas sehr Merkwürdiges in diesem Lande ist die Ver„schiedenartigkeit und Größe seiner Sperlinge. Einige von ihnen, die un„seren Putern ähnlich sehen, werden so groß, daß eine ganze Familie sich an „einem Braten satt essen kann. Andere wiederum sind fleischfressend, und „zwölf von diesen Sperlingen können einen ganzen Ochsen verschlingen. An„dere endlich schwimmen sogar wie die Gänse auf dem Wasser, und selbst ihr „Gezwitscher hat etwas Aehnlichkeit mit unserem Gänsegeschnatter." — Diese Verwechselung der Species mit dem Geschlechte ist aber in diesem Falle sehr natürlich. Die Sperlinge sind auch in der Moldau, wie fast überall, die gemeinsten Vögel. Die Daken fragten nun die Römer: „Wie nennt Ihr das?" indem sie bei diesen nur beispielsweise gezeigten Sperlingen überhaupt an Vögel dachten. Die Römer antworteten: „Sperlinge," weil sie natürlich an nichts Anderes als an die gezeigte Species denken konnten. Sonderbar, daß mit der Zeit sich dieß Mißverständniß nicht aufklärte, und alle nachfolgenden Geschlechter wegen der ersten dumm gestellten Frage nun in einem so großen naturhistorischen Irrthume verbleiben mußten.

Unser einäugiger Wirth klagte sehr über die viele Feuerung, die ihm die Heizung seines Hauses kostete. Dieß war sehr natürlich, denn das ganze Haus, obgleich recht groß, geräumig und reinlich, war nur aus Schilf,

Stroh und wenigem Holzwerk gebaut, wie die meisten der beßarabischen Menschenwohnungen. Die Leute verfahren dabei so: Es werden auf dem Platze, wo das Haus errichtet werden soll, Balken so zusammengelegt, wie die Mauern stehen sollen. In diese Balken stecken sie dünne Stäbe, auf den Ecken die dicksten, so hoch, wie das Haus werden soll. Ueber diese perpendiculär eingesteckten Stäbe nageln sie einige dünne Latten in die Quere, alsdann nehmen sie ein kleines Bündelchen Schilf oder Langstroh, das sie mit dickflüssigem Lehme tränken und bekleckſen, der Art, daß die Halme einer an den anderen geklebt werden. Mit diesen lehmigen Strohwischen durchflechten sie dann perpendiculär die horizontalen Latten, und darnach wird das Ganze wieder mit Lehm beworfen, überweißt und bemalt. Auf dieselbe Weise sind auch die meisten Häuser in Kischenew, Akerman u. s. w. gebaut.

Schon vor der rosenfingerigen Eos waren wir am anderen Morgen wieder auf neuen Bahnen. Wir steuerten auf die löbliche Kreisstadt „Bjálzui" zu, die wir jedoch etwas langsam erreichten, da die Wege allerdings so schlecht waren, wie man uns gesagt hatte. Unterwegs sahen wir mehre kahle unheimliche beßarabische Dörfer am Wege und fanden dann und wann im Felde die „Areas" und „Gredinas" der Dorfeinwohner, d. h. ihre Dreschtennen und Obstgärtchen. Höchst sonderbarer Weise trennt nämlich dieses Volk sowohl seine Tenne als auch seinen Garten vollkommen von der Wohnung, und Beides liegt mitten im Felde. Mit der Tenne ließe man es sich allenfalls noch gefallen, da wenigstens auf dem Heimwege, der hier oft sehr weit ist, keine Körner verloren gehen. Aber warum sie auch die Obstbäume und überhaupt alle Bäume, mit denen verbunden allein ein Haus sich wohnlich und malerisch in der Landschaft darstellt, von der Wohnung trennen und sie, in einen viereckigen Zaun eingepfercht, auf's Feld verlegen, das werden sie schwerlich vor dem Tribunale der Aesthetik vertheidigen, und ich weiß nicht einmal, womit sie es beschönigen können, denn über den Nutzen davon habe ich nichts erfahren können, als daß es nun einmal eben so Sitte sei. Wenn man eine solche moldauische Gredina (Garten) mitten im Felde sieht, und ihr einförmiges Grün durch kein blitzendes Fenster, durch keine weiße Wand und durch kein Roth des heimlichen Daches unterbrochen wird, so kommt es Einem natürlich immer so vor, als fehlte dem Garten die Seele, und umgekehrt — sieht man diese weißen kahlen Wände der Häuser so ohne alle Vorrede in's Gras gestellt, so glaubt man einen Nackten ohne Hemd und Rock zu sehen. — Die Area ist ein großer plattgeschlagener Platz mitten in der Steppe, auf dem sie mit Pferden das Getreide dreschen.

Unterwegs sahen wir wieder eine Menge moldauischer Sperlinge von der Species, die man Geier nennt. Es kommen hier sowohl die blau-, als die

weißköpfigen Geier vor. Wir zählten in unſerer Nähe 35 bis 40 Stück. Einige ſaßen ganz ſtill und faul auf den Heuhaufen umher, andere kreiſten niedrig über dem Boden und ſchwebten ſo dreiſt dicht über unſerer Kaleſche vorbei, daß wir deutlich ihre ſchöne Halskrauſe und das ganze Gewebe ihres Gefieders erkannten. Es mußten wohl todte Ochſen in der Nähe ſein. Die Hunde, die in Beßarabien eben ſo zahllos ſind wie in Kleinrußland, und die hier wie dort immer halb wild in den Steppen herumſtreifen, kommen oft mit den Herren der Luft über den Beſitz der Aeſer in Streit. Mein werther Reiſegefährte erzählte mir, wie er einmal zehn Geier mit einem halben Dutzend Hunde ſich habe um einen Ochſen zerren ſehen.

Wir fuhren durch Bjálzui nur raſch durch, weil die Poſtſtation zur Seite in einiger Entfernung vom Orte lag, wie immer ſehr unangenehmer Weiſe alle Stationen in Beßarabien nicht in den Ortſchaften ſelber liegen, ſo daß man ſie hier durchaus nicht bequem zur Erkenntniß des Landes benutzen kann. Uns war es indeß nicht beſtimmt, durch Bjálzui ſo oberflächlich durchzuſchlüpfen. Wir ſollten Gelegenheit haben, die Stadt recht gründlich kennen zu lernen. Kaum auf der Station angelangt, machten wir nämlich die Entdeckung, daß der eine dicke Schwanenhals am Wagen gebrochen war und die ganze Equipage auf der Seite hing. Bei den vielen Stößen und Schleudern auf den letzten Wegen hatten wir unterwegs nichts davon gemerkt. Dieß Ereigniß gab einen ſehr unangenehmen Mißton in unſerem bisher ſo harmoniſch dahingleitenden beßarabiſchen Durchfluge ab, beſonders da die herbeigerufenen Handwerker unmäßige Forderungen an Zeit und Geld machten und verſicherten, ſie müßten den ganzen Wagen dabei in Kochſtückchen auseinander ſchrauben. Das hieß denn recht auf den Strand laufen. Jedoch brachten wir bald die beſſere Seite der Sache herum und freueten uns bei unſerem lauten Aerger doch ſchon im Stillen, vom Schickſale zu einer noch näheren Kenntnißnahme von den Verhältniſſen des Landes gezwungen zu werden.

Wir ließen den Patienten in die Stadt führen und flogen ihm auf einer ruſſiſchen Poſt-Troika nach. Zu einer gründlichen Reparatur wollten die ruſſiſchen Schmiede und Zimmerleute drei Tage haben. Wir entſchloſſen uns daher lieber zu einer oberflächlichen, vorläufigen, in welcher Art von Reparatur alle Ruſſen weit geſchickter ſind als wir Deutſchen, während ſie in der gründlichen uns weit nachſtehen. Wenn es gilt, ſchnell ein Surrogat auf eine erfinderiſche Weiſe zuſammenzufinden und zuſammenzuhämmern, was ſo „kak ni bud“ (auf irgend eine Weiſe) eine Zeit lang halten ſoll, da iſt der Ruſſe gleich bei der Hand. Indem wir daher die gründliche Reparatur auf Oeſterreich verſchoben, wurde hier nur eine Maſchinerie erdacht, die für den Augenblick und bis zur Gränze dienen konnte. Bis die Leute damit zu

Stande kamen, hatten wir indeß Muße genug, unſeren Hunger nach geiſtiger und leiblicher Speiſe zu ſtillen.

Bjälzui.

Natürlich war es wiederum ein Armenier, der uns ſein gaſtliches Haus oder vielmehr ſeine Häuſerreihe eröffnete, denn dieſer Wirth hatte nicht weniger als vier bis fünf kleine Häuſerchen eines neben dem anderen, das eine wie das andere vorn mit einem weitläufigen Vorwerke von Bänken, Sitzen, Treppchen und auf hölzernen Säulen geſtützten Ausbauten geziert, das eine wie das andere mit ein paar Divan- und Teppichzimmerchen verſehen. In dem größten der Häuſer war außerdem auch noch ein großes Billard und Kaffeezimmer halb auf orientaliſchem, halb auf europäiſchem Fuße eingerichtet *). Die Türkei und das durch Rußland repräſentirte Europa theilten ſich hier buchſtäblich überall zur Hälfte. Das Billard war europäiſch, die vielen Löcher darin aber waren türkiſch. Sie zeigten, daß die Leute dieß neue Spiel freilich gern, aber ungeſchickt übten. Die Divans, die rund im Zimmer herumliefen, waren als ſolche orientaliſch, als auf hohe Beine geſtellte Divans aber, welche ſie unſeren Bänken ähnlicher machten, europäiſch. Wie in allen tatariſchen und türkiſchen Kaffeehäuſern war der kleine Herd zum Kaffeekochen im Billardzimmer ſelbſt in einer Ecke angebracht und mit allen den kleinen Geräthſchaften, als Zuckerdoſen, Taſſen, metallenen Einſätzen für die Taſſen, eiſernen Näpfen zum beſonderen Kochen jeder Taſſe, Kaffeebüchſen u. ſ. w., umgeben, mit denen, in Reihen geordnet, die kleinen offenen Schränke der türkiſchen Kaffeeherde umgeben zu ſein pflegen. Auch wurde der Kaffee à la Turque mit ſammt ſeinem dicken Satze und ohne Rahm ſervirt. Allein auch in dieſer Ecke machte wieder Europa ſeine halben Anſprüche geltend. Zwiſchen die Kaffeedoſen miſchten ſich ruſſiſch-europäiſche Branntwein- und Liqueurflaſchen, ſowie auch Theebüchſen, und den Kaffee konnte man auf Verlangen mit Rahm, aber nicht ohne Satz ſervirt bekommen, denn zum Filtriren hatten ſie keine Vorrichtung. Selbſt mitten im verſteckten glühenden Herde theilten ſich Europa und Aſia. Denn während eine Abtheilung blos für die arabiſche Bohne, war die andere für den ruſſificirten Thee und deſſen Bereitung beſtimmt. An den Wänden ſpiegelten ſich eben ſo deutlich die Kämpfe und Miſchungen der Osmanen und Moskowiter. Sie waren über und über mit

*) Wenn ich hier etwas näher in die Beſchreibung von Bjälzui eingehe, ſo geſchieht es nicht des ziemlich unbedeutenden Bjälzui allein, ſondern auch aller übrigen moldauiſchen, walachiſchen und beßarabiſchen, ſowie auch zum Theil aller nördlichen türkiſchen Städte zweiten Ranges wegen, die alle mehr oder weniger Aehnlichkeit mit dem Zuſtande dieſes einen für alle dienenden Bjälzui haben.

Bildern bedeckt, von denen das eine einen Kosaken vorstellte, der drei Türken mit dem Kantschu in die Flucht jagte, alsdann eine Ansicht der Stadt Konstantinopel mit allen ihren 500 Kuppeln und Minarets, ferner ein großer Bogen, auf dem die berühmtesten Klöster und Kirchen der rechtgläubigen griechisch-katholischen Kirche sowohl in Rußland, als in der Türkei und Kleinasien mit bunten Farben dargestellt waren, darauf ein Portrait des russischen Kaisers und dicht dabei ein anderes des Sultans, die sich beide einander anblickten. Unter dem letzten stand: „Turezkoi Imperator" (der türkische Imperator). Ferner sah man den russischen Kaiser, wie er von den Kosaken des jenseitigen Donauufers (den Nekrassowzi) Salz und Brod empfängt, sowie einen „troch-buntschuschnoi Pascha" (einen dreischweifigen Pascha), wie er auf einer russischen Troika mit der Nachricht der Einnahme von Varna nach Konstantinopel galoppirt. Die Furcht der Türken vor den Russen muß gräulich stark sein, wenn sie alle dabei so die Augen verdrehen wie dieser dreischweifige Gouverneur. Mit einem Worte, man konnte in diesem Zimmerchen, gemüthlich eine Pfeife rauchend, die Verhältnisse des ganzen Landes vom Dniestr bis zur Donau studiren und die innersten Gedanken dieses unglücklichen Volks errathen, das die Blicke nach Moskau und Petersburg richtet, weil es für den Augenblick muß, das aber gern nach Konstantinopel schielt, weil es daran gewöhnt ist, und das auf sich selbst nicht schaut, weil es kraftlos ist.

Nachdem wir von einem der kleinen armenisch-moldauischen Häuserchen Besitz genommen und Schreibtisch, Speisetisch u. s. w. für den Tag arrangirt hatten, schickten wir zum Schulen-Inspector des Orts, weil wir den Wunsch hatten, die Schulen der Stadt in Augenschein zu nehmen, und ihn erwartend, setzten wir uns ein wenig zu unserem armenischen Wirthe, der mit unterschlagenen Beinen, die gelben Babuschen zur Seite, den ganzen Tag wie eine Bildsäule, aus einer langen Pfeife rauchend und Kaffee schlürfend, vor der Thüre seines Hauses saß, als wenn er selbst dessen Aushängeschild machen müßte. Wir bekamen von ihm manchen Aufschluß über die Verhältnisse und das Leben der Gegend. Seine große häuserreiche Wirthschaft hält er nicht für solche Gäste wie wir, die gewöhnlich nur durchpassiren, sondern für die zahlreichen österreichischen Viehhändler und die „Masils" und „Ruseſch" (kleine Edelleute) Beßarabiens, die sich hier alle Monate ein Mal zu einem großen Viehmarkte versammeln.

Diese Viehmärkte von Bjálzui sind die größten weit und breit und berühmt bis tief in die österreichischen Staaten hinein. Auf ihnen kommen monatlich 8000 bis 12,000 Stück podolischer und moldauischer Ochsen zusammen, — im Herbste, wo die bedeutendsten Märkte sind, sogar

gegen 20,000 *). — Dieses Vieh wandert meistens nach Oesterreich, füllt die Lücken der Herden in der Bukowina und in Galizien, geht um die Karpathen herum und findet dann in Olmütz in Mähren einen neuen großen Marktplatz, der auf dem entgegengesetzten Puncte dieser Viehmarschrouthe für den Verkauf ungefähr Das ist, was im Osten Bjälzui für den Einkauf, und von wo aus dann diese graugefärbten Fußschleifer theils nach Wien, theils nach Prag, theils nach anderen Orten abgehen.

Diese Viehmärkte geben der Stadt Bjälzui viele Nahrung, und diesen Augenblick nimmt sie diese Nahrung in Frieden zu sich. Vor wenigen Jahren noch war es nicht so. Denn da verdarb ihr der schlimme, auch aus den Zeitungen bekannte Räuberhauptmann Toboltok, der besonders in dieser Gegend und von hier bis in die Wälder von Kischenew hin hauste, manche Suppe. Dieser viel gefürchtete Mann trieb eine ganze Reihe von Jahren hindurch, man sagte, zwölf Jahre lang, die verschiedensten Arten von Raub, Diebstahl und Plünderung. Er hatte eine eigene disciplinirte Bande, die zu Zeiten aus 200 Mann bestand, und deren Uebelthaten bei der Wildheit des Landes und der Größe der Steppen lange unbestraft bleiben konnten. Zwei Mal wurde Toboltok gefangen, und zwei Mal kam er wieder los zum Schrecken von Beßarabien. Er wandte dabei Bestechung an, indem er seinen Wächtern Stellen anzeigte, wo er Schätze vergraben habe. Wenn er wieder im Felde stand, so war er selbst in Odessa immer das interessanteste Gespräch, und den Behörden wuchs seinetwegen manches graue Haar. Er soll ein schöner Mann, von riesenmäßiger Größe, breiter behaarter Brust und hohen Schultern gewesen sein, ganz eine solche Figur, wie man sie oft unter den moldawanischen Holzflößern des Dniestr sieht. Ein moldauischer Edelmann nahm ihn endlich zum dritten und letzten Male gefangen. Derselbe umstellte mit seinen Leuten einen Krug, in welchem Toboltok mit sechs seiner Gesellen zechte, und hatte dann die Kühnheit, allein zum Räuberhauptmanne hineinzugehen und ihn um eine Privataudienz ohne Assistenten zu bitten. Da dieser nun, dem so etwas oft vorkommen mochte, seine Leute hinausschickte, so wurden die letzteren augenblicklich von dem gut gestellten Hinterhalte der Trabanten des Gutsbesitzers überfallen, und er selber, indem er noch mit letzterem rang, ebenfalls von dessen zu Hülfe eilenden Leuten ergriffen. Dieß Mal löste ihn nur der Todesengel aus dem Gefängnisse. Er hatte als Gefangener Besuche von vielen vornehmen Leuten und zeigte einen gewissen Seelenadel, da er

*) Ich verificirte diese Angaben später noch an mehren Puncten, unter anderen auch bei'm beßarabischen Gränzmauthdirector, der mir die ganze jährlich aus Beßarabien nach Oesterreich wandernde Menge von Ochsen auf 50,000 Stück angab.

keinen von seinen Genossen und Helfershelfern angeben wollte. Er wurde darnach in Kischenew zu Tode geknutet.

Indeß wir noch so von Toboltok redeten, kam der Herr Schulinspector von Bjälzui an, von oben bis unten in Gala-Uniform, mit schönem goldgestickten Kragen, mit einigen Dienst- und Verdienstmedaillen geschmückt und wie ein Ritter mit einem Degen an der Seite und einem großen Trefsenhut auf dem Kopfe*), und wir profitirten von seiner Bereitwilligkeit, uns die für die Moldauer von den Russen errichteten Schulen zu zeigen. Der gute Mann, obgleich wenigstens ein Hofrath an Rang, war so devot, daß, so oft wir ihn anredeten, er immer mit der Hand zum Hute griff und ihn auch gewöhnlich ganz abnahm, obgleich wenigstens Einer von uns ein völlig bedeutungsloser Fremder war. Die Lehrer sind durchweg in ganz Beßarabien Russen, oder russificirte Deutsche und Franzosen, und Moldauer selbst haben sich noch nirgends zu Lehrern qualificirt. Aller Unterricht wird ohne Ausnahme in der russischen Sprache ertheilt, und deren Erlernung ist also vor allen Dingen die Hauptsache. Die Moldauer lernen das Russische schwer, d. h. nach den Aussagen der Lehrer, was nun aber eigentlich nichts bedeutet; denn sie würden dieß auch eben so von jeder anderen Nation behaupten, der sie das Russische lehren sollten. Vor das russische „i" im Anfange wollen sie noch immer ein „j" setzen und sprechen z. B. statt „ischora" — „jischora". Wir sahen schon oben, daß die Moldauer es mit dem Lateinischen eben so machen, indem sie statt ille „jil" sagen. Die Gaumenlaute unterscheiden sie schwer und sprechen sie meistens alle ohne Unterschied wie „ch" aus. Sie lernen auch sonst im Ganzen schwer und sind weder so fleißig, noch so gewandt wie die mit ihnen gemischten russischen Mitschüler. Es gehen Bürger- und Edelleutekinder ohne Unterschied in dieselbe Schule. Die der kleinen Landedelleute lernen bei ihren Aeltern zu Hause nichts als Moldawanisch, die der Bürger aus den Städten aber daneben auch leicht etwas Russisch, weil in den Städten viele Russen wohnen. Die der großen Edelleute (Bojaren) lernen zu Hause Griechisch, Moldawanisch und auch zwei Brocken Französisch. Es giebt in der Stadt (mit 9000 E.) zwei russische Schulen, eine Lancaster-Schule und eine höhere Kreisschule. In einer jeden befanden sich 50 Schüler. Wir wohnten in den verschiedenen Classen, die äußerlich alle recht gut eingerichtet waren, und in welchen überall Ruhe und Ordnung herrschten, d. h. bei unserer Anwesenheit, dem Unterrichte bei. Die Schulmaterialien waren gar nicht übel, recht gute neuere Landcharten, eine elegante, hübsch geord-

*) Alle Lehrer, so wie auch die Studenten in Rußland, haben eine ähnliche civilmilitärische Parade-Uniform, die sie, man muß es gestehen, mit vielem militärischem Anstande tragen.

nete, aber, wie es schien, wenig gebrauchte Bibliothek aller russischen Classiker und russischer Uebersetzungen aus anderen Sprachen. Die Kinder beantworteten flink das über Semiramis, Nimrod, Sardanapal und andere solche Schulhelden Gefragte, zogen Quadrate aus und wußten eine Menge von Namen auf der Charte. In der Lancaster-Schule hing eine ganze Sammlung von Bretchen an einem Nagel, auf denen alle die verschiedenen Untugenden, die ein russischer Schüler haben kann, geschrieben waren. Auf dem einen stand „Fauler", auf dem anderen „Ungehorsamer", „Schwätzer", „Streitmacher", „Vorwitziger". Diese Bretchen werden den Knaben um den Hals gehängt, wenn sie unartig gewesen sind. Mir schienen der Breter zu viele zu sein. Auch müßten sie im Pulte verschlossen liegen, um nur äußerst selten in Anwendung gebracht zu werden. Denn bei häufiger Anwendung müssen sie alles Ehrgefühl tödten.

Die Stadt Bjälzui hat 660 Häuser und 4501*) männliche Einwohner. Die Hauptbevölkerung sind die Juden und Moldawaner, beide ungefähr zu 2000. Von Armeniern sind 15 vorhanden, von Griechen 20, von Großrussen 100, von Zigeunern 15, der Beamten giebt es 30, der Geistlichen 10, Kaufleute erster Gilde sind nicht vorhanden, Kaufleute zweiter Gilde sind Armenier und Juden, Kaufleute dritter Gilde Armenier, Juden, Griechen; der Ausländer (Deutschen, Franzosen u. s. w.) giebt es 30; große Edelleute 13, kleine Edelleute 26. Dieß mag ungefähr als Maßstab für die Mischung der Bevölkerung in allen diesen kleineren Ortschaften gelten. Außerdem stehen noch 2 Bataillone Soldaten in der Stadt. Die Stadt ist in beständigem Wachsthume begriffen, und der Bojar Katorsha, auf dessen Grund und Boden sie steht, und der dabei ein gebildeter Mann ist, der Deutsch und Französisch spricht, steht sich sehr gut dabei. Denn jedes neugebaute Haus muß ihm Grundzins zahlen, und von jedem Kaufpreise eines verkauften Hauses bekommt er den zehnten Theil. Die Juden sind auch hier das Factotum, Handelsleute, Handwerker, Uhrmacher, Schneider, Commissionäre der Edelleute u. s. w. Die Großrussen sind die Baumeister und Zimmerleute wie in Kischenew; auch findet man sie hier wie überall als Fischer und Fischverkäufer. In den Krambuden fand ich französische Weine und raffinirten Zucker aus Petersburgischen Fabriken und selbst Zinn und Blei aus England, letzteres in großen dicken länglichen Stücken mit der Marke der Inhaber des Bleiwerks „Martinez". Wie weit doch solche schwere Waaren ihren Flug nehmen auf den Flügeln des Handels!

Ich besuchte natürlich auch den deutschen Apotheker des Orts. Denn im

*) Wir bekamen aus dem statistischen Bureau der Stadt die weitläufigen Angaben für 1838, aus denen ich das Obige nun als das Interessanteste heraushebe.

ganzen eigentlichen Rußland ist der Apotheker jedes Städtchens immer ein Deutscher *), und wenn ein durchreisender Deutscher sich irgendwo Raths erholen will, so geht er in die Apotheke, wo er gewiß ist, Landsleute zu finden. Der Apotheker war schon 18 Jahre hier, und äußerlich fiel seine Apotheke recht groß und nett in's Auge. Er gab mir eine Uebersicht von allen Apotheken in Beßarabien. Vor 18 Jahren gab es im Ganzen nur vier, jetzt zwölf, in Kischenew drei, in Ismaël zwei, in Akerman, Chotim, Bjálzui, Orgájew, Bendér u. s. w. per Stadt eine. Auch er war mit der Vermehrung des Lebens und der Größe des Orts vollkommen zufrieden.

Wir nahmen hier auch Gelegenheit, die Bereitung des in der Krim, in der Moldau und Türkei allgemein verbreiteten Volksgetränks „Bussa" kennen zu lernen, die in den besagten Ländern ungefähr dasselbe vorstellt, was der Kwas in Rußland und das Dünnbier bei uns ist. Es wird dasselbe aus Hirsemehl bereitet. In der Bude selber, wo es vorn verkauft wird, kann man von der Straße aus dem ganzen Processe zuschauen. Zuerst wird die Hirse gemahlen. Dazu haben sie eine kleine Handmühle an der Wand stehen, die ganz so eingerichtet ist wie alle die kleinen Hausmühlen der Moldauer. Der feststehende Stein ist schüsselartig ausgehöhlt, der kleinere Laufstein, der in die Höhlung paßt, ist mit ihm durch einen Pflock so verbunden, daß er sich um denselben herumdrehen kann. An dem Laufsteine sitzt ein dicker krummer Stock als Handhabe. Derselbe ist lang und geht mit der oberen Spitze durch das Loch einer Leiste, die in die Wand geschlagen ist. Haben sie die Hirse gemahlen, so machen sie mit Wasser einen Teig daraus, der eine gewisse Zeit lang gähren muß. Diesen gegohrenen Teig zerlassen sie alsdann in warmen Wasser, und das trübe, mehlige, etwas säuerliche, schmuzige, berauschende Getränk, das daraus entsteht, ist alsdann die so beliebte Bussa, die in jeder Stadt in einer Menge von Buden verschenkt und auch auf den Straßen herumgetragen wird, in Sewastopol sowohl als in Simpheropol, in Ovidiopol und Gregoriopol, in Philipopel, Adrianopel und Konstantinopel, und endlich auch in Bjálzui.

Die Juden sprechen hier zu Lande ein Deutsch, welches als Mischimaschi sogar noch den Häringssalat übertrifft. Sie haben außer den hebräischen Worten auch noch türkische, moldauische und nun auch noch russische dazu aufgenommen. Alle diese Worte werden aber in deutsches Gewand gekleidet, so z. B.: „Ik well mir a Dom schtroien". Es kann unmöglich ein Deutscher errathen, daß dieß heißen soll: „Ich will mir ein Haus bauen". „Dom"

*) Nur im Süden macht, wie wir schon oben bemerkten, Odessa davon eine Ausnahme, wo auch einige Griechen und Italiener Apotheken halten, und hier und da findet man auch im Westen wohl einen polnischen Apotheker.

heißt nämlich im Russischen ein Haus, und das Verbum „schtroien" haben sie von stroïtj (lat. struere) gemacht, welches bauen bedeutet. Wenn man mit ihnen Russisch spricht, so kommt man fast immer noch am besten weg. Die Gebildeten unter ihnen sprechen natürlich auch ein reineres Deutsch.

Das Reich der Wassermelonen fängt hier auch schon an, bedeutend auszugehen. Baschtans (tatarische Wassermelonen-Gärten) sieht man gar nicht mehr, und die Buden waren nur gefüllt mit ziemlich theueren Wassermelonen aus Kischenew und Akerman. Uebrigens geht die Cultur dieser Frucht noch durch ganz Beßarabien bis in die Bukowina hinein, wo sie aber vollends schlecht und klein werden.

Auch hier arbeiten alle Handwerker ganz in der Art, wie die Waffelkuchenbäcker in den hübschen hölzernen Buden, die aus Holland zu uns kommen. Man sieht von der Straße aus bis in die Wiege der kleinen Kinder und bis unter die Betten des Hausherrn und seiner Ehehälfte.

Es ist merkwürdig, daß in den Flüssen der Umgegend, so wie in denen ganz Beßarabiens, ja sogar in allen Flüssen des ganzen südlichen Rußlands, die in's schwarze Meer gehen, bis 500 Werste weit von diesem Meere entfernt keine Aale zu finden sind. Die Fische, welche hier vorkommen, und die wir auf dem Markte fanden, sind Schleien, Barsche, Karpfen und Karauschen.

Weil die ganze Umgegend schon längst wieder kahl und völlig steppenartig ist, denn die Kischenew'schen Wälder hören schon zwei Meilen hinter Kischenew auf, um nicht sobald wieder zu beginnen, so brennen die Leute hier in der Regel fast nur Stroh, Heu, Mist, Schilf, Dorngebüsch u. s. w. und haben also ein eben so componirtes Brennmaterial wie alle Steppen. Die Reicheren beziehen Holz von Kischenew.

Außer der Bussa, der Art, Kaffee zu serviren, und den anderen oben bereits angeführten Dingen ist auch noch sonst manche türkische oder byzantinische — es läßt sich dieß nicht immer unterscheiden — Sitte geblieben, so z. B. auch die, das Ochsenfleisch in lange schmale Striemen zu schneiden, diese auf der Sonne zu trocknen und mit diesen Fleischstreifen eine Bude zu garniren. Eben so hängen in diesen Buden auch immer lange Kränze von den wie Pappe platt gedrückten Fleischwürsten, wie man sie in den byzantinischen Fleischbuden zu Odessa u. s. w. sieht. Platt gepreßt werden diese Würste, damit sie sich leichter conserviren. Warum sie aber immer weiß angelaufen sind, weiß ich nicht.

Als wir von unseren Visiten und Streifereien in der Stadt heim kamen, fanden wir ein paar moldauische Edelleute bei'm Billard und neben unserem Wirthe noch einen Armenier, den ich schon vorher als einen sehr maulfaulen Mann kennen gelernt hatte. Weil mir aber eine arge Maulfaulheit für die

Beobachtung gerade eben so interessant ist, wie eine bedeutende Geschwätzigkeit, obgleich natürlich eine vernünftige sinnige Rede für Jeden am wohlthuendsten ist, so setzte ich mich zu dem Armenier, der ein halber Türke war, und hatte folgendes Gespräch mit ihm:

„Sage mir doch, welche Völkerschaften wohnen denn eigentlich in dieser „Stadt? — „Wsakoi Narod" Jegliches Volk".

„Es ist hier jetzt wohl Vieles besser geworden, seitdem die russische Re„gierung Besitz vom Lande genommen hat?" — „Slawa Bogu, lutsche". „Ruhm sei Gott! besser".

„Wo lebt man, im Ganzen genommen, besser, dieseits des Pruth „oder jenseits?" — „J sdes charoscho i tam." So wohl hier ist's gut, als auch dort.

„War der letzte Viehmarkt bedeutend?" — „Slawa Bogu!". Ruhm sei Gott! Ja!

„Wie viele neue Häuser baut man hier wohl jährlich zu?" — „Bog snajet". Gott weiß es.

„Brennt Euere Pfeife?" — „Ruhm sei Gott! ja!" — „Was das „heute kalt ist!" — „Hm!" — „Ob's heute noch wohl regnen wird?" — „ts!" (Ein Schnalzen mit der Zunge bedeutet „nein").

Dieß Gespräch dauerte ungefähr eine Viertelstunde, da immer zwischen zwei Fragen und Antworten eine geraume Zeit verfloß, die mit Tabaksdampf ausgefüllt wurde.

Ich wandte mich daher lieber zur Betrachtung des billardspielenden moldauischen Adels. Der Adel Beßarabiens, wie überhaupt der ganzen Moldau und Walachei zerfällt in drei streng geschiedene Classen, in die „Bojaren", die „Resesch" und „Masil" *). Die Bojaren sind die großen Gutsbesitzer und bilden den hohen Adel des Landes, die Reichsbarone. Die Resesch sind die kleinen freien Gutsbesitzer, der niedere Adel, polnische Schlächtitzen. Die Masil sind adelige Bauern, die einem anderen größeren Gutsbesitzer Bojar oder Resesch zahlen und Arbeit leisten, adelige Hintersassen, mittelbarer Adel im Gegensatz zu jenem reichsunmittelbaren.

Die Bojaren sind theils uralte moldauische, meistens aber griechische Familien. Unter ihnen zeichnen sich wieder aus die „Wodui" (die Fürsten, russ.: Knäsui, von „woditj", führen) und von ihnen ist dann wieder der

*) Es kommt in den russischen statistischen Tabellen noch eine Classe vor, „die Ruptaschen". Ueber diese habe ich im Lande selbst von den Leuten nie etwas erfahren können. Ich glaube, es sind dieselben wie die Resesch. Ich habe auch in westeuropäischen Statistiken hinter diesem Worte ein Fragezeichen bemerkt, welches ich denn leider nicht wegschaffen kann.

größte der „Wojewoda“, der „Kriegsführer“, „Herzog“. Solcher fürſtlicher Familien giebt es in Beßarabien nur drei bis vier. Es kommen in Beßarabien ganz dieſelben Namen unter dieſen Familien vor wie in der Moldau und Walachei: Sturſa, Ghika, Rosnawan, Balyſch, Dimitri, Prunkul, Warlam, Sandalati, Katarji. Viele von ihnen ſind in der Moldau, Walachei, Beßarabien und der Bukowina zugleich begütert und alſo dreier Kaiſer und zweier Fürſten Unterthanen. Die Rosnawanka, eine Gräfin, iſt jetzt die reichſte von allen moldauiſchen Großen. Sie lebt in Jaſſy, und überall, wo wir ſie nannten, kannten die Leute ſie und machten große Augen. Der reichſte Beſitzer in Beßarabien, für ſich allein genommen, iſt ein Balyſch, welcher 40 Ortſchaften und Dörfer beſitzt. Die meiſten Bojaren aber haben nur drei bis vier Dörfer. Dieſe griechiſch-ruſſiſch-franzöſiſchen Bojaren leben zum Theil in ruſſiſchen Dienſten, zum Theil von ihren Einkünften in Odeſſa, zum Theil im Auslande, die wenigſten in Beßarabien ſelbſt, am liebſten aber, wenn ſie nur irgend können, in Jaſſy oder Bukareſcht, wo ſie ſich der größten Freiheit und Ungenirtheit erfreuen. Sie hatten dort auch früher zur Zeit der unbeknappten Türkenherrſchaft weit mehr Freiheit, und es iſt klar, daß, was man auch aus dem Geſichtspuncte der Civiliſation zu Gunſten Rußlands ſagen mag, dieſen Herren die Zucht und Schule dieſes Reichs eben ſo wenig anſtehen kann als ihren Bauern. Die Sprache der Bojaren unter ſich iſt Neugriechiſch, worin auch meiſtens ihre Briefe und Papiere geſchrieben ſind, und ſonſt Franzöſiſch.

Als ich fragte, warum die Reſeſch ſo hießen, antwortete man: „weil ſie doch auch ein Stückchen Land haben.“ Sonderbar, daß ſie die größten Waldbeſitzer ſind. Faſt alles Holz wird von den Reſeſch verhandelt und verführt. Auch unter ihnen giebt es ſchon einige europäiſirte. Doch iſt ein ſolcher civiliſirter, billardſpielender und cigarrenrauchender Halbbarbar unendlich viel widerlicher als ein vollſtändiger Barbar von altem Schrot und Korn.

Die Maſil haben ebenfalls ihre Adelsdiplome und damit ein gut Theil Eigendünkel. Sie leben, wohnen und arbeiten aber ſonſt ganz wie die Bauern. Sie repräſentiren hier ungefähr die Claſſe der niedrigſten Schlachtitzen, die in Lithauen das „Privilegium des Teppichs“ haben, d. h. die, wenn ſie Schläge bekommen, fordern dürfen, daß ihnen eine Decke untergelegt werde. Ihre Sprache iſt natürlich, wie die der Reſeſch, die moldauiſche.

Endlich kamen die Leute, ein paar braune Zigeunerſchmiede und ein kleinruſſiſcher Zimmermann, mit unſerem reparirten Wagen angezogen. Sie hatten eine Art von Tarantaß*) daraus gemacht und ließen ſich natürlich

*) Eine Art von ruſſiſchem Wagen, bei dem der Kaſten nicht in Stahl-

ungefähr so viel an Silber dafür bezahlen, als sie an eisernen Klammern und Nägeln dabei verbraucht hatten. Indeß wir kamen doch damit von der Stelle und nahmen gegen Abend von unseren Armeniern, Juden, Zigeunern und Reseſch Abſchied.

Die Wege hinter Bjálzui waren ſtellenweiſe ſehr ſchlecht, und unſere rundlichen Pferdchen quälten ſich auf's Tapferſte, um in einem anſtändigen Trabe zu verbleiben. Das Einzige, was der Jámſchtſchik zu ihrer Erquickung that, war, daß er ſie auf drei Meilen Weges zwei Mal eine halbe Minute anhalten ließ, ihnen den Schweiß von Stirn und Augen wiſchte und dann eins nach dem anderen bei den Ohren nahm und, damit nach vorn reißend, ihnen den Hals ſtreckte. Er ſagte, daß dieß ſehr heilſam ſei, wenn die Pferde ſtark gearbeitet hätten. Ich bemerkte nachher, daß alle Poſtillons dieſer Gegend dieſelbe Procedur mit den Pferden vornahmen. Ländlich ſittlich, in dem einen Lande wirkt dieß Mittel, in dem anderen jenes.

Es iſt aber wirklich etwas Unerhörtes mit der Schwere, Fettigkeit und Klebrigkeit des Bodens von Beßarabien und überhaupt in allen den ſüdlichen Landſchaften von den Karpathen bis zur unteren Wolga. Die Leute müſſen immer mit 6, ja bis mit 10 Ochſen vor jedem Pfluge ackern. Wenn es lange nicht geregnet hat, ſo iſt der Boden ſo feſt, daß die Scholle gar nicht zertrümmert werden kann, und es iſt dann an ein Eggen u. ſ. w. gar nicht zu denken. Freilich ernten ſie dann dafür auch gewöhnlich 10 bis 12 Korn, ſprechen bei 6 Korn ſchon von Mißernte und ſind bei 15 bis 20 Korn etwas mehr als zufrieden.

Der Sonnenuntergang war prachtvoll, ja unbeſchreiblich ſchön, und die Wolkenformen geſtalteten ſich dabei ſo manchfaltig, daß Göthe's Wolkenlehre mit ihrem dürftigen Syſteme vor dieſem einzigen Abende hätte erblaſſen müſſen. Eine Menge von Wolken und Wölkchen von den wundervollſten Farben und den manchfaltigſten Figuren tigerte den Himmel. Feſt ruhende Bänke und Bänkchen, einzeln im fernen Raume ſchwimmende Inſeln und Inſelchen, goldene Tempelchen, die ſie bauten, bauſchige Vorhänge in der Nähe, und weithin luftige Corridors und Perſpectiven von nebeligen Gebilden, und nun zwiſchen all der zauberiſchen Pracht der herabſinkende Apollo ſelber, von ewiger Jugendfriſche duftend. In der That am Himmel wohnt die Pracht, und Silber, Gold, Purpur und Alles, was ſonſt noch unſere Erde dieſer Art bietet, geben nur nichtsſagende und ſchwache Metaphern, um die Zauberei zu preiſen, mit welcher jener Farbenkönig die grauen Wolken bemalt, beſonders in den Steppenländern. Denn ich erinnere mich nirgend ſchönere Wolken-Conſtellationen und

---

federn hängt, ſondern auf junge ſchwankende Birkenſtämme aufgeſchraubt iſt, welche die Stelle der Federn vertreten.

Sonnenuntergangs-Malereien gesehen zu haben als dort. Im Frühlinge 1838 war bei Odessa Abend für Abend in jedem Momente des Sonnenunterganges eine Fülle der Scenerie, eine Welt von Ereignissen, eine Großartigkeit der Malerei, wie sie die menschliche Seele nur anstaunen und in tiefster Stille genießen, aber nicht durch so laute und grobe Töne, als Farben und Worte sind, mittheilen und darstellen kann. Im Ganzen ist damit aber nicht viel gesagt, denn anderswo giebt es auch unbeschreiblich schöne Sonnenuntergänge, und wer will nun das Zauberische mit dem Zauberischen abwägen und bestimmen, welches nun noch unbeschreiblicher, und welches das Unbeschreiblichste von Allem sei. So viel aber ist doch damit gesagt, daß man auch in den Steppen über die Majestät des Himmels oft die Fadheit der Erde vergessen kann.

Auch hier ist durchweg das Land kahl, und bis in die Bukowina sahen wir seit Kischenew keinen Wald wieder. Das Land Beßarabien wird immer schmäler, und die polnischen und österreichischen Nachbarländer lassen sich schon immer mehr und mehr durchfühlen. Von Bjálzui an gelten schon die österreichischen Zwanzigkreuzerstücke und cursiren schon unter dem Namen „Zwanziger" zu einem Werthe von 80 Kopeken. Die russischen kleinen Münzen verlieren an Werth, und wenn auch die russischen Silberrubel noch bis tief in Galizien hineingehen, — große Münzen gehen natürlich immer weiter, und Goldmünzen haben die größten Kreise — so wollen die Jámschtschiks doch die russischen Vierzigkopekenstücke nur für ein Trinkgeld von zwanzig Kopeken ansehen.

Wie die Münzen so mischt sich auch die Bevölkerung des Landes schon etwas, ich meine die Grundbevölkerung, die Landbauer, denn die der Städte konnte nicht mehr gemischt werden, als sie schon früher war. Man findet schon hier und da Rußnaken unter den Moldauern. Die Jámschtschiks sind zum Theil Podolier und haben das unruhige Wesen, das beständige eigenthümliche Pfeifen und Zischen angenommen, mit dem die polnischen Postillons ihre Pferde antreiben. Ja wir begegneten auf der dritten Station schon langen Reihen mit Salz beladener Wagen „iz Nemetschina" (aus Deutschland) — so sagen die Fuhrleute. Es kam aus der Bukowina von den Karpathen. Auf den meisten Poststationen findet man schon kein Ssamowar mehr. Der Anbau nimmt immer mehr und mehr zu, und Alles wird merklich belebter. Unerklärlich waren uns die vielen Feuer, die wir den ganzen Abend hindurch nicht in den Häusern, sondern in den Höfen der Leute sahen und um die immer viele Bauern herumsaßen. Am Pruth und am Dniestr freilich sind auch hier allerdings Waldungen, allein die Hauptstraße geht immer gerade in der Mitte zwischen beiden Flüssen auf dem Rücken des

Landes und im Quellengebiete der kleinen, zu beiden Seiten abfließenden Nebenflüsse hin.

Nach Mitternacht schliefen wir ein paar Stunden, in unsere Pelze gehüllt, auf einer hölzernen Bank in der Schreiberstube einer Poststation. Mit Sonnenaufgang kamen wir in Liptschanij an, einem moldauischen Städtchen, das am Pruth liegt. Die Stadt hat etwas Leben und Passage, weil sie eine der fünf russischen Quarantänen an der türkischen Gränze ist, die anderen sind Reni, Gallaz gegenüber, und Skuliani, Jassy gegenüber, alsdann Ismaël und Lowowo. Die Quarantäne-Gebäude sehen von Weitem ziemlich stattlich aus. Die Dauer der Quarantäne war jetzt nur vier Tage, doch wird sie zu Zeiten verlängert. Auf dieser Seite des Pruth standen russisch-russische Soldaten, auf der anderen moldauisch-russische. Es entstand bald ein großes Gewimmel von Menschen in Liptschanij, denn es war Mittag. Kinnhaarige Juden und brusthaarige moldauische Bauern waren die Hauptsache. Wir kauften hier ein Pfund Petersburger Zucker zu 2 Rubel 60 Kopeken (ein paar Kreuzer mehr als ein österreichischer Gulden). Die Buden waren alle so bunt geschmückt wie in Beßarabien. Mit Silberpapier gezierte Weinflaschen stehen auf bunt geschnitzten Holzpostamenten amphitheatralisch in Reihen rangirt, auf Schnüren gereihte getrocknete Fische garniren die Wände wie ein Kranz von Arabesken, zwischendurch laufen eben solche Kränze und Gewinde von Badeschwämmen und Bürsten, selbst Oel- und Liqueurfläschchen sind an Fäden gebunden und baumeln, symmetrisch vertheilt, unter den sonderbaren Waaren-Draperieen. Man macht hier mit den feilen Waaren und Speisesachen ganz Das, was man anderswo in den Arsenalen mit den Waffen ausgeführt sieht.

Wir trafen in Liptschanij einen Juden, der vor 50 Jahren in Chotim am Dniestr geboren war und sich noch Vieles aus seinem Straßenbubenleben erinnerte, das er dort geführt, als die Stadt noch die Residenz eines türkischen, dreischweifigen Paschas war und über 30,000 Einwohner hatte. Jetzt soll sie nur noch 4000 bis 5000 Einwohner haben. Eine Stadt ist in diesem Lande bald gebaut und eben so schnell spurlos verschwunden. Er sagte, daß die Türken ein gutes Volk gewesen wären, sie hätten ruhig in ihrer Festung gelegen, Alles ziemlich so gehen lassen, wie es wollte, und der Natur keinen Zwang angethan. Der türkische Pascha und die Großen hätten viel Wasser getrunken und sich dasselbe immer aus dem Pruth kommen lassen, weil sie in Bezug auf Wasser große Feinschmecker gewesen wären, und das Wasser des Pruth das köstlichste der ganzen Gegend sei und selbst noch das des Dniestr übertreffe. Ihm hätte es als Knaben auch sehr wohl in Chotim gefallen, weil die Kaufleute immer eine Menge schöner Früchte und Confecte aus Konstantinopel

dahin gebracht hätten, und man habe damals für zwei Paras mehr getrocknete Aprikoſen und gezuckerte Birnen kaufen können als jetzt für einen Rubel.

In Liptſchany ſah ich in einem Hauſe ein hübſches Heiligenbild. Es war ein kleines Chriſtuskind, das ruhig auf ſeinem Kreuze ſchlief und beide Händchen ſtatt eines Kopfkiſſens unter ſeinen Kopf geſteckt hatte. In dieſer Art ſah ich in Rußland nichts. Ueberhaupt ſind auch ſonſt die Heiligenbilder, welche die Leute in ihren Zimmern hängen haben, ganz anders als in Kleinrußland. Sie ſind nicht ſo ausgeſchmückt wie die kleinruſſiſchen, ohne Blumen, ohne die rothgeſteppten Tücher und Vorhänge, meiſtens ohne Lampen und überhaupt ohne den ganzen übrigen Nebenapparat der ruſſiſchen Laren, gewöhnlich nur einfache, ſchlichte und ſchlechte Oelgemälde. Ich weiß nun nicht, ob ich darnach das Chriſtenthum in der Moldau als geläuterter, oder die Leute als noch gleichgültiger gegen daſſelbe betrachten ſoll. Das moldauiſche Kreuz auf den Kirchhöfen und Thurmſpitzen iſt auch ein anderes als das ruſſiſch-griechiſche, und ebenfalls ein anderes als das byzantiniſch-griechiſche. So devot wie die Ruſſen ſcheinen mir die Moldauer entſchieden nicht zu ſein. Man ſieht ſie bei Weitem nicht ſo häufig das Kreuz ſchlagen und nicht ſo ehrfurchtsvoll die geweihten Gebäude und Geräthe des Gottesdienſtes begrüßen.

Der Pruth läuft mit dem Dnieſtr von ſeiner Quelle bis zur Mündung faſt vollkommen parallel und iſt auch ſonſt mit ihm im vollſten Parallelismus ſeines Charakters und Weſens. Wie der Dnieſtr fließt er auf einem im Ganzen ſteppenartigen Plateau, auf den Karpathen entſpringend, von Nordweſt nach Südoſt, doch wird der Pruth zuletzt ganz ſüdlich; wie der Dnieſtr hat der Pruth nur höchſt unbedeutende Nebenflüſſe, bei beiden das Quellengebiet im Gebirge ausgenommen; wie bei'm Dnieſtr ſind ſeine Nebenflüſſe auf der rechten Seite größer als die auf der linken und fallen ihm wie dem Dnieſtr unter einem ungemein ſpitzen Winkel zu; wie der Dnieſtr führt der Pruth in bis zu ſeinem Ausfluſſe ungemein raſchem Laufe ein ſchmuziges, graues Waſſer, das aber nach der Abklärung dem Menſchen treffliche Dienſte leiſtet; wie der Dnieſtr iſt der Pruth im Ganzen ſchmal und im Durchſchnitte bedeutend tief, jedoch auch nicht ohne Fuhrten; wie der Dnieſtr wird der Pruth als Waſſerbahn blos von Flößen benutzt, die Brenn- und Bauholz und hölzerne Geräthſchaften aus Oeſterreich heranführen; wie der Lauf des Dnieſtr iſt der des Pruth im Ganzen ſehr gerade und ohne bedeutende Krümmung, windet ſich aber im Einzelnen in einer unzähligen Menge kleiner Bogen und Serpentinen; wie bei'm Dnieſtr endlich iſt das vom Pruth ausgewaſchene Thal in dem unteren und mittleren Laufe ſechs bis zehn Werſte breit und mit Wieſen, Schilfgründen und Waldungen erfüllt; jedoch iſt bei'm

Pruth das rechte Ufer dieses Thales merklich höher als das linke. In vielfacher Beziehung könnte man auch noch den Bug mit in diese Parallele ziehen, doch liegt er schon ferner. An Fischen ist der Pruth, wie es scheint, reicher, unter seinen jetzigen Verhältnissen wenigstens auf jeden Fall, denn die Fische mehren sich ungestört in ihm. Die Pest ist ihre Wohlthäterin geworden, und wenn jene Thiere Vernunft annehmen könnten, so müßten sie dieser Furie Altäre bauen. Da nämlich der Pruth die nordöstlichste Gränze der verdächtigen und nicht verdächtigen Länder ist, so hat man, um alle unbeaufsichtigte Berührungen zwischen beiden zu verhüten, alle Fischerei auf dem Flusse völlig verboten. Hierzu kommt nun noch für den Augenblick, daß das Wasser im verflossenen Jahre einen den Leuten sehr argen, den Fischen aber höchst plaisirlichen Streich gespielt hat. In der Schneeschmelze nämlich sind viele Fischteiche vom überfluthenden Wasser durchbrochen worden, blos in der Umgegend von Liptschany, wie man uns sagte, dreizehn. Alle diese Fische sind nun in den Pruth entführt worden, wo sie gegen alle Reclamirungen mit der exceptio pestilentiae inferendae protestiren. Freilich mußten bei derselben Ueberschwemmung auch viele von diesen Herren die Kühnheit, mit der sie ihre Litisconsorten aus dem Gefängnisse befreiten, mit dem Leben büßen, denn es blieben im ganzen Pruththale nach dem Ablaufe des hohen Wassers große Tümpel und kleine Seeen in den Vertiefungen zurück, die man voll Fische fand und aus denen man zwölf- bis fünfzehnpfündige Karpfen und viele ein bis zwei Klaftern lange Welse als gute Beute hervorzog.

In Liptschany wohnt die Fürstin „Kathinka," nämlich die Fürstin Kathinka Ghika, eine Schwester des Ghika, der die Walachei administrirt. Sie wird immer nur mit ihrem Vornamen genannt. Ihr Haus war recht freundlich und mit schwarzen Schindeln gedeckt, aber weit davon entfernt, ein fürstlicher Palast zu sein. Als wir vorbeifuhren, wollte die Fürstin Kathinka eben am Pruth hin etwas spazieren fahren. Die Bedienten drängten sich schon um die elegante Wiener Kalesche, aber es dauerte uns zu lange, bis sie herauskam. Seitdem kann sie nun schon herausgekommen sein und schon oft wieder ihre Toilette und ihre Spazierfahrt beendigt haben.

Was unsere Fahrt hinter Liptschany betrifft, so ging sie immer auf den schönsten Wegen im Galopp das Pruththal hinauf. Der Morgen war herrlich, die Gegend lieblich. Ueber dem Pruth selbst lag, so weit sich sein Faden schlängelte, ein dichter, weißer Nebel, über den hier und da das hohe Ufer der türkischen Moldau herüberblickte. Dann und wann erschienen auch schon auf der anderen Seite ferne Hügelspitzen als Verkündiger der Karpathen. Das Land lag wie ein Zauberland vor uns, weil wir es nicht kannten, und

unſere Phantaſie war immer mit Vorſtellungen von Dem, was die Leute dort treiben möchten und wie es jenſeits ausſehen könnte, beſchäftigt. Unſer Jámſchtſchik ſagte: „Drüben fahren ſie anders wie hier, da ſitzt der Kutſcher „auf den Pferden. Ich freue mich, daß ich hier bin und vom Bocke fahren „kann.“ Dazu kamen die hübſchen, jetzt wieder herbſtlich grünen Wieſen des Pruth und untermiſchte Dörfer und Waldungen nebſt vortrefflichem Herbſtwetter, ſo daß ſich das Werk unſerer Reiſe auf äußerſt anmuthige Weiſe förderte.

Bisher hatten wir noch immer die mongoliſchen Todtenhügel geſehen. Hier erſt im Pruththale ſchienen ſie uns zu fehlen. Es läßt ſich ſo etwas auf einem Durchfluge nicht mit Beſtimmtheit ausmachen, wohl aber iſt das nach unſeren Beobachtungen ausgemacht, daß ſie mit dem Aufſteigen vom ſchwarzen Meere zu den Karpathen hin immer ſeltener werden. Wir bemerkten allerdings auch hier ein paar augenſcheinlich von Menſchenhand aufgeworfene Hügel, die aber entſchieden nicht in die Klaſſe der Kurgane und Mogilos Südrußlands gehörten, aus dem einzigen Grunde, weil ſie unter einem Winkel von 45° bis 50° anſteigen, während jene Kurgane ſämmtlich ohne Ausnahme nur unter einem Winkel von höchſtens 6° bis 8° anſteigen. Die beiden tumuli, welche wir ſahen, glichen ganz und gar denen, die man bei Krakau dem Kosziusko, dem alten Krakus u. ſ. w. zu Ehren aufgeworfen hat. Es iſt ſehr wohl möglich, daß Polen hier am Pruth Gelegenheit hatten, einige ihrer Helden zu ehren, denn die Landenge dieſer Gegend zwiſchen dem Pruth und dem Dnieſtr um Chotin herum iſt ein Schlachtfeld, wo ſich Türken und Polen manches Rencontre gaben. Man findet daher auch hier noch an mehren Orten Wälle, Gräben und andere Spuren von Lagerverſchanzungen. Zur Türkenzeit hieß dieſer äußerſte Schweif von Beſſarabien die Raja von Chotin *).

Wir hatten in dieſer Gegend auch zum erſten Male einen Jámſchtſchik mit einer Peitſche, an der eine klatſchende Schmitze oder ein Schweif befeſtigt war, und zu Zeiten ließ er ſie ſogar knallen. Wir begrüßten mit Freude dieſe patriotiſchen Töne, denn in Rußland haben die Peitſchen nie ſolche klatſchende Enden, daher dort nirgends das bei uns ſo gewöhnliche Peitſchengeknalle. Außer dieſem Peitſchenendchen war aber auch ſonſt kein Stückchen Deutſch am Poſtillone. Er fuhr ſo undeutſch wie möglich, d. h. flink und flott.

*) Die Deutſchen der Bukowina ſprechen noch jetzt von der Chotiner „Reihe,“ indem ſie ohne Zweifel ein türkiſches Wort mit einem deutſchen verwechſelten, welches ihnen doch irgend einen, ich weiß aber hier eigentlich nicht, welchen Sinn zu haben ſchien. Wenn die Franzoſen hier anſäſſig wären, ſo hätten ſie gewiß von einem „rayon de Chotin“ geſprochen.

„Lauft, lauft, Freundchen, damit uns die Herren ein gutes na tschaju (zum Thee Trinkgeld) geben.“ Wir hielten ihn dann und wann ein wenig zurück, weil wir für unseren geflickten Wagen fürchteten. Dann sah er sich wieder nach einiger Zeit um und bat uns, freundlich schmunzelnd: „pustitje mnae gospoda,“ (laßt mich los, meine Herren, ich bitte, es sind ja so schöne Wege), und sogleich, wenn wir ihm die Erlaubniß gaben, fing er an, zu pfeifen und zu zischen und mit den Füßen zu trampeln, als wollte er seinen Pferden weiß machen, daß der leibhaftige Böse hinter ihnen säße. „Hehe! drusei! Juchti warwari!“ (Hehe, ihr Freundchen! Halloh, ihr Barbaren!). „Lauft, lauft, ihr kleinen Popen! Juchhe, ihr Chlopzui!“ (Burschen, so viel als in Tyrol etwa „sakrische Bua!“) — Dann rief er, aus der Schmeichelei wieder zum Schelten umkehrend: „Nun, nun, ihr alten Weiber! (babi).“ Und so ging's davon, daß ohne Zweifel nach Herrn von Münchhausen's Ausdruck die Werstpfähle uns vorübergeeilt wären, wie die Stangen eines Gitterwerkes, wenn es hier überhaupt nur deren gegeben hätte. Allein zu unserer großen Verwunderung fanden wir diese angenehme Institution des russischen Reiches noch nicht in Beßarabien eingeführt.

Außer diesem lebendigen Kutscher und seinen Pferden vorn hatten wir von der vorletzten Station her auch noch eine kleine Merkwürdigkeit hinten auf dem Wagen. Ein Grieche nämlich aus Konstantinopel hatte uns gebeten, sich hinten, wo wir keine Koffer hatten, aufsetzen und bis zur Gränze mitfahren zu dürfen. Es war ein altes, gutmüthiges, listiges Männchen mit weißem Knebelbarte, der uns für diese kleine Gefälligkeit überall, wo er konnte, eines Dieners Dienste leistete. Er hatte einen hohen, blaurothen Feß auf dem halbgeschorenen Kopfe und einen weiten, abgeschabten, ehemals purpurrothen Mantel um. Uebrigens war er griechisch gekleidet und hatte im Gürtel in mit Silber ausgelegter Scheide ein langes, stählernes Instrument, welches ich nach den gewöhnlichen Kennzeichen und Merkmalen für einen Dolch hielt. Er sagte aber: „Bei Leibe nicht, es ist ein Pfeifenausräumer.“ Ferner erzählte er, daß er aus Adrianopel gebürtig wäre und 30 Jahre lang in Konstantinopel bei einem Fürsten Kantakúsen (so sprach er diesen bekannten und bei uns anders geschriebenen Namen aus) in Dienst gewesen sei, mit dem er nun auch hierher auf dessen Güter in die Moldau gekommen. Er hieß „Wassil Paur.“ Wir hatten Gelegenheit, bei ihm viele Sitten dieser Konstantinopolitanischen Menschenklasse zu beobachten, unter anderen die, wie sie Höhere begrüßen. Wenn wir auf einer Station einen griechisch-moldauischen Bojar trafen, was sich zwei Mal während seines Zusammenseins mit uns ereignete, so ging er gleich mit einer gewissen Heftigkeit auf ihn zu, legte seine rechte Hand an die Stirn und

dann an die Bruſt und küßte darauf, ehrerbietig ſich verbeugend, die vornehme Hand. — Alſo miſcht ſich ſelbſt byzantiniſches Leben noch jetzt bis in die Geſellſchaft dieſer Gegend.

Da, wie wir oben bemerkten, der Ackerbau und die menſchliche Bevölkerung vom ſchwarzen Meere her immer zunehmen, ſo ſchließt dieß ſchon in ſich, daß umgekehrt die Viehzucht und die animaliſche Bevölkerung in demſelben Verhältniſſe an Großartigkeit abnehmen. Dennoch haben aber auch hier noch die großen Herren ziemlich große Pferdeherden, und auch Ochſen und Schafe ſahen wir natürlich überall. Von den Pferden Beßarabiens erfuhr ich außer ihrer Wohlgenährtheit, die aber ihrer Raſchheit keinen Abbruch zu thun ſcheint, nichts Beſonderes. Die Ochſen ſind noch alle von jener in ganz Südrußland verbreiteten hochbeinigen, ſilbergrauen Race, hier aber etwas kleiner, doch miſchen ſich im Norden Beßarabiens ſchon andere Farben von der Bukowina her ein, beſonders Schwarz. Von Schafen giebt es hier natürlich auch ſchon Merinos und Miſchlinge von Merinos, die wie in Kleinrußland „Zigai" heißen, und eben ſo auch das Schaf mit dem Fettſchwanze, welches ſie in Neurußland „walachiſches Schaf," hier aber „tschuschka" nennen. — Wie in den neuruſſiſchen Steppen und wie ſehr natürlich in allen großen Herdenländern haben ſie für jede Herde einer jeden Thiergattung einen eigenen Namen. Die Pferdeherden heißen hier „Hirgili," in Rußland „Tabun," eine Herde junger Rinder „Tamaslik," eine Herde von Ochſen und Kühen „Tſchereda," wie in Rußland, eine Schafherde „Turma," in Rußland „Otara." Die zwei Klaftern lange Peitſche des Hirten heißt wie in Rußland „Harabnik."

Auf der folgenden Station Nigrinetz mußten wir wieder etwas an dem Wagen-Flickwerk pickern laſſen. Der Zigeuner forderte dafür bedeutend viel, und als wir ihm das Geld nebſt einigen guten Lehren etwas unwillig und raſch hingaben und es dabei zu Boden fallen ließen, ſagte er, unſeren inconſequenten Unwillen, der nicht geben wollte und doch gab, belächelnd, indem er das Geld aufhob: „Ei Herr, warum ſo böſe? Gebt mir das Geld doch „in Frieden, damit es mir und auch Euch zum Wohle gereiche." Man vergißt oft, daß die wilden Zigeuner in Rußland auch mitunter philoſophiren.

In Nigrinetz droſchen die Leute ihr Getreide. Ein paar Sperlinge pickten dabei ein Körnchen auf, und wir paar Reiſende ein neues verſchlagenes lateiniſches Wort. Stroh nämlich heißt „paje" (faſt ganz das franzöſiſche paille nach der Pariſer Ausſprache) pa Moldawanéschti (auf Moldauiſch). Ach pa Moldawanéschti! Das Wort liegt ſo hübſch in der Zunge und fällt lieblich in's Ohr, und mir klingt's gar hell im Herzen wieder, denn die hübſche liederreiche Moldawanka ſprach uns das „pa Moldawanéschti" gar

zu reizend aus. Die kleinen Bauern haben hier im nördlichen Beßarabien zwei bis drei Dissiatinen Landes, die guten fünf bis zehn, die reichen fünfzehn bis zwanzig. Das ist allerdings schon bedeutend weniger als in Neurußland und im südlichen Beßarabien, wo einem deutschen Kolonisten in der Regel sechszig Dissiatinen Landes gegeben sind und die geringsten fünfundzwanzig haben.

Nicht weit vom Posthause stand auch eine Kirche. Es war dieselbe, wie alle moldauischen Dorfkirchen, ein äußerst kleines, altes, holperiges Gewächs mit so kleinen Fensterlöchern, daß kein anderes als Kellerlicht darin herrschen konnte. Ueberhaupt sieht man in der Moldau bei Weitem nicht so viele stattliche neue Gotteshäuser wie in Rußland. Rund umher lagen die Todten des Dorfes, und auf ihren Grabsteinen standen die Inschriften mit altslavonischen Schriftzügen. Die Moldauer schreiben nämlich mit dem altslavonischen Alphabete, und zwar nicht nur ihre Grabinschriften, sondern auch ihre alltäglichen Briefe, ihre Journale und ihre weltlichen Bücher, während die Russen nur ihre Kirchenbücher darin drucken. Der Kirchhof war aber nicht im Mindesten eingezäunt und geschützt, und es wühlte daher mit großer Gemüthsruhe ein Schwein darauf herum, dem ein paar Krähen auf dem Rücken saßen, die nach den Hautinsecten des Schweines suchten. Welch Schauspiel sonderbarer Mahlzeiten! In dem Moder der Todten sucht ein Vierbeiniges sein Leben zu fristen, um das mit Lust in seinem Specke schwelgende Gesindel der eklen Würmer zu nähren, die in dem hungerigen Rachen leckerer Vögel ihre Existenz bejammern!

Es findet natürlich hier an den Gränzen mehrer Reiche ein vielfaches, verbotenes Herüber- und Hinüberlaufen statt, und was sich hinter dem Dniestr von entlaufenen Sklaven noch nicht sicher glaubt, setzt noch über den Pruth. Die zersprengte Bande des Toboltok ging auch meistens nach der Moldau hinüber. Von daher kommt indeß wenig. Das Vordringen im Frieden wie im Kriege findet hier mehr von Osten nach Westen hin statt. Noch immer die alte Richtung der Völkerwanderung aus dem Skythenlande zu den Ufern der Donau, nur jetzt in einem etwas veränderten Sinne. Wie die Welt sich doch im Ganzen so ähnlich bleibt!

Die Dreschet erkundigten sich bei uns nach den Getreidepreisen in Odessa. Ja später sogar that noch der Mauthdirector der russischen Tomoschna in Novosselidze, der in der alleräußersten Spitze von Beßarabien wohnt, dieselbe Frage. Das ganze Land Beßarabien, obgleich es fünfzig Meilen lang ist, schickt seinen Weizen nach Odessa, und zwar auf der Achse. Manche handeln auch auf Ismaël, jedoch nur die dieser Stadt näher Wohnenden. Die

entfernteren, die ohnedieß zu jeder der beiden Städte einen ziemlich gleichlangen Weg haben, ziehen natürlich Odessa vor, wo, als an dem größeren Platze, immer sicherer Absatz und im Durchschnitte bessere Preise zu finden sind. Gleich ein paar Schritte weiter in der Bukowina müssen sie ihr Brod alle selbst essen oder an ihre Hähndel verfüttern, weil ihnen kein Hafen offen steht. Aus dem Weizen ziehen die beßarabischen Landgüter ihre meisten Revenueen, so wie die Bauern aus dem Popescho ihre gewöhnlichste Nahrung. Roggen wird hier wenig oder gar nicht gebaut, doch sind im Norden des Landes die Culturpflanzen manchfaltiger als im Süden.

Unterwegs auf der letzten beßarabischen Station besahen wir noch eine große, neue Bierbrauerei, die ein Stursa hatte erbauen lassen. Ein „Lach" (Pole) war hier eingesetzt als „Brawer" (Brauer). — Wie weit doch dieß deutsche Wort mit diesem deutschen Getränke gelaufen ist! — Wir fanden das Bier recht erquicklich und angenehm und die ganze Anstalt sehr reinlich und gut erhalten.

Gränzstadt Novosselidze.

„Nun endlich noch ein Mal bergauf, ihr Freundchen! und noch ein „Mal hinab, meine Brüderchen! — und noch hinauf den Berg, ihr alten „Weiberchen! Nun, nun! Fürchtet nichts! Frisch Chlopzi! Juchtiti! Auch „den ganz kleinen Berg noch hinauf! Noch ein Bißchen! und noch ein Biß„chen! So! — Prrr!" — Und so sind wir denn an der Gränze des russischen Reiches angelangt, in dem Gränzstädtchen Novosselidze (neue Ansiedelung). Dieses Städtchen ist eigentlich nur ein Dorf der Stursa's, hat aber durch die Gestaltung der Gränzen, die es in Berührung mit drei Kaiserreichen brachten, und durch die Verlegung der Mauth u. s. w. an Bedeutsamkeit gewonnen und ist daher zu einer Stadt erhoben worden, die einigen Gränzverkehr, Personen- und Waarenpassage hat. Sein Personen-Transito ist besonders in neuester Zeit bedeutend im Steigen begriffen. Die Haupt-Verkehrsstraße von Odessa und seiner Umgegend mit dem Wasser geht nämlich eigentlich auf Radzivillow und Brody. Da man aber über Novo-Sselidze um einige hundert Werste eher das Ausland, seine guten Straßen, besseren Wirthshäuser u. s. w. erreicht, und da sich auch in Beßarabien doch Alles etwas mehr regelt und gestaltet, so zieht jetzt Alles mehr und mehr den Weg über Novosselidze vor.

Die Wirthschaft, welche uns hier empfing, war wieder eine armenische, d. h. also ein rundlicher, schönköpfiger, gar nicht unangenehmer Wirth, mit einer recht wohlgenährten, ja feisten Frau Gemahlin, einem paar hübschen, anjetzt noch proportionirlich mageren Töchtern, die aber doch schon die

beßte Anſtalt machten, bald in die Fußſtapfen der Mutter zu treten, da unter den jungen Mauthbeamten, die ſich im Hauſe ein- und ausſtahlen, leicht die Zukünftigen zu erkennen waren, — ganz ordentlich gehaltene Zimmer, — auch zum erſten Male wieder ſeit langer Zeit mit Kiſſen verſehene Betten, — ein genießbares Eſſen und das letzte ruſſiſche Sſamowar. Nachdem wir zuvor unſere Seele an Speiſe und Trank ein wenig gelabt und vor allen Dingen auch noch ein Mal Mamaliga, das moldauiſche Nationalgericht, mit Butter und zerriebenem Käſe gegeſſen hatten, machten wir einen Spaziergang im Orte. Denn weil Paß und andere nothwendige Scherereien uns lange aufhalten würden, ſo könnten wir, ſagte man uns, doch heute nicht mehr die nächſte Station, die Hauptſtadt der Bukowina, Tſchernowize, erreichen.

Wir kamen auf den großen Mauthhof, der mit Bretern, hölzernen Wannen, Kübeln und anderen Holzwaaren bedeckt war. Vor der Thüre ſeines kleinen, beſcheidenen Wohnhauſes ſaß der Director der Tomoſchna (Mauth), mit dem wir Bekanntſchaft machten. Er ſagte uns, daß das Holz den Hauptartikel der Einfuhr von der Bukowina her ausmache, und außerdem auch noch einige Manufactur-Artikel, Tuch u. ſ. w. Der Hauptartikel der Ausfuhr nach Oeſterreich hin wäre Vieh, jährlich 40,000 bis 50,000 Stück. Jedes Stück zahle bei der Ausfuhr aus Rußland 80 Kopeken (20 Kreuzer) Zoll und bei der Einfuhr in Oeſterreich einen Ducaten. Außerdem ginge auch noch rohe Wolle, etwas Wachs und Honig hinaus, doch ſei dieß bis jetzt unbedeutend. — Wir erzählten ihm dafür wieder von den Getreidepreiſen in Odeſſa, von den Reiſen, die der Kaiſer von Rußland in Deutſchland gemacht, und von der ſtürmiſchen Meeresfahrt der jungen Großfürſtinnen auf der Oſtſee, was wir in der Zeitung geleſen hatten. Bei der letzten Geſchichte waren auch ſeine Frau und ſeine Tochter herausgekommen, die in dieſem Erdwinkel noch nichts von jenen Ereigniſſen gehört hatten.

Den Abend brachten wir unter unſeren Armeniern in ihrem recht wohnlich-plunderigen Wohnzimmer zu, wo wir außer der Familie auch noch einen jener jungen, offenbar auf Freiersfüßen gehenden Mauthbeamten, einen Polen, vorfanden. Er ſpielte eben, als wir hereinkamen, ſeinen lauſchenden Schönen etwas auf der Guitarre vor, und es gab mir dieß Gelegenheit, mich nach den muſikaliſchen National-Inſtrumenten der Moldauer zu erkundigen. Einige wurden mir gezeigt, andere blos genannt. Das Hauptinſtrument iſt die „Skruibka" (Violine), wie überall; alsdann die „Dutka" (der Dudelſack), ferner das „Reſcheto," eine Art Handtrommel, die „Zimbeln," auf einen Reſonnanzboden geſpannte Saiten, die ſie mit den Fingern ſchlagen, der „Baß," der ja wohl in der ganzen Welt ſo heißt, endlich die „Kopſa," eine Art eiförmig geſtalteter Zither, über die zwölf Saiten gezogen ſind. Wie

interessant wäre es, wenn man einige Spuren nachweisen könnte, wie diese Instrumente hier eingeführt oder erfunden wurden!

Von der Musik ist es nicht weit zum Tanze, und wir handelten daher auch gleich dieß Kapitel ab, indem dabei die jungen Damen so gefällig waren, einige Positionen und Pas zur Erläuterung der Definitionen beizufügen, und der Wirth mir die moldauischen Namen vorbuchstabirte. Man sagte uns, die Moldauer hätten nur lauter Reigen- oder Rundtänze, und nie führe *eine* Person oder *ein* Paar allein einen Tanz auf. Der einfachste Tanz ist der „Djock," den tanzt Alles, was da ist, Männer und Weiber, Jung und Alt. Sie fassen sich dabei alle an und gehen in ruhigen, trippelnden Bewegungen bald rechts, bald links herum, indem sie den Tanz mit Gesang nach beständig sich wiederholenden Melodieen begleiten. Es vertritt dieser Djock also wahrscheinlich die Stelle unserer den Ball introducirenden Polonaise. — Lebhafter ist die „Hollandra," die von jungen Männern und Frauen getanzt wird. Die Paare bewegen sich dabei, zu einem Kranze vereinigt, lebhaft und mit beständigen Fußbewegungen in der Runde, lassen zuweilen den Kranz zerfallen und vereinigen sich wieder. Der „Arkan" ist der Haupttanz der Männer, den sie allein tanzen. Er ist wild, und die Männer schwenken sich dabei wüthend in der Runde herum, springen leidenschaftlich zur Seite und wieder zusammen. Ein gesteigerter Arkan ist die „Sserboika," in der sich meistens dann die Tanzlust zur Wuth steigert, wenn Bussa und Garelka (Branntwein) die Geister ein wenig illuminirt haben. Bei dieser Sserboika schwingen sie dann in einigen Gegenden, wie z. B. in der Bukowina, Beile und andere Gegenstände, mit denen sie allerlei Stellungen ausführen.

Diana liebt ja auch den Tanz und die Polen die Jagd. Leicht hüpfte unser Gespräch mit dem Polen daher vom Tanze zur Jagd, die hier übrigens nicht viel vorstellt, obgleich doch wenigstens schon etwas mehr als in den südlichen Steppenländern. Zu den Füchsen und spärlichen Hasen kommen hier doch schon die „diki kosse," die wilden Ziegen. So nennen die Russen das, was wir Rehe nennen. Hirsche giebt es erst auf der anderen Seite in den Karpathen. Auf Wölfe machen sie selten Jagd, nur zuweilen kommen polnische Herren aus Podolien zur Wolfsjagd herüber. Wozu sollte man auf den Wolf Jagd machen? Man kann ihn ja nicht essen. Aber, lieber Gott, man kann doch die Lämmer essen, die ein geschossener Wolf ungefressen läßt! Allein das liegt diesen Leuten schon zu weit. Sie schießen lieber einen Hasen, der unmittelbar zwei Maul voll in die Pfanne bringt, als zwei Wölfe, die in einem Tage so viel umbringen können, daß Küche, Stall und Keller leer bleiben. Mehr oder weniger sind wir Menschen alle in dieser Art.

Den paar Leutchen, welche die höhere Gesellschaft von Novossélitze ausmachen, kann natürlich dieses Plätzchen nicht genügen, und sie machen daher häufig Ausflüge nach den benachbarten Städten Chotin und Kameniez, thun sich auch wohl einmal etwas zu Gute auf der „deutschen Seite" in Tschernowize. Früher lagen Chotin und Kameniez sich einander feindlich gegenüber, Stirn gegen Stirn, als äußerste Gränzpfeiler zweier mächtigen Staaten, des türkischen und des polnischen, die hier mehr als ein Mal im Laufe von Jahrhunderten hart auf einander stießen. Der Friede, den Rußland hier vermittelt hat, ließ Chotin fallen und alle seine Lebenskraft in Kameniez übergehen, welches die Hauptstadt der ganzen Umgegend wurde und dessen Einwohnerzahl jetzt bis über 15,000 gestiegen ist. Chotin ist blos als Festung erhalten und als solche noch wichtiger als Kameniez. Die Russen haben die von den Türken gebauten Festungswerke noch neuerdings mit Anlegung eines Brückenkopfes und mit zwei anderen Werken verstärkt.

Unsere Gesellschaft wurde den Abend noch vermehrt durch die Ankunft eines jungen Odessaers, der von einem zweijährigen Streifzuge in Europa, aus London, Paris, Wien, Neapel u. s. w. zurückkehrte. Er sagte, daß er herzlich froh sei, wieder auf vaterländischem Boden angekommen zu sein, er werde das übrige Europa in Rußland nicht vermissen. Denn wenn er gleich nicht leugnen wolle, daß viel Herrliches dort zu finden wäre, so sei doch auch viel mehr Plagerei da, Philiströsität, Knickerigkeit, Lächerlichkeiten und Kleinlichkeiten seien überall zu Hause, und eine gewisse Art von Freiheit der Bewegung und von Lebensphilosophie suche man außer Rußland überall vergebens. Ungenirt galoppire man innerhalb der Gränzen dieses Reiches um den halben Erdkreis; sorgenlos erwäge man nicht beständig in Furcht die trübe Zukunft; Geschrei und Aufhebens machten die Leute aus nichts; nehme man sich hier und da ein Bißchen heraus, so würde Einem nicht gleich ein Proceß daraus gemacht, und dabei wäre Niemand in ganz Rußland auf den Kopf gefallen, und vernagelte Gehirne mit Bretern vor dem Kopfe fände man in jedem westeuropäischen Lande mehr als in Rußland.

Ich fühlte, daß allerdings manches Richtige in den Aeußerungen dieses jungen Russen lag, hätte aber doch wohl noch manche Einwendungen gegen seine Theses machen können. Allein zum Discutiren war die Nacht schon zu weit vorgerückt, und dann war ich auch, an der Schwelle Rußlands stehend und in der Stunde des Abschiedes von einem Lande, dem auch ich manche genußreichen Augenblicke verdankte, mehr aufgelegt, seine guten Seiten zu würdigen als seine schlechten hervorzustreichen.

Nachdem wir am anderen Morgen unsere liebe Seele noch mit gutem

Kaffee, der von hier an an die Stelle des guten Thee's tritt, und mit schönem türkischen Taback, den wir in Gewitterwolken verdampfen ließen, um ihn nicht den österreichischen Douaniers zu gönnen, gelabt hatten, machten wir noch den letzten Spaziergang unter den schattigen Fittigen des russischen Adlers.

Wir wanderten in die Spitze der Landenge, welche der Pruth mit einem kleinen in ihn sich mündenden Bächelchen bildet. Dieser Fluß macht hier wie überall die Gränze zwischen Rußland und den kaiserlich türkischen Hoheitsrechten, und jener kleine Bach empfängt auf seinem linken Ufer Verfügungen von Petersburg und erkennt auf dem rechten die Gesetze Wiens. Es ist hier hart am Ufer des Pruth also ein Punct, der einzig in der Welt ist, denn es verkeilen sich hier die drei Kaiserreiche, welche Europa hat, mit ihren Spitzen in einander. Der Punct ist so merkwürdig, daß er auch von Lemberg aus oft besucht wird, und selbst der Erzherzog Ferdinand fand ihn bemerkenswerth genug, um ihn mit seinem Besuche zu beehren. — Der Anblick ist wirklich wunderbar und ergreifend. Auf dieser Seite des Pruth streifen die grauen und grünen russischen „Objäschtschiki" (Gränzreiter) und Kosacken, den Willen ihres Kaisers verrichtend. Jenseits des kleinen Baches ist ein Schilfhüttchen erbaut, vor dem im Grase auf und nieder ein weißer österreichischer Soldat einherschreitet, ruhig seinen Säbel im Arme. Man könnte frische Neuigkeiten von ihm aus Wien erfahren, allein er darf ohne Erlaubniß seines Offiziers nicht den Mund aufthun, so wie man von der anderen Seite mit ihm nicht anbinden darf ohne Beisein eines Mauthbeamten. Er blickt daher stumm auf Alles, was sich auf russischer Seite an ihm vorüberbewegt und läßt, stets wachsam, bald auf die zaarischen, bald auf die sultanischen Gefilde seine Blicke schweifen. Das Schauspiel wäre vollständig für die Augen, wenn jenseits vom Pruth her der Kosackenpike und dem Husarensäbel ein türkischer Kinshal entgegenblitzte. Sein Inhaber würde der ruhigste von Allen sein, am Ufer liegend eine Pfeife rauchen und nur dann und wann den schreitenden Husaren und den stets sich tummelnden Kosacken eines Blickes würdigen. Allein auf dieser Seite ist seit anno 1828 das Bild ein Bißchen verwischt. Der Padischah hat sich seinen beturbanten Posten hier verjagen lassen, und sein Hoheitsrecht liegt, ohne daß es sich durch einen bestählten Krieger bethätigen könnte, nur noch als ein leiser Nebelduft auf dem rechten Ufer des Pruth, den die russischen Steppenwinde bald ganz verwehen werden.

Der Fluß Pruth ist hier zwei bis drei Saschen (Klaftern) tief und bei gewöhnlichem Wasserzuflusse etwa vierzig Klaftern, im Frühlinge aber eine

Werst breit. Man versicherte uns, daß seine Schnelligkeit drei bis vier Werste in der Stunde betrüge, und kleine unvollkommene Versuche, die wir selber gleich anstellten, schienen uns diese Angabe sehr wahrscheinlich zu machen.

Dieß waren die letzten Beobachtungen, die wir über russische Verhältnisse machten, und alsbald darauf faßten wir uns Muth zum Abschiede von Rußland und stürzten uns in die dreifachen österreichischen Mauthlinien, um bis zu den Zinnen von Tschernowize, der blühenden Hauptstadt der Bukowina, uns durchzuschlagen.

Zur Charakteriſtik der pontiſchen Steppen.

„Pace tua, si pax ulla est tua, Pontica tellus,
„Finitimus rapido quam terit hostis equo,
„Pace tua dixisse velim, tu pessima duro
„Para es in exsilio, tu mala nostra gravas,
„Tu neque ver sentis cinctum florente corona,
„Tu neque messorum corpora nuda vides.
„Nec tibi pampineas autumnus porrigit uvas,
„Cuncta sed immodicum tempora frigus habent.
„Tu glacie freta vincta tenes, et in aequore piscis
„Inclusus tecta saepe natavit aqua.
„Nec tibi sunt fontes, laticis nisi paene marini;
„Qui potus, dubium est, sistat alatne sitim.
„Rara nec haec felix in apertis eminet arvis
„Arbor, et in terra est altera forma maris.
„Non avis obloquitur, nisi silvis si qua remotis
„Aequoreas ranco gutture potet aquas.
„Tristia per vacuos horrent absinthia campos
„Conveniensque suo messis amara loco est.

Ovid.

I.

Oberflächengeſtaltung.

— „et in terra est altera forma maris.“
Ovid.

Die Geſtaltung der Oberfläche eines Erdflecks iſt ein Reſultat der Bewegungen und Umformungen, welche unter ihm im Inneren der Erdrinde ſtatthatten, und ein Abdruck der Bauart dieſer letzteren. Wo nun in einem Lande bei Bildung der Erdrinde die neptuniſchen und vulkaniſchen Kräfte in gewaltigem Kampfe mit einander rangen, dieſe die verſchiedenſten Stoffe aus den Tiefen emporhoben, jene umformend, niederreißend, zerſchneidend und abrundend ſich über das Gehobene dahinſtürzten, jene das aus den Waſſern Niedergeſchlagene wieder zerſpalteten und zerriſſen, dieſe mit neuen Niederſchlägen und Alluvionen wiederum theilweiſe die Blaſen, die Aſchenkegel, Spalten und Hervorſprudelungen des Feuers bedeckten — da zeigt ſich denn, wie im inneren Baue, ſo auf der Oberfläche der Erdrinde eine große Manchfaltigkeit der Geſtaltung. Es kommen alsdann auf dieſer theils die verſchiedenſten Stoffe zu Tage — Granite, Kalkerden, Sand, Mergel, Thone und andere ſtets und in kurzen Entfernungen mit einander abwechſelnde Stoffe — theils zeigen ſich die manchfachſten Grade und Stufen der Hebungen, indem einige Puncte der Erdrinde bis zur Schneelinie, andere bis zu den Wolken, viele kaum bis über die Staub- und Nebelregionen der unterſten dichteſten Luftſchichten, wiederum andere nicht einmal bedeutend über die Oberfläche des Meeres erhoben werden, — theils endlich bilden die gehobenen Maſſen die verſchiedenartigſten Formen, indem ſie bald wie große Bänke oder ausgezackte Mauern aufgeworfen, bald in Blaſen oder Kegeln gehoben wurden, bald als Pyramiden oder Würfel erſcheinen, indem ſie bald ſich auseinander reißen und vereinzeln, bald in großen Maſſen zuſammenlegen und dabei Einſchnitte, Thäler, Mulden, Klüfte und Keſſel der verſchiedenſten Größen und Verhältniſſe formiren. Durch eine ſo geſtaltete Oberfläche werden alsdann Pflanzen-, Thier- und Menſchenleben auf die verſchiedenſte Weiſe bedingt. Das Klima wechſelt bedeutend, Thier- und Pflanzengeſchlechter mit ihm. Unter den Menſchen

bilden sich die buntesten Gegensätze der Nationalität aus, und Cultur, Sitte, Verkehrsweise und Geschichte eines solchen Landes zeigen das lebhafteste Bild.

Wo dagegen auf einem Erdflecke die Massen auf dem stoffeschwangeren Chaos in ruhig sich folgenden Tempos ununterbrochen arbeitend sich niederschlugen und, nur den Gesetzen der Schwere folgend, in parallelen Schichten horizontal sich über einander legten, wo also kein Durchwühlen und Umwerfen statthatte, da zeigt sich dann auch sowohl in der Form als im Stoffe der Oberfläche eine große Einförmigkeit, und als Folge dieser eine eben solche Einförmigkeit in der Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt und ihrer Geschichte.

Im letzten Falle sind die Steppen, und insbesondere die bezeichneten südrussischen im Norden des schwarzen Meeres. Die Thon-, Lehm- und Kalksteinschichten haben sich hier in so großer Ausdehnung weit und breit ruhig eine über der anderen niedergelassen, daß innerhalb ihrer ganzen großen Gränzlinie, zwischen den Karpathen, dem Pontus, Kaukasus, Ural und dem mittleren hügeligen Rußland, auch nicht eine einzige Wirkung vulkanischer Thätigkeit auf der Oberfläche sich bemerkbar macht, obgleich Spuren davon allerdings in den von Krementschug und den dniepr'schen Porogen aus landeinwärts streichenden niedrigen Granitrücken vorkommen. Die Niederschläge haben sich nicht nur völlig ungestört gebildet und herabgelassen, sondern sind auch seitdem so liegen geblieben, ohne von vulkanischen Spalten und Einbrüchen durchfurcht zu werden. Die Kräfte, welche sowohl bei ihrer uranfänglichen Gestaltung, als bei ihrer späteren Umgestaltung ausschließlich thätig gewesen zu sein scheinen, sind die Bewegungen des Wassers, und es kommt nun darauf an, den Erfolg dieser neptunischen Einwirkungen, wie er sich auf der Oberfläche der Steppen zeigt, etwas näher zu betrachten.

So eben nämlich, im Ganzen und Großen genommen, die Steppen sind auch in Vergleich mit vielen, ja den meisten Gegenden der Erdoberfläche, so sind sie doch sehr weit entfernt von dem Ideale, welches man von einem vollkommen ebenen Lande aufstellen könnte, und bieten keineswegs solche ununterbrochene und vollkommen in ganz gleichem Niveau stehende Ebenen dar, wie z. B. manche Deltaländer, oder wie die Pampas und Llanos Südamerika's. In ihrer ursprünglichen Anlage mögen sie allerdings ununterbrochen eben gewesen sein. Da sie aber, anders als die genannten Länder, nicht als flache Niederungen, sondern als 20 bis 30 Klaftern über dem Meere erhabene Plateaus niedergeschlagen wurden, so veränderten die Strömungen der großen Urfluthen, die jetzt quellenden Flüsse und das Regenwasser ihre Oberfläche vielfach und zerschnitten die Steppenplateaus durch viele darin ausgebildete Furchen, Schluchten, Thäler in eine Menge von Würfeln, Kuppeln und Bergen, die alle von derselbe Höhe in langgezogenen Gewölben

neben einander liegen. Obgleich diese Höhen und Vertiefungen, mit denen anderer Länder verglichen, sehr unbedeutend sind, so erscheinen sie doch in den Steppen nicht so, und da hier oft die unbedeutendsten Erhebungen, die bei uns nicht beachtet werden würden, eine eigenthümliche Bedeutung für den Menschen gewinnen, so lohnt es sich der Mühe, sie näher in Erwägung zu ziehen.

Die Steppenbewohner haben alle die kleinen Nuancen des Bodenreliefs aufgefaßt und bestimmte Namen für sie ausgeprägt, die wir hier gleich gesammelt vorausschicken, um im Voraus eine Vorstellung der Manchfaltigkeit der Bodengestaltung der Steppe bei aller ihrer verschrieenen Einförmigkeit zu geben. Es sind die Limans, die Balki, die Dollinas, die Obruiwi, die Wuipolotsch, die Stawoks, Gorbocks und Gorbotschoks.

Die neptunischen Kräfte, welche alle die mit diesen Worten bezeichnete Formen hervorgebracht haben, sind das abfließende Regenwasser, die Flüsse und Quellen, so wie endlich die Meereswogen, und wir mögen daher jene Dinge unter den darnach sich darbietenden drei Abtheilungen betrachten.

Das Meerwasser arbeitet jetzt nur noch an der Formirung des mit ihm gränzenden Steppenrandes. Der Flüsse, die nicht als abfließendes Regenwasser betrachtet werden könnten, sind wenige. Das Regenwasser aber fällt mächtig und häufig auf die ganze Oberfläche der Steppen herab und ist wohl jetzt ohne Zweifel als die vornehmste Gewalt anzusehen, welche bei Umgestaltung derselben thätig ist.

1) Veränderung der Oberfläche durch Regen.

Der Regen und das geschmolzene Schneewasser stehen bei starken Niederschlägen auf den großen Flächen und flachen Wölbungen der Steppe oft mehre Zoll hoch eine Zeit lang still. Ein kleiner Theil von ihm zieht in den Boden, sammelt sich in den unterirdischen Wasserbehältern über dem in der Tiefe liegenden blauen Thon, oder über dem Granit oder sonst einer festen, undurchdringlichen Schicht und bleibt entweder in diesen Sammlungen, oder läuft in kleinen seltenen Quellen zu Tage hervor. Der meiste Regen aber fließt auf den großen langgezogenen Abhängen in einer unzähligen Menge kleiner, oft unbemerkbarer Rinnen und auch sonst zwischen dem Grase hindurch in die Limans und Flußthäler hinab. Diese kleinen Regenwasserrinnen sind gewöhnlich so unbedeutend, daß sie kaum die Grasnarbe der Steppen hier und da angreifen, und die einzige Wirkung dieses so abfließenden Regenwassers besteht darin, daß es hier und da die im Ganzen eine Elle tiefe Fruchterde verändert und ihre Decke verschiebt, hier verringert, dort verstärkt. Man bemerkt dieß Abflözen der Fruchterde natürlich besonders in den beackerten

und daher beständig gelockerten Steppengegenden nach jedem starken Regen, wo man immer bedeutende Massen frisch abgespülter fetter Erde in allen Thälern und Vertiefungen zusammengeführt findet. In den allergeringsten Vertiefungen des Steppenbodens ist auf diese Weise allmählig eine Fruchterdeschicht mehre Ellen dick zusammengeflözt. Ja in den bedeutenderen Thälern liegt die Fruchterde zuweilen mehre Klaftern dick, wie man häufig bei Brunnengrabungen zu bemerken Gelegenheit hat.

Dieß Flözen ist indeß eine freilich im Ganzen sehr bedeutende, im Einzelnen aber sehr wenig bemerkbare, durch das Regenwasser bewirkte Veränderung der Bodenoberfläche. Eine andere von ihm veranlaßte Form, die mehr in's Auge fällt und ein größeres Interesse gewährt, sind die von ihm überall in den Steppen eingeschnittenen tiefen und schroffen Schluchten, welche die Kleinrussen „Wuipolotsch", so viel als „Ausreißung", die Großrussen aber „Ruitwina", so viel als „Einriß", nennen.

Es unterscheiden sich diese Regenschluchten, welche eine in allen südrussischen Steppenländern allenthalben vorkommende Erscheinung sind, so sehr von den Flußthälern, als von allen anderen vorkommenden Austiefungen, daß sie durchaus mit keiner anderen dieser Bildungen verwechselt werden können. Sie entstehen überall da, wo an dem Rande eines steilen Abhangs auf irgend eine Weise das Regenwasser immer auf dieselbe Stelle hingeführt wird. Solche Abhänge sind also z. B. das schroff abfallende Meeresufer und die Gehänge der Flußthäler, wenn sie, wie das denn hier fast nie der Fall ist, nicht flach verlaufen. An allen unter einem sehr kleinen Winkel abgedachten Bodenneigungen bilden sie sich aber nie, da hier vielmehr das Regenwasser auf jene oben beschriebene Weise abläuft.

Wo nun aber der Abhang steil ist, und das Regenwasser entweder in einer von der Natur gebildeten kleinen Vertiefung oder in einem von Menschenhänden gemachten Graben, oder auch nur in einer vom Pfluge gezogenen Furche oder in einem etwas ausgefahrenen Wege an seinen Rand geführt wird, stürzt es Anfangs mit großer Gewalt den Abhang hinab, beraubt ihn seiner Grasnarbe und frißt nun im Fallen beständig an dem weichen Erdreiche, welches mit fortgeschwemmt wird. Auf diese Weise entsteht anfangs dann ein kleiner Einschnitt oder Ausriß in dem Abhange. Da nun durch die oben auf der Steppe bleibende Vertiefung beständig wieder Wasser zu der innersten Ecke dieses Einrisses hingeführt wird, so wird er dann landeinwärts rückschreitend fortgesetzt, indem zu beiden Seiten, wo kein Wasserfall stattfindet, das Erdreich von selbst abblättert, nachfällt und von dem in der Rinne des Schnitts laufenden Wasser fortgespült wird. Es sind darnach also diese Regenschluchten ganz und gar als Erzeugnisse rückwärtsschreitender Wasserfälle

anzusehen. Da, wo das Wasser hinabstürzt, ist die Rinne auf mehre Klaftern völlig perpendiculär abgetieft, zu den Seiten geht es etwas minder steil zu der untersten Schluchtsohle hinab. Natürlich werden die Regenschluchten nie tiefer, als der Fuß des steilen Gehänges hinabgeht, in welches sie einschneiden, und nur an ihrer Mündung sind sie so tief wie das Thal selbst. Von dieser Mündung steigt ihre tiefste Rinne bis zur innersten Spitze immer etwas hinauf, indeß nur äußerst allmählig und unter einem anfangs sehr geringen, nachher immer bedeutenderen Winkel. Jedoch giebt es natürlich nach dem Grade der Steilheit des Gehänges und nach dem Alter und der Ausbildung, welche die Schlucht erreicht hat, verschiedene Größen dieses Winkels.

Auf flachem oder schwachgeneigtem Boden kann, wie wir sagten, keine Regenschlucht entstehen. Natürlich aber ist es sehr wohl möglich, daß sie, wenn sie am Abhange begann, rückschreitend weit in die Fläche zurückläuft. Man findet daher die Enden recht alter Regenschluchten oft mitten in der Fläche, weit von allem Abhange entfernt, und hier ist es denn eben, wo diese gefürchteten Ruitwinas dem Verkehre der Menschen so gefährlich und hinderlich werden. Da man in der Regel durchaus nirgends an ihren Gehängen, die selbst dem geschickten Fußgänger unersteigbar sind, hinabfahren kann, so hemmen sie natürlich allen Verkehr, dessen Richtung ihre Länge durchschneidet. Es kreuzen sich daher an den Spitzen dieser Regenschluchten immer mehre Wege, die hier in einem Puncte zusammengedrängt werden.

Oft sind solche Schluchten mehre Werste, ja bis zu einer halben Meile lang. Von dieser äußersten Größe an giebt es nun aber ihrer von allen Längen bis zu der von wenigen Schritten herab. Einige Schluchten scheinen gar nicht mehr rückwärts in's Land zu schreiten, vermuthlich weil sie bis an's Ende der Vertiefung, welche ihrer Spitze Regenwasser zuführte, gelangten. Die meisten aber schreiten immer landeinwärts zurück. Dieß Rückschreiten mag bei verschiedenen Schluchten mit sehr verschiedener Geschwindigkeit vor sich gehen, je nach der Größe des Wasser zuführenden Einschnitts und der Mächtigkeit des zugeführten Stromes, so wie je nach der Periode der Entwickelung, in welcher sich eine Schlucht befindet. Doch läßt sich allerdings eine ungefähre mittlere Geschwindigkeit ausmachen und darnach das Alter der Schluchten einigermaßen bestimmen *).

*) Man könnte auch ohne Zweifel auf diese Weise nach dem Alter der Regenschluchten ungefähr die Zeit bestimmen, seit welcher das Meer zum letzten Male die Steppenoberfläche verlassen hat. Ich wohnte eine Zeit lang in der Nähe einer zwei Werste (3400 Schritt) langen Regenschlucht, von der die Anwohner behaupteten, daß sie jedes Jahr etwa einen Schritt rückwärts schreite. Wäre dieß die Schnelligkeit der ganzen Ausbildung der Schlucht von Anfang an gewesen, so würde

Alle Regenschluchten sind natürlich bei der durchweg gleichen Höhe des Steppenplateaus auch überall im Norden, wie im Süden gleich tief, etwa 100 bis 150 Fuß. — Zu den Seiten der Schluchten giebt es wieder andere kleine Vertiefungen, die in sie einmünden. Diese würden von selbst keine Schlucht gebildet haben, weil sie über keinen Abhang hinaus mündeten. Da nun aber die große Hauptschlucht sich zu ihnen hinanarbeitete und ihnen einen Abhang gewährte, so begann hier nun auch eine Schluchtenbildung. Es entstehen auf diese Weise zu den Seiten einer Hauptschlucht theils unzählig viele kleine Einrisse, theils auch recht bedeutend verzweigte Nebenschluchten. Durch diese Verzweigung und Spaltung wird nun die wildeste Zerreißung des Bodens hervorgebracht, die Bildung weit vorspringender Vorgebirge, schmaler Kämme und Landzungen, die zu beiden Seiten schroffe Abstürze haben. Oft werden diese schmalen Rücken wieder in eine Menge von Kegeln durchsägt. Im Winter garnirt das Eis die ganze Schlucht rund umher mit gewaltigen krystallenen Zacken und Säulen aus. Es bauen sich Eisbrücken von Wand zu Wand, und eine trügerische Schneedecke legt sich über diese oft morschen Brücken, die unter den vom Wege abirrenden Schlitten zusammenbrechen und in der Tiefe die Schmerzen und Todesangst der armen Fuhrleute und Ochsen mit Schnee und Kälte begraben. Im Frühlinge aber stürzen in alle innersten Schluchtenwinkel kleine Wasserfälle hinein, und in der Tiefe braust ein schmuziger Schlammstrom, der bei den Schluchten in der Nähe der Städte noch widriger wird, da diese hier als Cloaken benutzt werden, in die man allen Unrath und das gefallene Vieh hinabstürzt.

Die Veranlassungen zur Bildung neuer Regenschluchten sind seit dem größeren Anbaue der Steppen weit häufiger geworden, wie sich schon aus dem Obigen schließen läßt. Es kommt vor, daß die große mittlere Furche der Aecker, wenn sie nahe zu einem Abhange hinanführte, Anlaß zur Ausbildung einer großen Regenschlucht giebt, welche den Acker allmählig völlig zerstört. Bei Anlage der Gränzgräben muß man, wo es möglich ist, immer Rücksicht dar-

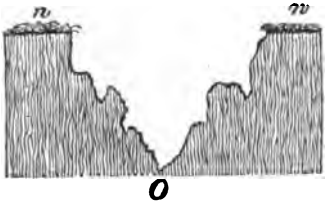
---

sie darnach vor etwa 3400 Jahren begonnen haben, und das Meer könnte demnach seit 3400 Jahren nicht über der Steppe gestanden haben. Doch kann dieß natürlich kein allgemein gültiges Resultat geben. Da aber, sobald das Meer von der Steppe abtrat, und Regen darauf fiel, sogleich auch die Bildung von Regenschluchten beginnen mußte, und da durchaus jetzt keine Thätigkeit auf der Steppe wahrzunehmen ist, welche diese gleich nach dem Abtreten des Meeres begonnenen tiefen Schluchten verwischen könnte, da wir mithin noch jetzt die uranfänglichen Schluchten vor uns haben, so wäre es gewiß der Mühe werth, Beobachtungen über die Schnelligkeit des Rückschreitens der Schluchtenbildung zu sammeln, um daraus jenen Zeitpunct des Meeresablaufs annähernd zu bestimmen, und es wäre bei der großen Gleichmäßigkeit der Bildung der Steppe, bei der fast auf jedem Ende dasselbe gilt, gewiß nicht schwer, zu einem nicht unwahrscheinlichen Resultate zu gelangen.

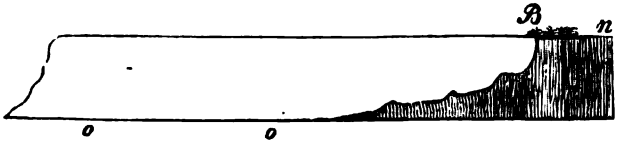
auf nehmen; denn in kurzer Zeit reißt ein wenige Fuß breiter Graben zu einem weiten Erdſpalt gähnend auf.

Dem Geſagten zufolge ſtellen ſich Längen- und Queraufriß, ſo wie der Umriß der Regenſchluchten ſo dar, wie in folgenden Figuren:

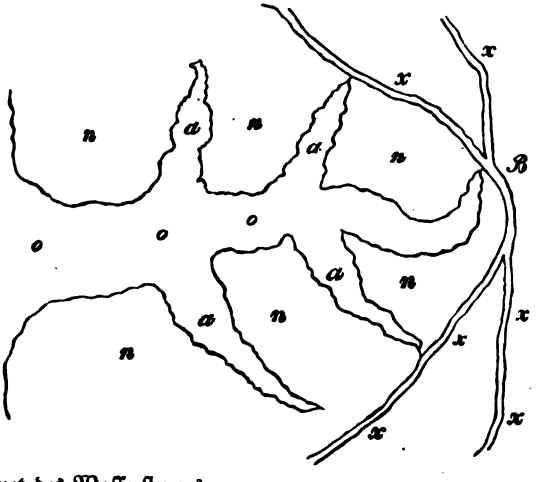
1) Queraufriß.



2) Längenaufriß.



3) Umriß.



B Punct des Waſſerſturzes.
x, x an ihm herumführende Verkehrsbahnen.
a, a, a, Nebenſchluchten.
o Schluchtſohle.
n, n, hohe Steppe.

2) Veränderungen durch Flüsse.

Alle Flüsse der Steppen, selbst die kleinsten, fließen in sehr großen und weiten, in das Steppenplateau eingeschnittenen Thälern. Diese Thäler haben 100 bis 150 Fuß hohe Gehänge. Von einem Gehangrande zum anderen ist bei kleinen Flüssen von 50 bis 100 Werſten Länge 1 bis $1\frac{1}{2}$ Werſt, bei größeren Flüssen von 400 bis 600 Werſten Länge 2 bis 3 Werſten Zwiſchenraum. Bei den größten aber, dem Dnieſtr, Dniepr u. ſ. w., beträgt die Entfernung des einen Ufers vom anderen 7 bis 8 Werſte und mehr. Die Gehänge dieſer breiten Thäler ſind durchaus anders beſchaffen, als die der Regenſchluchten. Sie ſind ſehr abgerundet, nirgends völlig unzugänglich und ſchroff, überall mit einer Fruchterdeſchicht bedeckt, in den nördlichen Steppengegenden mit Gehölz beſetzt, in den ſüdlichen wenigſtens mit Gras überwachſen. Faſt nirgends zeigen ſie eine neuere Verwundung. Jenſeits dieſer Gehänge ſteigt die Steppe nur noch ſehr allmählig und faſt unmerklich hinan, bis ſie ihre äußerſte Höhe völlig erreicht hat. In der Mitte, oft mehr in der Nähe des einen Thalgehänges ſich haltend, oft mehr dem anderen ſich nähernd, fließt der Fluß, mitten in der fetten ſchwarzen Fruchterde, die klaftertief in dem niedrigen Thale zuſammengeführt iſt. Das Bett, welches ſich der ohnmächtige Fluß hier nur in dieſen großen Thalweitungen gegeben hat, hat gewöhnlich ſehr ſchwach erhobene Ufer. Dieſe überſchreitet der Fluß freilich ſehr oft. Aber ſehr ſelten oder nie tritt er an den Fuß jener hohen Thalgehänge hinan und wirkt daher faſt nirgend verändernd auf ſie ein. Zwiſchen den beiden großen Thalgehängen muß man nun auf dem Boden des Thals wiederum verſchiedene Zuſtände unterſcheiden. Ein Theil dieſes Bodens iſt vollkommene Niederung, wird von dem Fluſſe bei jedem Anſchwellen überſchwemmt, iſt immer feucht und moraſtig und in der Regel mit dichtem Schilfe und Geſtrüppe bedeckt. Dieſe feuchten Schilfſtellen, welche in den großen Flußthälern oft eine Meile breit und viele Meilen lang ſind, werden von den Ruſſen „Plawna“ oder „Matschárnaja mästa“ genannt. Andere Theile liegen gewöhnlich trocken und werden nur im Frühjahre überſchwemmt. Sie bieten ſchöne Wieſen und Heuſchläge, und endlich wiederum andere ſind über alle Ueberſchwemmungen erhaben und daher mit Ackerbau, Dörfern und Verkehrswegen bedeckt.

So ſind die Thäler, in denen die jetzigen Steppenflüſſe fließen, beſchaffen. Schwerlich wohl aber waren die letzteren es allein, die ſich dieſelben ſo einrichteten. Ihre Waſſermaſſen ſind zu unbedeutend, um ſolche weite Austiefungen zu vollenden. Auch ſind die Hebungslinien ihrer Gehänge ſo ſehr mählig, wie die eines durch jetzige Waſſereinwirkungen gemachten Einſchnitts, dabei auch völlig begraſ't, vernarbt und mit einer dicken Fruchterde-

schicht bedeckt. Ohne Zweifel sind es daher wohl die titanischen Vorgänger der heutigen Flüsse, antidiluvianische Strömungen, welche jene Thäler bildeten, und die Schwankungen und langsam wirkenden Strömungen des Meeres, die sie abschliffen und ausrundeten. Nach dem Abtreten des Meeres wurde das so Ausgeschliffene und Gerundete dann den heutigen Flüssen überliefert.

Diese Ansicht, welche der Anblick der Steppenoberfläche bestätigt, würde dann drei Perioden der Bearbeitung des Steppenreliefs voraussetzen:

1) Eine Periode, die nach der horizontalen Niederschlagung der Schichten aus dem Chaos eintrat, wo die Steppe sich trocken legte, die Urgewässer auf ihr zum Meere hinabliefen und jene Flußthäler, die wir noch sehen, mit schroffen Gehängen auswuschen.

2) Eine Periode, wo das Meer abermals chaotisch über sie hinaustrat und lange Jahrhunderte, alles Schroffe abrundend, mit seinen Schwankungen und Strömungen über sie hinschliff.

3) Endlich die dritte Periode des jetzigen Zustandes der Steppe, in welchem nun erst jene neuen Einschnitte und Bildungen der Regenschluchten u. s. w. entstanden.

Durch das Zusammenlaufen mehrer Flußthäler, so wie durch das Kreuzen der Richtung kleinerer Nebenflußthäler mit denen der Hauptflüsse entstehen nun eben die Zerlegungen des flachen Steppenplateaus in eine Menge flachgewölbter Hügel und Berge und alle die verschiedenen Formationen der Bodenfläche, für welche die Steppenbewohner zur Verwunderung des Reisenden fast eben so viele verschiedene Benennungen ausgeprägt haben, wie Gebirgsbewohner, wie folgendes kleine Vocabularium zeigt:

Gorbok nennen sie einen Berg,

Gorbotschok einen Hügel,

Prigorbok einen Vorberg, ein Vorgebirge, wie es sich bei'm Vereinigungspuncte zweier Flüsse zeigt,

Dollina ein großes Flußthal,

Balka ein kleines, enges Flußthal und

Rownoi meist eine völlig ebene horizontale Fläche.

3) Die Einwirkungen des Meeres, wie es heute begränzt ist.

Das ganze Meer, das die Steppe nicht mehr bedeckt und dabei auch bedeutend niedriger liegt als sie, kann daher nur auf die Strecke, mit der es an die Steppe gränzt, oder auf den Küstenrand der Steppe einwirken.

Die hohe Steppe, wo sie nicht von Flußmündungen ausgeschliffen ist, liegt durchweg fast überall gleich hoch, ungefähr 100 bis 150 Fuß über dem

Meere, und bietet der Meeresbrandung eine schroffe Wand von dieser Höhe dar. Es ist daher klar, daß die Veränderungen, welche das Meer hier hervorbringen kann, im Ganzen nur unbedeutend sein können. Es kommen keine Einbrüche und tief eingehende Busen-Ausbildungen, wie an anderen flächeren Küsten in Deltaländern u. s. w. vor. Der einzige Einfluß, den das Meer auf die Küste übt, ist der, daß es hier und da von dem Küstenrande herabgefallene Theile wegspült, oder durch eigene Unterspülung solches Herabfallen veranlaßt.

Die Küsten im Norden des schwarzen Meeres zeigen sich zum Theil sehr abgerundet, vollkommen vernarbt, mit alter Fruchterde bedeckt und mit Gras überwachsen, ganz so wie die alten oben beschriebenen Gehänge der Flußthäler. Zum Theil aber zeigen sie sich ganz schroff abgerissen, ohne Gras und frisch verwundet, wie die schroffen Gehänge der Regenschluchten. Dieser zerrissene und angefressene Zustand des Ufers ist bei Weitem der häufigere, und der vernarbte seltener. Die abgerundete Küste ist nun ohne Zweifel eine Bildung früherer Zeiten und tauchte eben so wie die abgerundeten Thalgehänge aus dem vor etlichen Jahrtausenden die Steppe verlassenden Meere hervor. Die schroffe Küste dagegen ist wie die Regenschluchten ein Gebilde der jetzigen Zeit.

Die erste Veranlassung zum Annagen des Meeresufers gaben ohne Zweifel wohl die Quellen, welche hier und da an dem Rande der Küste zum Meere hervortreten. Diese Quellen sind freilich meistens äußerst schwach. Armsdicke sind die stärksten *). Von dieser Dicke an giebt es ihrer von allen Stärken, bis zum kaum bemerkbaren Gerinnsel, das Tropfen bei Tropfen hervorsickert. Diese Quellen haben sich nun von weit landeinwärts liegenden Gegenden her durch die oberen lockeren Schichten der Steppe Canäle bis auf die unteren dichten Thonschichten herab, auf denen sie zu Tage hervorkommen, gegraben.

Bei ihrem Durchbrechen unterspülen sie die besagten oberen lockeren Schichten, um so mehr, da in die entstandene Oeffnung auch das Meer noch zuweilen eindringt und sie ausweitet. Es brechen dann die so unterspülten oberen Schichten zuweilen in sehr bedeutenden Massen ab und fallen zum Meere hin um. Dieß Abbrechen und Umfallen oder Hinabsinken der gebrochenen Stücke geht auf eine höchst merkwürdige Weise vor sich. Es entstehen zuerst einige oder mehre Klaftern vom Küstenrande entfernt kleine schmale Risse im Erdreiche, welche jenem Rande ganz parallel laufen. Diese Risse vergrößern und vermehren sich nach und nach, nach einigen Tagen sinkt die Erde in der Richtung dieser Risse ein wenig ein, und alsdann gleitet

*) Auf der ganzen Strecke zwischen Odessa und dem Dniestr-Liman von 40 Werste Länge giebt es nur zwei Quellen von dieser Stärke.

das ganze Bruchstück in der Größe, in welcher es durch die Risse bezeichnet war, gemach hinab, indem sich dabei beständig kleine und große Brocken von der gleitenden Masse trennen und an's Meeresgestade hinabpoltern. Das Hauptstück versinkt gewöhnlich, ohne, wie es allerdings zuweilen geschieht, vorn überzukippen und ohne in mehre Stücke zu zerfallen, ganz senkrecht in den Boden, so daß nachher nur ein mehr oder weniger großer Theil davon über demselben hervorragt.

Dieß perpendiculäre Absinken ist mit noch merkwürdigeren Hebungen verbunden. Das vom Meere bespülte Gestade nämlich hebt sich gewöhnlich zu gleicher Zeit, indem jenes Bruchstück sich herabläßt, als wenn es empor- oder herausgedrückt würde, mehre Klaftern hoch herauf, der Art, daß seine Oberfläche, die früher horizontal war, nun schräg nach innen zu geneigt wird, und daß es gegen das Meer zu, von dem es früher überspült wurde, einen schroffen Absturz bildet.

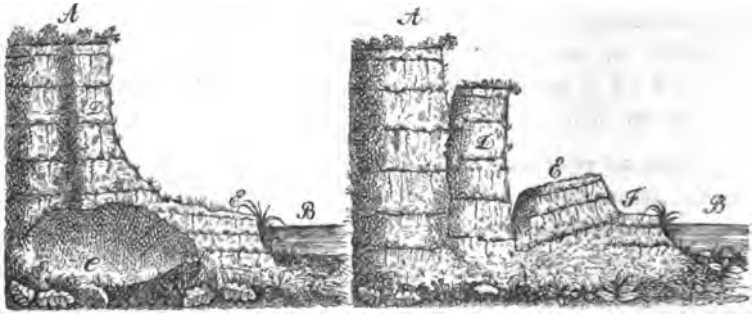
Wenn das gesunkene Stück sehr bedeutend war, so wird zuweilen nicht nur das niedrige Gestade des Meeres gehoben, sondern auch im Meere selbst treten alsdann zuweilen kleine Theile des Bodens empor, die dann rund herum vom Meere umspült werden und kleine Gestade-Inseln bilden. Man sieht zuweilen solche kleine, durch die sinkende Masse herausgedrückte Inseln von 50 Faden im Umfange und 20 Faden vom Gestade entfernt. Die Quellen werden bei solchen Abstürzen oft ganz verschüttet und fließen dann unterseeisch ab, oder kommen an anderen Stellen zu Tage.

Ablösungen und Einsinkungen der beschriebenen Art haben nun an einer und derselben Stelle der Küste oft mehre Male hinter einander in langen Zwischenräumen statt. Wenn ein Absturz tief genug hinabgefallen ist und mit seinem Fuße die unter ihm befindliche Höhle ausgefüllt hat, so befestigt er sich eine Zeit lang, bewächst überall mit Gras und erzeugt auch andere Pflanzen, die er, so lange er einen Theil der hohen Steppe ausmachte, nicht erzeugen konnte, die nun aber auf dem niedrigen Terrain, wo sie, von der hohen Steppe geschützt, ein milderes Klima finden, gut gedeihen, z. B. Hollundergebüsche, Weißdorn, Schlehdorn u. s. w. Diese Gegend hat dann eine Zeit lang Ruhe. Wenn aber die Quellen und das Meer wieder neue Höhlungen auswuschen und einen Theil des Vorgeschobenen wegspülten, so wiederholen sich die Einstürze, und die Lage des früheren Einsturzes wird auch verändert. Das von Neuem Abfallende sinkt oft tiefer als das Alte, oft minder tief, so daß es also dann verschiedene Abstufungen, Klüfte und Aufthürmungen an der Küste giebt, und der Steppenrand auf diese Weise äußerst zerrissen und zerstört erscheint.

Die Russen nennen das niedrige, vom Meere bespülte Gestade „niskaja mästa," die ganze zerrissene, zerstörte, zerbröckelte, zerflossene, abgestufte, theilweise gesunkene, theilweise gehobene Küste dagegen von dieser niskaja mästa bis zum hohen Steppenrande „Obruiwi," d. h. Abrisse" (Sing. Obruiwa, ein Abriß *).

Wir haben diesen Vorgang in der Figur dargestellt:

Es sei A die hohe Steppe, — B das Meer, — E das Meeresgestade, — C eine durch Unterwaschung gebildete Höhle, — D ein herabsinkendes Stück, — F das neugebildete Gestade.



Die vielen zu verschiedenen Zeiten erfolgten Abstufungen, Zerklüftungen und Aufthürmungen in den Obruiwen an der Küste stellt folgende Zeichnung dar:

Die Obruiwen haben vom hohen Steppenrande bis zum Meeresstrande gewöhnlich eine Breite von 100 bis 200 Faden, manche aber auch eine

*) Auch die in der Nähe vorhandenen Deutschen haben dieß Wort „Obruiwi" angenommen und sprechen z. B. so: „Treib' die Schweine in die Obruiwen," oder: „Es hat sich eine neue Obruiwe gebildet" u. s. w.

Breite von einer halben Werst. Die Menschen haben in ihnen Das, was sie oben verloren, unten wieder zu gewinnen gesucht. Fußwege führen überall in ihnen hin. Die Sauhirten treiben ihr grunzendes Vieh in den Obruiwen umher, welche das von Natur Zerrüttete noch mehr aufwühlen. Mit den Viehhirten hausen in ihnen die Dohlen, die Eulen, die Habichte, die Meerschwalben und sonstiges Gefieder in Menge, das an den schroffen Ufern sich Löcher ausarbeitet und in völlig unzugänglichen Nestern seine Jungen füttert. Bei den Dörfern und Städten führen treppenartig eingehauene Stiegen am schroffen Ufer hinunter. In diesen Gängen sitzen dann hungerige Vögel anderer Art, die den Auf- und Absteigenden auflauern. „Daitje bädnomn Släpenku, Christi radi, daitje Släpenku," heißt es da: „Gebt dem armen Blinden um Christi willen, gebt dem Blinden!" — Die Bettler haben hier die Habichte und Eulen vertrieben. Da die Brunnen in den niedrigen Obruiwen leichter anzulegen sind als auf der hohen Steppe, so werden auch sie von den Anwohnern häufig darin gegraben, und bei Ovidiopol haben die Türken sogar einen Theil der Obruiwen des Dniestr-Limans zur Anlage einer Festung benutzt. In der Nähe von Odessa hat sich an einer Stelle, wo schon seit langer Zeit keine Absinkung statthatte und Alles befestigt zu sein scheint, die Gartenkunst der Obruiwen bemächtigt und die bunte Gestaltung des Terrains zu allerlei hübschen Anlagen und den Schutz, den das hohe Ufer gewährt, zur Anpflanzung von allerlei Stauden benutzt, welche oben nicht so gut gedeihen *).

Als eine Veränderung und Umbildung der Steppenoberfläche, die durch die vereinten Kräfte der Operationen des Meeres und der Flüsse hervorgebracht worden ist, müssen wir nun endlich noch die sogenannten Limans betrachten.

Von der Mündung der Donau bis zu der des Dniepr ist es eine bei allen Strömen, Flüssen und Flüßchen vorkommende Erscheinung, daß ihr Bett und ihre Wasseroberfläche von einem schmalen Streifen zu einer bedeutend breiten stehenden Wasseransammlung sich erweitern. Diese busenartigen Erweiterungen finden nicht nur bei den großen Strömen Dniestr, Dniepr und Bug und bei den kleinen Flüssen Kujalnik, Teligul und Kagulnik, sondern auch bei den allerkleinsten Flüßchen und Bächlein statt, welche sich in der bezeichneten Küstengegend in's Meer münden, so daß es daher Limans von allen Größen giebt, von den meerartig fast unübersehbar sich ausbreitenden Limans des Dniestr und Dniepr bis zu den winzig kleinen Limanchens in Duodezformat, bei denen aber nichtsdestoweniger keines der charakteristischen

*) Wir beschrieben diese Anlagen schon oben.

Kennzeichen eines Limans fehlt. Die Betten dieser Limans sind folgendermaßen gestaltet:

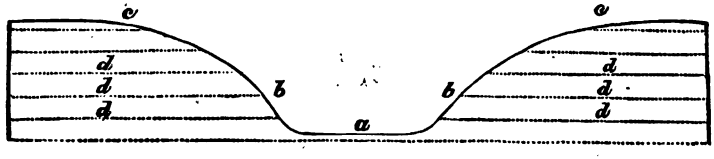
Der Boden der Limans, über dem das Wasser steht, ist gewöhnlich völlig flach und eben und nur nach der Mitte hin unmerklich vertieft. Es ist in der Regel dieser Boden mit einem dichten festen, schwarzen Morast belegt, mit der durch alle die sich in ihn ergießenden Gewässer hineingeführten Fruchterde der Steppe. Dieser flache Limanboden erhebt sich nun zu beiden Seiten ein wenig zu den eigentlichen Gränzen und Gehängen des Limanbettes hinan. Diese mit Gras bewachsenen Gehänge erheben sich anfangs etwas rasch, krümmen sich dann aber allmählig zu äußerst langsam ansteigenden Gewölben um. Daß die auf diese Weise in den Steppenschichten entstandenen Austiefungen oder Mulden nun wohl ohne Zweifel ein Product der Thätigkeit, sowohl des Meeres als der Flüsse sind, lehrt nicht nur der Anblick der Gehänge und Ufer, sondern auch noch die Beobachtung der täglich hier vorkommenden und bemerkbaren Ereignisse.

Die Flüsse der Steppe fielen wohl ohne Zweifel in uranfänglichen Zeiten als Wasserfälle vom hohen Steppenrande in's Meer hinab (wie dieß noch in diesem Augenblicke hier und da kleine über dem blauen Thon hervorsprudelnde Quellen thun), bis sie den Boden ihrer Thalrinnen tief genug ausgegraben hatten, und derselbe mit dem des Meeres von gleicher Höhe war. Bis dahin spülten sie nun nur ein gewöhnliches Flußbett aus, wie alle Flüsse. Nun aber trat das Meer bei hohen Sturmfluthen hinzu, drang in die Mündungen der Flüsse ein, staute das Flußwasser auf, und in dem dadurch veranlaßten Kampfe der Fluß- und Meeresgewässer wurde dann die busenartige Erweiterung der Flußmündung hervorgebracht, die nun durch fortgesetzte Ausspülung mit Hülfe des Meeres immer mehr und mehr thalaufwärts eindrang, und so entstanden dann die weit landeinwärts gehenden Limans, wie sie sich jetzt darstellen. Bei bedeutenden Fluthen und starken Einströmungen des Meeres mochte dann das Meer diese Limans zuweilen bedeutend austiefen. Bei gewöhnlichem Stande des Meeres aber war der Erfolg ein ganz anderer. Der Fluß, dessen Wasser, mit dem von der Steppe losgerissenen Materiale gefüllt, rasch gegen das stagnirende und träge Meer anstieß, und dessen Kraft durch die Gegenwirkung desselben plötzlich gelähmt wurde, ließ nun sein Material hier vor der Mündung des Limans fallen, und es entstand allmählig ein Damm, an dem dann auch das Meer bauen half, indem seine gewöhnliche Brandung Sand und Kiesel anhäufte. Die Russen nennen diese Dämme, die sich vor allen Limans ohne alle Ausnahme befinden, „Pereffips" von „perssipatj" (hinüberlaufen), also „Uebergangsdämme." Sie sind die „Nehrungen" unserer baltischen Haffs, niedrige, schmale, zum Theil mit

Gras bewachsene Landstreifen zwischen Liman und Meer. Bei einigen Limans, in welche nur so viel süßes Wasser einfällt, als auch wieder in ihnen verdunstet, sind diese Pereſſips völlig ununterbrochen und abgeschlossen. Bei den meisten aber sind sie natürlich wieder durchbrochen, sowohl von Seiten des Meeres, das bei hohen Sturmfluthen einbricht, als von Seiten des Landes, wo das überströmende Süßwasser sich Bahn schafft. Die Steppenbewohner nennen solche Durchbrüche der Pereſſips „Girls." Manche Pereſſips haben zwei Girls, die meisten nur einen. In diese Durchbrüche oder Girls sieht man nun noch heut zu Tage bald das salzige Meerwasser landeinwärts einströmen, bald das süße Wasser seewärts hinausfluthen.

Folgende Figuren werden Alles anschaulich machen:

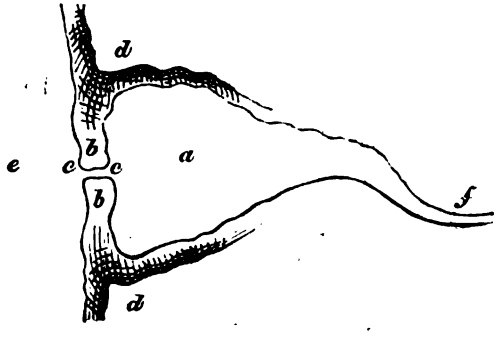
1) Durchschnitt eines Limanbettes.



a flacher Boden des Limans, — bb rasch ansteigende Gehänge des Limans, — cc allmählig aufsteigende hohe Steppe, — dd durchschnittene Schichten des Steppenplateaus.

2) Umriß eines Limans.

a der nach oben spitze, gegen das Meer hin breite Liman, — bb der Pereſſip des Limans, — cc sein Girl, — dd die hohe Steppe, — e das Meer, — f der den Liman bildende Fluß.



Außer diesen tief eingeschnittenen Mulden der Limans, den Thälern und Balken der Flüsse, den Obruiwen des Meeres, den Regenschluchten, — lauter

sehr leicht erkennbaren und scharf ausgeprägten Formen, — ist nun oben auf den Steppen Alles glatt und eben, und ohne alle die vielseitigen accidents du terrain, die unsere Gegenden bieten. Nur eine mikroskopisch genaue Untersuchung könnte auch hier noch einige Abweichungen vom horizontalen Niveau erkennen. Was sich der Art noch allenfalls darstellen ließe, was wir aber unter keiner der vorigen Rubriken erwähnen konnten, da wir weder das Regenwasser, noch die Flüsse, noch das Meer als dabei wirksame Ursache annehmen können, wäre etwa Folgendes. In unseren Ländern würde es durchaus keine Erwähnung verdienen, bei den im Großen so ungemein ebenen Steppen aber, wo jede, selbst die geringste Bodennuance beachtet wird und für Thier-, Menschen- und Pflanzenleben wichtig ist, gewinnt es allerdings an Bedeutsamkeit.

Es kommen erstlich hier und da, nämlich auf übrigens völlig flachen Steppen oder auf dem Rücken hoher Grasgewölbe kleine Vertiefungen vor, als wenn der Boden hier ein wenig gesunken wäre, oder als wenn ein Riese ihn mit dem Finger eingedrückt hätte. Diese Vertiefungen nennen die Russen „Stawoks." Sie sind kesselartig, rund, gewöhnlich nach der Mitte zu gleichmäßig bis auf eine Klafter an Tiefe zunehmend, mit einem Durchmesser des äußersten Kreisrandes von 40 bis 60 Faden. Nach einem Regen sieht man sie immer mit Wasser gefüllt, das in ihnen zusammenläuft, aber schon nach einigen Tagen meistens wieder verschwindet. Das Vieh kommt zu diesen kleinen ephemeren Seen, in ihnen stundenlang sich kühlend. Auch bleibt immer etwas feuchter Grund in ihnen, und man sieht dann später im Sommer hohe Kräuter und dichte Dorngebüsche darin aufsprossen. Die Steppenbewohner meinen, das Vieh habe im Laufe der Jahrhunderte durch vieles Saufen des Regenwassers an einer Stelle diese Tümpel in den Boden hineingetrunken und eingetreten. Einige glauben auch, es seien die Löcher, aus denen die Mongolen die Erde zur Errichtung ihrer Grabhügel genommen. — Viele mögen allerdings künstliche Ausgrabungen sein, vielleicht von den früheren Nomaden angelegte Tränken für ihr Vieh, die sich im Laufe der Jahrhunderte allmählig von selbst vergrößerten. Doch mögen auch hier und da bei'm ursprünglichen Niederschlagen der Schichten, aus denen die Steppe gebaut ward, solche kleine unregelmäßige Vertiefungen entstanden sein.

Dasselbe gilt wahrscheinlich von den großen, weit und breit sich hinziehenden Schwankungen des Bodens der Steppen, die man als Meilen lange, wenig erhabene Wellenberge betrachten kann. Das Ansteigen auf einem solchen endlos sich hebenden Grasgewölbe ist eine wahre Geduldsprobe für den Reisenden, da das schnellste Wandern doch nichts fördert, und aus dem

grünen Grasbilde vor den Augen nichts heraustaucht als Gras und wieder Gras. Man kann so oft eine Stunde lang unmerklich steigen, bis dann endlich die Spitze eines Todtenhügels oder die Flügel einer Windmühle sich zeigen, welche die höchste Gegend der Wölbung ankündigen. Diese Schwankungen des Bodens sind zuweilen so äußerst unmerklich und schwach, daß sie durchaus gar keine Schattirung der grünen Farbe der Oberfläche veranlassen, die sich bei einem Ueberblicke der Gefilde bemerklich machen könnte, und daß es daher platterdings unmöglich ist, sie im Stillstehen wahrzunehmen. Bewegt man sich aber auf raschen Pferden durch die Steppe hin, so gewahrt man oft, daß ein Todtenhügel oder sonst ein hoher Gegenstand, den man kurz zuvor noch ganz von oben bis unten sah, allmählig verschwindet und kleiner wird, als wenn er in den Boden sänke, bis das Grasmeer ihn endlich ganz verschlingt, wovon denn natürlich kein anderer Grund denkbar ist, als daß eine langgezogene, schwachgehobene Bodenanschwellung sich unmerklich vorgeschoben hat. Es war wohl keiner der jetzt noch operirenden und an dem Relief der Steppen arbeitenden Naturkräfte, weder dem Regenwasser, noch den Flüssen, noch dem Meere möglich, solche höchst allmählig und höchst gleichmäßig anschwellende Erhebungen hervorzubringen, und es bleibt daher wohl nichts übrig, als dieselben für gleich bei der anfänglichen Bildung des Steppenplateaus entstandene Formirungen zu halten. Dasselbe mag auch noch von einigen hier und da sichtbaren äußerst schwachen muldenförmigen Vertiefungen gelten, die oft nur wenige Fuß tief sind, die aber der Steppenbewohner nichtsdestoweniger beachtet, weil in den Steppen schon jeder geringste Anfang zur Thalbildung für größere Zusammenschlemmung der Fruchterde und für Gewährung eines besseren Schutzes gegen die Steppenwinde wichtig ist *).

Dieß also wären ungefähr die wenigen und im Vergleich mit der ganzen Masse unbedeutenden, theils durch jetzige, theils durch frühere neptunische Gewalten in der regelmäßigen Schichtung der tertiären Ablagerungen der Steppen hervorgebrachten Oberflächen-Formen und Umbildungen. Setzen wir nun alle diese unsäglich langgezogenen Kuppeln und gleich hohen schwachgewölbten Rücken, die tiefen schmalen, und für's Ganze nichtssagenden Regenschluchten, diese abgerissenen und zerstörten Meeresküsten an einander, so giebt uns dieß einen deutlichen Begriff von dem Oberflächenzustande der Steppen, in denen nirgends Eins über das Andere emporsteigt, in welchen alle Tiefen gleich tief, alle Höhen gleich hoch, in welchen Anhöhen blos durch Austiefung gebildet sind, nirgends aufgesetzte Berge, ja nicht einmal Hügelreihen vor-

*) In Gärten, die an sehr mähligen Abhängen angelegt sind, bemerkt man fast bei jedem Schritt größerer Tiefe eine bessere Entwickelung der Bäume.

kommen, in denen, wenn man sie im Großen überschaut, Alles das Gepräge der größten Einförmigkeit trägt *), und in denen man auf Bodenanschwellungen oft nur aus indirecten Wahrnehmungen schließen kann.

Um dieß so erlangte Bild der Steppe noch mehr zu verdeutlichen, geben wir in der Figur den Durchschnitt eines Flächenstücks, in welchem alle die verschiedenen Formen vorkommen. Es ist dieß ungefähr, d. h. so genau, als es auf wiederholten Durchflügen aufgefaßt und auf so kleinem Raume wiedergegeben werden konnte, die Linie der Steppenoberfläche zwischen Odessa und Ovidiopol an der Dniestrmündung:

A. Der Liman des Dniestr.

B. Die Obruiwen der Festung Ovidiopol.

J. Verschiedene unbedeutende Bodenvertiefungen.

KK. Kugelige und gewölbte Höhenrücken mit Todtenhügeln und Stawoks.

DD. Betten oder Mulden zweier kleiner Limans (des Suchoi und Baraboiski Liman).

E. Regenschlucht, die zum Meere geht.

F. Balke eines kleinen Flusses.

G. Große vollkommen unversehrte Ebene von Odessa.

H. Obruiwen in der Nähe von Odessa.

L. Der Meerbusen von Odessa.

Natürlich haben wir hier nicht alle Regenschluchten und kleinen Vertiefungen gezeichnet, welche auf der besagten Strecke vorkommen. Eben so wenig konnte auch in der Zeichnung das richtige Verhältniß zwischen der Entfernung der beiden Endpuncte der Linien zu der angenommenen Höhe der Steppe und den Vertiefungen der Schluchten und Thäler angenommen werden. Man muß daher das Bild in Gedanken noch auf die Weise berichtigen, daß man sich alle Vertiefungen und Erhöhungen in einem etwa 20 bis 25 Mal geringeren Verhältniß zur Länge der ganzen Linie denkt.

*) Weil die Höhen und Plateauwürfel alle gleich hoch sind, und weil man die Regenschluchten, Balken und Thäler erst gewahrt, wenn man an ihrem Rande steht, so erscheinen daher die Steppen dem Reisenden bei einem Ueberblicke von oben, noch unendlich viel ebener, als sie es wirklich sind.

Es war nöthig, unſeren folgenden Darſtellungen dieſe genauere Beſchreibung der Oberfläche voranzuſchicken, welche doch der Schauplatz iſt für ſämmtliche phyſikaliſche und politiſche, für alle von der Natur oder von Menſchenhand veranlaßten Erſcheinungen und Thätigkeiten, und nicht blos die paſſive Bühne, ſondern auch der Präparationstiſch, das Laboratorium, auf dem dieß Alles zubereitet wird, und deſſen Geſtaltung ſich in den Sitten und Schickſalen der Bewohner, ſo wie in den Phänomenen des Klimas vielfach wiederſpiegelt. Viehwirthſchaft und Ackerbau, Gewitter, Hitze, Kälte und Sturm, Gartenbau, Verkehrsweiſe, Thier- und Pflanzenleben, die Völkerwanderungen, die jetzigen und früheren Nomaden — kurz Alles, was uns über Natur und Menſchen, über das Ehemals, Jetzt und Einſt der Steppe intereſſiren könnte, iſt ſo tauſendfach durch die Bodenbeſchaffenheit bedingt, daß wir über keines dieſer Verhältniſſe ſprechen konnten, ohne zuvor ihr Bild entworfen zu haben.

II.

Klima.

„Frigida pugnabant calidis.“
Ovid.

Die verſchiedenen Zuſtände, in welchen ſich die über einem Erdflecke ruhenden Luftſchichten befinden, oder die Erſcheinungen, welche wir mit einem Worte „das Klima“ eines Ortes zu nennen pflegen, hängen theils von der Stellung deſſelben auf der Oberfläche des Globus oder von ſeiner „geographiſchen Poſition“ ab, — theils von der Beſchaffenheit des Bodens, der ſowohl chemiſch, als auch mechaniſch auf die Luftſäule einwirkt. Mit dem Bekanntſein dieſer beiden Verhältniſſe ſind alle Bedingungen des Klimas gegeben, wobei es ſich denn aber von ſelbſt verſteht, daß, da kein Erdfleck allein ſteht, er nur in Verbindung mit ſeiner ganzen nahen und fernen Nachbarſchaft betrachtet werden kann, und daß alſo das Klima eines Theiles der Erde nur in der Beleuchtung des Klimas des Ganzen richtig aufgefaßt und gezeichnet werden kann. Wir werden demnach das Steppenklima gehörig beurtheilen und ſchildern können, wenn wir dabei zugleich

die geographiſche Breite der Steppen,
die Geſtaltung ihrer Bodenoberfläche und
das Klima ihrer Nachbarſchaft

in Erwägung ziehen.

Was zunächſt die geographiſche Breite der Steppen, ihre Stellung auf der Oberfläche des Erdellipſoids und ihr dadurch bedingtes Verhältniß zu Sonne, Mond und Sterne betrifft, ſo müßte die ſie deckende Luftſchicht, als etwa zwiſchen dem 46ſten und 50ſten Grade nördlicher Breite liegend, das ganze Jahr hindurch unter demſelben Winkel von der Sonne beſchienen, in demſelben Grade ſtark oder ſchwach erwärmt, auf dieſelbe Weiſe bewegt und beruhigt werden wie Ungarn, das ſüdliche Deutſchland, das mittlere Frankreich und die mittleren nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Die Länge ihrer Tage und die Dauer ihrer Jahreszeiten wäre ganz dieſelbe mit der dieſer Länder.

Insofern daher das Klima nach dem Stande der Sonne bestimmt würde, müßte man den Steppen, als in der mittleren Zone des gemäßigten Erdstriches gelegen, ein sehr temperirtes, ziemlich warmes Klima zuschreiben, wie es jene anderen mit ihnen correspondirenden Länder allerdings haben.

Es ist indeß die nahe und ferne Umgebung der Steppen der Art, daß die Sonnenstrahlen in ihnen nicht Dasselbe leisten können, was sie in jenen Ländern thun, wo sie die trefflichsten Weine und Früchte gedeihen lassen, die Winter verkürzen und mildern und die Sommer freundlich verschönern. Die benachbarten Oberflächenstücke der pontischen Steppen in dem Umfange, in welchem wir sie oben bestimmten, sind im Norden die polnischen Sumpfländer und die großrussischen Hügellandschaften, — im Osten die Ebenen der Wolga-Steppen, — im Süden das asow'sche und das schwarze Meer, — im Westen endlich die karpathischen Landschaften, die Moldau, Ungarn u. s. w.

Beginnen wir mit den Einflüssen der nördlichen und östlichen Striche, unter deren Herrschaft die Steppen so entschieden stehen, daß sie fast nur als Theile, die südlichsten und westlichsten Ausläufer derselben betrachtet werden können. Die Steppen verlieren sich, ohne durch irgend eine markirte Gränzmauer geschieden zu sein, ganz allmählig in die großrussischen Hügellandschaften und verschwistern sich so eng mit ihnen, daß sie deren Klima auf das Innigste theilen und daß ihre südliche Breite diesen Antheil nur unbedeutend schmälert. Frei und von keinem schützenden Karpathendamme wie die ungarischen Ebenen umkränzt, bieten die russischen Steppen sich dem Boreas und seinen Dienern und Begleitern, die alle Jahre in ausgelassenem Triumphe über sie hereinbrechen, dar.

Gegen Osten gilt diese Verschwisterung der Steppen mit ihrer Nachbarschaft nur noch in höherem Grade, der Art, daß hier die Gleichheit fast vollkommen wird, indem unser Steppenwesten fast Alles mit dem Osten theilt. Die pontischen Steppen sind nur die letzten Zipfel jenes ungeheueren, vom Fuße der Karpathen durch Südrußland und die Mongolei bis zum stillen Oceane unter denselben Breitegraden hinziehenden Steppengürtels, die wir aber doch, von dem Ganzen sie trennend, als ein eigenes kleineres Ganze einer eigenen Betrachtung unterwerfen konnten, insofern sie, wenn auch nicht von diesen, doch von anderen Seiten her eigenthümlichen Bedingungen unterliegen.

Im Süden und Westen allein sind die Nachbarn zu finden, welche einen mildernden Einfluß auf die Steppen ausüben könnten, zunächst im Süden das schwarze und asow'sche Meer, die als nicht unbedeutende Wassermassen sowohl die Hitze der Nachbarländer mindern, als auch die Kälte mäßigen müßten. Es kommen indeß hier mehre Umstände zusammen, welche diesen mildernden

Einfluß, den beide Meere auf die Steppen ausüben könnten, und den sie auf die fast ganz von ihnen umschlossene Krim auch wirklich in sehr hohem Grade ausüben, außerordentlich schwächen. Während die krim'schen Gebirge und Steppen sich weit in's Meer hinein vorschieben, ziehen sich dagegen die neurussischen Steppen zurück, und das Meer wird von ihnen umschlossen. Während also in der fast völlig isolirten Krim das Land ganz in der Gewalt des Meeres ist und von diesem beherrscht wird, wird dagegen bei den Steppen das Meer in den sich nach Norden hin verengernden Spitzen der Odessa'schen und Taganrog'schen Meerbusen von den gewaltigen breiten Massen des Landes eingekeilt, so daß das Meer hier mehr Theil nimmt an den so veränderlichen Stimmungen des Landes, als dieses an den gleichmäßigeren der See, der Art, daß dieselben Meereswellen, welche im Winter von Eis erstarren, im Sommer die außerordentlich hohe Wärme von 16 bis 18 Graden Réaumur zeigen. Das schwarze Meer bietet, wenn wir Kleinigkeiten nicht mitrechnen, nur eine Küstenentwickelung von höchstens 50 Meilen als Wassergränze, was denn zu der großen Steppenmasse, die viele tausend Quadratmeilen beträgt, äußerst unbedeutend erscheint.

Dazu kommt noch, daß das Steppenplateau in der Nähe des Meeres eine Massenerhebung von etwa 20 Klaftern hat, mit welcher es überall fast schroff gegen dasselbe anstößt, und daß daher gerade die allerfeuchtesten, im Sommer kühlsten und im Winter wärmsten Luftschichten des Meeres, die niedriger als 20 Klaftern streichen, auf die hohe Steppe gar keine Wirkung äußern können. Auf das hohe Steppenplateau gelangen nur in sehr geringem Grade kühle und feuchte Luftströmungen vom Meere aus, während sich von ihrem Rande im Winter die kalten Schneegestöber brausend auf die Meeresfläche hinabstürzen und sie gefrieren machen, so wie im Sommer von ihm aus die glühenden Luftströme über die unteren Luftschichten des Meeres hin sich verbreiten und sie, mit ihnen sich mischend, erhitzen. Wenn die Steppen-Niederungen wie Aegypten oder Holland wären, so wäre es dem Meere viel leichter, ihnen beizukommen. Die Donau-Niederungen und die Walachei genießen daher weit mehr von den angenehmen Wirkungen des Pontus.

Am meisten macht sich bei den Steppen das Meer da geltend, wo Flüsse einmünden. Da diese alle mit breiter Mündung, d. h. mit Erweiterungen zu Limans in's Meer gehen und in die Schichten der Steppe breite Kanäle und tiefe Thäler ausgebildet haben, welche dazu geeignet sind, Alles, was vom Meere landeinwärts fließen möchte, gemächlich aufzunehmen und in's Innere zu führen, so strömt in diese Thäler im Sommer beständig ein feuchter Wind landeinwärts, welcher die Gräser und Aecker ihrer Gehänge befeuchtet und erfrischt. Der Meereswind der Thäler ist Ende Julis und Augusts

oft so feucht, daß ihn die Leute schon um 3 Uhr Nachmittags auf ihren luftigen, unbedeckten Dreschplätzen verspüren und um 4 Uhr zu dreschen aufhören müssen, weil die befeuchtete Frucht sich nicht mehr von den Aehren löst. Namentlich macht sich Meereseinfluß im Thale der beiden Kujalniks*) bemerklich, die demselben um so mehr offen sind, da ihre Richtung mit der mittleren Längenaxe des Odessa'schen Meerbusens in derselben Linie liegt und auf eine weite Ausdehnung bis nach Kleinasien hin kein Land schneidet, so daß also gerade in dieses Thal die temperirtesten Luftzüge einströmen müssen.

Im Westen der Steppen befinden sich die Karpathen und die ihnen an- und vorliegenden Hügel-, Plateau- und Waldlandschaften Galiziens, der Bukowina und der Moldau. Die Karpathen mit Allem, was sie bei ihrem Emporsteigen durch die Erdrinde an Hebung und Anschwemmung in ihrer Nachbarschaft veranlaßt haben, streichen in einem Bogen von etwa 60 Graden eines Kreises, dessen Radius fast 75 Meilen beträgt, von Westen nach Osten, Südosten und Süden und trennen die ungarischen Flachländer von den polnischen und neurussischen. Sie sind hierdurch unvergleichlich viel wichtiger für Ungarn, das sie umkränzen und gegen Norden und Osten schützen, als für die Steppen, jedoch haben sie einen Theil der Steppen in ihren podolischen, moldauischen und beßarabischen Vorlanden mit emporgerissen und diesem dadurch, ihn aus dem allgemeinen Steppen-Niveau hebend und zur Zeugung von Quellen und Waldungen geschickt machend, eine ganz andere Natur gegeben. Auf Das aber, was Steppenfläche geblieben ist, wirken sie nun wohl mehr die Rauheit des Klimas erhöhend als mildernd ein, indem sie die milden Westwinde, die über ihre Gipfel streichen müssen, noch erkälten. Reiner Westwind ist in den neurussischen Steppen selten. Südwestwind ist gewöhnlich feucht, und wenn er aus dem feuchten Donau-Mündungslande weht, so hat man alle Mal Regen zu hoffen. Der Nordwestwind dagegen ist trocken und bringt im Frühlinge und Sommer die stärksten Orkane.

Dieß sind also die äußeren Einflüsse der Nachbarschaft, welche die Folgen der geographischen Breite bedeutend moduliren mußten, und jenes Offenliegen gegen Norden und Osten, so wie das brüske und rasche Entgegentreten der Steppe gegen das Meer, wie endlich die Abschließung durch die Karpathen von dem milden Westen lassen keine besonders freundliche Modification desselben erwarten. — Fragen wir nun, wie endlich die Formirung der Steppenoberfläche selber jene Grundfärbung und jene von außen in diesen Grundton hineinfließenden Modificationen nuancirt, so läßt sich nach

*) Zweier nicht unbedeutender Steppenflüsse.

unſerer obigen Darſtellung dieſer Oberfläche im Ganzen nur erwarten, daß ihre Einflüſſe außerordentlich unbedeutend ſein werden. Im Einzelnen aber läßt ſich ein nicht unbedeutender Unterſchied zwiſchen den hohen kahlen Steppenflächen und den tiefen Balken und Thälern vermuthen.

Der flache, durchaus überall gleich gehobene, ſpäter nur hier und da wieder ausgetiefte Steppenboden iſt demnach außerordentlich geduldig und läßt alle Lüftchen, Lüfte, Winde und Stürme über ſich dahin ſäuſeln oder brauſen. Da Alles bei ihm völlig gleich und einerlei iſt, — da ſich keine Sümpfe und Seeen auf ſeiner Oberfläche befinden, die ſtarke Ausdünſtungen aushauchen und Temperatur-Verminderungen in heißen Luftſtrömen veranlaſſen könnten, — da keine hohen mit Schnee bedeckten Berge ſich in ihm erheben, welche die Wolken ſammeln, Wetter erzeugen und in die Ebenen entlaſſen könnten, — da ferner keine tiefen Thäler, bedeutende Schluchten, große Gebirgskeſſel und hohe ſchroffe Wände mit Niederungen abwechſeln, welche ſehr verſchiedene Temperaturen und bedeutende Störungen des Gleichgewichtes in dem Luftmeere hervorbringen könnten, — da wiederum auch nirgend leicht erwärmter und ſchnell erkaltender Sandboden mit immer kaltem Lehmboden oder mit hitzigen Erdarten abwechſelt, auch keine Feuchtigkeit haltende und Dünſte ausſendende Waldungen vorhanden ſind, — da vielmehr, im Großen genommen, Alles flach und unabſehbar eben iſt, dabei Gras und nichts als Gras, und eben ſo darunter nichts als dieſe fette Ackerkrume und immer ganz dieſelbe ſchwarze Fruchterde erſcheint, — ſo iſt es offenbar, daß nirgends in der Steppe ſelbſt große lufterſchütternde, wettererregende, ſturmmachende und wolkenſammelnde Formen vorhanden ſind, daß mithin, wie wir ſagten, der Charakter der Steppe in Bezug auf das Klima im *Allgemeinen* paſſiv iſt, nichts deſto weniger aber in tauſend *kleinen Fällen* activ, wie wir bald nachher ſehen werden. In den Gebirgen ſtürmt und wettert es oft Tage lang um das Haupt des einen Berges, während die anderen im hellſten Sonnenſcheine lächeln. Dergleichen kann in der Steppe kaum vorkommen, weil die Dinge fehlen, an denen Wetter ſich feſſeln und anhängen könnten. Es läßt ſich vielmehr vermuthen, daß dieß Steppenplateau der Schauplatz von außerordentlich weit und gleichmäßig ſich verbreitenden Wetterphänomenen iſt. Wie die Mongolen und Tataren aus dem inneren Aſien hervorbrachen, alle Steppen bis hierher durchwanderten und wie erſt an dem Fuße der Karpathen und ſchleſiſchen Sudeten ihre Kraft ſich brach, eben ſo mögen manche Luftſtrömungen vom Altai ausgehen und ungehindert bis zu den Karpathen ſich ergießen. Große allgemeine Landregen müſſen nicht ſelten ſein, und überhaupt muß an allen Temperatur-Erhöhungen und Minderungen, die in einem Theile der Steppen eintreten, ſogleich das Ganze Theil nehmen.

Natürlich aber gilt dieß nur von den *großen* Wetterveränderungen, die in gebirgigen Gegenden allenfalls durch eine Kette, wie die der schweizer Alpen, oder doch durch volhynische Sumpfländer oder andere solche mächtige Wetterscheiden und Wettererzeuger hervorgebracht oder doch bedingt werden können. Im *Kleinen* bietet allerdings auch selbst die einförmige Steppe noch immer Manchfaltigkeit genug, sich — so zu sagen — das *Detail-Wetter* selber zu machen und dieses so verschieden zu bedingen, daß selbst in den kleinsten Distanzen nicht unbedeutende Verschiedenheiten vorkommen. Die von Wasserströmungen gemachten Einschnitte in das Steppenplateau, die Obruiwen, Wuipolotsch, Balken und Dollinas und endlich die durch Natur oder Kunst veranlaßten Wasseransammlungen treten als solche Braukessel des Detail-Wetters auf.

Die Balken und Regenschluchten führen im Kleinen stets die schneidendsten Contraste herbei. Im Winter, wenn auf der hohen Steppe alles Leben tödtende Unwetter wüthen, sind sie ruhiger und wärmer wie Keller und verführen dann oft den oben gejagten Reisenden, ihren trügerischen Schutz zu suchen. Im Sommer in der großen Hitze des Juli und August sind freilich einige Thalschluchten in der Nähe des Meeres von feuchten, kühlen Lüften bewegt, die meisten aber gleichen glühenden Backöfen, in denen die Sonnenstrahlen an den schroffen Wänden sich brechen und die Luft bis auf einen, den Menschen kaum erträglichen Grad erhitzen, der Art, daß in ihnen die trockene Erde ellentief aufreißt und klafft. Eben so stark ist der Contrast der Temperatur der Balken und der der hohen Steppe im Frühlinge, wo oft auf dieser ein schneidend kalter Wind streicht, während zwanzig Schritte weiter in jener die lieblichste Sonne wärmt. Des Abends natürlich kühlt sich die Luft in den Balken wiederum außerordentlich rasch ab, so daß, während es auf der hohen Steppe noch spät in die Nacht hinein warm bleibt, in den Schluchten, Thälern und den Obruiwen alsbald ein kalter Thau niederfällt, sobald die Sonne in ihnen verschwindet. Da die Thäler und Schluchten im Ganzen aber in Vergleich zu den sie trennenden breiten flachen Stücken des Steppenplateaus sehr klein sind, so können natürlich ihre Temperatur-Veränderungen von keinem allgemeinen und weit verbreiteten Einflusse sein, und ihre verschiedenen kleinen Kräfte können sich nur schwer zu großen und mächtigen Gewalten vereinigen. Sie schneiden sich in der Regel so bestimmt und scharf aus der Steppe heraus und trennen daher auch die über ihnen befindlichen Luftschichten in eben so streng und scharf gesonderte Abtheilungen, daß die Luftabtheilungen, die über ihnen stehen, oft gar keine Gemeinschaft zu haben scheinen mit denen, welche über den Steppenplateaus stehen, und daß, während in den einen Dieß, in den anderen oft etwas ganz Anderes vor sich geht. Oft sieht man

im Frühlinge des Morgens, auf dem Rande der hohen Steppe stehend, in alle Thalmündungen dicke Nebel vom Meere aus hinaufstreichen, während die hohen Grasrücken über dem Weißgrau dieser Nebeleinströmungen unberührt und grün hervorragen. Ueber dem Dniestr- und Dnieprthale stehen oft trübe Wolken, in langen Reihen den Lauf der Flüsse am Himmel zeichnend, während auf der hohen Steppe Alles im freundlichsten Wetter lacht. Eben so scharf ist die Trennung zwischen dem hohen Steppenrande bei den Obruiwen und dem Meere. Man muß sich offenbar die Linie des Steppenrandes weit in das Luftmeer aufsteigend denken, so daß eine flache Wand die Luftschichten über dem Meere noch weit hinauf von den Luftschichten über der Steppe trennt. Wir sahen im Mai und Juni 1838 wenigstens zwanzig Gewitter auf der Steppe aufsteigen, die sich überall hin auf dieser verbreiteten, bis zu dem Obruiwenrande, über ihn aber nicht auf das Meer hinausgingen, der Art, daß die Nereiden im ruhigsten Blau schwammen, während Zeus auf dem hohen Steppenplateau, so weit als man sehen konnte, wetterte und blitzte. Umgekehrt sahen wir oft das ganze Meer in Wolken gehüllt und nicht weit vom schroffen Obruiwenrande den Regen in's Wasser fallen, während die Viehherden auf dem Lande das dürreste Gras rupfen. Oft dauerte es halbe Tage lang, bis die Gränze überschritten wurde und sich Meer- und Landluft ausglich, indem sich entweder das Eine aufhellte wie das Andere, oder Beide sich in gemeinschaftlichen Wolkenmantel hüllten. — Im Sommer, wenn die Steppe verbrannt und ihre Atmosphäre auf's Aeußerste erhitzt ist, ist diese Verschiedenheit am größten. Die Gewitter, die dann im Meere aufsteigen, kommen alsdann nie auf die Steppe; die aber, welche auf dem Lande sich zusammenziehen und ihre vollen Brüste hoffnungsvoll tief zu den schmachtenden Kräutern und Herden herabhängen lassen, von der grausamen Steppe aber nicht angenommen werden, indem die heiße Steppenluft, in senkrechtem Winde von unten nach oben aufsteigend, sie schwebend erhält, fahren zum Meere hinab. Vergebens hofft der Gutsbesitzer auf seine großen Teiche, die er anlegte, damit ihre Wasserfläche die in den Lüften hängende Feuchtigkeit herablocken möchte; vergebens schöpft der kleinrussische Steppenbewohner seine Brunnen leer und schüttet alles Wasser weit und breit im Grase umher, indem er Gott dabei anfleht, daß er das Gleiche sich zum Gleichen gesellen lassen möge, dabei aber in seinem kindischen Hoffen nicht die Geringfügigkeit seiner Kräfte erwägt. Gegen alle diese Bitten, Teiche und Tümpelchen schreien die großen, erhitzten Steppenplateaus ihr unbarmherziges Nein und stoßen die mit Segen beladenen Wolken zurück. Diese fahren anfangs langsam, dann schnell, schneller und zuletzt mit reißender Geschwindigkeit, von einem brausenden heißen Sturme getragen und vom lockenden Meere

gezogen, dahin, bis sie dann, den hohen Steppenrand erreichend, sich beruhigen, in heißen Strömen und Gießbächen vom Himmel herabsteigen und, in's Wasser fallend, das Reiche noch reicher machen, als wenn die Ungethüme der Tiefe im Meere Durst litten, ohne Mitleiden mit den Herden der edlen Rosse und der trefflichen Rinder, die nach Labung schreien, und mit den armen Steppenbewohnern, die nun bejammern, daß sie sich noch ärmer machten und den letzten Labetrunk ihres Viehes unklug verschütteten, ohne ihren Gräsern und Aehren zu nutzen.

Die geographische Position also der Steppen in der Mitte der gemäßigten Zone, die Nachbarschaft der Hügelländer im Norden, der anderen großen Steppen im Osten, des Meeres im Süden und der gebirgigen Gegenden im Westen, — die große Ebenheit der Steppe im Ganzen und ihre kleinen Thäler und Schluchten im Einzelnen sind die Verhältnisse alle, aus deren gemeinsamer, sich unterstützender oder sich kreuzender Thätigkeit das Klima dieser Landschaften hervorgeht. Wir wollen nun versuchen, die atmosphärischen Phänomene, die Luftgebilde und Wolkengemälde, wie sie sich seit Herodot's und der alten Skythen Zeiten hier in den Steppen beständig Jahr aus, Jahr ein entwickelt und gelöst haben, in der Reihefolge zusammenzustellen, in der sie sich gewöhnlich im Kreislaufe des Jahres zu zeigen pflegen. Wir nehmen dabei keine kleinere Abtheilung des Jahres an als die in seine vier Jahreszeiten. Nur ein Detailmaler könnte das Gemälde jedes Monates und jeder Woche entwerfen, und nur eine tausendjährige Beobachtung könnte sich dann wohl sogar daran wagen, das präsumtive Wetter jedes Tages zu bestimmen.

Den eigentlichen Hauptstamm und Kern des langen Steppenwinters bilden die drei Monate December, Januar und Februar, in denen alle Kräfte tief und ununterbrochen schlummern, insofern als ihre ganze Thätigkeit auf nichts Nützliches und Heilsames gerichtet ist, während sie aber doch dabei von den furchtbarsten Träumen und Aufregungen beunruhigt werden. Es sind dieß die schrecklichen und so allgemein gefürchteten Schneegestöber der Steppen.

Der Russe unterscheidet sehr genau drei Arten von Schneegestöber, denen er auch drei verschiedene Namen gegeben hat: die Mjatjols, Samets und Wjugas. Unter Mjatjols versteht man die gewöhnlichen Schneegestöber, bei denen der Schnee aus einer vorüberwandelnden Wolke herabfällt, unter Sámet aber das Schneejagen, wobei von heftigen Winden der Schnee von der Erde gehoben und flüchtig über die Gefilde geführt wird. Wenn man bei einem solchen Samet in der Steppe auf einen Todtenhügel oder sonst einen

erhabenen Punct steigt, von dem aus man eine weite Fläche überschauen kann, so sieht man, während oben die Sonne lacht, unten den sämmtlichen Schnee der Fläche im Aufruhr. Es ist, als wenn man in ein großes, nicht tiefes Nebelmeer von lauter Eiskrystallen hineinblickte, aus dem nur noch wenige nicht überschwemmte Puncte hervorragen. Diese Sámets sind in den Steppen nicht ohne Gefahr. Das Sehen wird den Zugthieren und ihren Führern schwer, das Verirren ist leicht, und das gefürchtete Herabstürzen in Schluchten nicht selten, auch das „Verschneien" oder „Verstiemen"*) auf offener Straße häufig. — Mit „Wjuga" endlich bezeichnen die Russen die schlimmste und gefährlichste Art des Schneegestöbers, wo bei großer Kälte und ungemein heftigem Sturme der Schnee von oben herab, wie von unten emporgetrieben wird. Bei diesen Wjugen verschwinden in den Steppen alle Wege und Stege, und Himmel und Erde hüllen sich in dreitägigen Aufruhr, welcher der Art allem Verkehre der Menschen ein Ende macht, daß selbst die Posten und kaiserlichen Couriere während der drei Ssutkas (drei Mal 24 Stunden) einer Wjuga nicht befördert werden können. In den völlig schutz-, wald-, dach- und fachlosen Steppen ist ein solcher erschrecklicher Luftaufruhr natürlich besonders gefährlich und wird dem armen Thier- und Menschenleben auf den Steppen vielfach verderblich.

Schöne heitere Wintertage, wie man sie in Deutschland mit Entzücken auf den glatten Eisbahnen genießt, sind in den russischen Steppen äußerst selten, und auch die Reize, die der Winter im Norden von Rußland in den bereiften und beschneiten Wäldern bietet, sind hier, wie die Wälder, unbekannt. Die Steppen bieten dann in der Regel die traurigste, ödeste und wüsteste Fläche, über die eine zerrissene Schneedecke geworfen ist und über welche der Himmel ein unveränderliches Trauergewand grauer Wolken herabhängen läßt.

Es giebt in diesen Gegenden — auch abgesehen davon, daß ein geringer Grad von Kälte hier für's Ganze empfindlicher und härter ist als im waldigen Norden, — so harte Winter, wie man sie an der Ostsee kaum kennt. Im Winter 1837 bis 1838 stieg das Thermometer binnen vier Wochen nicht ein Mal, auch nicht um Mittag über — 10 Grad Réaumur, oft aber fiel es bis auf — 30 Grad herab. Es giebt freilich auch wieder Winter, die äußerst mild sind, wenn es nämlich dem Nordosten gefällt, die Steppen mit seinem Odem zu verschonen. Wie wenig man aber solchen warmen Wintern trauen kann und wie auch im Ganzen Alles noch weit weniger warm als blos südlich ist, zeigt schon die Kleidung der Menschen, die hier fast in nichts leichter ist als

*) Mit diesem Worte wird in den Ostseeprovinzen das Einschneien durch ein Sámet oder Stiemwetter benannt.

die der Hyperboräer. Vielmehr hüllen zur großen Verwunderung des Nordländers die Steppenbewohner sich, eben so wie er, sechs Monate lang in Pelze, und der Pelzverbrauch von Odessa ist sogar nur um ein Weniges geringer als der von Riga. Ja der Schafpelz des gemeinen Mannes wird sogar das ganze Jahr hindurch auch hier nicht bei Seite gelegt, ist vielmehr immer noch bis zum Juni bei der Hand und findet im ganzen Frühlinge noch häufige Anwendung. Die Burschen der deutschen Kolonieen, welche die löbliche Sitte haben, des Abends nach gethaner Arbeit zusammenzukommen und mit einander zu schwatzen oder, in der Mitte des Dorfs sitzend, allerlei hübsche Lieder zu singen, thun dieß selbst im späten Frühlinge nie anders als in lange Schafpelze gehüllt. Auch die Besuche bei ihren Liebchen machen sie mitten im Sommer im Schafspelze ab. In dieser Hinsicht mag für das Klima der Steppen auch noch die Bemerkung charakteristisch sein, daß, während in den Ostseeprovinzen sich die Eingeborenen zweierlei Tuch machen, ein dickes ganzwollenes für den Winter, das sie „Wand" nennen, und ein dünnes halbwollenes für den Sommer, das sie „Halbwand" heißen, bei den Bewohnern der Steppe kein solcher allgemeiner Gebrauch zu bemerken ist.

Frägt man nach den Schneemassen, die in den Steppen im Winter fallen, so sind sie im Vergleich mit denen des Nordens gering, und dabei werden sie auch noch für die Benutzung von Seiten des Menschen sehr schlecht vertheilt, indem aller Schnee sich immer in den Vertiefungen aufhäuft und zwar in der Art, daß hier oft 7 bis 8 Klaftern tief Schnee liegt, während auf der flachen Steppe fast nichts bleibt. Es giebt sogar Winter, in denen in der Nähe des Pontus durchaus kein Schnee fällt, die dabei auch überhaupt keinen Niederschlag irgend einer Art zeigen. Ein solcher Winter war der von 1833, in welchem die Erde so weich war, wie im Sommer, so daß die Leute graben, ackern und alle Geschäfte auf dem Felde verrichten konnten. Es gab in diesem Winter auf allen Steppenwegen oft bei 10 bis 12 Grad Kälte einen so dichten Staub, wie sonst nur mitten im Sommer.

In einem Lande, das im Ganzen eine so wenig markirte Physiognomie hat, wie das europäische Rußland, ist es natürlich sehr schwer, die Gränzlinie aller physikalischen Zustände und Verhältnisse genau zu ziehen, und so z. B. daher auch hier fast unmöglich, die Gränze der dauernden Schneebahnen zu bestimmen. Doch kann man sagen, daß in der Ukraine die Leute gewöhnlich noch auf eine lange ununterbrochene Schlittenfahrt rechnen und dagegen an der Küste des Pontus die Schneebahn kaum in Anschlag bringen. Eine Linie, über Krementschug, Jekatherinoslaw von Osten nach Westen gezogen, scheidet ungefähr das südliche Winter-Kahlland von dem nördlichen dauernd beeisten Schneelande ab.

Sehen wir auf Kälte, Schnee, Regen u. ſ. w. der Winter der dreißig letzten Jahre, ſo ſtellen ſich als die merkwürdigſten folgende heraus:

Der Winter von 180$\frac{4}{5}$, der reich an Regen war und ſo mild, daß das Vieh beſtändig draußen auf der Steppe blieb.

Der Winter von 180$\frac{7}{8}$ durch ſeine vielen Schneeſtürme und Wjugen.

Die Winter 180$\frac{8}{9}$, $\frac{1}{1}\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{1}\frac{4}{5}$ durch ihre große Kälte.

Die Winter von 18$\frac{3}{4}\frac{0}{1}$ und 18$\frac{3}{4}\frac{3}{4}$ durch ihre trockene ſchnee- und regenloſe Kälte.

Der Winter von 18$\frac{3}{4}\frac{7}{8}$ durch ſeine außerordentliche Dauer und Kälte.

Die Natur ſchläft in den Steppen einen ſo langen Winterſchlaf, daß man im Frühlinge wohl ein freundlicheres Erwachen erwarten könnte, als man im April und Mai an ihr wahrzunehmen gewohnt iſt. Der Steppenfrühling beginnt mit der ſchmuzigen Zeit der Schneeſchmelze, und wenn die Steppe im Sommer oft Monate lang kein erfriſchendes Tröpfchen Waſſers an ſich zieht und Meilen weit nicht den geringſten Quell dieſer ſchönen Bodenmilch aus ſeinem klapperdürren Boden entläßt, ſtrömt nun im Beginn des Frühlings das unruhige Element überall, wo man es wünſcht und nicht wünſcht. Die ganze Steppe geht auf, und ihre ganze Oberfläche, wo nicht der dickſte und älteſte Raſen ſie feſtigt, verwandelt ſich in einen ſchwarzen ſchmierigen Brei, ſo daß es dem Menſchen unmöglich iſt, ſeinen Fuß auf dem ganzen weiten Gefilde irgendwo ſicher hinzuſetzen, wo nicht ſeine Hand ein Plätzchen überbrückt hat. Von allen Rücken und in allen Schluchten und Thälern brauſen die ſchmuzigſten Ströme des widerlichſten Waſſers. In den Wohnorten der Menſchen, wo durch die Straßen eben ſolche wilde Ströme und Waſſerfälle geräuſchvoll arbeiten, wird der gräulichſte Unrath, den die Schneedecke liebreich verbarg, enthüllt und durch die Wege geführt. In dieſer Zeit gehen die Hauptveränderungen der Bodenoberfläche der Steppen vor ſich. Regenſchluchten reißen ſich oft in einer Nacht bis zu Klaftertiefe aus. Die Senkungen der Küſten am Meere finden nun vorzüglich ſtatt, ſo wie auch die oben erwähnten Verflözungen der oberen Fruchterdedecke, die ſo bedeutend ſind, daß in einigen Tagen lange Thalſtrecken mit einer mehre Ellen dicken Erdſchicht bedeckt werden. Man kann ſich denken, daß die Zeit der Schneeſchmelze ſich in dieſen Gegenden, wo ſo große Schneemaſſen in den Schluchten und Thälern aufgehäuft ſind, ſehr lange hinzieht, und die durch ſie veranlaßte Entwegung nicht ſo bald abgethan iſt. Sie geht auch natürlich in mehren Tempos vor ſich, da der Waſſerablauf ſehr oft durch wieder eintretenden Froſt unterbrochen wird, ſo daß zuweilen Alles ein paar Tage ſich lockert und läuft, als wollte die ganze Erdrinde chaotiſch auseinander gehen, während plözlich wieder Alles ſtockt, ſich ſtellt und überbrückt, als wäre es

aus Felsen gemacht. Denn vielleicht in keinem Lande mischt sich der Winter so sehr mit dem Frühlinge als hier, und nirgend zieht er sich mit seinen rauhen Tagen so lange mitten unter die Blumen und den warmen Sonnenschein des Mai hinein, was sich leicht aus der oben angedeuteten ungünstigen Nachbarschaft des Landes und seinen weitgehenden Verbindungen mit den nördlichen Gefilden erklärt. Denn wenn der Frühling, auf die südlichen Breitengrade trauend, kaum sein blumiges Zelt zu errichten angefangen hat, so schlägt ihn der Boreas, der am Ural oder Altai seine Truppen sammelte, unerwartet wieder völlig aus dem Felde, wie Batu-Chan sprechend: „So „weit die wilden Steppen reichen, ist Alles mein und meinen wiehernden „Rossen."

Die kleinrussischen Tschumaks (Fuhrleute), die in der That eben keine verweichlichten Menschen sind, nehmen die Länge des Steppenwinters zu sechs Monaten an und lassen den eigentlichen Frühling erst gegen die Mitte Aprils beginnen. Bis dahin herrscht in dieser Zeit der atmosphärischen Kämpfe und Schlachten bald dieser, bald jener Luftherr vor, und es ist schwer zu sagen, wer von allen den sich Tummelnden dominire. Bald naht auf leichten Tänzerfüßen ein freundlich lächelnder Süd und bestreut Alles mit Tulpen, Hyacinthen, Krokus und Schneeglöckchen; bald zieht ein schneeiger Nordost mit wildem Gebrause ihm schnurstracks entgegen und macht all sein Schaffen zu nichte; bald wiederum führt ein gewaltiger Nordwest schwarze Regenwolken heran und wäscht mit ihnen den breiten Rücken der Steppe vom Ural bis zu den Karpathen.

Hat sich durch alle diese Gährungen der Frühling nun endlich hindurch gearbeitet und waren schöne ruhige Tage am Ende Aprils und im Mai sanft niedergestiegen, so kommt dann die angenehmste und erfreulichste Zeit der Steppen, die dann wie eine grüne Oase erscheint zwischen den verbrannten Graswüsten des Sommers und den Schneeflächen des Winters. Die ganze Steppe, so weit sie reicht, thut dann ihr Möglichstes in Erzeugung grüner Gräser. Der Himmel lächelt dazu, wenn auch nicht mit dem tiefsten Blau des Südens, doch recht anmuthig und bläulich, und so weit das Auge dringt, begegnen ihm schmeichelnd nur die beiden schönen Farben der Hoffnung und der Treue. Zwischen dem Himmelsgewölbe und dem irdischen Globus bewegen sich spielend wohlgefällige Windgötter, und wem ein rasches Roß beschieden ist, der mag sich daran erfreuen, in diesen Farben und Lüften sich rasch und lebensfroh zu tummeln.

Ich sage, diese Jugendzeit der Steppenkräuter ist die schönste Zeit der Steppe, und es mag das Außergewöhnliche ihres Anblicks dem Fremdlinge Reiz gewähren. Dennoch aber — großer Gott! welch ein mongolischer Frühling ist

ſo ein Steppenfrühling in Vergleich mit einem deutſchen oder franzöſiſchen! Wie ſchmückt das Jahr ſich dürftig hier, ſelbſt in dieſer ſeiner reichſten Zeit! — Zwar iſt Grün eine ſchöne wohlgefällige Farbe. Aber wie wird man geſättigt mit Grün und Gras bei einer Reiſe durch des Steppenfrühlings Reich. Grün iſt nicht nur ſein Mantel, grün iſt auch ſein lockiges Haar, und grün ſind ſeine Wangen und ſeine Augen. Mit grünem Graſe ſtreut er ſeine Zimmer, ziert er Spiegel, Tiſch und Bänke, ſchmückt er ſeinen Reiſewagen. Seine Feuerung iſt Gras, und ſeine Suppe iſt Gras *). Wie einförmig iſt dieſer Schmuck! — Wie wenig wird hier verſteckt, wie wenig die Erwartung durch Vorenthalten gereizt, wie ſehr werden alle Reize durch ihre offenbare und flache Zutagelegung getödtet. Das Grün entfaltet ſich hier immer wieder in großen unabſehbaren Maſſen und wieder von Neuem in gränzenloſen Flächen, die der Geiſt doch nicht mit dem Blicke beherrſcht, in denen er vielmehr ermattet und wie in ein bodenloſes Meer verſinkt. Nirgends eine kühne Erhebung, ein hoffnungsvolles Aufſtreben zum Himmel. Alles, Alles liegt bleiern und matt darnieder. Da wird die Farbe der Hoffnung faſt zur Farbe der Verzweiflung.

Freilich ſind die Lüfte angenehm und friſch und der Himmel iſt blau, allein die Schönheit des Frühlings beſteht doch nicht blos darin. Sie ſitzt vielmehr verborgen in den Gebüſchen, den Schatten und Lichtpartieen der Bäume, in den klaren Augen der fröhlichen Flußnymphen und ihrem muſikaliſchen Geſpräche, in den bunt wechſelnden Lichtern und Schatten und den lebendigen Düften der Haine. Großer Gott, man denke ſich, vom ſchwarzen Meere bis nach Großrußland, von den Karpathen bis nach Karakorum, der Reſidenz der mongoliſchen Kaiſer am Fuße des Altai, nicht ein einziger über Kieſeln freundlich rieſelnder Bach, von den Ungarnländern bis zu den hochgebauten Thronen der tſcherkeſſiſchen Räuberfürſten nicht ein einziger wolluſtathmender Hain! Fülle, Reichthum, Ueppigkeit, ach! welch' unbekannte Göttinnen auf den Steppen, die ſo erſtaunlich reich an Gras und Kräutern ſind, daß ſie in jeder anderen Hinſicht bettelarm erſcheinen. Lange Tage und Nächte mag man auf flüchtigen Roſſen reiten, hundert und aberhundert Meilen weit, und nirgends iſt ein kräftiger Pinſelſtrich in dem Gemälde der Landſchaft. Ewig führt die grünende Hoffnung vor und vor und täuſcht beſtändig die Erwartung.

Im Frühlings-Anhauche winkende Tulpenfelder, wird man denken, iſt das nicht Fülle? Hyacinthenbeete, ſo voll von Blüthen, wie ſie alle Beete Batavens von Cäſar's Zeiten her nicht trugen, iſt das nicht Reichthum? Natürliche Reſeda-Anpflanzungen, ſo groß wie ein Dutzend Wörlitzer Gärten, und alle die vielen anderen durch einander blühenden Kräuter, von denen man lieſ't,

*) Wir deuteten ſchon oben an, wie manchfach das Gras in das Leben und Treiben der Steppenbewohner eingreift.

ſollten die nicht ganze Wälder aufwiegen? Es iſt wahr, dieſe Dinge ſind nicht ganz ohne Reiz, jedoch von weit höherem in der Idee und Ferne als in der Wirklichkeit und Nähe. Man muß die Hyacinthen der Steppe ſich nicht zu ſchön denken. Sie verhalten ſich mit ihren meiſt gelblichen Locken an krüppeligen Stengeln zur edlen Hyacinthe der Harlemer Blumiſten, wie die wilde Steppendornbirne zu einem Beurré-blanc aus den Gärten der Normandie. Die Reſeda gilt faſt nichts, da ſie erſt unter der Hand der pflegenden Kunſt in unſeren Gärten dieſen duftreichen Hauch gewinnt. Die buntfarbigen Tulpen allerdings müſſen wir dem Bewunderer der Frühlingsſteppe laſſen, und wer es vermag, die Tulpenkelche als ſchäumende Becher der Freude zu gebrauchen, der freilich wird dann in ihr Wonne und Entzücken genug ſprudeln finden, und mit Mongolen oder Tataren einmal einen Frühlingsfeldzug in der Steppe zu machen, kann allerdings ſeine Reize haben. Aber blos mit Nomaden; denn mit Ackerbauern in der Steppe zu wohnen, das iſt ſelbſt im lebendigen Frühlinge unerträglich, und es iſt unbegreiflich, wie ein Menſch auf den Einfall gekommen iſt, ſich in der Steppe ackerbauend anzuſiedeln, deren ganzer Charakter gegen dieſen Mißbrauch ſchreit, deren ganzes Geſetz Bewegung iſt, deren Boden die tief wurzelnden Pflanzen verabſcheut und die bewegliche Viehzucht begünſtigt, deren Winde Alles auf weite Strecken im Sturme fortführen und deren Fläche Alles zu flüchtigem Laufen einladet.

Der Hauptſchmuck der Steppe, ihr grüner Mantel, iſt, in der Nähe beſehen, äußerſt grob gewebt. Nur von der Höhe des Kaleſchenſitzes herab findet man dieſe Blumen ſchön. Wenn man aber ſich ihnen freundlich naht, ſo muß man über das harte und ſchlechte Gewebe des Teppichs klagen. Ja hätte man Alpenwieſen, oder auch nur den Raſen des Schwarz- oder Odenwaldes, oder den Kunſtraſen des grünen britiſchen Eilandes! Allein an dergleichen darf man in den Steppen nicht denken, wo die Kräuter alle groß, grob und ſtrunkig ſind und dabei ſehr locker und undicht zuſammenſtehen. In den ganzen großen Steppenlandſchaften iſt nirgends auch nur ein Plätzchen zu finden, wo man mit Gemächlichkeit dem Gotte des Schlafes opfern könnte. Ja es iſt nicht einmal eine Raſenbank aus dieſem Nomadenraſen zu machen, und ſo lange hier Gras aufſchießt, hat eine ſolche auch noch nie in den Steppen exiſtirt*). In der Betrachtung der Vegetation werden wir dieſen Steppenteppich und ſeine groben Stickereien noch näher unterſuchen.

Eine lobenswerthe Seite haben noch die Frühlinge in den Steppen, die beſonders dem Landmanne erfreulich und wohlthätig iſt. Das iſt der Mangel an Nachtfröſten, die hier völlig unbekannt ſind. Wenn die Nächte auch kälter

*) Wo ſich unſere Bauern Raſenbänke machen, formen die Steppenbewohner Sitze aus ihrer ſchwarzen, nach der Abtrocknung ſehr feſten Erde.

sind als die Tage, so bleibt es doch nur bei einem besonders in den Thälern kalten Thau, während auf der hohen Steppe selbst des Nachts eine ziemlich warme Temperatur herrscht.

Gewitter beginnen schon im April sich zu zeigen, und oft wettert es den ganzen Mai hindurch. Natürlich sind dieß aber nur lahme elektrische Entladungen. Jupiter zerschmettert hier weder Bäume, noch Felsen, deren es keine giebt. Auch rollen seine Donner nur matt, da die Echo, die ihm sonst überall den Schrecken seiner Rede vermehren hilft, in den Steppen nirgends wohnt. Anhaltend, d. h. über einem und demselben Erdflecke, sind die Gewitter fast nie und verpuffen bald ihr Bißchen Elektricität in äußerst schnell auf einander folgenden Entbindungen *). So lange diese Frühlingsgewitter noch aufsteigen und ihren Segen dem Lande nicht vorenthalten, so lange giebt es auch noch Thau in den Nächten, und erst in der Mitte des Junis hören die Thaue mit den Niederschlägen auf.

Wenn der Frühling in den Steppen schon so wenig Vergnügen und Wonne brachte, wie will der Sommer Behagen und Zufriedenheit gewähren, wo die letzte Spur der Frühlingsreize von dem harten Steppen-Apollo unbarmherzig verwischt und verbleicht wird. Die Gewitter des Aprils und Mais ziehen sich noch in den Juni hinein, lassen aber immer weniger von ihrem segensreichen Naß dem Lande zu Theil werden. Häufig ist schon der ganze Juni ohne Regen und Thau, und im Juli endlich löst sich alle Feuchtigkeit, die sich irgendwo zusammenzieht, entweder wieder in klares und flüchtiges Gas auf, oder sie weicht im Norden der Steppe seitwärts zu den waldigen Karpathen-Vorlanden, nach Podolien und der Ukraine hin aus, oder endlich, sie zieht sich im Süden in's Meer hinab. Der Boden der Steppe ist dann erhitzt und klafft gesprungen überall, vergebens nach Regenlabung schreiend. Sein lechzender Athmen wallt heiß zum Himmel auf. Jupiter aber, statt diesen warmen Bitten Gehör zu geben, schnürt alle Schläuche fest und schüttet am Ende, der armen Steppen lachend, alle Tropfen seinem Bruder Neptun in den Schooß. Merkwürdig ist es, daß in diesen Juliwolken und Juligewittern, die keinen Tropfen entschlüpfen lassen, nichtsdestoweniger beständig Entladungen der elektrischen Materie stattfinden, und ein fortwährendes

*) Ueber die Hauptsitze des Aufsteigens und der Entwickelung der Elektricität hat man natürlich noch keine genügende Nachrichten. Doch machten wir bei Odessa im Maimonate 1838 die Bemerkung, daß von 18 Gewittern 16 regelmäßig und ganz auf dieselbe Weise, aus Südwest über das Land her immer an der Meeresküste hinaufschreitend, sich über die Steppe nach Odessa heranschleppten, und die Umwohner an der Dniestr-Mündung u. s. w. versicherten, daß dieß im Frühlinge die beständige Richtung der aufsteigenden Gewitter sei. Vielleicht, daß die bessarabischen Salzseeen, oder das Donau-Delta die Kessel sind, aus denen sie emporbampfen.

Donnern und Blitzen über den Köpfen, ohne daß doch den Menschen und Thieren ihr Schreck vergütet würde.

Die Sonne geht in dieser heißen Zeit meistens feuerroth auf und eben so unter, und um Mittag wölbt sich ein bleicher Himmel über dem Lande; denn die starken Ausdünstungen aller Dinge, der Meere, der Thäler, der Thier- und Pflanzenwelt, der Limans, der Flüsse, welche letztere vertrocknend oft ganz zum Himmel aufsteigen, schwellt immer die Luft mit wässerigen Dünsten, welche die Hitze aber nicht zum Niederschlage kommen läßt, sondern schwebend in der Luft erhält. Die Hitze wäre wohl an und für sich nicht so unerträglich und wird es nur mehr durch ihre Dauer. Nie wird sie durch einen kleinen Zwischenact von Kühlung unterbrochen. Die Gestaltung der Erdoberfläche gewährt nirgends einen schattigen Ort, und Gäa giebt Alles den unbarmherzigen Pfeilen Apollo's preis, denen nichts entrinnt. Es ist dieß eine Zeit großer Leiden alles Lebendigen auf der Steppe. Die zarten Pflanzenkeime sinken zusammen und verdorren. Die Steppe verliert die Frische ihres Frühlingsgrüns, wird dunkler, braun und fast völlig schwarz, als hätte Alles ein zehrender Brand versengt, Menschen und Thiere magern ab. Die Herden der wilden Ochsen und mehr noch der Pferde, die im Mai so voll und muthig waren, sind matt und lahm. Selbst die braune Haut der armen Chacholls *), die freilich nie sehr frisch und elastisch war, legt sich schlaff in die hohlen Wangen; Alles macht ein leidendes Gesicht und schleicht einen langsamen Schritt. Die Wasserteiche schmelzen zusammen, die Brunnen versiegen, die Quellen stocken, und da, wo noch im Frühlinge Wellen schlugen, staubt jetzt der Boden. Das Wasser steigt immer höher im Preise. Man raubt und stiehlt es, und es werden Wachen an die etwa noch ergiebigen Brunnen gestellt, um das kostbare Naß nur dem rechtmäßigen Eigenthümer zufließen zu lassen.

Wenn die Steppe im Frühlinge nur wenig reizend war, so erscheint sie nun erschrecklich. Gefühllos sieht die grausame Mutter Tausende von Wesen, die aus ihrem Schooße hervorgingen, dulden und verkommen und hat in ihrem liebloſen Sinne nicht ein einziges Mittel bereit, ihre Qualen zu mildern, spottet sogar noch der Schmerzen, die sie ihnen selber schuf, und spiegelt ihnen die schönsten Sammlungen des herrlichen Elementes vor, das alle Schmerzen ersäufen könnte und nach dem Alle sehnsüchtig schreien.

Es ist freilich nicht alle Jahre so arg; denn wenn auch im Juli und August wohl selten je Regen fällt, so giebt es doch viele Jahre, in denen der Frühling und Winter feucht waren und wenigstens die unterirdischen Behälter mit Wasser füllten. Zu den trockensten Jahren aber, auf welche das Gesagte

*) Spitzname der Steppenbewohner, den die Großrussen ihnen gaben.

buchstäblich paßt, gehören aus der letzten Zeit die von 1822, 1823 und 1824, die daher auch der Reihe nach Durst- und Hungerjahre waren, alsdann 1826, 1827, 1830, 1831, 1833, 1835, — zu den feuchtesten Sommern die beiden letzten von 1837 und 1838.

Von der Trockniß des Jahres 1833 machte mir ein Augenzeuge folgende Schilderung: Es fiel in diesem Jahre schon im Mai der letzte Regen, und seitdem verstopften sich alle himmlischen Quellen, und es versiegten daher auch mehr und mehr die irdischen. Die Steppe bot den ganzen Sommer über den Anblick eines unabsehbar schwarzen wüsten Feldes, in dem nicht die geringste grüne Oase das Auge erlabte. Die Windgötter lagen mit gelöster Muskelkraft auf den öden Gefilden, und es regte sich nicht das geringste Lüftchen. Auch die Nächte selbst blieben schwül und dumpf, und wenn Mattigkeit Alles beschlich, so ruhte doch nichts in erquicklichem Schlummer. Was sich regte, hüllte sogleich ein dicker schwarzer Staub ein — und kaum die Vögel erhoben sich in ungetrübte Lüfte. Kümmerlich und leidend standen alle Pflanzen, auch die, welche Menschenhand pflegte. Der sonst von seinem nahrhaften Reichthume so hoch schwankende Weizen hatte krumme, kleine, rostige, unnatürlich rothe Halme, die mit ihren leeren Strohköpfen kaum aus den Furchen hervorragten. Der Hunger und Durst der großen Pferdeherden, die vergebens den Boden ihrer harten Mutter Erde aufscharrten, stieg auf's Höchste. Selbst die härtesten Menschen erbarmten sich ihres leidenden Viehes, und wo sie nur noch ein erträgliches Kornfeld hatten, trieben sie die hungrigen Herden hinein und ließen das Vieh das Brod ihrer eigenen Kinder weiden. Wo sich noch ein Quell thätig zeigte, da wurden ihm Schloß und Ketten geschmiedet und die Brunnen verschlossen, verriegelt und bewacht. Aber die Durstigen erbrachen die Riegel und vertrieben die Wachen, und die Staatsgewalt mußte sich in's Mittel legen, um Streit und Krieg zu verhüten. Handel und Verkehr stockten, und man wagte in den Nachbarländern nicht, Versendungen durch die Steppen zu machen, gleichsam als ginge es durch die Wüste Sahara. Viele Tabunen lösten sich völlig auf, indem die Pferde rebellirten und davon liefen, um Wasser zu suchen. Ueberall sah man lose Pferde mit ausgestrecktem Halse, die aufmerksamen Nüstern vorgestreckt, in den Thälern aufwärts laufen, um einen Trunk Labung für ihr Durstfeuer zu erspähen.

In vieler Hinsicht ist in dieser heißen Zeit die Steppe noch weit härter als die Sahara und die Llanos. Denn ihre Hülfsquellen versiegen noch weit mehr als in jenen unwirthlichen Gegenden, bis zum letzten Reste. Die Wüsten Afrika's schaffen doch, wo nur Wasser erscheint, ein Paradies, lassen Dattelpalmen und andere Oasengewächse in Fülle um jede Quelle aufschießen, wogegen in den Steppen auch selbst starke Gewässer nur im ungenießbaren

Graſe fließen, ohne auch nur etwas mehr zu erzeugen als hier und da Schilf. Die dickhäutigen Pflanzen der Wüſte, welche die Säfte lange in ſich halten und trotz glühenden Sandes und ſengender Gluth friſche Blüthen bilden, fehlen ganz in der Steppe, die Aloës, die Cactus, in welche, wie in Südamerika, ein durſtiges Thier beißen könnte, um ſeine Lippen zu netzen.

Zu Ende des Juli und Auguſt erreicht die Dürre ihren höchſten Grad und geht gegen Ende dieſes Monats ſchon wieder merklich bergab. Dann ſtellen ſich wieder ſtarke Nachtthaue ein, und Gewitter werden hier und da vom Boden angenommen. Die bleiche Dunſt-Atmoſphäre klärt ſich allmählig zu freundlichem Blau ab, und Alles bildet ſich mehr und mehr zum ſanften Herbſte hinüber. Wenn entſchieden jenſeits der höchſten Sonnenhöhe der Mai der angenehmſte Punct war, ſo iſt es nun dieſſeits eben ſo entſchieden der September. Die Lüfte werden dann äußerſt ſanft und mild. Zuweilen einfallende Regen halten den unholdigen ſchwarzen Steppenſtaub nieder. Die Steppe ergrünt von Neuem mit nachſprießendem Graſe. Alles, Pflanze, Thier und Menſch, erholt ſich wieder, und wenn Darius nur den regenloſen Juli überſtanden gehabt hätte, ſo hätte er ſich im September wieder leicht halten und ſeine Winterquartiere bauen laſſen können. Könnte der Menſch auf Wolken ſchweben und in Lüften leben, ſo müßte der Steppenherbſt ſo ſchön für ihn ſein wie ſonſt irgend einer. Denn der Himmel, zu dem er, von dem Graubraun der Steppe angewidert, im Sommer vergebens ſeine Troſt ſuchenden Augen aufſchlug, bietet im September wieder wie im Mai viel ſchönes Blau, mit Gold und Silber durchwirkt. Die Nebel, welche im Sommer geſtaltlos in den Lüften hängen, gewinnen Form und bauen am Himmelsfirmamente die Gebirge und Gipfel, die Feſtungen und Thürme, die auf der Steppe unten fehlen, und zeichnen über dieſem grünen unbemalten Tuche ein Gemälde, das den Geſtalten ſuchenden Blick erfreut und die nach Beſchäftigung durſtende Phantaſie mächtig erquickt. Die Sonne ſtirbt dann faſt alle Abende mit dem liebreichſten Angeſichte und treibt ihre Roſſe heim durch die ſchönſten Thorgänge, welche die Luftgeiſter ihr bauten. Mit purpurnen Gehängen iſt der Himmel überall umſäumt, und jedem Wölkchen ſendet ſie, Abſchied nehmend, noch einen Kuß von Roſenlippen zu. O wie bettelarm iſt alle unſere Wolkentheorie in Vergleich mit dem Formenreichthume eines einzigen Herbſtabend-Himmels in den Steppen! Auf der einen Seite ſinkt die Sonne heiter und zufrieden hinab in ihren Gluthtempel, an dem mehr Pracht der Farben verſchwendet iſt, als alle Maler je auf ihren Paletten geführt. Ihr gegenüber auf dem Meere laſtet ein ſchweres Gewitter, deſſen Rand rund umher mit Purpur beſäumt iſt, innerhalb dieſes Saums aber ein ſchwarzes Getümmel kaum zu bändigender Wolkengeiſter umfängt. Die unterſten Wolken hängen

dicht auf's Meer hinab und haben durch einen schwer zu deutenden Lichteffect eine bleiche weißgraue Farbe, gleichsam als lägen Erlkönigs Gesellen lauernd auf der Woge. Wieder in anderen Regionen des himmlischen Reichs tändelt luftigeres Wolkenvolk in seinen eigenen Kreisen, als lache nicht die Sonne und drohe nicht das Gewitter, großes und kleines, altes und junges, in zauberische Gewänder gehüllt. Nicht weit von diesem geselligen Haufen wandelt einsam eine versprengte Wolke auf blauem Gefilde. Näher zur Sonne hin wird Alles heller und brennender, und doch ist's keine blendende Gluth, vielmehr Alles faßlich und genießbar. Nach Norden hin liegt ein hoch gekuppeltes schönes Waldgebirge, aus Nebel gebaut, mit vielen über einander emporsteigenden Spitzen und Höhen, mit Thälern und Flächen untermischt, Alles ganz deutlich und klar gezeichnet, in's Einzelne ausgeführte herrliche Baumpartieen und felsenkrönende Burgen, und über den Berggipfeln auch Wolken, welche sie mit ihrem luftigen Schaume umgeben. Welch ein Reichthum von Licht und Schatten, dort schwarz, hier blau, — dort roth, hier gelb, — Silber, Gold, Krystall und Perlenschmelz überall! Leben und Thätigkeit, Phantasie und Gedanke das ganze Firmament, das hier in der Steppe alle schöne Landschaft zu sich hinaufgezogen und der Erde nichts gelassen zu haben scheint. — Gewiß sind hier in der Steppe, wo der Himmel oft so reich ist, daß stets die Augen zu ihm fliegen, vom Vater den Trost suchend, den die Mutter versagt, die Meteorologie und Astronomie zuerst erfunden worden, aber unbegreiflich ist es, daß sie noch jetzt hier nicht besser gedeihen, da es hier doch kaum eine andere Aussicht giebt als die in die Perspective der Wolken und Sterne.

Mit dem Ende Septembers ist aber auch schon alle Lust wieder zu Ende, und der October, der sich bei uns noch mit Weinlaub und herrlichem Himmelblau schmückt, ist schon wieder völlig Skythe und Wüstenbarbar. Trübe verhängt er sein finsteres Angesicht und ist an Nebeln und Regen reich. Früchte kennt er nicht und nicht die schönen Herbstmorgen, an denen bei uns die kleine schwarze Spinne des Altweibersommers ihr zartes Gewebe in die Luft hinaushängt, auch nicht das goldgelbe Laub der Bäume und das melancholische Violett der hinsterbenden Wälder. Das Ende Octobers mischt sich schon wieder völlig in das Graus und Braus der Wjugen und Samets und vermischt sich brüderlich mit dem ihm auf dem Fuße folgenden Winter. Der Steppen-November ist fast völlig schon als Wintermonat zu betrachten und führt Luftereignisse herbei, gegen die ein deutscher November als ein unschuldiger Nachsommer erscheinen könnte.

So also ungefähr spielte sich seit den Kriegen der östlichen Perserkönige mit den westlichen Hellenenstämmen bis auf den heutigen Tag der Reigen der Jahreszeiten in den Steppen beständig ab. Aus einem langen, rauhen, stür-

miſchen, meiſtens ſehr kalten, gewöhnlich nicht ſehr ſchneereichen Winter führen die ſtets bemäntelten und bepelzten Horen das Jahr durch die ſchmuzige Zeit der Schneeſchmelze, welche Karl's XII. Stulpenſtiefeln und Kanonen mit einem zähen dicken Kothe incruſtirte, in einen milden, jedoch genußarmen Frühling ein, der nur nomadiſch-mongoliſche Kehlen zum Anſtimmen von Frühlingsliedern begeiſtern kann, und der die Petſchenegen und Tataren zur Erhebung ihres blutigen Paniers und zum Beginn ihrer Raubfeldzüge auf friſchen und fetten Pferden reizte, — bis er unter matten Gewittern zu einem heißen Sommer vertrocknet, in welchem die Heeresmacht des Perſers Darius gelähmt und gebrochen wurde, der den brennenden Boden und den ſengenden Himmel der Sommerſteppe flüchtigen Fußes mied, ohne den friſchen kühlenden Herbſt abzuwarten, der dann durch einige reizende Wolkenbilder mit raſchen Sprüngen der langen Winternacht zueilt.

III.

Vegetation.

„Sie haben keine Sprache, noch Rede; aber
„sie schaffen Zungen und Herzen, durch
„die sie fühlen und sprechen."

Obgleich die Maloroſſianen allerdings durch ihre große Zahl und allgemeine Verbreitung die Hauptnation in den ſüdruſſiſchen Steppen bilden, ſo fehlt es hier doch auch keineswegs an Großruſſen. Vielmehr findet man ſie als Fiſcher, Tabuntſchiks (Pferdehirten), Handelsleute, Fuhrmänner, Holzarbeiter und in vielen anderen Chargen im ganzen Lande verſtreut. Man kommt daher überall mit ihnen zuſammen, und ſo traf es ſich denn auch eines Tages, daß ich meine Schritte neben denen eines langbärtigen, von dunkler Röthe im Geſichte wie auf ſeinem ponceaufarbenen Hemde glühenden Kazappen *) durch die Steppe ſetzte. Es war ein Fiſcher vom Meeresſtrande, der in einem benachbarten Dorfe bei Verwandten ſeinen Sonntag feiern wollte. Ich ſprach mit ihm von ſeiner dießjährigen Fiſcherei, und er ſagte, daß es ſchlecht ginge. Darauf unterhielten wir uns von Dieſem und Jenem, und endlich, als ich nichts mehr zu erkunden wußte, fragte ich ihn, wie ihm die Steppen gefielen. Er ſagte: „Ach, Herr, wie könnte ich mir hier gefallen? Was kann hier ge„fallen?" — „Iſt denn Euer Rußland beſſer?" — „Unſer Ruſſija? Ruſ„ſija? **) Wie ſollte es nicht beſſer ſein?" — Ich ſah, daß er ſich erwärmen wollte, und um ihn nicht abzukühlen, hielt ich ihm den Widerpart und fragte: „Wie ſo denn?" — „O in Ruſſija, Herr, da iſt von Jeglichem jedes, und „hier iſt ja — von Allem nichts. In Ruſſija iſt das Brod beſſer, die Häuſer „beſſer, das Land beſſer, der Schnee beſſer, der Sommer und Winter und „alle Jahreszeiten beſſer. Da giebt's Berg, Thal, Wald und Wieſe, Brunnen, „Quellen und Flüſſe die Fülle. Alles wechſelt ab, und Alles iſt ſo ſchön!" Ich ſah, daß er im Zuge war, ſagte nicht, daß ich auch in Ruſſija geweſen wäre,

*) Spitzname der Großruſſen, den ſie bei den Kleinruſſen der Steppe haben.
**) Ruſſija iſt das Moskowitenland, der innere Kern von Großrußland.

und er fuhr in der allen Russen so eigenen, so bilderreichen, so lebendigen und mimischen Beredtsamkeit *) fort: „Im Lande fließen große, schöne Ströme, „und vor allen die prächtige Mutter Wolga mit allen ihren Kindern. Die „Wälder sind groß und schön, die Eichen, Linden, Buchen, die Tannen „und Fichten, alle bis zum Himmel! Und in den Bäumen singen die Vögel „von jeglicher Art, der eine so, der andere so." (Er pfiff dabei den Nachtigallen und Lerchen nach.) „Ach, und in den Wäldern, welche Luft von „Wohlgeruch!" (Dabei fächelte er sich die Luft zu und athmete sie so begierig ein, als wenn sie mit lauter Veilchenduft geschwängert wäre.) „Und wie „nahe ist dir das Alles! Siehe, hier ist deine Hausthüre, — du machst sie „auf, — trittst heraus, und da bist Du gleich mitten im schönen Walde **)." (Hierbei hielt er mich bei der Hand, und ich mußte stehen bleiben, als wenn ich die Hausthüre wäre. Er aber schritt einige Schritte in das hohe Gras hinein, als wenn es der Wald wäre.) „Welche herrliche Musik im Walde," sagte er dann, „und wie die Sonne durch die Blätter scheint! Und im Rasen „des Waldes auf dem Boden blühen und reifen allerlei Beeren um Dich her, „Erdbeeren, Herr, kleine, süße, rothe, wilde Himbeeren, Brom- und „Blaubeeren von jeglicher Art, so viele, viele, als Du nur wünschen magst. „Du kannst Dich niederlegen, wo du nur willst, rund um Dich herum pflücken, „ohne anders als völlig satt wieder aufzustehen." Dabei warf er sich gar in's Gras und raufte rund umher die Halme, als wenn es Erdbeeren wären, und ich glaube, wenig fehlte, so hätte er sie auch noch gegessen, um mir zu zeigen, wie süß und schön die russischen Beeren den Hals hinuntergehen. Dann sprang er wieder auf und sagte: „Auch Pilze sind da von al„len Sorten und in großer Menge. Man füttert bei uns die Schweine da„mit. Gras und Heu ist noch das Einzige in diesem Lande, überall Gras und „nichts als Gras. Und auch selbst dieß Einzige, was sie haben, wie schlecht „ist es! Holzig, struppig, und den größten Theil des Jahres saftlos und „vertrocknet. Bei uns giebt es auch Gras, aber so hoch, bis zu meinem Barte, „und was für Gras, grünes, feines, saftiges und süßes. Daß Gott er„barm'! Die Kühe werden ganz fett davon und so dick." (Er stellte sich wieder hin, blies sich auf und machte sich mit Beinen und Armen so breit, als er konnte.) „Seht, und in dem Allen mitten drin liegt unser Moskwa, die „vor allen prächtige und heilige Stadt. Wie ich sage, dort ist von Jeglichem

*) Die natürliche Beredtsamkeit der Russen ist ohne Zweifel viel größer als die irgend eines anderen europäischen Volkes, und ihre Mimik dabei weit angenehmer und verständlicher als z. B. die der Italiener, die weit mehr für einen Fremden unverständliche Fratzen dabei schneiden.

**) Die Großrussen folgten in ihrer Verbreitung überall den Wäldern, die Kleinrussen den Steppen.

„jedes. Und sagt mir, was ist hier? O! Russija wäre gewiß das beßte „und erste Land, wenn nur Eins nicht wäre — die Herren. Die haben's „verdorben." (Gewiß war er ein seiner Herrschaft entlaufener Rebell.) „Wenn „wir jetzt in Rußland gingen statt auf dieser öden Steppe, wie würden wir „schön gulaien *), bald an einem Bache, bald in einem Gehölze, bald „durch ein Dorf. Und hier müssen wir ein paar Stunden wie die Wachteln „schnurstracks im Grase hinstreichen, bis wir unser Dorf erreichen. Ueberall „Gras, Schilf und Gestrüppe; die Sonne brennt uns auf den Kopf, und „das Land giebt uns nicht einen Baum zum Schatten. Wenn jene Wolke „dort uns Regen und Wind geben wird, so haben wir nicht einen Hügel zum „Hinterstehen, und wenn uns auch die Zunge am Gaumen klebt, der Boden „giebt uns nicht ein Erdbeerlein zum Erfrischen."

In der That scheint die Natur bei der Anlage und dem Aufbaue dieses Steppenplateau's so wenig Rücksicht auf den Menschen genommen zu haben und dagegen so viel auf das grasfressende Vieh, daß sie den Menschen nur insofern dulden zu wollen schien, als er sein Dasein an einen dieser Grasfresser bindet. Die ganze Vegetation der Steppe bietet äußerst wenige, dem Menschen unmittelbar genießbare, oder für seine Hauswirthschaft wesentlich nützliche Pflanzen, nur Schilf statt Bauholz, Unkraut statt Brennholz, Dorngebüsche statt der Fruchtbäume, für's Vieh dagegen so unendlich viel Dienliches.

Daher kommt es, daß auch die Haupteintheilung der Pflanzen, von der man in diesem Lande beständig reden hört, ihren Eintheilungsgrund von der Beziehung der Pflanzen zum Viehe hernimmt. „Trawa" und „Burian" sind die beiden großen Klassen, in welche der Steppenbewohner alle Vegetabilien seiner Graswüsten classificirt, und wahrscheinlich von jeher classificirte. Trawa heißt Rasen, und sie verstehen darunter alle niedrigen, kurzen Pflanzen, welche das Vieh mit seinen Zähnen leicht bezwingen kann und wegen ihrer heilsamen Säfte gern genießt. Unter Burian verstehen sie alle die struppigen, strunkigen, hochaufschießenden Pflanzen, welche das Vieh wegen ihres holzigen und saftlosen Gewebes nicht frißt.

Nehmen wir zu diesen beiden Klassen noch die einzelnen Büschchen und Bäumchen, von denen man aber ihrer Seltenheit wegen fast nie reden hört, und alsdann das in den feuchten Flußthälern weit verbreitete Schilf und machen aus Diesem wie aus Jenem eine eigene Abtheilung, so können wir bei einer Charakteristik der Vegetation der Steppen die sehr bequeme Eintheilung in folgende vier Classen zum Grunde legen:

**) „Gulaien," ein von den russischen Deutschen germanisirtes Wort, von gulatj, das so viel bedeutet, als müßig und scherzend einherwandeln.

1) Bäume und Gebüsche.
2) Schilfrohr (russisch Kamuisch).
3) Gestrüpp (Burian).
4) Gräser (Trawa).

1. Bäume und Gebüsche.

Wenn man von den hohen Fichten des oberen Dniepr und des Prypecz ausgeht, deren Gipfel die Rigenser Kaufleute bewimpeln, und welche sie, sie ihrem vaterländischen Festlandboden entreißend, wie hohe Thürme auf der Meeresoberfläche schwankende Wurzeln schlagen lassen, — von den schwärzlichen Waldungen Volhyniens, in denen seit Jahrtausenden eine ununterbrochene Nacht dämmerte, und durch deren hochgeborene Zweige ein beständiges Geflüster rauscht, in denen die Luchse und Eichhörnchen auf schwanken Brücken fröhlich wandern, wo in der Morgendämmerung der eitle Auerhahn sich singend seiner Schönheit freut, während die Bären und Auerochsen unter ihnen in wilden Kämpfen ihre Unabhängigkeit genießen, und das scheue Elen sein geliebtes Junge eilenden Schrittes vor den hungrigen Wölfen über den Sumpf hin rettet, — im Westen von den herrlichen Edeltannen der Karpathen, unter deren grünen Dächern die Polen zu so vielen reizenden Kapellen und berühmten Kirchen pilgern, und an deren weißen Stämmen die Huzzulen, Rußnaken, Goralen und andere karpathische Völkerstämme ihre geschickten Beile üben, — und im Osten von den Laubbäumen Russija's, die den Moskowiter mit ihrem Vögelgesange, ihren Schatten und ihrer unendlichen Beerenfülle entzücken, — und durch das laubige Kleinrußland und die buschige Ukraine zu den strauchigen Steppen und endlich an die völlig kahlen Küsten des Pontus Euxinus hinabsteigt, — so findet man eine allmählige Abnahme der Belaubung des Landes, welche sowohl in Bezug auf die sich mindernde Höhe der Bäume, als auch in Bezug auf die abnehmende Größe der von ihnen gebildeten Gesellschaften, der Wälder und Haine, auf eine höchst merkwürdige Weise der Verringerung derselben Verhältnisse in der entgegengesetzten Linie von dem mittleren Rußland aus nach Norden hin durch die baltischen Provinzen und das Land der finnischen Suoma-laima (Sumpfleute) zu den Lappen und den Ufern des arktischen Oceans hin entspricht.

In Volhynien, dem alten Polesien, im Minskischen, und in Weiß-Rußland treiben die Bodensäfte mit einer Kraft aufwärts, die selbst in der Höhe von hundert Fuß noch mächtige Wirkungen äußert, wunderbare Baumkuppen formirt und kräftiges Holzwerk zu Stande bringt. Im Lande der edlen Schwertritter nimmt dieser Trieb schon merklich ab. In Livland liefern die Fichtenwälder keine Masten mehr, und die elegante, aber niedrige Birke,

ringt mit dem hochstrebenden Nadelgehölze um die Herrschaft des Bodens, die sie in Finnland, wo sie die Seen bekränzt und in allen Sümpfen wandelt, allein behauptet, bis sie bei den Lappen sich unter der Gewalt des Boreas krümmt, und dort ihr edler, schlanker, jungfräulicher Wuchs zu niedrigem Gestrüppe verkrüppelt und mit dem gemeinen Wachholder sich verschwistert, mit dem sie gemeinschaftlich weite Felder überzieht, bis dann endlich auch diese schwachen Laubreste vom ewigen Schnee und Eise aus dem Felde geschlagen werden, und Alles zu schleichenden Flechten und Moosen herabkriecht.

Eben so steigt die Vegetation von jenen mittleren Hochwäldern nach Süden hin vom Hohen zum Niederen herab, zunächst zu den schon bedeutend niedrigeren Nadelgehölzen des Tschernigow'schen und Kiew'schen Gouvernements, alsdann zu den Laubwäldern und niedrigen Laubgebüschen Podoliens, des südlichen Kleinrußlands und der Ukraine und endlich zu den „Derrinas" (Dorngebüschen) und den völlig laublosen Grasfeldern der neurussischen Steppen.

Während in Polesien Wälder, wie der Bialowieser, vorkommen, die 6 bis 7 Meilen weit in allen Richtungen ununterbrochen Baum an Baum zeigen, hat Kiew und Tschernigow nur wenige Waldungen, die groß genug sind, um das Elen zu nähren, und die größten Baumgesellschaften haben hier nur noch zwei Meilen im Durchmesser. In der Ukraine, in Podolien und im südlichen Kleinrußland sind freilich auch noch herrliche Waldungen, die schönsten Eichen, Buchen, Ahorne, Erlen, Pappeln, Weiden, Linden (selten Birken), aber theils fehlen nicht nur völlig die hohen Nadelhölzer, sondern es ziehen sich auch bereits so weite, kahle Flächen unter die Wälder, daß die letzteren schon groß genannt werden, wenn sie nur 3 bis 4 Werste im Durchmesser haben. Dabei mischt sich eine Menge von niedrigen Baumgattungen ein, namentlich der wilden Obstbäume, die hier ebenfalls eine Menge kleiner, niedriger Waldungen bilden. Auch zeigen sich weiter nach Süden die meisten dieser Gewächse mehr als Büsche, bei denen ein eigener Stamm verschwindet. Nicht nur Erlen, Weiden, Haselnüsse, sondern auch Birn-, Aepfel- und Kirschbäume, zuletzt selbst Eichen, Linden und Buchen zeigen sich in jenen Gegenden gewöhnlich niedrig und vielstämmig in weit ausgedehnten Gebüschen, und man könnte die südliche Ukraine und das südliche Kleinrußland als wahre Buschländer bezeichnen. Noch weiter nach Süden dehnen sich dann die Steppen in immer größeren, ununterbrochenen Strichen aus, und die Wäldchen und Gebüsche liegen nur noch wie Oasen in der Wüste, wie kleine, eingesprenkelte Puncte, oder wie schmale, am Ufer der Flüsse sich hinziehende Linien da, bis denn am Ende auch diese schwachen Schattirungen fast ganz unbemerkbar werden, da die Büsche zu Dorngesträuch und die Wälder zu einzelnen

meilenweit auseinander ſtehenden Baumkrüppeln zerſchmelzen, die aber für den Betrachter durch ihre Seltenheit nur um ſo intereſſanter werden.

Die Büſche und Bäume in den ſüdlichen Gegenden, wo man die Steppe als völlig herrſchend annehmen kann, reduciren ſich auf einige wenige Arten von Dornen- und Hollunderbüſchen, wilden Birn- und Aepfelbäumen und einige noch weniger nennenswerthe Baumarten, deren Individuenanzahl aber ſo äußerſt gering iſt, daß man das Holz von 10 Quadratmeilen zuſammenſchmelzen müßte, um ein paar ordentliche Eichbäume daraus gießen zu können. Außer den genannten dürftigen und traurigen Laubträgern giebt es dann in der ganzen Natur kein einziges Gewächs, welches einem Baume oder Buſche ähnlich ſähe.

Die Steppenflüſſe, zu denen wir dann nicht die großen Ströme, den Dnieſtr, Dniepr, Bug, und Don rechnen können, die große Länder verſchiedener Art durchſchreiten, vielfache Sämereien herbeiführen, mancherlei Erdarten in ihren Rinnen miſchen und, ſich große Thäler bildend, die ganze Steppennatur in ihrer Nachbarſchaft verwandeln und deren Einfluß beſiegen, zu denen wir vielmehr nur die Nebenflüſſe dieſer großen Ströme und ſolche kleinere Flüſſe rechnen, die ihren Lauf ganz in der Steppe verfolgen, — dieſe Steppenflüſſe ſind alſo durchaus nicht von ſo wohlthätigem und zauberiſchem Einfluſſe auf die Steppenwüſte umher, wie die Flüſſe Arabiens und der Sahara auf die Sandwüſte zu ihren Seiten. Der Jordan, der Orontes, welche den Steppenflüſſen Ingul, Inguletz und Kujalnik an Größe entſprechen mögen, ſchaffen immer an ihren Ufern ein kleines Paradies mitten in der Wüſte, ſo daß ihre Thäler, ſo weit des Waſſers heilbringender Einfluß reicht, überall voll reizender Haine und wundervollen Pflanzenwuchſes ſind. Ja jede kleine zu Tage ſpringende Quelle des verehrten und heilig gehaltenen Waſſers ſchafft dort ſogleich eine entzückende Oaſis. Es iſt das natürlich, denn der einzige Grund, warum jene Länder wüſte erſcheinen, iſt der Mangel an Waſſer, deſſen Auftreten daher, wie das eines mächtigen Zauberers, ſogleich jene Wunder wirkt.

In den Steppen iſt es ganz anders. Sie leiden an ſehr componirten Gebrechen. Sowohl die ununterbrochene Einförmigkeit ihrer Oberfläche, die ſie allen Rauhigkeiten des Klimas vollkommen preisgiebt, als auch die unvortheilhafte Lagerung ihrer Schichten, bei denen gleich unter der oberen fruchtbaren Erdſchicht gewöhnlich eine ſterile Kalkſchicht folgt, deren ſchädliche Einflüſſe nur durch eine — hier aber ganz unmögliche — Miſchung mit anderen Erdarten zu neutraliſiren wäre, ſind hauptſächlich die unheilbaren Nachtheile, denen beſtändig ihre hier und da von der Natur wie von Menſchen verſuchte Bebauung hinſterbend unterliegt. Es reicht daher auch die Erſcheinung des Waſſers allein nicht hin, um in ihnen jene Waldparadieſe

hervorzurufen. Neben Neptun und seinen Okeaniden müßte auch Vulcan mit seinen Cyklopen die Steppen durchfurchen, um sie hier und da ihres Wüsten-Charakters zu berauben.

Daher erklären sich denn der traurige Anblick und die geringe Wirksamkeit jener Flüsse, Bäche und Quellen der Steppen. Sie erzeugen durchaus nichts an ihren Ufern, nicht einmal Weidengebüsch, geschweige denn Wälder und Haine von anderen Bäumen. Sie fließen, durchaus alles Schmuckes und aller Reize bar, mit grauem, schmuzigem Wasser im Grase fort oder liegen im Sommer, schmachtend und selber durstend, geschweige Anderer Durst stillend, wie gescheiterte Fische im Rasen und Schilfe darnieder. Auch die Quellen, die hier und da zu Tage springen, kommen ohne alles schöne Gewand aus dem kahlen Boden hervor, und der einzige Einfluß, den sie auf ihre Umgebung offenbaren, ist Erzeugung von Schilf und von einem etwas erhöhten Graswuchse. Wo hier und da Weidengebüsch an den Flüssen vorkommt, ist es immer mühsam gepflanzt durch menschliche Kunst, deren Wirksamkeit wir hier natürlich von unserer Betrachtung ganz ausschließen, wo wir nur von Dem sprechen, was die Natur in Bebaumung des Landes that.

Die wilden Obstbäume sind von allen den Bäumen, die an den Gränzen der Steppe, in der Ukraine u. s. w. noch in großen Waldungen vorkommen, die einzigen, welche sich in die Steppe hinausgewagt und überall bis zum schwarzen Meere hin ihre Vorläufer, Plänkler und verlorenen Posten vorgeschoben haben. Gewöhnlich stehen sie ganz einzeln, zuweilen aber auch zwei und selten drei beisammen. Wie wunderbar und unerklärlich ist das Alles? Warum sind nur gerade die wilden Obstbäume diese Kühnen? Und warum, wenn einer oder zwei beisammen ausdauerten, konnten es nicht auch viele? Und warum bilden die einzelnen, ihren Samen rundum sich her verstreuend, nicht auch Waldungen, wie im Norden? Und wie und auf welche Weise verbreiten sich diese einzelnen und ersetzen wieder ihre ausgestorbene Mannschaft? Wenn doch ein Botaniker einmal diese Fragen recht deutlich auseinandersetzen wollte!

Freilich sind diese Obstbäume, die überdieß noch immer dann und wann in meilenweiten Entfernungen vorkommen, nichts weniger als schön. Vielmehr gewähren sie, großer Himmel, ach! welches erschreckende Bild betrübtester Einsamkeit, diese von Gott und aller Welt verlassenen, von gewaltig und üppig hervorsproffenden, Alles beherrschenden Gramineen und Synantheren umgebenen und überwältigten, dürftig belaubten Birnbaumkrüppel! Ein solcher Steppen-Obstbaum hat selten Laub genug, um sich selber Schatten geben zu können, vielweniger kann er einem Erdhäschen, geschweige denn einem Menschen gewähren. Wie ein Bettler steht er da, der nur Fetzen eines Laub-

mantels um sein Gebein schlägt, und krumm, wie ein Zwerggreis gebogen, wagt er kaum, seine häßliche Gestalt vom Boden zu erheben, um möglichst seine Garstigkeit noch zu verhüllen. Die tiefste Melancholie ergreift den Betrachter eines so verstoßenen Pflanzenwesens. Es ist, als wenn man ein Nachtlämpchen mitten im dunkeln Weltraume fände.

Im Frühlinge erzeugt dieser Bettlerkönig der Steppenzwergbäume, der Schlehdornen und Brombeersträuche, — denn die Krone muß man dem wilden Obstbaume doch immer zugestehen, als dem höchsten unter seinen Brüdern — einige spärliche Blüthen, und im Herbste zeitigt er unter Mühe und Noth einige kümmerliche Früchte, welche die Umwohner einsammeln und trocknen. Die Kosacken, die in der Nähe von solchen Bäumen wohnen, gehen zu ihnen hin und putzen sie aus, schlagen das faule Holz weg und pflegen sie des dürftigen Lohnes jener Früchte wegen, d. h. so verfahren die ordentlichen Wirthe. Aber viele wenden auch diese Mühe nicht an und benutzen das Holz des Baumes nur zu Peitschenstöcken, die sie sich aus den Zweigen schneiden. Die meisten Peitschenstöcke des Landes stammen von diesem Baume, und da immer viel von diesem Artikel verbraucht wird, so kann man denn, von dieser Seite die Sache angesehen, sagen, daß dieß dürftige Holz doch eine nicht unbedeutende Rolle in der Lebensökonomie des Landes spiele.

Es kommen diese Birnbäume, die auch oft bloßes Birn-Dorngebüsch sind, freilich hauptsächlich in den Vertiefungen und Schluchten vor; doch sieht man sie auch nicht selten mitten in der Fläche und auf dem breiten Steppenrücken stehen. Sie sollen sehr alt werden, und wenn auch nicht gerade derselbe Stamm immer bleibt, so bleiben doch die Wurzeln, aus denen dann immer wieder neue Stämme hervorschießen. Die deutschen Kolonisten haben alle die wilden Obstbäume, die sie in ihrem Gebiete fanden, in ihre Gärten verpflanzt und durch Pfropfen veredelt.

Weit häufiger und auch in ordentlichen kleinen Gesellschaften sind in den Steppen die Dorngebüsche, die Schleh- und Weißdorn-, Hagebutten-, Brombeersträuche u. s. w. Die Kosacken nennen ein dichtes Gebüsch von diesen Sträuchern „Derrina," und die Derrinas wären also Das, was die Steppen zum Ersatz für unsere Wälder und Gehölze hätten. Man sieht solche Derrinas oft von 100 bis 200 Fuß Durchmesser, seltener von der Größe einer halben oder ganzen Dissiatine (Morgen Landes). Auf diesem Raume stehen dann die Dornen oft so dicht, daß weder Vieh, noch Menschen durchdringen können, und haben oft eine Höhe von 1 bis 2 Klaftern. Sie stehen gewöhnlich an geschützten Stellen, an Thalabhängen, den schroffen Ufern des Meeres, den Limans u. s. w. Aus den feuchten Thalniederungen aber, wo allein

das Schilf herrscht, sind sie wiederum verbannt. Die Schlehdorne sind entschieden die zahlreichsten unter ihnen, und ihre bittere Frucht wird von den Leuten eingesammelt und getrocknet, so wie auch frisch gekocht und gespeis't. Die Deutschen hauen die Dornen weg, wo sie sie finden, und pflanzen auf dem Boden, den sie bedeckten und der gewöhnlich das vorzüglichste Erdreich bietet, Gärten, oder machen ihn zum Ackerlande. Die Kinder des Landes dagegen halten viel auf die Dorngebüsche, lieben und schätzen sie, ja achten sie sogar für heilig und unverletzlich. Ach die Dürftigkeit der Steppe ist groß und zwingt den Menschen wohl, Schlehdornbüsche den Eichenhainen gleich zu setzen! Im Frühlinge freuen sich die Kosacken über die Blüthe der Dornen und wandern um sie herum, den Duft genießend. Auch sind die Dornen, die bei'm Hause stehen, die beständige Zuflucht ihres Geflügels vor den vielen Raubvögeln der Steppen. Im Herbste schneiden sie sich die langen Stäbe aus den Dornen, die sie zum Lenken ihrer Ochsen brauchen; auch verfertigen sie aus ihnen die Heuschrecken-Eggen, indem sie eine Menge von Dornzweigen an einem Balken befestigen, sie mit Steinen beschweren und, sie schleifend, damit die Heuschrecken auf dem Felde tödten. Selbst die Egge, mit der sie nach der Aussaat die Körner eineggen, ist auf diese Weise gemacht.

Der Hollunder steht häufig an den schroffen Ufern des schwarzen Meeres bei Odessa herum. Die deutschen Kolonisten sammeln hier seine Blüthe, wenn sie noch ganz zart ist, und machen ihre im Schwabenlande so beliebten „Holderküchle" davon, indem sie die ganze Dolde in einen Mehlteig tauchen und sie wie Blumenkohl verzehren.

2) Die Schilfrohre.

Sämmtliche einigermaßen bedeutende Steppenflüsse vom Kaukasus bis zu den Karpathen sind mit großen Schilfwaldungen geschmückt, und eben so auch die der Steppengränzländer. Es bilden sich diese Schilfwaldungen überall da, wo der Fluß ruhiger fließt, sich in Arme theilt und durch häufige Ueberschwemmungen den Boden stets feucht erhält, insbesondere also da, wo sich die Ströme ihrem Ausflusse nähern oder wo sie kleine, stehende Seeen, Tümpel und Teiche bilden. Fast alle Steppenflüsse aber lösen sich im Sommer zu einer Menge solcher kleinen und großen, stehenden Wasseransammlungen auf, die gewöhnlich gar nicht, oder doch nur durch einen kaum sich regenden Flußstreifen mit einander in Verbindung stehen und von den sich rund umher heranbrängenden und frisch emporschießenden Schilfwaldungen fast ausgetrunken und geleert werden. Die Russen nennen diese Schilfwälder „Plawna," verstehen aber unter diesem Ausdrucke auch überhaupt wohl die ganze Flußthalniederung, so weit sie den Fluß zu überschwemmen pflegt.

Dieſe Schilf-Plawnas ſind nach den Grasverbrüderungen ohne Zweifel wohl die größten Pflanzengeſellſchaften, die in den Steppen vorkommen. Sie bedecken in den Thälern des Dnieſtr, Dniepr und Don große Strecken von vielen Meilen Länge und oft mehr als einer Meile Breite. Den ganzen unteren Dnieſtr und Dniepr begleiten unabſehbare Schilfwaldungen, in denen Rohr an Rohr ſteht und die durch nichts unterbrochen ſind als durch Flußarme und Seeen und durch die ſchmalen Stege, welche die Wölfe und wilden Vögel durch ſie hin ſich ausgetreten haben. Sie ſind von dem größten Intereſſe für das Thierleben. Im Sommer ſind ſie voll Vögel, insbeſondere voll ſolcher, die bei uns im Walde leben und die hier das Schilf als ihren Wald betrachten. Zeiſige, Finken, ſelbſt Nachtigallen bauen in Menge ihre Neſter im Schilfe und ſingen dem alten „Boryſthenes" und „Tiras"*) ihre Melodieen vor, die außer dieſen Flußgöttern ſonſt keine Seele vernimmt. Die Schilfrohre ſtehen ſo dicht beiſammen, daß der Wind ſie nicht zertheilen kann und ſie nur oben gleichmäßig ein wenig hin und her ſchwanken macht. Die kleinen Sänger hängen daher ihre Neſter in völliger Sicherheit an drei Schilfrohre. Außerdem aber ſind die Plawnas beſtändig voll von Waſſervögeln aller Art, von Enten und wilden Gänſen in Fülle, großen Schaaren von Pelikanen, deren es hier zwei Arten giebt und die man oft zu 300 bis 400 bei einander ſieht. Die Raubvögel, welche hier faſt die einzigen Jäger ſind, haben daher die ſchönſte Jagd, und man ſieht ſie beſtändig von der hohen Steppe, wo ſie ihre Neſter haben, herabſchweben und über den Schilfrohren kreiſen, in denen bei ihrem Erſcheinen immer ein Tumult und vielſtimmiger Aufruhr entſteht, als wäre in die Arche Noah ein Wolf gebrochen. Mancher kleine Vogel, der im Sommer die Schilfe mit Gezwitſcher belebte, zieht im Winter ganz davon. Dafür aber geſellen ſich zu den gefiederten Kehlen, die da bleiben, im Winter noch viele bepelzte Gurgeln. Die Haſen, die Wölfe und überhaupt alle Thiere, die durch die erbarmungsloſe Kälte von der kahlen Steppe vertrieben werdne, ziehen ſich in die niedrigen Plawnas der Flüſſe zurück, um Schutz zwiſchen den Schilfrohren zu ſuchen, und ſie werden alsdann die Sammelplätze alles Lebendigen, was die Steppe hegt.

Nicht minder wichtig iſt die Rolle, welche das Schilf der Steppenflüſſe in der Oekonomie des Menſchen ſpielt, denn dieſe ſchwachen Rohrſtämmchen müſſen in vielen Fällen hier Das ſein, was dem Polen ſeine Fichtenbäume. Vor allen Dingen werden alle Häuſer der Landleute mit Schilf gedeckt, alsdann flechten ſie die Zäune der Gärten u. ſ. w., wenn ſie ſie nicht von Erde aufwerfen, aus Schilf. Sie ſtellen dazu ganz einfach dicke Bündel von

*) Die alten Namen des Dnieſtr und Dniepr.

Schilf in schmale Graben in die Erde und flechten sie mit ihren oberen Enden zusammen. Ja in vielen Gegenden bauen sie auch ihre Häuser aus Schilf, und zwar oft ganz hübsche und wohnliche, wobei die Schilfwände so mit Lehm und Kalk überworfen werden, daß, wer es nicht weiß, sich eben so gut einbilden kann, er sei in einem steinernen Hause. Endlich dient das Schilf auch noch als in den Steppengegenden weit verbreitetes Brennmaterial, wenn gleich nicht als das vorzüglichste, denn es hinterläßt selbst noch weniger nachhaltige Gluth als das Stroh.

Der Dniestr und Dniepr versehen weit und breit die Umgegend mit diesem in so viele Lebensverhältnisse eingreifenden Hauptbedürfnisse, und beständig winden sich lange, mit Schilf beladene Wagenreihen aus ihren Niederungen auf die hohe Steppe hervor. Der Dniestr insbesondere versorgt die Stadt Odessa mit diesem Artikel. Die Schilfwaldungen der Flüsse sind gemeinschaftliches Gut der anliegenden Ortschaften, allemal so weit das Gebiet eines jeden Ortes reicht, und ein jeder Ortsbewohner kann so viel herausschaffen, als er zu gebrauchen oder zu verkaufen denkt. Im September nun, wenn das Schilf reif ist, fährt Alles, was da mag und darf, in die Plawna und schneidet Schilf nach Belieben. Es ist eine üble Arbeit, weil die Leute dabei beständig im Wasser stehen müssen. Wo sie mit dem Wagen wegen des Schlammes nicht passiren können, da bilden sie sich Dämme aus über einander gelegten Schilfbündeln. Die Krone besitzt auch große Gebiete in diesen Schilfen und schickt oft ganze Regimenter hinein, die dann compagnieweise die Rohre niedermachen, als wären es lauter Feinde.

Das Schilf ist in den Steppenländern das einzige Gewächs, das, wenn der Wind durch die scharfen Blätter hinfährt und sie an einander schlägt, das Gesäusel der Wälder nachahmt. Dem reifen Schilfe, das die Menschen nicht abmähen, bricht der Wind im Winter unter dumpfem Geräusche die Köpfe und Blätter ab, so daß im Frühlinge dann nur noch die nackten Rohrstumpfe stehen, zwischen denen aber das junge Schilf des neuen Jahres grün und fröhlich emporschießt.

3) Die Gestrüppe.

Man kann wohl kaum einige Meilen in den Steppen vorgerückt sein, ohne sogleich von dem dort so berühmten Worte „Burian" gehört zu haben; Burian ist das dritte Wort der Steppenköchinnen. Ueber den Burian jammert der Landmann, auf den Burian schilt der Hirt mit seinen Rindern und Pferden, Burian ist des hiesigen Gärtners Fluch, Burian weckt daher auch bald des Reisenden Neugierde, und er bekommt dann

endlich jene Definition dieſes tatariſchen Wortes *), die wir ſchon oben gaben.

Bei der großen Schärfe und Geilheit des ſalpetrigen Bodens der Steppe treiben viele Unkräuter dort weit mehr in's Holz und werden weit mächtiger als bei uns, und viele, die bei uns ganz niedrig und klein im Graſe bleiben, ſchießen dort wie Büſche auf und wachſen mit einer Ueppigkeit hervor, die den Gärtner zur Verzweiflung bringt. Da das Vieh ſie nicht genießen kann und ſie dabei auch nur ſelten ein dem Menſchen nützliches Geſäme tragen, ſo dienen ſie während ihres Lebens zu nichts als zur Uebung in Arbeit und Geduld und nach ihrem Tode, um dem Maloroſſianen ſeinen Borſcht zu wärmen, als Brennmaterial.

Eines der allerverbreitetſten Unkräuter dieſer Art iſt vor allen Dingen die Diſtel, die ſo weit ſich zeigt, als dieſe ſchwarze, ſalpetrige, ſüdruſſiſche Erdſcholle reicht, in allen den Steppenländern und ihren Nachbarlandſchaften. Einige Arten der Diſtel kommen hier zu einer Größe, Entwickelung und Verzweigung, die in der That bewundernswürdig iſt. Man ſieht zuweilen einzelne Diſtelſtöcke bei den niedrigen Erdwohnungen der Steppen-Troglodyten ſtehen, von einem Umfange, einer Höhe und Veräſtung, daß ſie die Wohnung überſchatten und daß man ſie in der Ferne für Kirſchbäume hält. Sie ſchießen zuweilen auf Bodenſtellen, die ihnen beſonders conveniren, in Maſſen eine neben der anderen aus dem Erdreiche hervor und bilden dann förmliche Diſtelgehölze, in denen ein Koſackenritter mit ſammt ſeinem Pferde bis zur höchſten Spitze ſeiner cylindriſchen Schafspelzmütze ſich verbergen kann.

Ein ſehr berüchtigtes Steppenunkraut iſt auch die von den Deutſchen ſogenannte Windhexe, ein jämmerliches, der Diſtel ähnliches Gewächs, das alle ſeine Kräfte darin verſpielt, dünne, dürre Zweiglein zu bilden und dieſelben nach oben und allen Seiten hin radial zur Formirung von Zweigkugeln auszuſchicken. Die wenigen Säfte, welche dieſe Pflanze ſelbſt in der ſaftigſten Zeit noch hegt, ſind noch bitterer als der Wermuth, und die Thiere rühren ſelbſt in den ärgſten Hungerjahren die Windhexe nicht an. Die Kuppeln, welche ſie im Raſen zum Verdruſſe des Grasmähers bildet, werden oft drei Fuß hoch, haben dabei zuweilen zehn bis fünfzehn Fuß im Umfange und ſind ſo aus lauter feinen Zweiglein gewölbt. Im Herbſte nun fault der Stamm dieſes Gewächſes unten an der Wurzel ab, und die Zweigkugel trocknet zu einem federleichten, großen Balle aus, den der Herbſtwind alsdann vom Boden

*) Es iſt intereſſant, daß für ſehr viele der Steppe ganz eigenthümliche Dinge faſt immer die bei den Tataren und vielleicht auch ſchon ſeit älteren Zeiten gebräuchlichen Benennungen noch jetzt geblieben ſind. So z. B. ſind auch in der Herdenwirthſchaft alle Kunſtausdrücke tatariſch.

trennt und durch die Lüfte über die Steppe hinführt. Es werden oft von einem ſtarken Windſtoße hundert ſolcher Federbälle auf ein Mal losgeriſſen und dann von heftigen Stürmen ſo ſchnell fortgeführt, daß es dem raſcheſten Reiter unmöglich wäre, den Sprüngen und Tänzen dieſer Hexen zu folgen. Man glaubt alsdann in der Ferne, es käme ein Tabun wilder Pferde heran-gebrauſ't. Die Deutſchen hätten ihnen keinen paſſenderen Namen als den der Windhexen geben können, und haben dabei ohne Zweifel an den Ritt der Hexen auf den Blocksberg gedacht, der hier alle Herbſte auf dem weiten, kahlen Tanz-platze der Steppe von dieſen Pflanzen treuer dargeſtellt wird als irgend wo. Bald hüpfen ſie in kurzen, raſchen Sprüngen, als wären ſie lebendige Hirſche, über den Boden dahin, bald machen ſie große Kreiſe auf dem Raſen, eine hin-ter der anderen und eine über die andere wegkugelnd, als wollten ſie Tänze auf-führen. Plötzlich ſteigen ſie auf den Fittigen eines ſtarken Wirbelwindes zu Hunderten hoch in die Luft, als wollten ſie unmittelbar auf den Gipfel des Blocksberges hinauf fliegen. Zuweilen ſetzt ſich eine Hexe auf die andere, und noch zwanzig häkeln ſich dazu an zu einer großen, flüchtigen Maſſe, die nun, im-mer vom Winde herumgekugelt, wie ein Rieſe daher ſtelzt. Zu Tauſenden werfen die Steppenſtürme ſie im Herbſte vom hohen Meeresufer hinaus, welcher Salto mortale ihnen aber nicht wohl bekommt, denn als Nereiden, auf dem Meere geſchaukelt, nehmen ſie ſich nach gar nichts aus, und dort iſt die Windhexe, die in der Luft die Phantaſie ſo angenehm ergötzte, blos ein häßlicher Strauch. — Die Ruſſen nennen ſie „Perekatipole“ (Spring-inſfeld).

Auch der Wermuth macht ſich unter dem Burian der Steppe ſehr be-merklich. Er wird mannshoch oder noch viel höher und nimmt ebenfalls oft große Flächen ein. Das Vieh frißt ihn in der Regel nicht. Nur im Julius und Auguſt, wenn alle anderen Kräuter vertrocknen, benagt es auch ſeine Blätter. Alsdann wird alle Milch und Butter in der Steppe unſchmackhaft und bitter. Ja, die Bitterkeit dieſes auch dadurch mit Recht ſo berühmten Krautes iſt ſo groß, daß in manchen Gegenden, wo es häufig iſt, wo die Leute es mit einernten und wo bei'm Dreſchen alsdann Staubtheilchen an den Weizenkörnern ſitzen bleiben, das Brod ganz ungenießbar wird. Wie weit man doch oft reiſen muß, um manche Kleinigkeiten recht deutlich verſtehen zu lernen! So war es für mich immer ein todtes Bild, wenn mir Jemand vom Wermuth dieſes Lebenskelches ſprach, bevor ich noch das bittere Brod der Steppe, mit Wermuthsbutter beſtrichen, gekoſtet und Wermuthsmilch dazu genoſſen hatte.

Unter den Wermuth miſcht ſich gern „das Steppenlicht, die Königs-

kerze"*), deren Blätter jedes Vieh unberührt läßt, und die daher immer Gelegenheit erhält, ſich völlig zu entwickeln, alle ihre gelb leuchtenden Blumen zu entfalten, ſie auf klafterhohen Stengeln als Leuchter aufzuſtecken und ſie im Herbſte gewöhnlich eine nach der anderen abzubrennen. Obgleich die Formen dieſer Königskerze nicht unſchön ſind, denn ſchlank und kerzengerade ſchießt ſie mit ihrem mittleren Hauptſtengel empor, aus welchem hübſch gebogene Arme wie aus einem Candelaber hervorranken, alle mit Blüthenflämmchen beſetzt, und große Blätter legt ſie an ihrem Fuße zur Baſis über einander, die ſich wie Schilder über einander hinſchieben und nach oben hin immer mehr und mehr ſich vorhängen, — obgleich dieß Alles ſo elegant iſt, daß die Proportionen der Königskerze der Steppe den Künſtlern zum Muſter bei ihren Arbeiten dienen könnten, ſo iſt ſie doch eine gemeine Pflanze, erſtlich wegen ihrer kraßgelben Blüthen, die dem Auge ſchreiend weh thun, und dann, weil ſie ſich ohne Scham und Scheu überall auf Schritt und Tritt zeigt und ſelbſt in großen, unüberſehbaren Feldern wie das gemeine Volk in Haufen erſcheint.

Auch ſelbſt der wilde Klee wird mit zum Burian gerechnet. Doch dieſen frißt das Vieh, ſo lange ſeine Stiele noch jung und zart ſind. Bleiben dieſelben aber zu lange ungefreſſen, ſo ſchießen ſie jählings empor und treiben ſo holzige Stengel, daß man ſich Spazierſtöcke daraus ſchneiden könnte.

Ein ſehr geſchätzter Burian iſt die Schafgarbe, die da, wo der Boden recht maſtig iſt, zwei bis drei Ellen hoch wird. Sie ſteht als Brennmaterial unter den verſchiedenen Steppen-Unkräutern obenan, denn man muß wiſſen, daß jedes Unkraut hier in Bezug auf ſeine Hitzfähigkeit genau taxirt iſt, wie ſich denn das aus dem Mangel an gutem Brennmateriale natürlich erklärt. Die trockene Blume der Schafgarbe brennt herrlich und püffelt beſtändig im Feuer, da ſie ſo ſalpetrig iſt, als wenn ein Pulverkorn in jedem Blüthchen ſtäke. Die Schafgarbe kommt ebenfalls oft in großen, mit anderen Kräutern unvermiſchten Geſellſchaften vor, ſo daß man ſie rein haben kann und dann theuer bezahlt, da auch ihre Aſche trefflich dient und nicht nur den Seifenſiedern die allererwünſchteſte iſt, ſondern auch von den Steppenbewohnern, mit Taback vermiſcht, geſchnupft wird.

Ferner rechnet man noch zum Burian die wilden Paſtinaken, den wilden Hanf, die Wolfsmilch, die Gehlrüben und eine Menge anderer Pflanzen, die, wie geſagt, alle ſo üppig wachſen, daß ſie wahre Wälder bilden. Ein Wanderer, der einen halben Schuh zu kurz iſt, fühlt ſich in ſolchen Wäldern oft verlorener als im dunkelſten volhyniſchen Fichtengehölze, da bei der Ebenheit des Bodens die Ausſicht eben ſo völlig verſchwindet, und

*) Ein Verbascum.

dieſe jämmerlichen Waldbäume nur einem Däumlinge das Klettern geſtatten würden.

Es iſt viel Sonderbares und Eigenthümliches bei dem Wachſen dieſer Pflanzen. Ihr Vorkommen ſcheint hauptſächlich von dem Zuſtande der Lockerheit und Härte des Bodens abzuhängen. Wo der Boden hart iſt, wächſt der Burian nie, ſo wie aber entweder die Natur oder der Menſch den Boden irgendwo ein wenig auflockert, ſchießen ſogleich dieſe Pflanzenunholde aus dem Erdreiche hervor, das überall mit ihnen geſchwängert iſt. Sie wachſen daher hauptſächlich da mit großer Ueppigkeit, wo man ſie am wenigſten zu haben wünſcht, auf den Aeckern, in den Gärten und in der Nähe der Menſchenwohnungen, wo beſtändig die Erdſcholle zertrümmert und mit allerlei Flüſſigkeiten angefeuchtet wird. Wehrt ſich daher der Menſch nicht tapfer gegen dieſe immer wieder auftauchenden Ungethüme, ſo erſticken ſie ihn mit ſammt ſeinen Cerealien. In ſchlecht gehaltenen Feldern ſieht man in der Ernte oft die Leute um die armsdicken Diſtelpflanzen und andere Unkrautſtämme, deren ſie ſich nicht mit der Senſe bemeiſtern können, herummähen und bei ſpärlichen Häufchen die nützlichen, korntragenden Gewächſe herausholen. Ein Königskerzen- und Windhexengarten und ein Diſtel- und Wermuthswald ſind der widerliche Schmuck, unter dem ſich die gewöhnlichen Wohnungen der „Steppen-Chamäkoiten“ *) begraben. Daß eine Wohnung vorhanden ſei, erkennt man gewöhnlich von Weitem nur an dem Unkrautgebüſche, das ſie umgiebt.

Wenn ſchon im Sommer ein Burianfeld kein erfreulicher Anblick war, ſo iſt es im Winter ein völlig trauriger, alle dieſe ſtruppigen, ſtrauchigen, ſtrunkigen, ausgetrockneten, geſpenſtiſchen Pflanzengerippe neben einander zu ſehen. Aber noch ſchmerzlicher iſt es dann, in Hungerjahren auf dem Schnee mitten in Kälte und Wind die lebendigen Thiergerippe an dieſen dürren Geſträuchen, an denen ſie nun wohl die bitteren Blätter vergebens zurückwünſchen, die ſie im Sommer verſchmähten, nagen zu finden. Für die Menſchen gewinnt aber im Winter der Burian gerade ſeinen vorzüglichſten Werth. Sie ſammeln ihn alsdann, binden ihn in Bündel, führen ihn zu Markte und wiſſen viel von den mehr oder minder trefflichen Eigenſchaften, welche dieſe Strünke im Ofen entwickeln ſollen, zu erzählen.

4) Die Gräſer.

Ich habe viele Lehrer in der Steppenbotanik gehabt, der beßte war aber

*) „Erdhöhlenbewohner.“

ein alter Pastuch *), der schon seit 70 Jahren mit seinem Viehe die Steppe beweidete. Er hatte selbst noch zur Türkenzeit auf dem Bodenflecke im hohen Grase geweidet, wo damals noch Niemand ein so nahes Ereigniß, wie die Geburt der prächtigen Stadt Odessa war, prophezeite. Es waren die Herden eines reichen Bulgaren, die er unter dem Scepter des Padischah hütete. Als später der Muskal **) in's Land kam, verkaufte sein Herr einen Theil seiner Herden und zog jenseits des Dniestr. Der Muskal brachte auch die Deutschen in's Land, und mein Pastuch stand nun seit dreißig Jahren als Herdentreiber in dem Dienste einer deutschen Kolonie. Mit der den Slaven eigenthümlichen Gewandtheit hatte er sich nun während der Zeit seines Dienstes aus einem türkisch sprechenden Russen fast ganz in die schwäbisch-deutsche Form umgegossen, sprach vollkommen deutsch wie ein Schwabe und hatte auch alle Fehler und Provincialismen dieses Dialektes so angenommen, daß man darauf geschworen hätte, er wäre am Neckar geboren. Doch standen ihm auch noch die türkischen und tatarischen Zeiten sehr nahe, die er nicht wenig lobte. Er behauptete, zur Tatarenzeit sei das Gras in der Steppe viel besser und reichlicher und auch die Winter seien viel milder gewesen; er erinnerte sich, daß sie einmal sechs Jahre hinter einander Winter und Sommer mit ihren Herden im Freien campirt hätten, ohne ein Winterquartier zu suchen. Die Moskowiter aber hätten Eis und Schnee mitgebracht ***), und seitdem sei es nicht mehr möglich, Winters in der Steppe auszudauern. Ich besuchte ihn recht oft in seiner Steppeneinsamkeit, und wir setzten uns an dem Abhange eines Mongolen-Grabhügels nieder, wo er mich dann über die Eigenheiten jeder Pflanze belehrte.

„Ja, seht, Herr," sagte er dann, „ich kenne so ziemlich Alles, was in der „Steppe wächst; dieß ist natürlich, denn ich habe schon fast zehn Pferdealter „zwischen den Gräsern gewandelt und viel über sie gesprochen und von ihnen „gesehen. Freilich hat man oft was Anderes zu thun; aber wenn Wind, „Regen und Wölfe sich in ihren Höhlen still verkriechen und das Vieh so ruhig „weidet, so legt man sich dabei nieder in den Rasen und greift zu den Pflan„zen, zerkaut ihre Blätter, spricht mit dem Burschen über diese und jene „schädlichen oder nützlichen Säfte, sieht auch dem Viehe zu, was es gern „frißt und was es klüglich vermeidet. So weiß ich denn so genau wie das „Vieh selbst, wie hier Alles schmeckt, was bitter und was sauer, was süß

*) Pastuch heißt ein Hirt im Allgemeinen, insbesondere aber der Hirt einer gemischten Herde.

**) Muskal nennen die Kleinrussen den moskowitischen Großrussen.

***) Bemerkenswerth ist es, daß so viele von den Russen unterjochte Völker ihnen dasselbe Schuld geben, die Tataren, die Türken, die Moldauer, die Grusier.

„und was ohne Saft ist. Ich kenne jedes Kraut, wie es aussieht, so lange es „jung ist, und wie, wann es altert und absterbt. Ich weiß, was das Schaf „verwirft, was die Ziege, was die Kuh sucht und was dem Pferde wohlbe„kommt; wir kennen selbst die Neigungen der Kräuter und wissen, wo das „Seidenkraut" zu stehen liebt und wo die „Bärenohren" wachsen, wo wir „mit Sicherheit den wohlriechenden Thymian finden können und wo den Oel„samen tragenden „Hederich."

Des Alten belehrende Reden flossen dann in dieser Weise fort, und ich hebe noch einiges allgemein Interessante daraus über die Gräser und Kräuter hervor.

Der giftigen Kräuter giebt es unter denen der Steppe im Ganzen sehr wenige, gewiß viel weniger als in Deutschland. Schierling und den giftigen Hahnenfuß findet man zuweilen, doch äußerst selten, und in der Regel bekommt dem Vieh Alles, was es nur beißen kann, recht wohl. Der dem Menschen unmittelbar besonders nützlichen Kräuter sind aber auch nicht sehr viele, obgleich damit nicht gesagt ist, daß der Mensch, der hier so häufig blos auf Gras reducirt ist, dasselbe nicht ungleich mehr als bei uns in seine Lebenskreise hineinziehe und, sowohl um sein Leben zu erhalten, als auch insbesondere, um es zu schmücken, den Gräsern und Kräutern eine Menge nützlicher Seiten abzugewinnen wisse, die wir nicht an ihnen kennen oder nicht benutzen.

Um mit diesen dem Menschen unmittelbar nützlichen Kräutern zu beginnen, so lassen sich unter ihnen etwa folgende namhaft machen:

Eine Art von Salvia Austriaca, welche die Russen „Bärenohren," die Deutschen „Schweinsohren" nennen. Die Blätter dieser Pflanze sind breit und dick und mit einem dichten, äußerst feinen, sammetartigen Filze überzogen und dienen in allen Erdhütten der Steppe als die schönste, zarteste und kühlendste Charpie. In allen Semlanken, wo sich eine Wunde oder ein Geschwür befindet, sieht man diese Bärenohren hübsch reinlich abgepflückt und sauber über einander geschichtet auf dem Tische des Kranken liegen, der all' sein Heil und seine Linderung von seinen Bärenohren erwartet.

Alsdann, als hätte die Natur geahnet, welch zwiebelessendes Volk sich in den Steppen festsetzen würde, wilder Knoblauch, dessen Zwiebeln beide, Groß- und Kleinrussen, mit Begierde essen.

Auch wilden Sellerie, wilden Kümmel bringt die Steppe hervor, die von den Hirten, den Zigeunern, den Tschumaks und sonstigen Steppen-Nomaden gegessen werden.

Sehr viele Kräuter haben die Russen in der Steppe, aus deren Blüthen sie Thee brauen. Eines der vornehmsten davon ist die „Süßholzwurzel,"

von deren Blättern sie einen Absud machen, den sie, anstatt mit Zucker, mit der Wurzel desselben Krautes versüßen. Besonders findet sich diese Süßholzwurzel häufig in den Thälern der Flüsse.

Manche kleine Pflanzen verschaffen sich in diesem oft ganz ausgetrockneten Boden dann und wann eine kleine Wichtigkeit durch den säuerlichen Saft ihrer Blätter. Wenn die Steppenbewohner des Sommers über Land gehen, so kennen sie immer eine Menge von Pflanzen, die saftig und säuerlich von Geschmack sind. Beständig rupfen sie dann den langen Stengel der Bärenohren, dem sie das saftige Mark aussaugen, und die Blätter der „Honigblume," des „Hafermauch," und vieler anderen Pflanzen, die ihnen das Wasser ersetzen, dessen oft auf 30 bis 40 Werste Weges kein Tröpflein zu finden ist.

Auch dem Hauptgerichte des Landes, dem „Borscht," werden so vielerlei Kräuter beigemischt, daß er eigentlich nichts ist als eine Kräutersuppe und für das ächte National-Steppengericht gehalten werden muß, dessen geographische Verbreitung so weit reicht als der südrussische Steppencharakter, und mit Variationen in den weiter östlichen Steppen wiedergefunden wird.

Giftige Pilze giebt es in diesem Theile der Steppe selten, wogegen ihrer in den asiatischen Steppen viele sein sollen. Die Leute essen hier alle Pilze, die vorkommen; es sind deren bei der gewöhnlichen Trockenheit des Bodens weder vielerlei Arten, noch auch sind sie in der Regel in großer Menge vorhanden. Den größten Theil des Jahres sind in der Steppe keinerlei Pilze zu sehen und zu finden; allein zuweilen erscheinen sie wie die Heuschrecken in großen Massen, der Art, daß im Herbste mitunter ganze unübersehbare Striche der Steppen von Pilzen bedeckt und wie mit einer weißen Farbe davon überzogen zu sein scheinen. Sie bleiben indeß nur so bis zu Mittag, wo dann die Hitze Alles vertrocknet, während über Nacht wiederum bei starkem Regen die wundersame Zauberkraft des Bodens aus formlosen Stoffen eine unzählige Menge von bewundernswürdig geregelten Organismen bildet.

Auch bringt die Steppe einige Oelpflanzen hervor, jedoch ebenfalls nicht in Ueberfluß, wenigstens nicht in solcher Menge, wie es der ölhungerige Gaumen der fastenden Russen wünschen möchte. Die hauptsächlichste Oelpflanze ist der „Hederich." Die Russen sammeln ihn sorgfältig und bringen ihn in die Oelmühlen, welche gewöhnlich Deutsche für sie gebaut haben. In diesen Oelmühlen muß man sie beobachten, um zu sehen, wie sie sich freuen, daß ihre Steppe das Land ist, wo Milch und Hederichöl fließen.

Dieß möchten ungefähr die vorzüglicheren von den wenigen Pflanzen sein, die dem Menschen unmittelbar nützlich werden. Was das Dulce betrifft, ich meine die Dienste, welche die Steppenkräuter bei Verschönerung

und Ausschmückung der Personen und auch der Wohnungen leisten, so sind die Steppen allerdings nicht arm an vielen bunten Blumen, mit denen das schöne Geschlecht des Landes sich schmückt. Die kleinrussischen Mädchen sind so große Liebhaberinnen des Blumenschmuckes, daß sie fast beständig, Sonntag und Alltag, große Blumenkronen auf dem Haupte tragen. Freilich könnte man ihren Geschmack etwas tadeln und nicht classisch fein finden; denn sie begnügen sich nicht etwa mit einem Veilchen am Busen oder einer Rose in den Locken. Dergleichen zarte Dinge kennt die Steppe nicht. Hier heißt es: „Je gelber, desto besser, und blutroth das Schönste." Die Mädchen pflücken sich daher auch beständig in der Steppe, wie in ihren Baschtans (Gärten), eine Menge schöner blauer, gelber, rother Blumen, die sie immer ihrer grünen Blätter berauben und aus denen sie sich dann Hauptkränze winden, die ihnen so prächtig stehen wie einer Schauspielerin ihr falsches Diadem. Ja, die jungen Kosacken selbst sind so leidenschaftliche Liebhaber von Blumenschmuck, daß sie selten durch die Steppe reiten, ohne sich und ihrem Pferde dicke Büschel von Blumen und Gras hinter beide Ohren zu stecken. Die Tulpen, Hyacinthen, Mohnblumen, Tuberosen und die gelben Ringelblumen scheinen ihnen die schönsten dazu.

Auch das Innere ihrer kleinen Erdwohnungen ist beständig mit allerlei Gräsern und Kräutern geschmückt, besonders an großen Festtagen, wie z. B. um Pfingsten, wo die Zimmer im Norden an der Ostsee mit zerhackten Tannenzweigen bestreut und mit Birkenlaub ausgeschmückt sind, und auch sonst bei allen anderen festlichen Gelegenheiten, wo man in Persien die Zimmer einen halben Fuß hoch mit Rosenblättern füllt, bei Hochzeiten, bei Empfang ehrender Besuche u. s. w. streuen die Steppen-Troglodyten in ihren Semlanken grünes Gras, mit Blumen untermischt, so daß es dann immer in ihren Wohnungen duftet wie in einem Kleegarten. Eben so stecken sie um Pfingsten große Gras- und Blumenbündel vor ihren Thüren auf, schmücken damit ihre Wagen und binden sie auch auf den großen Flüssen Dniepr, Dniestr u. s. w. an die Mastbäume ihrer Schiffe.

Außer diesen Pfingst- und Festzeiten aber hängen auch noch sonst immer ihre Wohnzimmer voll von allerlei Pflanzen und Kräutern, frischen und getrockneten. Ueber der Thüre stecken Büschel von Balsam, den sie gelegentlich zum Branntwein thun und wovon sie auch Thee trinken. Auf dem Ofen liegen allerlei Färbepflanzen, der „Molotschai" für's Färben der Eier zum großen Ostertage, die „Materinka," die schön kaffeebraun färbt, und andere. Keine Ecke des Zimmers aber ist so mit Kräutern und Blumen ausgeschmückt als die, wo sie ihre Heiligenbilder hängen haben. Die kleinen, offenen Schränkchen, die sie für diese Bilder bereiten und auch mit hübschen Vorhängen

verſehen, ſind rund umher mit Blumenbüſcheln beſteckt, die gewöhnlich kreuzweiſe über einander genagelt werden. Insbeſondere ſuchen ſie hierzu auf der Steppe eine hübſche röthliche Immortelle, die ſie gewöhnlich unmittelbar über den Bildern anbringen und mit der ſie auch ſonſt noch ihr Haus gegen Blitzſchaden und anderes Unglück ſchützen zu können meinen. Zuweilen auch garniren ſie rund herum ihre Zimmer mit ſolchen kreuzweiſe über einander genagelten Pflanzenbüſcheln von Thymian, Lavendel, Krauſemünze, Salbei, Quendel und Pimpernell, die zum Theil, ſelbſt wenn ſie ganz vertrocknet ſind, einen hübſchen Geruch und pikanten Geſchmack beibehalten, welchen letzteren ſie insbeſondere wohl benutzen, indem ſie immer bei'm Eſſen von jenen Büſcheln die vertrockneten Blüthen abpflücken und ſie zerrieben auf alle möglichen Speiſen ſtreuen.

Die Zahl derjenigen Pflanzen, die dem Menſchen nicht unmittelbar dienen, ſondern die er nur als Milch, Butter und Kalbfleiſch in ſeiner Haushaltung empfängt, iſt am größten, und wir heben daraus natürlich nur die hervor, welche auch außerdem, daß ſie Butter geben, noch ſonſt einiges Intereſſe gewähren. Vor allen Dingen gehört dahin das Gras, welches die Botaniker „Stipa pinnata," die Ruſſen „Seidenkraut" (Scholkowoi trawa), die Deutſchen aber ſehr plump „Bocksbart" nennen. Dieß Kraut giebt ziemlich harte Grashalme, die nur die Pferde gern freſſen. Späterhin, wenn ſeine Samenkörner reifen, bildet ſich an jedem Korne eine ſehr dünne, hübſche und zierliche, über einen Fuß lange Feder aus, die mit kleinen, kurzen Seidenhärchen beſetzt iſt. Mehre dieſer artigen Federn, zuſammengelegt, bilden äußerſt hübſche, ſchwanke Büſchel, wie die Schweife der Paradiesvögel, und ich denke in der That lieber dabei mit den Ruſſen an Seide als mit den Deutſchen an den Bart eines Ziegenbockes *). Dieſe ſeidenen Federn des Krautes machen im Winde die eleganteſten Bewegungen, die dem Auge beſonders wohlgefallen, wenn ganze Strecken davon wie der ſanfte Wellenſchlag der Seeen hin- und herwogen. Dieß Seidenkraut iſt ein ächtes Steppengras und wächſt nur immer da, wo ſchon ſeit langen Jahren kein Pflug den Boden berührte; es kommt in Mittel- und Nordrußland gar nicht vor. Es iſt

*) Ich begreife gar nicht, wie unſere guten Deutſchen auf eine ſo plumpe Benennung verfallen konnten; warum dachten ſie nicht lieber bei ſolchem eleganten Kraute an Menſchenlocken, Vogelfedern, Reiherſchweife u. ſ. w. und nannten das Kraut nicht lieber das Locken- oder Federgras, oder den Reiherbuſch, warum gerade Bocksbart? Eine Parallele dazu geben die Schweinsohren von oben, die man auch weit paſſender Spinnenwebblatt oder den Sammetflecken benannt hätte. Die Ruſſen haben in der Regel viel zartere Blumenbenennungen, von denen mir hier gerade nur noch zwei einfallen: „Matkina Duscha" (Mütterchens Seelchen) nennen die Ruſſen das Veilchen und „Annettini glaski" (Annettinchens Aeugelchen) das Stiefmütterchen.

daher gewiſſermaßen zum Wahrzeichen der Steppe erhoben, und die reiſenden Kaufleute und Oboſenführer, die wohl wiſſen, daß da, wo ſie das Seidenkraut zuletzt ſehen, das Schaf- und Pferdeland aufhört, nehmen ſich immer davon einen Federbuſch mit, den ſie wie eine ſchwanke Fahne vorn an den Wagen nageln. Auch die Poſtillons der Steppe binden zu Zeiten oben an das Krummholz ihrer Pferde einen ſolchen Buſch. Der Same des Bocksbartes iſt aber den Thieren oft gefährlich, beſonders den Schafen, denn er iſt hitzig und dabei ſo hart, als wäre er von Eiſen. Er hängt ſich dem Pelze der Schafe an, bohrt ſich in ihre Haut und arbeitet ſich ſogar, als wäre er etwas Lebendiges, durch das Fleiſch in die Eingeweide hinein. Auch den Grasmähern macht das Seidenkraut viel zu ſchaffen, nicht ſowohl durch ſeinen Samen, als vielmehr durch ſeinen harten, oft hoch aus dem Boden hervorguckenden Wurzelknollen. Dieſe Wurzeln dauern nämlich viele Jahre, und je älter die Pflanze wird und je mehr Halme ſie ſchon hervorgetrieben hat, deſto dicker ballt ſich ihr Fuß in die Höhe, ſo daß der Boden der alten Steppe dadurch ganz uneben wird, und die Leute, um bequem mähen zu können, die Wurzeln ausgraben und aushauen müſſen. Man kann nach dieſen Knollen ungefähr das Alter der Steppe bemeſſen, d. h. ausrechnen, ſeit wie lange kein Pflug darüber hinging.

Das Seidenkraut iſt blos für die Pferde gut, aber es giebt auch noch andere Pflanzen, die Liebhaber unter allen Thiergattungen haben; ſolche ſind die Wicke, die Quecken, der Steinklee u. ſ. w. Der Steinklee bedeckt oft weite, unüberſehbare Flächen; die Wicken wachſen meiſtens in den Thälern, die ſie oft mit einem ſo dichten Filze überdecken, daß, wenn man daran an dem einen Ende zerrt, das ganze Uebrige ſich mit bewegt, als hätte man an einem Teppiche gezogen. Verſchiedene Arten der Artemiſia endlich ſind die Gräſer, die dem Schaffleiſche der Kleinruſſen und Tataren einen ſo ausgezeichneten Wohlgeſchmack geben, wie wir ihn bei uns gar nicht kennen.

Streckenweiſe ſind die Steppen auch mit einer Menge von Salzkräutern bedeckt, ſo mit der Salsola cali, der Salsola prostrata, die hier und da den Boden ganz blutroth überziehen, namentlich in der Nähe der Limans. Sie ſind die häßlichſten Gewächſe der Steppe; dagegen die ſchönſten die Krokos, Iris, Tulpen und Hyacinthen, die im Frühlinge weite Felder ſchmücken.

Dieß wären denn nun ungefähr diejenigen unter den Steppenpflanzen, welche den Menſchen am nächſten berühren. Natürlich giebt es noch eine Menge nicht genannter; doch iſt im Ganzen die Manchfaltigkeit der Geſchlechter und Arten ſehr gering. Die Botaniker zählen nur 500 Arten von Steppengewächſen, was denn im Vergleich mit den Floren anderer Länder offenbar Armuth iſt. Freilich könnte man, wenn man es geſchickt anlegte, mit 500

verſchiedenen Blumen immer noch einen recht artigen Wieſenteppich ſticken. Allein dieſe Geſchicklichkeit geht nun der einförmigen Steppennatur ganz ab. Es iſt wenig bei ihr vorhanden, aber wenn es da iſt, ſo iſt es immer in zahlloſen und ungenießbaren, eintönigen, unſchönen Maſſen da. Der Steppenteppich iſt äußerſt grob gewebt, ohne alle überſehbare, bunte und wohlgefällige Miſchung. Der Reiſende wird es daher nirgend inne, daß die Steppe noch ſo viele Pflanzenarten nährt, da er gewöhnlich nur drei bis vier Arten von ihnen im Beſitze des Bodens ſieht, oft gar nur eine. Ein paar Werſte weit ſieht man nichts als Wermuth und Wermuth, wieder ein paar Werſte nichts als Wicken, eine halbe Meile Königskerzen, eine andere halbe Steinklee, eine Station lang nickendes Seidenkraut, tauſend Millionen nickende Häupter, eines Mittagsſchlafes Länge Salbei und Lavendel, einen Horizontkreis voll mit Tulpen, ein Reſedabeet von zwei Meilen im Umkreiſe, ganze Thäler mit Kümmel und Krauſemünze, unbegränzte Bergrücken mit Windhexe und ſechs Tagereiſen mit vertrockneten Grashalmen. So ungefähr iſt die Vegetation der Steppe vertheilt, ſo unerfreulich, ſo anmuthlos und alles Schmuckes bar. Auch erſetzt die Schönheit der Blumen, wie man bei ihren Namen vielleicht denken könnte, ihre unvortheilhafte Miſchung nicht, denn weder ſind die Steppentulpen lauter Duc-Victoires, noch die Hyacinthen lauter Nonpareilles. Letztere leiden gewöhnlich an der Gelb- und Grünſucht und verhalten ſich zu unſerer ſchönen, mit Kunſt entfalteten Topfhyacinthe ungefähr wie das ruppige, wilde Pferd vom Aralſee zu einem geſchniegelten und gebügelten engliſchen Renner. Als Sommerkäfer möchte ich viel lieber im Kelche jeder anderen unſerer Wieſenblumen wohnen als in dem einer ſolchen Steppenhyacinthe, an der nur der Name vornehm iſt.

Wir bemerkten ſchon oben bei den Burianpflanzen, daß man nicht im Boden der Steppe wühlen müſſe, weil es ſonſt ſogleich wie aus einem aufgeſtörten Erdſpinnen-Neſte mit hundert Armen ſtrunkiger Unkrautgewächſe hervorkröche. Wühlt man aber doch, wie dieß denn z. B. bei'm Beackern des Landes durchaus nöthig iſt, ſo finden folgende bemerkenswerthe Erſcheinungen ſtatt. In den Jahren, wo das Feld von den Menſchen mit nützlichen Pflanzen beſäet wird, ringt das Unkraut mit dieſen, kann aber nicht die Oberhand gewinnen, weil der Menſch es durch allerlei künſtliche Mittel zurückhält, ſo wie aber der gelockerte Boden brach liegen bleibt, bemächtigen ſich ſeiner die Unkrautpflanzen und wuchern auf ein paar Jahre in üppiger Fülle fort; im dritten und vierten Jahre des Brachliegens wird das Unkraut ſchon geringer und kleiner, im fünften und ſechsten Jahre wird der Boden durch die einſchlagenden Regen u. ſ. w. feſter und die ſtruppigen Gewächſe verſchwinden; endlich klärt ſich eine ganz reine Grasſteppe ab. Je älter dieſe

wird, desto besser wird sie, indem das Gras mit jedem Jahre feiner, kürzer und zarter wird; jedoch geht diese Verbesserung auch nur fort bis zu einem gewissen Grade, denn zuletzt wird doch der Boden so hart und dürr, daß sich nichts Rechtes mehr hervorthun will, das Gras wird äußerst spärlich, und das Erdreich verknöchert, so zu sagen, ganz, indem das Seidenkraut mit seinen holzigen Wurzelknollen am Ende Alles überzieht. Dieser Verknöcherung der Steppen helfen die Leute alsdann dadurch ab, daß sie das Ganze anzünden und ausbrennen, indem sie mit der Asche der verbrannten Gräser den Boden düngen und ihm gleichsam wieder die Poren seiner Haut öffnen.

Steppenbrände.

Die hauptsächlichste und einzige Maßregel, welche die Steppenbewohner zur Verbesserung des Graswuchses anwenden, das „Abbrennen der Steppe," wird vorzüglich im ersten Frühjahre sogleich nach dem Wegschmelzen des Schnees vorgenommen, weil man dann sogleich statt des Weggebrannten auf schnell hervorsprießendes Neues hoffen kann, während man im Winter gern noch das Alte ein wenig zur Weide benutzt. Zuweilen geräth auch die Steppe durch einen Zufall in Brand, oder wird böswillig angezündet, besonders häufig während der Sommermonate, wo die Dürre und Hitze oft so groß ist, daß man meint, die Steppe müsse von selber bald aufflammen.

Solche zufällige wilde, d. h. unbeaufsichtigte Brände gehen zuweilen außerordentlich weit, 50 bis 60, ja bis 100 Werste und noch mehr, und richten dann oft viel Unglück an, Alles, was ihnen Verzehrbares in den Weg kommt, verzehrend. Nicht nur einzelne Gehöfte, sondern auch ganze Dörfer, die gewöhnlich ganz nackt ohne weitere Vorrede mitten im Steppenrasen liegen und nur von ihren Heu- und Strohhaufen umgeben sind, vernichten sie. Ein solcher wilder Brand schreitet bald langsamer, bald schneller vor, je nach der Stärke und Richtung des Windes, und je nach der Beschaffenheit des Grases, das er auf seinem Wege findet. Kommt die Flamme in klafterhohe Unkraut- oder Dornenwälder, so wüthet sie hier in gewaltiger Unruhe, und die Flammenwellen schlagen hin und her hoch empor, bis sie Alles eingeäschert haben und weiter wandern. Im gewöhnlichen Grase fährt sie wie eine lange Schlange mit mäßiger Raschheit hin; kommt sie aber auf alte Steppe, wo das zarte, sehr leicht brennliche Seidenkraut wogt, so hüpft sie auf einmal mit weißer heller Flamme empor und schwingt sich mit gewaltiger Gewandtheit, sei es mit, sei es gegen den Wind, über das wogende Feld dahin, alle die Millionen zarter Federchen im Nu versengend. Zuweilen zieht sie sich, wenn sie zwischen zwei Wege oder zwischen zwei Thäler geräth, eng zusammen, und man glaubt schon ihr Verlöschen nahe; allein sie überschreitet den Isth-

mus und kommt plötzlich wieder auf eine weite, unabsehbare Dürrgrasfläche, wo sie neue, furchtbare Kräfte gewinnt und auf einmal wieder wie ein Feuermeer aus einander geht. In tausend Legionen von Flammen, die wie gigantische Irrlichter aufflackern, ergießt sich der Strom in rasendem Tanze über die Flur, immer die leicht zündlichen Grashaufen fast ohne Dampf vernichtend, hinterher zieht sich ein dampfender Feuernachtrab, der das niedrigere Gras nachholt. Auf solchen weiten Feldern theilt sich die Masse in eine Menge kleiner und großer Arme wie ein Wasserstrom, der in seine Delta-Ebenen kommt. Einige Partieen taumeln wie leichte Kosakenpolks weit vor, andere, die in Gebüsche geriethen, bleiben im Augenblicke stecken, und das ganze Bild gleicht dem Spiele der Winde auf großen Wasserflächen.

Zuweilen macht der Flammenstrudel mitten im geschwindesten Marsche Halt, wenn ihm etwa ein breiter, grasloser Weg oder ein feuchtes, langes Thal entgegentrat; so gedämmt, schwillt er dann an, zu beiden Seiten um sich greifend und meilenweit am Rande des Thales sich hin verbreitend, als suche er es zu umgehen. Dabei bombardirt er beständig mit Feuerbränden und Funken, die der Wind beflügelt, über das Thal hinüber, die jenseits liegenden, gelben Kornfelder zu entzünden. An solchen Thälern und Wegen postiren sich nun gewöhnlich die Menschen, die dem Toben des wilden Elements Einhalt thun wollen, verbreitern den Weg noch durch in der Eile gezogene Furchen, löschen beständig die hinüberfliegenden Feuerbrände, und meistens, wenn sie ihre Position gut zu wählen wußten, gelingt es ihnen dann auch, das Flammen-Ungethüm zu ersticken. Jedoch zuweilen sind die Wege selbst mit Gras bewachsen und erleichtern den Uebergang; hier und da fangen die Brandraketen Feuer, ziehen ihre ganze wilde Brüderschaft nach und leuchten nun in den dürren Fruchtfeldern mit neuer Freude hoch empor. Alles geht wieder beflügelten Schrittes vorwärts; Millionen glühende Körner sprühen und verpüffeln! Ein Aufleuchten! — und alle auf eine Weizenflur gebauten Hoffnungen sind hin! Jeder Schwung der Flamme vernichtet einen Roggenacker, jedes Gekniste eines ganzen Dorfes Winterfutter!

Auf langen, unberechnenbaren Kreuz- und Querwegen bewegt sich ein solcher Steppenbrand, schrecklicher verwüstend als der Drache von Rhodos, oft sechs, acht bis zehn Tage in einer Gegend hin und her. Zuweilen dringt die Flamme mit frischem Winde tief landeinwärts; man segnet ihre Abreise, und meint, sie sei verschwunden, nach ein paar Tagen aber sieht man sie wieder vor einem anderen Winde zurückfliehen, fliehend wie siegend verderblich. Die kleinen, mitten im Grase liegenden Gehöfte und Dörfer, die, ohne Scheunen, immer all' ihr Stroh, Heu und Korn in Ordnung und Unordnung um sich herumliegen haben, sind mit reißender Schnelligkeit entzündet

und in glimmende Kohlenhaufen verwandelt. Die Dächer der Erdwohnungen, die gewöhnlich aus altem, halb vermodertem Schilfe beſtehen, glimmen wie Zunder mit ſtinkendem Dampfe weg und ſinken in die Höhlung ein; die hauſerhohen Stroh- und Heuhaufen rauchen mit gigantiſchen Rauchſäulen empor. Entdecken die Leute noch bei Zeiten den Brand, ſo umziehen ſie ſchnell ihre Wohnungen und Kornhaufen mit einigen Furchen und vernichten das Gras rund umher, um dem Brande ſo Gränzen zu ſtecken. Auch die zahlreichen alten Grabhügel der Steppe erſteigen die Flammen, und da die Gipfel derſelben gewöhnlich etwas eingeſunken und mit höherem Graſe und Unkraute bewachſen ſind, ſo weilen ſie eine Zeit lang dort oben, und man ſieht dann in der Nacht dieſe Grabhügel-Flammen weithin über den niedrigen Dampfnebel aufſteigen, wie Freudenfeuer, welche ſich die alten vermoderten Leichname ſelbſt angezündet. Gewöhnlich macht endlich ein Regen, der das Feuer überwältigt, dem ganzen Schauſpiele ein Ende und rettet die noch übrigen Gräſer.

Die zahlreichen Herden der Steppen werden durch ſolche Steppenbrände oft nicht wenig in Aufruhr und Schrecken geſetzt. Sie werden, da die Flammen mitunter wunderbare Streifzüge machen und von drei und vier Seiten zu gleicher Zeit heranrücken, von ihnen völlig eingeengt, ſo daß Hirten und Thieren oft nichts übrig bleibt, als mitten durch das Feuer hindurchzuſetzen. Das geht dann nicht ohne mancherlei unangenehme Vorfälle ab, und unter Umſtänden wird nicht nur manches Haar, ſondern manches Leben dabei verſengt, wenn z. B. die dummen Thiere ſchnurſtracks in brennende Gebüſche hineinrennen. Gewöhnlich kann man mit dem Winde ganz ſicher dicht hinter der vorſchreitenden Flammenlinie herreiten, denn ſie läßt wenig Gluth im Raſen zurück; doch muß man ſich immer dabei in Acht nehmen, denn neckiſch ſchlägt zuweilen die Flamme rückwärts an Roß und Reiter empor und verſengt ihnen alle Haare und Flaumen, wie eine Köchin der gerupften Henne.

Viele ſolcher wilden, unabſichtlichen Steppenbrände werden auf folgende Weiſe veranlaßt, die ich zugleich als einen merkwürdigen Beweis der Barbarei anführe, in welcher noch das ganze Landwirthſchaftsweſen hier begraben liegt. Wenn nämlich die Zeit naht, wo neues Heu gemacht wird und friſches Korn gereift iſt, ſo ſpricht ein Steppenwirth zu ſeinen Leuten ſo: „Auf unſerem „Hofe liegen noch große Haufen alten Strohs, das aber voll Mäuſe ſteckt; „auch liegen große Haufen alten Heu's dabei, das uns aber bei den ſtar„ken Frühlingsregen dieſes Jahres halb verfault iſt, und nach einigen Ta„gen werden wir den Platz für's friſche brauchen. Auch wächſt auf meiner „ganzen Tenne und meinem Gehöfte unendlich viel unnützes Unkraut, welches „loszuwerden ſehr vortheilhaft wäre, zumal da die Tenne bald zum Dreſchen „gereinigt ſein muß. Kommt, laßt uns daher Alles, das Stroh mit ſammt

„den Mäuſen, das verfaulte Heu mit ſammt dem Unkraute in Brand ſtecken! „Wir ſchlagen ſo auf eine ſehr bequeme Weiſe gewiß mehr als zwei Fliegen mit „einer Klappe.“ Sie ziehen alsdann, wenn ſie vorſichtig ſind, Furchen um das ganze Gehöfte, damit ſich der Brand nicht weiter verbreite, und laſſen Alles mitſammen fröhlich in den Flammen aufgehen. Sie bekommen dadurch Alles, was ſie drückte, auf einmal vom Herzen und nennen das „ihr Gehöfte reinigen.“ Gewöhnlich geht das nun freilich ſo ab, wie ſie es wünſchen, zuweilen aber läßt ſich die einmal aufgeregte Flamme auch nicht bedeuten, ſpringt über die Gränzen und praſſelt in die Saatfelder und weit über die Steppe hin. Indeß tröſten ſich die Leute auch dann damit, daß ſie ja wieder dünge, und aus der Aſche noch beſſere Kräuter wieder hervorwüchſen. Die Hiſtoriker werden übrigens bei dieſer Gelegenheit nicht unbemerkt laſſen, wie ſchwer es dem Perſer Darius werden mußte, in einem ſolchen Lande Krieg zu führen, und wie leicht, ja mit Vergnügen, indem ſie ja dabei nur „ihr Gehöfte reinigten“ und „ihre Felder düngten,“ die Skythen ihm eine völlige Wüſtenei in ihrem Lande darſtellen konnten.

Das Verfahren der Leute bei denjenigen Steppenbränden, die ſie mit Fleiß veranlaſſen und mit Vernunft leiten, weil ſie es dem Graswuchſe für heilſam halten, iſt intereſſant, und die Vorkehrungen dabei ſind eigenthümlich. Setzen wir den Fall, daß ein großer Edelmann einen großen Theil ſeiner Steppe, und ein ſolches Stück kann oft 50 bis 60 Werſte im Umfange haben, abbrennen wolle, um ſeine Weide zu verbeſſern, ſo läßt er alsdann zunächſt das ganze Stück von einigen hundert in Thätigkeit geſetzten Pflügen mit Furchen umziehen, um ſeine Nachbarn, die Aecker u. ſ. w. vor dem Feuer zu ſchützen, mit drei-, vier- bis achtfachen Furchen, je nach der Größe der Gefahr und nach der Entzündbarkeit des benachbarten Feldes. Befinden ſich auf der ſo umzogenen Steppe noch Enclaven, die ebenfalls geſchützt werden ſollen, als z. B. Häuſer, Heumagazine, Ackerfelder u. ſ. w., ſo werden ſie ebenfalls mit Furchen umzogen. Nach der Ausführung dieſer Vorſichtsmaßregel begeben ſich alsdann ein paar Dutzend Menſchen mit Heuwiſchen, die ſie brennend an langen Stäben halten, auf die trockene Steppe, und ſtellen ſich in gleichen Entfernungen in einer Linie auf, welche die Richtung des Windes ſenkrecht durchſchneidet, und ein jeder zündet vor ſich das Heu an. Anfangs iſt die Flamme nur ein kleines Licht, brennt aber rund um ſich herum, erweitert und verbreitet ſich fortſchreitend mehr und mehr und verbindet ſich mit der Flamme des Nachbars, bis dann alle nur eine große, unabſehbare Rauch- und Feuerlinie bilden und ſo regelmäßig und ruhig mit dem Winde innerhalb der bezeichneten Gränzen vorſchreiten. Alle harten Kräuter brennen dabei bis auf die Wurzel aus, und die ganze Steppe wird mit einem

Aschenschleier überzogen. Die Leute verfolgen den von ihnen erregten Brand nun beständig und umgeben ihn auch auf den Seiten, da ihn zähmend und tödtend, wo er trotz der gezogenen Furchen eine Unart begehen will, da aber mit neuer Gluth nachschürend, wo er etwas ungenossen liegen ließ. Zuweilen entschlüpft aber doch, ungeachtet ihrer Wachsamkeit, den Wächtern das bewegliche Element, und es entsteht ein wilder Brand daraus. Ja zuweilen schreitet die Flamme selbst gegen den Wind ganz unerwartet rückwärts und zwingt die Mannschaft zur Flucht; allein in der Regel geht Alles plangemäß ab. Die ganze Fläche, alle Vertiefungen und Hügelchen werden mit verkohlten Kräutern überzogen, und kommt bald darauf ein Regen, der, wie man es wünscht, die Salze und den Dünger in den Boden schlägt, so wächst dann in wenigen Tagen durch das Leichentuch der Asche ein frisches, grünes Gras lebendig und hoffnungsvoll hervor. Es geschieht dieß Abbrennen der Steppe natürlich je nach der Beschaffenheit des Bodens häufiger oder seltener. Manche Steppenherren lassen es alle vier bis fünf Jahre regelmäßig geschehen.

So wie auf der hohen Steppe das Gras, eben so werden auch an den Flüssen hin die großen Schilfwaldungen angezündet. Freilich ist es verboten, dieß zu thun, bei Strafe der Verbannung nach Sibirien, weil diese Schilfbrände nicht so gut beaufsichtigt werden können als die Steppenbrände, und Vieles dabei mit in Rauch aufgeht, was geschont werden sollte. Allein dennoch, Sibirien und allen seinen Schreckniſſen zum Trotz, lodern überall die Flußthäler kurz nach der Schneeschmelze in Feuerströmen auf. Dniestr und Dniepr sieht man in der Nacht oft auf langen Strecken hin von rothem Scheine erleuchtet, als wenn statt des Wassers Feuer im Thale flösse. Die Gründe zum Abbrennen des Schilfes sind hauptsächlich zweierlei: erstlich das Vertreiben der Wölfe, die, wie schon oben bemerkt, sich so zahlreich in den Schilfwaldungen versammeln, als wenn sie eben nichts als große Ratten wären, und dann zweitens, um dem jungen, aufsprossenden Schilfe Luft zu geben, das von dem alten, welches von Sonne, Wind und eigener Altersschwäche gebleicht und verstümmelt dasteht, in seinem Wachsthume behindert wird. Da das Schilf, welches sechs Ellen hoch ist, gewöhnlich eine mehre Klaftern hoch auflodernde Flamme giebt, und da die Schilfrohre gewöhnlich an vielen Stellen zugleich in Brand gesteckt werden, und die Flamme sich weit und breit in den Fluß-Plawnas verbreitet, so giebt dieß ein Feuer, dessen glühenden Schimmer man in einer Entfernung von vielen Meilen erblickt, besonders bei solchen Flußthälern, die, wie der Dniestr, über eine Meile breit mit Schilf erfüllt sind. Man glaubt dann, den Flußlauf mit einem feuerigen Wiederscheinstreifen am Himmel verzeichnet zu sehen, gleichsam als hätten

große Vulcane ihre Schlackenströme in das Thal, sein Wasser trinkend, gestürzt.

Es ist dieß eine üble Zeit für das arme Thierleben in den Schilfen. Die Enten- und Gänseschaaren und die Pelikane sammeln sich auf den See- und Flußarmen zwischen dem Schilfe und schreien und schnattern, als wollten sie sich gegen den Flammenstrom zur Wehre setzen. Die Habichte, Adler, Geier und die kaum aus fremden Landen angekommenen Silberreiher fliegen auf und kreischen, unruhige Kreise ziehend, in dem wallenden Dampfe. Die Wölfe, die das Feuer vor allen nicht dulden können, stürzen sich truppweise in's Wasser und retten sich flüchtigen Fußes, uneingedenk der zarten Lämmer und alle Mordgedanken vergessend, an das entgegengesetzte Ufer, wenn ihnen hier nicht wieder ein neuer Brand entgegenschreitet und, noch mächtiger als der vorige, sie aus Qualm und Feuer in die Fluthen zurückstürzt. Die Flammen gewinnen dann am Rande der Flußarme, wo das Schilf immer am höchsten steht, so viel Kraft, daß sie mit Riesenzungen über das Wasser hinlecken, als wollten sie auch dieses entzünden Ist der Flußarm nicht zu breit, so schlagen sie, von beiden Seiten her sehnsüchtig zu einander sich neigend und gegenseitig sich erhitzend, hoch über dem Wasser zusammen und feiern mit gewaltigem Auf- und Abschwingen ihre Verbindung. Sie sind dabei keineswegs an das Schilf und Gesträuch gefesselt, sondern wunderbar lösen sie sich zuweilen völlig von der Nahrung gebenden Basis und schwingen sich frei und ungebunden über dem Wasser, mit röthlichem Schimmer aus dem Qualm hervorblickend. Es sind dann vielmehr die aus den Pflanzen entwickelten Gase, die da brennend und glühend sich oft thurmhoch über dem ganzen Feuermeere erheben. Viele schädliche Wölfe, die dabei vor Angst fast zu Lämmern werden, kommen allerdings dabei um. Aber auch viel nützliches Geflügel verbrennt sich dabei das Gefieder, Enten, die ihre Eier nicht verlassen wollen und auf ihrer Brut das Leben verhauchen, Reiher und Trappen, die dumm um das Feuer kreisen und wohl gar mitten in die Flamme hineinschießen, Hasen, die den Wolf hinter sich und die Flamme vor sich sehen, und Schnepfen und andere Vögel, die in ganzen Schaaren sich willig in dem Feuer braten.

Trotz aller Verbote und Bestrafungen wiederholen sich diese Schilfbrände des Dniestrs und Dnieprs alljährlich so pünktlich, wie der Frühling und das Ergrünen der Bäume, und es wird wohl schon seit Jahrtausenden mit dem Borysthenes und Tiras der Alten derselbe Fall gewesen sein. Um so auffallender ist es, daß bisher noch kein Reisender von diesem doch in so vieler Hinsicht interessanten Frühlingsleuchten der Steppenflüsse gesprochen hat.

Heuernte in den Steppen.

So viel also von den Arten der Gräser und der Weise, den Steppenrasen zu bedüngen. Was nun aber das Trocknen der Grashalme zur Conservirung ihrer nährenden Säfte, „das Heumachen," betrifft, so ist die gewöhnliche Zeit dafür in den Steppen der Anfang und die Mitte des Junius. Es kommen dabei viele kleine Eigenheiten vor, die als Folge von Eigenthümlichkeiten dieses Landes und seiner Vegetation dasselbe charakterisiren und die daher hier eine Erwähnung verdienen.

Zuerst mähen sie durchweg nur einmal im Jahre, denn die Steppe hat in den trockenen Monaten Junius, Julius und August zu wenig Kraft, um neue Halme zu treiben, da sie in dieser Zeit vielmehr fast eben so todt wie im Winter daliegt; im September und October giebt es freilich wieder Regen und Gras, jedoch wird dieß Herbstgras zum Mähen nicht hoch genug, und man läßt es daher blos vom Viehe abweiden. Es macht die Heuernte den Steppenbewohnern nicht halb so viel Umstände als uns im feuchten Deutschland, wo man das Gras Tage lang liegen lassen, trocknen, zusammenrechen, wieder auseinander breiten und wieder trocknen muß, bis man endlich einmal das Glück hat, es als Heu heimfahren zu können. In den Steppen gehen unmittelbar hinter den Mähern Mädchen und Bürschen her, die das gleich trockene Heu in kleine Haufen, welche sie „Kopitzen" nennen, zusammenlegen. In diesen Haufen bleibt es einige Tage stehen und wird alsdann heimgefahren oder für die Ueberwinterung zu größeren Haufen aufgesetzt, die sie „Skirten" heißen. Ja, in der Mitte oder Ende des Junius ist die Trockniß gewöhnlich schon so groß, daß die Sache noch kürzer wird. Sie fahren alsdann nämlich mit einigen Wagen auf die Grassteppe, mähen und packen unmittelbar auf und fahren entweder sogleich heim, oder auch wohl, wenn sie Geld nöthig haben, auf der Stelle von der Heuwiese zu Markte und verkaufen das Heu noch am Tage der Ernte. Sie fürchten auch gar nicht, das Heu selbst noch ein Bißchen feucht aufzustapeln, denn sie behaupten, es trockne schon von selbst nach, und wissen nichts davon, daß die Gräser sich so erhitzen und in Brand gerathen können, wie sie es bei uns thun.

Jene großen Haufen, in welchen sie das Heu aufspeichern, die „Skirten," errichten sie entweder auf ihren Gehöften, oder auch in Mitte der Steppen. Es haben dieselben immer ein bestimmtes Maß: in den südlichen Steppen 10 Faden Länge, 2½ Faden Breite, 2½ Faden Höhe und 7½ Faden im Ueberwurf, d. h. wenn man von dem Fuße der Skirte auf der einen Seite zum Fuße auf der anderen einen Strick über sie hinwirft, so muß dieß gerade 7½ Faden betragen. Eine solche Skirte hält 20 bis 25 Fuder

Heu und kostet 80 bis 100 Rubel; in Hungerszeiten aber steigt ihr Preis auch auf 1000 bis 1500 Rubel *). Solche häuserhohe Skirten setzen sie nun eine hierhin, eine dorthin, wenn sie auf baldigen Verkauf rechnen. Wollen sie das Heu aber länger aufbewahren, so setzen sie 50, 60, ja bis 100 Skirten in parallelen Reihen bei einander und umziehen sie mit einem Walle und Graben. Das Ganze hat dann, da die Skirten so hoch und lang sind wie große Gebäude, das Ansehen eines Dorfes. Das Heu setzt sich in diesen hohen Haufen mit der Zeit so fest, daß es darin gegen Wind und Unwetter fast so gut geschützt ist wie in unseren Scheunen.

Da es in den noch schwach bewohnten Steppen gewöhnlich an Arbeitern fehlt und daher der Tagelohn hier immer bedeutend hoch ist, dabei aber die Gränzländer der Steppen auf der anderen Seite gerade zu den allerbevölkertsten des russischen Reichs gehören, so namentlich das nördliche Kleinrußland, Podolien, die Ukraine, so wandert den ganzen Sommer hindurch eine Menge von Menschen aus diesen Gränzländern in die Steppen, um sich ein Stückchen Geld zu verdienen. In der Regel beträgt der Lohn eines Mannes, eines gewöhnlichen „Kossar" (Mäher), der weiter nichts als Heumähen versteht, in der Zeit der Heu- und Kornernte einen bis anderthalb Rubel, der eines Weibes 70 bis 80 Kopeken (5 gute Groschen), der eines Kindes 20 bis 30 Kopeken. Allein in Jahren gesegneter Ernte steigt dieser Lohn bedeutend, bis auf 3, ja auch 5 Rubel (1½ Thaler) für einen Arbeiter; solche Jahre waren 1825, 1826, 1829 und andere. Im Jahre 1829 stand der Taglohn so hoch, daß selbst die kleinen Bürgersleute aus Odessa auf die Steppe hinauswanderten, und die Diener der Kaufleute, die Mägde und die Bedienten wegliefen, um sich als Knechte bei den Bauern einen höheren Lohn zu erwerben. In solchen Zeiten nehmen dann die Bauern Alles in ihren Dienst, was da nur mit zwei gesunden Armen kommt, Panskije ludi (Herrenleute), wie Kasakki (freie Leute) aus Poltawa und Kiew, Schlachtitzen (kleine Edelleute) aus Polen, wie Meschtschanine (kleine Bürger) aus Odessa. Wenn es in der Ukraine nun heißt: „In der Steppe waltete dieses Jahr Gottes Segen, und es wird auf Feldern und Wiesen viel Arbeit geben," so wandern dann die Leute in langen Zügen hin, und Alles schafft und rafft auf der Steppe, wie es mag und kann.

Man miethet diese „Kossari" (Mäher) auf den Bazaren (Märkten) von Odessa, Jekaterinoslaw, Nikolajew und Balta, wo die sich Anbietenden sich versammeln. Da stehen sie dann, von der Sonne und dem Steppenstaube

*) Es fragt sich wohl, ob die Intensität des Viehhungers bei uns in Deutschland je in dem Verhältniß von 1 zu 15 verstärkt wird, wie in den grasreichen Steppen.

geſchwärzt, wie die Mohren auf den Sklavenmärkten herum, Mann, Frau und Kinder, Freundin mit Freundin, Landsmann mit Landsmann, und warten ab, daß ſie Jemand kaufe. Doch hängen immer mehre zuſammen und wollen ſich nur cliquenweiſe verkaufen. Dann kommen nun die deutſchen Koloniſten und die Beamten der Edelleute mit zwei oder drei Wagen zur Stadt gefahren, laden auf, was ſie fortbringen können, und jagen damit in die Steppe, wo ſie ihnen ihre Arbeit anweiſen. Die „Panskije Ludi" nehmen ſie lieber als die „Kaſakki," weil ſie mit der ſchlechteſten Koſt, ja mit Allem zufrieden ſind. Die „Schlachtitzen" bekommen von allen den geringſten Preis, weil ſie träg, ſtolz und voll Anſprüche ſind; ſo claſſificiren die Landwirthſchafter ſie. Der Reiſende aber kann ſie nur alle mit einander in die Claſſe der ſorgen- und harmloſeſten Menſchen ſetzen, die ein weit zufriedeneres Gemüth haben als ihre reichen Steppenherren. Die Weiber beſonders ſingen beſtändig bei ihren Arbeiten, ja ſie treiben es in dieſer Hinſicht weiter als die Lerchen; denn ſie hören ſelbſt in der Mittagshitze nicht auf zu ſingen, auch bei der ſchwerſten Arbeit nicht, wenn ſie z. B. in beſtändig gebückter Stellung Garben binden. Und wenn die Männer ſich des Abends auf ihren Pelzen mitten auf der Steppe neben ihren Senſen und Heuhaufen zur Ruhe legen, ſo hört das Geſchwätz die halbe Nacht nicht auf. Während der Reiſe ſieht man ſie oft auf ihren Ruheplätzen ſingen und tanzen. Einmal ſetzte ich mich zu einer ſolchen Geſellſchaft Koſſari, die aus der Ukraine gewandert kam; ſie flickten ihre zerlumpten Paſteln *). Als ſie damit fertig waren, legten ſie ſie an, betrachteten unter allerlei Späßen und Faxen ihr Werk und fingen dann auf das Luſtigſte an zu tanzen, indem ſie dabei immer mit großer Freude auf ihre neugeflickten Sandalen blickten.

Wie glücklich, daß gerade ein ſo genügſames Volk in die ſonſt ſo öden und unwirthlichen Steppen kommen mußte!

*) Die ruſſiſchen Sandalen.

IV.

Thierleben.

„Also bestimmt die Gestalt die Lebensweise des Thieres,
„Und die Weise zu leben, sie wirket auf alle Gestalten
„Mächtig zurück."

Erwägt man, daß jeder Baum in der Natur Bewohner hat, die auf ihn vorzugsweise angewiesen sind, — daß fast jeden Strauch seine eigenen ihm angehörigen Thierchen umschwirren, — daß im Sumpfe andere Wesen hausen, im Walde andere, auf den Bergen wieder andere, — ja daß fast jede Höhenstufe der Berge von anderen Thierfamilien erstiegen wird, — und betrachtet man dann nun die Steppe und ihre großartige Einförmigkeit, diese unbegränzte Ebene, diesen Mangel fast aller Bäume und Sträucher, diese überall gleich fette, gleich schwarze, gleich begras'te Erdschicht, die Alles verdeckt, die keine Sümpfe bildet und ohne Seeen und Quellen bleiern da liegt, die Vulcan mit nicht der geringsten befruchtenden Furche seines erweckenden Feuerpflugs auflockerte, — wo Alles zugleich unter einem und demselben Sturme leidet, — wo Trockenheit das Ganze durften und Kälte Alles zur selben Zeit erstarren läßt, — wo keine Verstecke und Zufluchtsorte sich bieten und keine verborgenen Hülfsquellen von der Natur bereitet sind, an denen sich zarte Lebenskeime nähren und conserviren könnten, — faßt man dieß Alles zusammen, so wird man es natürlich finden, daß eine solche Boden-Einförmigkeit, welche eine so große Pflanzenarmuth hervorrief, auch keinen Reichthum an Thiergattungen erzeugen konnte. Nur solche Thiergeschlechter mögen in der Steppe weilen, die alle auf gleiche Weise eine gleiche Bodenbeschaffenheit, dieselbe Temperatur, dasselbe Klima, dieselbe Vegetation gleich gut ertragen, und deren sind natürlich nur wenige. Die Steppen-Fauna erscheint daher in Vergleich zu der anderer mehr begünstigter Erdstriche so arm an Geschlechtern und Arten wie die Steppen-Flora.

Auf der anderen Seite aber ist es wiederum nicht weniger erklärlich, daß, so gering die Anzahl der Geschlechter, eben so groß die der Individuen ist. Die Steppen sind von Menschen noch wenig bevölkert, und die Cultur tritt den Thieren noch nicht sehr hinderlich und beschränkend entgegen. Die Familien derselben daher, welche einmal die Steppe vertragen konnten und in ihr herrschend geworden sind, finden einen um so freieren Spielraum in ihr und dominiren um so gewaltiger. Es ist daher nur der Forscher, der die Steppe thierarm findet, wenn er vergleichend die Anzahl der verschiedenen Arten summirt. Der Reisende, wenn er die Steppe betritt, glaubt vielmehr, in einem der lebenreichsten Striche der Erde zu streifen. Zumal im Frühlinge, wenn Alles grünt und blüht, und sich theils die einheimischen Thiere in lustigster Lebendigkeit regen, theils fremde Pilgrimme sich auf der Steppe sammeln, die sich nachher bei der Sommergluth in benachbarte und entfernte Länder verlieren. Alsdann erblickt man Vögel, die sich bei uns nur einzeln zeigen, Adler, Geier, Habichte, in bunte Haufen geschaart, Trappen in großen Zügen, Enten, Gänse und Pelikane, die Schilfgebüsche füllend. Im Grase spielen überall die Erdhäschen in den ausgedehntesten Ansiedelungen, und Wölfe streifen zahlreich umher. Lerchen, Kibitze, Tauben, Drosseln und Dohlen mischen sich allenthalben ein, und selbst die Insecten zeigen sich in großen Massen, die Schmetterlinge in Verhältniß zu der Unzahl von Blumen, die Mistkäfer in Verhältniß zu der Größe der Viehherden, und in für den Landmann schlimmen Jahren Heuschreckenheere, von denen jede Compagnie eine Legion ist.

Nur wenige von diesen Thieren sind den Steppen ausschließlich eigenthümlich, vielmehr theilen sie die meisten derselben mit anderen Erdstrichen, und das Allgemeine ihrer Art und Lebensweise ist daher überall bekannt genug. Allein das Leben jedes Thieres kommt in jedem Himmelsstriche in andere Verhältnisse, unterliegt anderen Bedingungen und wird daher überall in seinen Lebensäußerungen besonders modificirt, und obgleich die Natur der Thiere nicht so biegsam ist wie die menschliche, die sich noch weit mehr allen verschiedenen Verhältnissen zu accommodiren weiß und eben daher auch weit mehr Varietäten zeigt, so lebt doch ein und dasselbe Thier auf den Bergen anders als auf der Ebene, in waldiger Gegend anders als in waldlosen, in den südlichen warmen Theilen seiner Verbreitungs-Region anders als in den nördlichen. Es ist daher der Zweck der folgenden Blätter, einige Reisebemerkungen über das Leben der Steppenthiere, wie es durch die Eigenthümlichkeit der Steppen bedingt wird und wie es sich auf diesen Grasplateaus bewegt, zusammenzustellen.

1) Vierfüßer.

Kaum hat man den Dniepr bei Krementſchug überſchritten, und kaum iſt man durch die jenſeitigen Granitblöcke auf der hohen, reinen und waldloſen Steppe angelangt, ſo ſieht man überall an den Wegen und ſelbſt auf den Wegen ein kleines Thier im Graſe ſchlüpfen, das die Ruſſen „Susslik“, die deutſchen Koloniſten „Erdhäschen“ und die Gelehrten Cytillus vulgaris nennen. Dieſes allerliebſte kleine, zierliche und bewegliche Nagethier ſcheint dieſen Gegenden ganz eigenthümlich anzugehören; denn ſelbſt in den bebuſchten Gränzländern der Steppe ſieht man es kaum. Die Trockenheit und der weiche Boden der Steppe, ſo wie die vielen dort Nahrung gewährenden Zwiebelgewächſe und Gräſer ſagen ihm beſonders zu und laſſen es hier in Menge gedeihen. Es hat in ſeinem Weſen und ſeinen poſſirlichen Manieren am meiſten Aehnlichkeit mit den Murmelthieren und Eichhörnchen und ſteht in gewiſſer Hinſicht zwiſchen beiden in der Mitte. Das Murmelthier müßte man bedeutend kleiner und ſchlanker machen, um ein Sußlik daraus zu geſtalten, und dem Eichhörnchen müßte man ſeinen Schwanz verkürzen und ſein Fell ſprenkeln, um das Sußlik zu erhalten, welches man das Eichhörnchen des baumloſen Steppenbodens nennen könnte. Es gleicht ganz einem jungen Häschen, wenn man ihm die Ohren beſchnitte und den Schwanz etwas verlängerte.

Die Höhlen, welche ſich das Sußlik im Boden macht, gehen anfangs ſchräg hinab und dann wieder aufwärts zu ihrem Neſte, haben zwei Ausgänge und außer dem Neſte noch eine Vorrathskammer. Man kann ſie leicht mit eingeſchüttetem Waſſer daraus vertreiben und ſo fangen. Denn das Waſſer können ſie durchaus nicht vertragen, weßhalb ſie ſich auch in trockenen Jahren außerordentlich vermehren, während in feuchten ihre Anzahl abnimmt. Sie ſiedeln ſich daher am liebſten an Abhängen der Thäler an, wo der Regen ſchnell abfließt. Jedoch ſieht man ſie auch auf der flachen Steppe ſelbſt ſo häufig, daß man meilenweit hinfährt und jeder Blick in's Gras auf ein Sußlik trifft, auf das eine, wie es in ſein Neſtchen ſchlüpft, auf das andere, wie es vor ſeiner Höhle ſitzt, neugierig ſich umſchauend, auf ein drittes, wie es im Graſe manierlich frißt. In den tiefen Thalgründen ſelbſt aber, wo die Kröten in Schaaren wandeln, ſieht man die Sußliks nie.

Die Sußliks ſcheinen allerlei kleine wohlgefallende Launen und Leidenſchaften zu haben, die ihrem zierlichen Aeußeren entſprechen. Sie ſcherzen und ſpielen mit einander wie die Murmelthiere und beißen und kreiſchen im Graſe herum wie die Wieſel. Sie ſind auch neugierig, was immer bei Thieren wie bei Menſchen ein Zeichen von innerem Geiſtesleben iſt. Wenn ein Menſch oder ſonſt etwas Neues ſich ihnen nähert, ſo richten ſie ſich erſt im

Graſe auf, anfangs nur ein wenig; tritt man noch näher heran, ſo ſchießen ſie mit jedem Schritte höher empor und ſtehen endlich ganz kerzengerade und unglaublich lang im Graſe da, über alle Halme und Blumen wegguckend und das Köpfchen wie ein Vogel bald auf die eine, bald auf die andere Seite werfend. Dieß allmählige ruckweiſe ſtattfindende Aufſchießen des Thierchens geſchieht auf eine ſehr merkwürdige Art, ganz ſo, als wenn es inwendig wie ein Perſpectiv aus lauter in einander geſchobenen Theilen beſtände, die es eins nach dem anderen durch ſtarke elaſtiſche Federn hervorſchießen ließe. Nähert man ſich ihm noch mehr, ſo verwandelt ſich die Neugierde in Beſorgniß, und es ſchießt eben ſo ruckweiſe wieder nieder, die Beſorgniß geht endlich in Furcht über, und es ſpringt zu dem Eingange ſeiner Höhle. Hier ſetzt es ſich aber wieder hin, blickt ſich um und berechnet die Nähe der Gefahr. Geht man zurück, ſo kommt es auch ſogleich wieder hervor und thut unbefangen. Schreitet man aber noch näher raſch heran, ſo wird es dann von Angſt und Schrecken befallen und ſtürzt ſich in ſein Neſt hinab.

Der Ton des Suſliks iſt ein ſehr melancholiſcher. Man könnte ihn dem Gezirpe des Heimchens vergleichen, nur mit dem Unterſchiede, daß er feiner und gezogener iſt und am Ende ſich mollartig einen halben Ton höher ſchleift. Er klingt äußerſt leidend und rührend, faſt wie der eines in den letzten Zügen liegenden Weſens, wodurch er auffallend mit der Lebhaftigkeit des Erdhäschens contraſtirt.

Es iſt aber auch dieſer Ton das Einzige, das an ihm wie alle Töne der Steppe melancholiſch iſt; denn ſelbſt ſeine Freude an ſeines Gleichen und ſeine Liebe zur Geſelligkeit bezeichnen ſein Weſen als freundlich und nicht eremitiſch. Wo die Suſliks ſich zeigen, da erſcheinen ſie immer in ganzen Geſellſchaften, und es giebt Gegenden in der Steppe, die meilenweit von ihnen unterminirt ſind und in denen ſich Höhle an Höhle befindet. Sie freſſen das Gras und die Sämereien des Graſes, auch die Zwiebeln und Wurzeln, ſind daher auch den Aeckern und Fruchtſammlungen gefährlich, jedoch bei Weitem nicht in dem Grade wie die Mäuſe, da ſie ſich nicht wie dieſe in dem lockeren Boden der Aecker oder in den Speichern und Fruchthaufen der Menſchen anſiedeln, vielmehr weit lieber frei in offener Steppe wohnen und den allzu gelockerten Ackerboden ſchon des leicht eindringenden Regens wegen meiden. Nur einer Art menſchlicher Anſiedelung werden ſie beſonders gefährlich, den kleinruſſiſchen Melonen- und Arbuſengärten nämlich. Sie lieben außerordentlich die ſüßen Kerne dieſer Früchte und kratzen ſie aus der Erde hervor, weßhalb auch die Kleinruſſen und Bulgaren ihre Baſchtans zur Zeit der Einſaat rund umher mit Fallen umſtellen, in denen dann manches naſchhafte Suſlik ſein zierlich gefleckte Fell einbüßt. Die Leute bewahren auch, wenn ſie viele fangen, wie ihnen denn dieß ein Leichtes

ist, die Felle auf, und ihre Weiber benutzen sie zur Verbrämung ihrer Kleider. Ja man setzt auch zuweilen ganze Pelze und Schlafröcke daraus zusammen *).

Das Sußlik ist wohl ohne Zweifel das verbreitetste von allen vierfüßigen Thieren in der Steppe und muß als solches außerordentlich vielen anderen Steppenthieren zur Nahrung dienen. Es macht daher auch eigentlich Alles, was mehr Kraft hat und seiner Meister werden kann, Jagd auf das Sußlik, der Wolf wie der Fuchs, der Adler wie der Habicht. Einige Habicht-Arten scheinen besonders darauf angewiesen zu sein; denn man sieht sie beständig über der Steppe flattern und auf die vor ihren Höhlen spielenden Erdhasen herabschießen. Auch der größte Theil der Steppenhunde hat keine andere Nahrung als das Sußlik.

Außer dem Sußlik giebt es noch mehre solcher nagender Höhlenbewohner in der Steppe, wo eigentlich Alles, selbst der Mensch Troglodyt werden muß. Keiner unter allen aber tritt mit dem Menschen in nähere Beziehung als die Maus, deren Vermehrung in den Steppen-Kornmagazinen oft in's Ungeheuere steigt. Für die Kinder der Mäuse haben sich hier die Mährchen vom Pfannenkuchen-Berge verwirklicht; denn die festen Mauern der großen Skirten (Getreidehaufen), in denen sie ihre Gänge und Nester ausarbeiten, bestehen ganz aus Korn, das ihnen Brod und Zucker ist. Sie vermehren sich daher auch in den alten Skirten, die zuweilen Jahre lang stehen bleiben, auf unerhörte Weise und lassen oft kaum die Hälfte der Körner darin. Daher greift denn der skythische Landmann nicht selten zu der Wirthschaftsmaßregel, die ganzen Magazine anzuzünden und mit sammt den Mäusen zu verbrennen. Nach feuchten Jahren sollen sie sich immer in größerer Anzahl zeigen als nach trockenen, was aber doch wohl weniger auf den häufigeren Regen als auf die gesegnetere Ernte der feuchten Jahre zu deuten ist.

Vom Wolfe der Steppenländer behauptet man, daß er minder hoch und dabei länger sei als der Wälderwolf. Merkwürdig ist es, daß er hier in den Steppen, wie so vieles andere Lebendige, auch Höhlenbewohner geworden ist, und zwar haust er nicht etwa nur in solchen von der Natur ihm vorbereiteten Höhlen, was er auch anderswo thun mag, sondern er gräbt sich auch — und das ist eben das Besondere — selber wie der Fuchs große Löcher, nicht nur an den schroffen Wänden der Regenschluchten und Meeresufer, sondern auch nicht selten mitten in der flachen Steppe, wo man oft die jungen Wölfe klaftertief aus der Erde hervorgräbt.

Aus der Umgegend von Odessa haben sich die Wölfe natürlich des vermehrten Anbaues wegen schon bedeutend zurückgezogen, und überhaupt kann

*) Auf der Leipziger Messe ist das Pelzwerk der Sußliks unter dem Namen der „Susselchen" bekannt.

man annehmen, daß sie sich von dem nördlichen Kleinrußland her gegen das schwarze Meer hin immer mehr und mehr vermindern. Denn die kahlen Steppen sagen ihnen natürlich nicht so zu als die bebuschten und bewaldeten Felder der Ukraine und Kleinrußlands. Ich glaube, in keinem Theile Rußlands und folglich wohl der ganzen Welt ist der Wolf so häufig als in diesen nördlichen Gränzländern der Steppen. Weil die Viehzucht hier fast eben so groß ist, die Waldlosigkeit aber geringer als auf der Steppe, dabei jedoch zugleich die Waldungen weniger hohes Holz als in Polen und mehr niedriges Gebüsch, wie es der Wolf liebt, enthalten, und weil endlich noch die Nachlässigkeit und Indolenz der Leute in Bezug auf die Ausrottung der Wölfe größer als irgendwo ist, so ist es das wahre Vaterland derselben, wie Polen das der Juden. Jede Wohnung und jedes Gehöft ist in diesem Lande eine Festung gegen die Wölfe, gegen welche sie Alles mit 12 bis 14 Fuß hohen, aus Dornen geflochtenen Mauern umgeben. Ich sprach eines Tages mit Weibern aus Uman, einem Städtchen der Grafen Potocki im Kiew'schen, von der Menge der Wölfe in ihrem Lande. „O ja deren giebt „es die Fülle bei uns", sagten sie. „Sie kommen in die Dörfer wie die „Hunde und holen unsere Kinder aus den Wiegen".

Der großen Anzahl der Wölfe in den Steppen und besonders in den Steppen-Gränzländern entspricht die Menge ihrer Hauptverfolger, die der Schöpfer, nach der so großen Aehnlichkeit ihrer Naturen zu schließen, zu ihren Brüdern bestimmte, die der Mensch aber mit ihnen entzweite und zu ihren unversöhnlichen Feinden machte, — der Hunde. Es giebt, glaube ich, kein hündischeres Geschöpf auf diesem Erdenrunde, als es der Steppenhund der Kosacken und Tataren ist. Da in der That Manches dabei vorkommt, was Land und Leute charakterisirt, so verdient, glaube ich, dieß südrussische Hundeleben eine besondere Darstellung, die ihm, so viel ich weiß, noch Niemand widmete.

Das Geschlecht der südrussischen Steppenhunde ist gewiß das gemeinste und tugendloseste aller Hundegeschlechter der Erde. Man muß dabei alle Gedanken an unsere treuen Phylaxe, unsere kräftigen doppelnasigen Sultane und Tolpatsche, unsere lebendigen Spitze und komischen Möpse verbannen. Diese Geschlechter existiren nicht in den Semlanken und Chaten der Steppen, und ihre guten civilisirten Physiognomieen, die wohl nur ein Ergebniß von tausendjähriger menschlicher Pflege und Cultur sind, sind durchaus in den wilden zottigen Steppenhunden nicht erkennbar. Durch den ganzen russischen Süden von der Ukraine bis an die Gränzen der Türkei und noch weiter in's Innere Bulgariens und Thraciens hinein hat der Hund durchweg dasselbe wilde Aeußere. Es ist überall ein großes, langhaariges, langmauliges, langbeiniges und langschweifiges Thier, das unter seinen Vorältern mehr Wölfe als Hunde

zu zählen ſcheint, mit ſo wenigem Racen-Unterſchiede, daß ſelbſt kaum ein Farbenwechſel unter ihnen ſtattfindet. Ein ſchmuziges Graubraun iſt entſchieden die herrſchende Farbe. Ihre Verwilderung, ſo wie ihre Anzahl, kann im türkiſchen Reiche nicht ärger ſein, als ſie es in dieſen ehemaligen Gränzprovinzen der Türkei iſt. Denn obgleich der Kleinruſſe den Hund nicht liebt und ihn keiner Aufmerkſamkeit würdigt, ja ihn überall aus ſeiner Wohnung vertreibt und nie mit ſeinem Hunde zuſammen in demſelben Zimmer eſſen würde, während er ſeine Katze und ſeinen Hahn beſtändig bei ſchlechtem Wetter ſorgſam in ſein eigenes Zimmer aufnimmt und ihnen den beßten Platz am Ofen anweiſt, ſo umgiebt er ſich doch immer theils der Wölfe wegen, theils vermöge ſeiner Nachläſſigkeit, die keine Aufſicht über die Vermehrung der Hunde führt, mit einer Menge dieſer Wächter. Bei jeder Steppen-Chate ſpringt dem Fremden ein halbes Dutzend zottiger Bläffer entgegen. Ja nicht ſelten findet man 10 bis 12 großer Hunde, nicht etwa auf einem großen Gehöfte, in einer weitläufigen Wirthſchaft, ſondern bei dem erbärmlichſten Erdhauſe, bei dem man mit Mühe ſuchen muß, was da zu bewachen ſein könnte. Sie füttern die Hunde nicht, und dieſe müſſen ſich ihre Nahrung auf der Steppe rauben, ſie belehren ſie in nichts, ſie ſchmeicheln ihnen nicht und geben ihnen nur Scheltworte als Namen. Dabei aber läßt man ſie ſich auch gatten und nähren, wie ſie wollen, und tödtet nie ihre zahlreiche Brut.

Im Frühlinge, wo in den Steppen Alles, ſelbſt das zahme Vieh, in einen Zuſtand halber Wildheit verfällt, die Pferde in den Tabunen (Pferdeherden), die Ochſen in den Tſcheredas (Ochſenherden), und wo Alles die freie Steppe ſucht, thun daſſelbe auch nicht ſelten die Hunde. Die Hündinnen gehen alsdann in die hohe Steppe, ſcharren ſich eine Höhle und werfen ihre Jungen fern von den Menſchen, wie die Wölfe. Dieſe in den Steppen geborenen jungen Hunde ſind den Sommer über völlig wild, ſcheuen den Menſchen und laſſen ſich nicht fangen. Im Winter aber, der mit ſeinen Wjugen Alles bändigt, durch Hunger und Kälte ſelbſt das Wilde zahm macht und ſogar den Wolf in die Dörfer treibt, — ſo wie der Frühling mit ſeinem Ueberfluſſe ſogar das Zahme wild machte und den Hund zu den Wölfen jagte — im harten Steppenwinter, ſage ich, erinnern ſich erſt die wilden Hunde wieder ihrer alten Herren und kommen zu ihren ehemaligen Wohnungen zurück.

Im Sommer machen ſie Jagd auf die Mäuſe, Ratten und Erdhäschen, ſaufen die Eier der Vogelneſter und lernen ſelbſt flügge Vögel im Laufe erhaſchen. Im Winter aber kommen ſie in die Dörfer, und aus dieſen füllen ſie wieder die Städte. Hier ſieht man alsdann überall ſcheue, hungerige und herrenloſe Hunde mit geſenktem Schweife umherſtreifen. Insbeſondere er-

füllen sie die Plätze vor den Städten, auf denen die Einwohner den Unrath und Kehricht ausschütten und durchstreichen die Regenschluchten, in die man das gefallene Vieh hinabstürzte. Hier sieht man sie oft geschäftiger als die Würmer an den gefrorenen Muskeln eines Aases zu Dutzenden nagen.

Die Hundepolizei ist natürlich, wie vieles Andere in den Steppen, noch in der Kindheit. Freilich gehen wohl in einigen Städten, wie Odessa, Wächter umher, die ein beständiges Blutbad unter den herrenlosen Hunden anrichten. Allein es hilft wenig, da man die Hundequellen in den Dörfern und Steppen nicht verstopfen kann. In gewisser Hinsicht üben die Hunde selbst eine Art von wohlthätiger Gesundheitspolizei, ganz wie in der Türkei. Denn wie dort verzehren sie sogleich Alles, was an todten und faulenden Fleisch-Substanzen auf die Straßen geworfen wird, und verwandeln so das stinkende Fleisch, dessen üblen Einflüssen nicht so leicht zu entrinnen ist, in lebendiges, dessen Bissen man unschwer ausweicht.

Die Hunde in den Steppen sind ihrer großen Anzahl wegen weniger eine Hauswohlthat als vielmehr eine wahre Landplage. Sie sind Allen zur Last, und selbst den Gärtnern fallen sie beschwerlich. Denn sie lieben erstaunlich das Obst und durchstreifen beständig die Weingärten, um Trauben zu speisen. Sie klettern sogar wie die Bären auf die Bäume, um süße Pflaumen und Birnen zu naschen. Je mehr sie Fleisch essen, desto mehr verspeisen sie auch nachher vom Obste, das ihnen, wie die Leute sagen, zur Kühlung der durch das Fleisch veranlaßten Hitze dient. Bei Viehseuchen machen sie neue Noth; denn theils verschleppen sie den Krankheitsstoff in die Häuser und Ställe, theils bricht gewöhnlich nach einem großen Viehsterben die Hundswuth auf eine äußerst heftige Weise unter ihnen aus. Vor einigen Jahren war am Dniestr hinauf ein großes Viehsterben, und es brach darnach im folgenden Frühlinge eine so heftige Wasserscheu unter den Hunden der Gegend aus, daß die Pferdeherden sich nicht auf die Steppe hinauswagten, und daß Boten und Couriere sich überall nur zu zwei und drei Mann und bewaffnet auf den Weg machten, um sich gegen die zu fürchtenden Anfälle der tollen Hunde besser vertheidigen zu können.

Wie die Wölfe machen sich auch die Hunde Höhlen in der Steppe, und zwar nicht etwa blos kleine, wenig tiefe Löcher, sondern weite, tiefe Räume mit engem Ausgange, in denen sie bei der Hitze Kühlung und bei der Kälte des Winters Wärme finden.

Die halbe Wildheit, in der die Steppenhunde leben, ist auch Ursache ihrer Vermischung mit den Wölfen. Daß diese Vermischung hier in den Steppen so wie in der Ukraine stattfinde, wird allgemein als ausgemacht angenommen. Die Leute sagen darüber Dieses: Freilich vermische sich der Hund

nie der Art mit den Wölfen, daß er sich ganz unter ihnen einbürgere und mit ihnen lebe; die noch viel wildere Natur der Wölfe dulde das nicht. Die Wölfe seien so eifersüchtig auf die Reinheit ihres Blutes, sagen die Leute, daß eine Wölfin ihre Jungen allemal nach der Geburt zum Wasser führe, saufen lasse und auf der Stelle den zerreiße, der nach der Art der Hunde das Wasser mit der Zunge emporziehe und es nicht wie der Wolf schnappend hineinfresse. Die Race der Wölfe in den Steppen und Wäldern bleibe auf diese Weise immer rein. Allein es ereigne sich oft, daß eine Wölfin, entweder weil sie von den anderen Wölfen verjagt oder vielleicht durch eine Jagd versprengt wurde, sich ganz aus ihren heimischen Gegenden verlaufe und in Steppengebiete komme, wo sich eben keine Wölfe befinden. Träfe sie hier nun etwa einen in der Wildniß einsiedlerisch hausenden Hund, so gehe sie wohl mit ihm eine Verbindung ein, aus der ein hündisches Wolfsgeschlecht entspringe. Die Deutschen nennen die so zur Welt gebrachten Kinder der Wölfin Wolfshunde*). Diese Wolfshunde bleiben nun wohl bei der Mutter, so lange sie mit ihrem hündischen Gemahle lebt, sie nimmt sie aber nie mit sich, wenn sie ihren friedlicheren Ehemann wieder mit jenem wilden Herrn vertauscht, und diese Wolfshunde halten sich dann zur Partie der Hunde. Sie haben im dicken Kopfe, in den spitzen Ohren und dem starken Gebisse am meisten Aehnlichkeit mit dem Wolfe, und eben so auch in den Haaren. Ihr Fell wird fast zu demselben Preise wie das eines ächten Wolfes bezahlt. Obgleich sie nicht so viel bellen und nicht so bissig sind wie die Hunde, so hält man sie doch an der Kette, weil sie die blutigen Neigungen ihrer Mütter doch manchmal nicht ganz verläugnen können. Die Leute wollen die Spuren der Wolfsbildung sogar noch bis in's dritte Glied wahrnehmen. Erst bei'm Urenkel, sagen sie, verschwinde sie völlig, und dieser ist wieder ein reiner Hund. Der Wolfshund soll der ärgste Feind des Wolfes sein und ihn mit noch weit größerer Wuth verfolgen als der Hund, weßhalb sie ihn auch dieser geschätzten Eigenschaft wegen immer aufziehen und ihn erst, wenn er alt geworden ist, seines Felles wegen erschlagen.

Von den Katzen der Steppen wüßte ich weiter nichts Besonderes zu melden, als daß es die wilde Katze nirgends giebt, die zahme dagegen, eben so wie der Hund, oft wild wird. Von fünf Katzen, welche die Leute im Winter haben, bleibt ihnen im Sommer oft nur eine. Doch kann man im Durchschnitte wohl annehmen, daß nur etwas über die Hälfte der Hauskatzen Sommers in die Steppe wandert. Es ist dieses „Steppenwandern" indeß eine besondere Eigenschaft einiger Katzen, und es giebt in jedem Hause

*) Sie nennen aber auch die auf die Wolfshetze abgerichteten Hunde so.

eine oder einige, die es nie thun, andere aber, die es jeden Sommer thun. Sie machen sich Lager in den Steppen und haben ihre Jungen dort, und man jagt oft, spazieren reitend, ganze Gesellschaften scheuer Katzen auf. Im Winter aber, wo nichts auf der Steppe aushalten kann, zeigt sich eine große Katzenfülle in den Dörfern. Alles, was draußen ausgeheckt wurde, läuft dann hier zusammen.

2) Vögel.

Von Allem, was in der Steppe lebt, macht sich dem Reisenden, besonders wenn er ihre Fluren im Frühjahre betritt, nichts mehr bemerklich als Das, was der Classe der Vögel angehört. Die wenigen Vierfüßer des Landes sind wie die Steppenmenschen Höhlenbewohner und kommen mit wenigen Ausnahmen selten zu Tage, und die Insecten sind zu klein, um von dem vorübereilenden Reisenden als Staffage der Landschaft angesehen werden zu können. Die Wasserbewohner aber verbergen sich so, daß sie fast nur der Phantasie erreichbar bleiben. Die gefiederten Vögel sind es daher allein, die sich am häufigsten und lebendigsten zeigen und dabei an Figur, Farbe und Größe so beschaffen sind, daß man sie überall leicht mit den Augen erfaßt. Bald ist es ein Taubenpärchen, das die Gefühle der Liebe und Freundschaft erregt, bald ein schöner silberweißer Falke, der, über dem Grase sich in eleganten Kreisen schwingend, für ein armes Erdhäschen besorgt macht. Hier sind es Schaaren von Kibitzen, die tändelnd und schreiend sich in den Lüften jagen, dort Kraniche, die, in geregeltem Phalanx pilgernd, an ferne Länder erinnern. Dann ist es wieder ein Adler, der, für seine Jungen mütterlich sorgend, Fraß heranschleppt, und um den die arme Lammmutter vergeblich im Grase schreit. Vor dem Wagen läuft beständig wie ein Courier der kleine weiß gefleckte „Podoroshnik“ *) her, und hinter ihm flattern Staare, die in dem Miste der Pferde Nahrung suchen. Zuweilen sieht man eine Schaar großer Trappen im Felde weiden, und hier und da stelzen die zierlichen Jungfrauen aus Numidien auf einem Grasrücken ihren geselligen Tanz. Und über all' diesem Vögelgetümmel zwitschert beständig die hoch in den Lüften schwebende Steppenlerche, Alles mit ihrer lustigen Musik begleitend, Tanz und Tod, die Liebe wie den Mord. Dabei darf man nicht etwa denken, daß wir hier, langgedehnte Linien verkürzend, ein buntes Bild erkünstelten und in kleinem Raume gäben, was sich uns auf weiten Strecken darstellte. Nein, es wechseln so, wie wir sagten, fast auf jedem Schritte und Tritte die Scenen, und immer treten neue Vögel-Acteurs in neuen Situationen und anderen Gruppirungen

*) D. h. zu Deutsch der an den Wegen und Straßen hausende Vogel „der Straßenvogel.“

auf die Bühne. Insbesondere aber ist der Vögelreichthum groß, wo sich in den nördlichen Steppen und in den bewaldeten Steppenländern ein Gehölz zeigt, oder wo in den völlig kahlen Steppen breite Schilfwaldungen an den Flüssen hinziehen. In jenen Gehölzen nimmt das Taubengegirre, das Eulengeschrei und das Gezwitscher der sperlingsartigen Vögel und anderer gefiederter Laubbewohner, die hier, von Menschen wenig gestört, nisten, brüten und sich mehren, so viel als es ihre eigenen Freundschaften und Feindschaften zulassen, fast kein Ende, und in jenen Schilfen paaren und schaaren sich die Enten, Gänse und Pelikane in unglaublich großen Massen.

Greifen wir nun auf's Gerathewohl in dieß Vögelgeflatter und erlegen wir wie ein Jäger, was der Zufall der Flinte bietet, mit den schmerzlosen Federpfeilen der Betrachtung, so ist gleich zunächst einer der von den Schützen am meisten gesuchten und gejagten Steppenvögel die Trappe, welche die Russen „Drachwa“ nennen, ein ächter Steppenvogel, der, ohne sich in Schilf und Dorngebüsche zu verstecken, nur auf der hohen kahlen Steppe lebt und beständig auf den nacktesten Grasrücken nistet, wo man ihn überall finden kann. Seine Figur, Größe und Nahrung ist hier wie anderswo, doch muß er wohl in den Steppen mehr Gras als bei uns fressen, das man ihn beständig abweiden sieht. Die Anzahl der Trappen ist aber weit größer als bei uns, und man macht selten die kleinste Spazierfahrt, ohne einige von ihnen zu erblicken. Jedoch sind sie im Süden häufiger als im Norden und in Kleinrußland und der Ukraine schon merklich seltener. Aus diesen Ländern wandern sie noch im Winter auf einige Zeit — von Mitte November bis Anfangs März — aus, bleiben aber am südlichen Dniestr und Dniepr und um Odessa herum auch selbst im Winter. Gewöhnlich sieht man sie in Trupps von zwölf bis zwanzig. Im Winter aber, wo sie sich mehr associiren, zeigen sie sich auch in Schaaren von achtzig bis hundert Stück, wahrscheinlich, weil dann die Nahrung nur auf beschränkten Räumen zu finden ist. Denn irgend ein besonderer Zweck scheint ihre zahlreichen Versammlungen nicht zu veranlassen, vielmehr allein nur der Umstand, daß sie an einem und demselben Orte gemeinsames Futter finden. Jagt man jene großen Gesellschaften von achtzig bis hundert Vögeln auf, so sondern sie sich alsbald in drei bis vier kleinere Trupps zu zwanzig bis dreißig, die nach verschiedenen Richtungen auseinander fliegen, indem sich dabei die, welche ungefähr in derselben Gegend wohnen, vereinigen. Sie wohnen übrigens nur paarweise und sehr zerstreut. Verfolgt man nun jene kleineren Haufen von zwanzig zu dreißig Vögeln, so sieht man auch diese nie zusammen bleiben, sondern vielmehr bald völlig in einzelne Familien sich auflösen. Bei diesem geringen Triebe zur Geselligkeit verrathen sie doch zugleich auch wenig feindschaftliche Gesinnung,

und man ſieht ſie nie unter einander ſich ſtreiten, wie die Auerhähne, Störche und andere Vögel. Auch ſelbſt die Männchen vertragen ſich friedlich über die Weibchen, mit denen ſie immer in ſtrenger Monogamie leben. Wie bei den Menſchen liegt auch bei den Trappen die Hauptſorge für die Beſchützung der Familie den Männchen ob. Wenn man ſie im Juni und Juli familienweiſe mit ihren Jungen freſſen ſieht — erſt im Auguſt und September löſ't ſich das Band der Familie, — bemerkt man den Hahn, während ſeine Frau und Kinder ſorglos ſpeiſen, beſtändig dabei aufblicken und umſchauen und bei ſich nähernder Gefahr das Zeichen zum Aufbruche geben. Es iſt unglaublich ſchwer, ihnen beizukommen, da der Hahn die aufmerkſamſte Wache hält und ſehr wohl die Tragweite der Jagdflinten kennt, denen er immer eben zur rechten Zeit entflieht. Dennoch gelingt es natürlich den Menſchen auf mancherlei Weiſe, ihn zu überliſten. Theils kriechen die Steppenjäger, die Koſacken, wie die Schlangen im hohen Graſe zu ihnen heran und ſenden den Körnerſuchenden aus dem Raſen Körnlein zu, die ſie nimmer verdauen, theils wiſſen ſie auf einem aus der Gurgel des Ochſen gemachten Inſtrumente frappant die Töne des Weibchens nachzuahmen und äffen ſo den liebend nahenden Gatten, dem ſich die ſüßen Lebenslaute in brüllende Todesdonner verwandeln. Auf andere Weiſe wiederum nahen die Jäger ſich mit friedlichem Ochſengeſpanne, als wären ſie harmloſe Landleute, knieen auf ein mit Rädern verſehenes Geſtell nieder, das ſie wie ſich ſelbſt mit Heu bedecken, und ſchieben dieſen wandernden Heuhaufen dem nichts Böſes vermuthenden Vogel immer näher, über dem alsdann das Heu mit Feuer und Hagel ſchrecklich zerplatzt.

Die merkwürdigſte Jagd der Trappen findet indeß in den ſüdlichen Steppen im Winter ſtatt. Es verkriechen ſich nämlich alsdann dieſe Vögel in großer Anzahl in die Burianfelder und unter Dorngebüſch, unter dem ſie ſich wenigſtens einigermaßen gegen die Rauhheit der Witterung ſchützen können. Hier aber begegnet ihnen nun zuweilen ein eigenthümlicher Unfall. Bei Rauchfröſten belegen ſich nämlich ihre Flügel ſo ſtark mit Glatteis, daß ſie nicht fliegen können. Dieß geht ſo zu: So lange der Vogel unter dem Buſche ſitzt, iſt er ſo ziemlich ſicher, allein bei ſehr ſtarken Rauchfröſten werden die Federn von der Laſt des Eiſes zu Boden gedrückt, dann müſſen die armen Trappen nun das unbeſchützte Freie ſuchen. Da wehren ſie ſich dann freilich tapfer gegen das niederſchlagende Eis, ſchütteln ſich und ziehen ſich beſtändig die Federn durch den Schnabel. Gewöhnlich bleiben ſie auch flügge. Wenn aber das nebelige Froſtwetter einen ganzen Tag oder eine Nacht über anhält, ſo ermatten ſie auch, und der fatale ſchwarze Kryſtall überzieht ihre Flügel und verklebt die Fächer ihrer Federn. Sie werden in dieſem Zuſtande eine

leichte Beute der Füchse, Wölfe und Menschen und alles Dessen, was auf sie Jagd macht. Die Menschen insbesondere passen solche unglückliche Momente ab. Auf scharf beschlagenen Pferden galoppiren die Kosacken zu zwei bis drei Mann über das Glatteis der Steppe zu den Dorngebüschen heran, nur mit einer langen Peitsche bewaffnet. Die schüchternen Vögel laufen, schon aus weiter Ferne ihre Feinde erblickend, mit lahmen und schwer herabhängenden Flügeln in der Steppe umher, kreischend und vergebens an ihren den Dienst versagenden Federn lüpfend. Die Jäger sprengen mitten unter sie, schlagen den einen mit einigen kräftigen Hieben nieder und lassen den anderen das fatale Lederschlangengeflecht sich um den Hals schlingen und erwürgen ihn, im schnellsten Laufe des Pferdes ihn zu sich heranreißend.

Wissen die Jäger die Zeit recht abzupassen und die Rauchfrostnächte gut zu wählen, so ist die Jagd bei der Größe der Gesellschaften, in denen die Trappen im Winter zusammensitzen, oft außerordentlich ergiebig. Man findet Leute in den Steppen, die ihren Wohlstand allein durch ein paar solcher guten Trappenjagden begründet haben. Ich kannte einen Bauer, der blos an einem Morgen mit seiner Peitsche 150 Trappen erschlagen hatte, für die er in Odessa über 500 Rubel löste. In Odessa gilt eine Trappe im Winter gewöhnlich drei Rubel, in der Ukraine sechs, ja zehn bis fünfzehn Rubel. Hier läßt man die zuletzt im Herbste geschossenen gefrieren und bewahrt sie so für die späteren hohen Winterpreise auf.

Es ist merkwürdig, daß sonst keinem Vogel der Steppe das Beglatteisen der Flügel geschieht. Vielleicht ist ein besonderer Mangel an Federfett bei den Trappen daran Schuld. Nur mit den Enten ereignet sich etwas Aehnliches. Wenn sie nämlich, aus dem letzten offenen Wassertümpel auch noch durch den Frost vertrieben, endlich auf dem Eise selber niederhocken, so frieren sie bei nächtlicher Weile mit den Füßen und den Federn des Bauches an's Eis fest, und sie werden alsdann ebenfalls mit Peitschen und Stöcken erschlagen.

Sehr merkwürdig ist das Vorkommen des Birkhuhns in den Steppen. Dieser Vogel, der seinen Namen von einem Baume bekommen hat, welchen man rings herum auf der ganzen Steppe nirgends findet, und der im Norden sich blos auf den eleganten Birkbäumen nährt, zeigt sich hier mitten in der baumlosen Steppe und accommodirt sich ihrer Natur. Es läßt sich diese Bemerkung noch weiter ausdehnen und im Allgemeinen behaupten, daß freilich viele Vögel die Steppe meiden, weil ihre Oberflächengestaltung, ihre Vegetation u. s. w. ihnen nicht zusagt, — viele natürlich die Steppe, als ihnen vorzugsweise convenirend, geradezu aufsuchen, — viele dagegen aber

auch, so zu sagen, mit der Steppe fürlieb nehmen, ihre Lebensweise der Natur derselben anpassen und daher hier ein ganz anderes Leben führen, auf andere Weise ihre Nester bauen, andere Nahrung zu sich nehmen u. s. w., als sie es in solchen Gegenden thun, wo ihnen eine Wahl des für sie Passendsten gestattet ist. Wenn man nur dieß Eine bedenkt, wie selten in den quellenlosen Steppen ein Vogel zum Saufen kommt, zu wie viel Hitze und Kälte sie sich bequemen müssen, wie vielerlei Insecten und andere Nahrung sie hier vermissen, so leuchtet schon daraus zur Genüge ein, wie sehr hier die Natur und Lebensweise aller Vögel eine andere sein muß als in anderen Ländern, gewiß in einem noch weit größeren Verhältnisse als die Natur der aus fremden Ländern hier acclimatisirten Menschen, die es am Ende doch noch immer so ziemlich durch Kunst so einrichten können, daß sie ihren alten Gewohnheiten nachzuhängen vermögen.

Adler finden sich in den Steppen ohne Zweifel eben so häufig, wenn nicht noch häufiger, als in den Alpen. Die Adler suchen auch hier die Felsen auf, und in den meisten Thälern finden sie solche, indem die Flüsse Theile der unteren Kalkstein- und Granitlagen entblößten und zerrissen. Hier nisten sie denn und beherrschen von da aus die hohe Steppe, die sie in so viele Gebiete unter sich theilen, als sie im Thale Nester gebaut. Ich glaube, daß fast kein Theil der Steppe ist, den die Adler nicht unter sich vertheilt hätten. Denn man sieht sie fast immer und überall in allen Gebieten kreisen, Hasen, Lämmer, Trappen und selbst Füchse jagend. An die letzteren machen sie sich jedoch immer nur, wenn sie zu zweien sind. Sie dulden in dem Gebiete, von dem sie sich als die Herren ansehen, keinen anderen Adler, obgleich Falken, Habichte, aasfressende Geier und eine Menge anderer kleinerer Raubvögel darin noch wiederum ihre kleineren Kreise und Provinzchen finden.

Des Aases giebt es ja in den Steppen überall. Es bleibt auf allen Wegen und Stegen Todtes genug, das die Jahr aus, Jahr ein hier herumwandernden Herden liegen lassen. Den Geiern ist daher hier überall ihre widerliche Tafel servirt. Sie erscheinen besonders in den beßarabischen Steppen in großen Schaaren. Hier beißen sie sich mit den Füchsen, Wölfen und halbwilden Hunden um das todte Vieh herum, das ihnen bei vielen Gelegenheiten, z. B. wenn Hunderte von Pferden durch Stürme in die Limans und Flüsse gejagt wurden, oder wenn ganze Schaf- und Ochsenherden in Regenschluchten umkamen, so großartig und in solcher Fülle aufgetischt wird, wie wohl selten in anderen Ländern.

Die großen Viehherden erwecken nicht nur durch ihren Tod eine Menge von Aasvögeln, sondern in ihrem Leben auch schon füttern sie, damit sie nicht selber zum Futter werden, viele andere Vögel mit den Würmern und

Larven der Bremſen, die ihre Haut bedecken. Im Frühlinge ſind hier die Rinder allerlei Arten von Bremſen beſonders ſtark geplagt, die überall ihr Fell durchbohren und ihre Brut unter die Haut der Thiere bringen. Wenn das Ei der Bremſen ausgebrütet iſt, und der Wurm nun wächſt, ſo ſchwillt an hundert Stellen die Haut auf, bis der Wurm ſie endlich durchlöchert, als Larve noch eine Zeit lang in den Haaren des Thiers wohnt und endlich als Bremſe davon fliegt. Das Fell des Steppenviehs iſt wegen dieſer vielen Durchlöcherungen im Frühlinge nichts werth. Im Sommer wachſen ſie wieder zu, und im Herbſte iſt Alles wieder ganz. Schaaren von Wiedehopfen, Dohlen und Staaren folgen und umflattern die Viehherden jener Larven und Würmer wegen beſtändig, ſetzen ſich den wiederkäuenden Thieren auf den Rücken und hacken an ihnen herum, wie die Spechte an den Baumſtämmen. Die Pferde ſind zu ungeduldig, um dieſe wohlthuenden Vögel zu ertragen. Doch folgen auch den Tabunen (Pferdeherden) einige Vögel, namentlich Schwalben, die auf die Mücken Jagd machen, deren Schwärme das Vieh umſummen.

Der Staare giebt es in den Steppen viele Arten, die zum Theil eben ſo ſchöne Federn und Namen tragen, als ſie gemeine Nahrung ſuchen, ſo der „buntfarbige Staar," der „Goldſtaar," der „Roſenſtaar." Der letztere widmet ſich insbeſondere den Heuſchrecken, denen er beſtändig folgt. Es läßt ſich denken, wie ſehr er dafür von den Einwohnern des Landes geſchätzt wird, und wie inſtändig ſie Gott um ſeine Erſcheinung bitten.

Doch laſſen wir dieſen Thieren ihren gemeinen Fraß und wenden wir uns lieber zu der nur den feinſten Weizen pickenden eleganten „Jungfrau von Numidien," welche die Zierde und der Stolz der Steppen iſt. Zierlich mit zwei Federlocken hinter den Ohren, — ſo iſt es ſtets bei ihr uralte, nie wechſelnde Mode geweſen — mit feinem, angenehm gefärbten und zart ſchattirten Gefieder, mit ſchlankem Schwanenhalſe und ihre Füße hoch und vorſichtig hebend, ſieht man häufig dieſe vornehme Dame in der Steppe wandeln. Die Leute lieben den Vogel, und er gewöhnt ſich leicht an die Menſchen, bei denen man ihn häufig in der Gefangenſchaft trifft, wo er ſich immer friedlich mit dem zahmen Geflügel der Gehöfte miſcht. Die numidiſche Jungfrau iſt eine Liebhaberin des Tanzes, wie alle Damen und denkt wie dieſe: „Die Philoſophie iſt etwas, aber der Tanz iſt mehr." In der Steppe ſollen ſie in großen Schaaren zuſammenkommen und fröhliche Tänze aufführen, beſonders in mondhellen Nächten. Leider müſſen ſie nur eine ſehr ſchlechte Tanzmuſik dazu haben, wenn ihnen nämlich keine andere Kehle als ihre eigene dazu aufſpielt, denn ihre eigene Stimme ſteht in nicht weniger ſchreiendem Widerſpruche mit ihrem Aeußeren als die des Pfau's mit ſeinem Irisſchweife. Doch giebt

es Momente, in denen man der Demoiselle gern ihr unangenehmes Organ verzeiht und ihre Stimme sogar lieb gewinnt, mit der sie liebend ihren theueren Schwestern zuruft, wenn sie aus ihrem Gefängniß dieselben in freien Lüften schwebend vorüberziehen sieht.

Diese Numidierinnen tanzen seit alten Zeiten so in den Steppen, so wie die Geier schon das Vieh der Hunnen, Gothen, Mongolen, Petscheneger und Tataren fraßen. Auch die Kibitze, die Falken, die Dohlen und andere Vögel mögen schon alte Steppenbewohner sein. Es giebt jetzt aber auch eine Menge von Vögeln in den Steppen, die erst mit dem seit 50 Jahren eingeführten Garten-, Wald- und Ackerbau sich zu verbreiten angefangen haben. Spechte sind z. B. erst seit 10 Jahren in der Umgegend von Odessa erschienen. Alle körnerfressende Vögel, Sperlinge u. s. w. haben sich natürlich nach jener Zeit ebenfalls sehr vermehrt oder zum Theil erst neu eingeführt. Bei dem Allen herrschen doch auch jetzt noch die Fleischschlucker bedeutend vor. Insbesondere sind der Falken und Habichte unendlich viele. Es giebt von ihren äußerst elegante und schön gefiederte Arten, vor allen den schönen milchblauen „falco cyaneus," der ein wahrer Wolf im Schafskleide ist, denn sein äußeres Gewand gleicht ganz dem der unschuldigsten und lieblichsten Taube, während sein Inneres beständig voll Blut und Mord ist; dann den prächtigen „falco rufus", der in Rußland blos den Steppenlandschaften eigenthümlich ist. Sein Gefieder ist mit allen Farbenschattirungen zwischen Braun, Feuerroth und Goldgelb geschmückt, und er macht sich ein Vergnügen daraus, es dem Beschauer zu entfalten und in allen Beleuchtungen zu zeigen. Denn wenn man sich, zumal in der Nähe seines Nestes, in's Gras setzt, so beginnt er ein Spiel von Aëronauten-Künsten, das seines Gleichen sucht, schwingt sich auf und ab, schießt mit einem schön geschweiften Bogen auf den Beschauer herab, als wolle er ihn erschrecken, wirft sich wieder herum und zieht Kreise umher, kleine und große, wie ein Mathematiker, steigt dann senkrecht in die Höhe, als wollte er von der Erde fliehen, fällt aber, wie ein geflügelter Stein wieder herab, als befiele ihn auf ein Mal frische Angst um seine Jungen. Man sieht auf der ganzen Steppe überall Habichte und Falken. Insbesondere nisten sie viel in kleinen Löchern am schroffen Rande der Meeresküste und in Regenschluchten.

Auch Eulen schließen sich an dieses Raubgesindel an. Denn selbst die große Lichtfülle der Steppen hat diesen Vogel nicht abhalten können, sich ebenfalls unter die fröhliche Gesellschaft aller übrigen Vögel zu mischen. Doch muß er die kurze Nacht rascher benutzen als unsere Eule, da ihm hier bei Tage auch nirgends eine Waldnacht hülfreich bereitet ist, und er muß wohl im Ganzen in der hellen schattenlosen Steppe mehr leiden als bei uns. In

den kleinen Wäldern der nördlichen Steppen vergnügen sie sich desto mehr. Eulen aller Art sind in ihnen äußerst zahlreich, und sie benutzen sie als Haltpuncte, von denen aus sie ihre Nachtstreifereien in die Flächen machen. Man sieht ganze Gesellschaften kreischender Eulen in jenen Wäldern, in denen des Nachts ihr und der Unken melancholisches Geseufze die einzigen herrschenden Töne sind.

Die Steppe selbst hat sonst wenig Tönendes. Denn der einzige ordentliche Singvogel, der hier vorkommt, ist die Lerche (alauda calandrea), die überall schwirrt und zwitschert, und deren Gesänge sich von hier im Frühlinge über die ganze grüne Steppe bis in's Mongolenreich hinein verbreiten. In den Dniestr-Schilfwäldern sollen auch Nachtigallen, aber nur von Wolfsohren belauscht, schon seit alten Zeiten gesungen haben. Erst jetzt fangen sie an, sich auch durch die Odessa'schen Gärten und in der Umgegend der deutschen Kolonieen zu verbreiten.

Von den Höckerschwänen, von den Pelikanen, deren es zwei Arten giebt, und von den Löffelgänsen, die alle in den Schilfen des Dniestr und Dniepr vorkommen, sage ich weiter nichts, da ich nichts Besonderes von ihnen gesehen und gehört habe, als daß die Pelikane zuweilen in Herden von 200 bis 300 erscheinen sollen, daß die kleinere Art allein einen Schnabel von einer Elle Länge hat, und daß der nordische Schwan hier im Lande nicht bleibt, sondern im Frühlinge nur durchwandert, in Gesellschaft sehr vieler anderer Wandervögel, die alle über die unheimliche Steppe, wie über eine Fortsetzung des Meeres hinziehend, den nördlichen Waldungen zuwallen. Die meisten dieser Waller pilgern an der Küste des schwarzen Meeres hin von Konstantinopel her. Ein zweiter großer Zug geht aber in der Mitte über's schwarze Meer, wo es am engsten ist, zwischen der Krim und Kleinasien.

3) Amphibien.

Von Amphibien sollte man im Ganzen wenig oder gar nichts in den Steppen vermuthen, da man hier, wo fast Alles trockenes Land ist, fast nicht von einem „Amphi" der Elemente sprechen kann, und doch sind Schlangen, Eidechsen, Schildkröten und Frösche äußerst häufig. Ja nach den Nagethieren, den Mäusen und Erdhäschen, scheint fast keine Thiergattung eine so große Individuen-Anzahl in diesem Lande aufzuweisen zu haben als die Batrachier, die zu Homer's Zeiten so arge Feinde jener Nager waren und beständig in allen Teichen, Tümpeln und Pfützen der Steppen so ununterbrochen schreien, als ob die Batrachomyomachie noch jetzt keinen Augenblick cessirte.

Von den verschiedenen Batrachiern, die in den Steppen wohnen, ist keine häufiger als die Unke, die hier in allen Gewässern seufzt, und deren melancholische Musik sich vom Frühlinge bis in den Herbst Tag und Nacht über das ganze Land hinzieht. Es ist dieser trübe Unkenton, dessen tiefe Melancholie kein Laut in der ganzen Natur erreicht, weder das hinsterbende Zirpen des Sußliks, noch das Klagen der Eulen, einzig in der Natur. Es gleicht ihm allein die Melancholie der einförmigen, trauernden, schwärzlichen, von mongolischgrauem Himmel überhangenen Herbst-Steppe. Sämmtliche Gewässer, die nicht, wie nur wenige, klare lebendige Flüsse sind, sowohl in der Ukraine als in Kleinrußland, als auch auf der ganzen „nastajaschtschi step" (ächten Steppe) bis zum schwarzen Meere hin, sprechen und schreien unaufhörlich in diesen ächzenden, stöhnenden Lauten, und so lange man in der Steppe weilt, bekommt man das Unkengeschrei, diese traurigste aller Trauermusiken, nicht wieder aus den Ohren. Es muß wohl so seit alten Zeiten gewesen sein. Die Hellenen von Olbia müssen sie auch gehört haben, und ich möchte wohl wissen, welche hübsche Mythe ihre rege Phantasie von diesen Steppenunken dichtete. Vielleicht sind es die verwandelten Kinder der Flora, die in dieses wilde Land kamen, wo sie nicht zum Gedeihen gelangen konnten und nun mit Sehnsucht erwarten, daß des Landes Busen sich öffne und Vulcan ackernd den Boden mit Bergreihen und Gebirgsthälern befurche. Oder sind es vielleicht die gebannten Geister der Hamaxobiten und Mongolen, die den jetzigen Anbau der Steppe beklagen und harren, daß das Land ihren Pferden- und Herdenfluthen zurückgegeben werde?

Die Kröten müssen den zähen, schwarzen, fetten Steppenboden erstaunlich lieben. Denn man findet sie fast auf jedem Schritte in den Gärten. Ja auch auf den Aeckern und mitten in der hohen Steppe sieht man sie häufig kriechen, fern von allem Wasser, oft auf dem trockensten Boden bei der größten Hitze. Hat aber gar etwas Regen den Boden gefeuchtet, so erscheinen sie in unglaublich großer Anzahl. Es beleben sich dann mit dieser ekelhaften Amphibie alle feuchten Thalgründe, und man hat zuweilen Noth, einen Schritt zu thun, ohne ein paar unfreiwillige Morde zu begehen.

Merkwürdig ist in dieser Beziehung, was die Leute von dem sogenannten „Krötenregen" einmüthig erzählen. Ich habe über diese Erscheinung sowohl mit abergläubigen Kleinrussen, als mit erklärungssüchtigen und vorwitzigen, als auch mit vernünftigen und vorurtheilsfreien deutschen Landleuten gesprochen, und alle stimmten darin überein, daß häufig im Sommer in den Monaten Juni und Juli und selbst auch noch im August nach einem kurze Zeit anhaltenden starken Regenschauer, bei dem der Regen mit dicken Tropfen

herabfiele, und bei dem auch gewöhnlich die Sonne schiene, urplötzlich der Boden stellenweise mit einer ungeheueren Anzahl kleiner Kröten bedeckt erscheine, von denen Niemand gesehen hätte, woher sie kämen, oder bemerkt, wohin sie nach kurzer Zeit wieder verschwänden.

Der Regen, sagen sie, müßte ein solcher dicktropfiger heftiger Regen sein, bei dem die Tropfen so recht in den Staub klatschten. Ein allgemeiner und großer Landregen brächte die Kröten nie zum Vorschein. Daher hätte auch die Erscheinung im Sommer 1838, in welchem ich mich in den Steppen aufhielt, gar nicht stattgehabt, weil der ganze Sommer so feucht gewesen wäre.

Von der Anzahl der Kröten erzählen sie Wunderdinge. Millionen über Millionen bedeckten den Boden, wie ein Heuschreckenheer. Es wären so viele, daß man sich ekle, durch sie hinzugehen; denn man könnte wohl 40 bis 50 mit einem Male unter die Fußsohle bekommen. Einer sagte, er habe einmal einen Kleinrussen mit bloßen Füßen durch einen solchen Krötenhaufen laufen gesehen, und es sei ihm unwohl geworden bei dem widerlichen Schauspiele der an seinen Füßen hängenden und zappelnden, ganz und halb zerquetschten Thiere. Wenn man mit einem Wagen durch den Haufen hinführe, so würden die ganzen Radfelgen mit ihren Säften und Leibern bedeckt. Ein Anderer sagte, es erschienen gerade eben so viele Kröten, als Regentropfen herunterfielen, denn aus jeden. Tropfen entstände eine. Die Thäler zumal wären vom Anfange bis zum Ausgange mit Kröten bedeckt.

Ueber die Größe der Kröten bemerkten sie, daß sie ganz klein seien wie die jungen Kröten im Frühlinge und dabei sehr lebendig herumhüpften, daß sie alle von gleicher Größe seien und daß man nie große dabei fände.

Unmittelbar nach dem Regen, sagten sie, fände man sie am zahlreichsten. Ziemlich schnell verlören sie sich auch wieder noch selbigen Tages. Gegen Abend sähe man sie in den Gräben, in den Spalten des Bodens oder überall, wo sonst an vertieften Stellen Nässe geblieben, eine über der anderen in großen Massen sitzen. Den anderen Tag sei aber nirgends mehr eine Spur von ihnen zu finden, und selbst, wenn man bald darauf den Boden umgegraben oder beackert habe, habe man nie eine etwa im Boden verkrochene Kröte aufgeworfen. Auch sei nie bemerkt worden, daß nach einem solchen Regen die Kröten in den Flüssen und Teichen sich andauernd vermehrt hätten. Vielmehr seien nachher die schon früher vorhandenen großen Kröten in ihrer gewöhnlichen Anzahl, wie auch zuvor, herumgekrochen.

Wenn man die Leute fragt, was sie von den Ursachen dieser Erscheinung denken, so antwortet der Kleinrusse: „Bog snajet“ (Gott weiß es). — Ein Grieche sagte mir: „Tschort snajet“ (Der T..... weiß es). Ein etwas

vorwitziger Deutscher machte mir eine weitläufige Explication und sagte dann: „Es ist ausgemacht, daß der Regen die Kröten erzeugt. Vom Himmel her„unter regnen sie freilich nicht, denn man müßte sie doch sonst in den Tropfen „bemerken, sondern wenn die dicken großen Regentropfen durch die Son„nenstrahlen fallen, so saugen sie von der Elektricität der Sonne das Gift ein, „und fallen sie dann in den Staub des Bodens, der ganz voll ist mit Sal„peter, so entstehen daraus die Kröten. So meine ich einmal," setzte der kluge Redner hinzu.

„Ich kann nicht wissen," sagte mir ein anderer sehr verständiger Deutscher, „wie die Sache sich macht. Aber das Ganze erscheint mir höchst wun„derbar und unerklärlich, und ich kann auf keinen Fall glauben, daß die bei „einem solchen Krötenregen erscheinenden Thiere nur die Jungen der bei uns „herumlaufenden Alten seien. Denn erstlich haben ja die Jungen ihre be„stimmte Zeit im Frühlinge, wo sie erscheinen, und wir sehen sie dann be„ständig bei trockenem Wetter in und außer dem Wasser hüpfen und können „täglich bemerken, wie sie an Größe zunehmen. Die Regenkröten aber kom„men selbst noch im August vor. Alsdann scheint es mir unmöglich, daß die „bei uns lebenden Kröten eine so ungeheuere Anzahl von Jungen sollten erzeugen „können, da die, welche sie im Frühlinge ohne Regen hervorbringen, un„endlich viel geringer an Zahl sind, und endlich, woher kommt es, daß wir die „Regenkröten nachher nirgends mehr zu Gesicht bekommen? Ich glaube so „viel, daß sie mit dem Regen kommen und verschwinden; aber ich weiß nicht, „wie es zugeht".

Was mich selbst betrifft, so will ich — obgleich ich allerdings glaube, daß, wenn irgend ein Boden Kröten erzeugen kann oder geheimen Krötensamen birgt, dieser zähe, schwarze, fettige, salpetrige Steppenboden dazu geneigt ist, — die Ansicht der guten Steppenbewohner den Naturforschern nicht aufdringen und überhaupt die ganze Sache mehr den Psychologen und Ethnographen als den Naturforschern erzählt haben, obgleich allerdings auch diesen noch manche Frage sich dabei aufdringen könnte.

An Eidechsen findet man ebenfalls in der Steppe, wenn auch keinen Ueberfluß, doch Reichthum. Es schlüpfen in großer Anzahl mehre Arten von Eidechsen herum, sowohl von den Gelehrten mit prachtvollen Namen: „Phrynokephalos caudivolvulus", oder noch schöner: „Phrynokephalos helioscopus", ferner: Pseudopus Pallasii", als auch von der Natur in prächtige Farben und wohlgefälliges Wesen wunderbar schön mit vielen Schattirungen von hellem und zartem Grün und Gelb gekleidet. Ich sah diese „Ringelschweife" (caudivolvuli), die dem Helios in's blitzende Auge blicken, zuweilen bis zu einer Länge von $1\frac{1}{2}$ Fuß. Sie werden natürlich von den Kosacken ge-

fürchtet, die faſt Alles in der Natur fürchten, was anders als ihre Ochſen gebildet iſt. Jedoch ſoll man auch, wenn nicht offenbar und ausgeſprochen giftige, doch ſolche unter ihnen finden, deren Biß ſehr ſchwer heilt. Die Helioſkopi ſind ſehr reizbar und werden, wenn man ſie neckt, ſogleich böſe und faſt wüthend. Wir umzingelten einmal einen und zerrten ihn mit einer Schaufel, auf deren Eiſen er beſtändig außer ſich vor Wuth losbiß. Er packte das Eiſen zuletzt ſo feſt, daß wir ihn damit emporziehen konnten.

Weit zahlreicher aber als die Eidechſen ſcheinen noch die Schlangen der Steppe zu ſein. Ihre Anzahl iſt Unzahl, oder war es wenigſtens noch bis vor 30 Jahren. Denn mit der Zunahme der Bevölkerung und des Anbaues in den Steppen haben ſie natürlich bedeutend abgenommen. Da indeß die Kleinruſſen ſie gewöhnlich gar nicht tödten, ſo ſind ſie noch hier und da ſehr häufig, der Art, daß ſie in vielen Gegenden mit den Menſchen gemeinſchaftlich in den Semlanken hauſen. Die Kleinruſſen gehen ihnen nur aus dem Wege und ſprechen: „Läßt du die Schlange gehen, ſo läßt ſie dich gehen. „Tödteſt du ſie aber, ſo werden dich auch die anderen beißen und ihre „ganze Verwandtſchaft dir keine Ruhe laſſen". Sie glauben an eine Art von Blutrache unter den Schlangen und berufen ſich dabei — wahrſcheinlich haben ihnen dieß die Prieſter in den Kopf geſetzt — auf das achtundzwanzigſte Capitel der Apoſtelgeſchichte, wo es im dritten und vierten Verſe ſo heißt: „Da aber Paulus (auf der Inſel Melite) einen Haufen „Reiſig zuſammenraffte und es auf's Feuer legte, kam eine Otter von der „Hitze und fuhr Paulo an ſeine Hand. Da aber die Leutlein ſahen das Thier „an ſeiner Hand hängen, ſprachen ſie: Dieſer Menſch muß ein Mörder ſein, „welchen die Rache nicht leben läßt, obgleich er dem Meere entgangen". — Sie deuten dabei das Wort „Mörder" entweder auf Schlangenmörder insbeſondere, oder auf alle Mörder überhaupt und folglich auch auf Schlangenmörder und das Wort Rache auf Blutrache der Schlangen und fürchten ſich ſo vor den Schlangen als vor Rächern jedes Mordes.

Die deutſchen Koloniſten dagegen wurden in den Steppen, als ſie vor dreißig Jahren hierher verſetzt wurden, wahre Schlangen- und Drachen-Ueberwinder. Sie fanden bei ihrer Ankunft faſt überall Schlangen in großer Menge, beſonders aber unter den Dornen der Thäler und an den Meeresufern. Hier fanden ſie oft, gleichwie in der Steppe Mugan im Kaukaſus, ganze, mehre Fuß hohe Haufen über einander in der Sonne liegen, 200 bis 300 wie ein Knäuel durch einander geflochten. Sie mußten auf den ihnen angewieſenen Aeckern einen förmlichen Vertilgungskrieg gegen die Schlangen führen und haben ihn ſiegreich beendigt. Die Alten erzählen noch viel von ihren damaligen Schlangenkämpfen, die ſie als Burſchen unternommen,

und sagen, daß sie es noch jetzt nicht begriffen, wie sie durch die Gewohnheit, mit den Schlangen herumzustreiten, so großen Muth erlangt hätten, daß, wenn sie z. B. aus dem Bade gekommen wären und Einer am Ufer geschrieen hätte: „Schlangen! Schlangen!" sie gleich nackend, wie sie gewesen, zwischen den Schlangenhaufen gesprungen wären und mit Steinen und Dornstöcken nicht eher unter ihnen zu wüthen nachgelassen, als bis sie alle umgebracht hätten. Es seien damals fast in allen Häusern Schlangen gewesen, und einige Deutsche hätten sich auch schon wie die Kleinrussen so daran gewöhnt, daß sie gar keinen Anstoß daran genommen, wenn dieselben wie die Mäuse aus ihren Löchern hervorgekrochen wären, um die vom Tische herabgefallenen Brosamen zu benaschen. Kleine Kinder hätten Schlangen im Grase ergriffen, die von ihrem Butterbrode gespeis't, und sie zu ihren erschreckten Aeltern gebracht *).

Die Schlange, welche in den Steppen die größte Länge erreicht, ist die „Coluber trabalis." Man sprach während meiner Anwesenheit in den Steppen von einer, die, drei Klaftern lang, sich bei Ovidiopol am Dniestr gezeigt haben sollte. Die deutschen Kolonisten erzählen hier von fünf bis sechs Ellen langen, als von einer gar nicht seltenen Erscheinung. „Einmal badeten wir uns," erzählte mir Einer, „unserer vier, lauter junge „Burschen. Als wir uns nach dem Bade ankleiden wollten, rief Einer: „Seht! Was ist da zwischen den Kalkfelsen? Wir erkannten bald eine „wenigstens sechs Ellen lange Schlange (Coluber trabalis). Obgleich wir „uns nicht vor Schlangen fürchteten, so stutzten wir doch, und Einer sprach: „Es ist besser, daß wir diese große zufrieden lassen. Jedoch fürchteten wir „die Schande noch mehr als die Schlange, und wir ließen bald Kalksteine „genug auf sie herabregnen. Sie, in einem gewissen Bewußtsein ihrer Kraft, „wich durchaus um kein Haar breit, sondern richtete sich, wie die großen „immer thun, vorn anderthalb Ellen hoch auf, beständig züngelnd und so „laut wie eine Gans zischend. Die Steine trafen entweder nicht recht, oder „sie glitten an ihrem glatten Leibe ab. Wir wagten nicht, sie mit unseren „kurzen Stäben, die wir bei uns hatten, zu attakiren, gingen also Einer „nach dem Anderen abseits, um uns längere Stäbe zu holen, während die „Uebrigen die Schlange beschäftigten, und setzten nun dem Thiere schärfer zu. „Der Eine hieb hier auf sie, der Andere dort, und wenn sie auf Einen los„schoß und dieser floh, so waren wir Anderen wieder schnell hinterdrein und

*) Schon Herodot spricht bekanntlich von den vielen Schlangen in den Gegenden zwischen dem Dniestr und Dniepr und erzählt, daß die hier wohnenden Neuren der Häufigkeit dieser Thiere wegen ihr Land verlassen hätten. Es ist bemerkenswerth, daß die deutschen Kolonisten dazu bestimmt waren, einem so lange Zeit bestehenden Verhältnisse ein Ende zu machen.

„zielten auf ihre glatte Haut, wo wir eben konnten. Wir mußten sie einige „Male schwer getroffen haben, denn sie nahm nun am Ufer hin Reißaus. „Wir verfolgten sie mit Steinen, und ein dicker Stein traf sie am Kopfe, „so daß sie matt liegen blieb und auf dem Sande sich krümmte, wo wir ihr „dann völlig das Garaus machten. Wir maßen ihre Länge, welche nahe an „zehn Schuh betrug, und ihr Leib hatte die Dicke einer Weinflasche."

Die „Plawnen" (sumpfigen Schilfwälder) der Flüsse sind der Hauptsitz der Schlangen, und insbesondere die „Plawna" des Dniestr. Aus ihr tauchen zuweilen bedeutende Schlangen hervor, von denen man in der That wunderbare Geschichten erzählt. Die von einer Schlange, welche vor dreißig Jahren bei Ovidiopol gehaust und Thiere und Menschen getödtet haben soll, und vor der selbst ein Reiter kaum entfliehen konnte, will ich lieber unberührt lassen, weil ich aus der dritten Hand von ihr gehört habe. Die Erzählung von einer anderen Schlange aber verdient einige Aufmerksamkeit, weil ich sie von Augenzeugen und sogar von obrigkeitlichen Personen, den Schulzen der betreffenden deutschen Kolonieen, mitgetheilt erhalten habe.

In der Nähe dieser Kolonieen, Franzenthal und Petersthal am Dniestr, bemerkten die Leute — es war im Anfange der zwanziger Jahre — zu wiederholten Malen sonderbare Spuren in ihren Kornfeldern, als wenn ein Mehlsack durch sie hingeschleift wäre, die Halme dicht an den Boden gedrückt und einen förmlichen Weg durch den Acker gebildet, und sie sprachen unter einander: Wer verschleift uns denn unsere Felder so unerhört? — Es wurden diese Spuren hier und dort und am Ende an vielen Orten bemerkt. Nach einiger Zeit fand man auch ein Füllen auf dem Felde, halb getödtet, und zwar mit ganz eigenthümlichen Wunden, die nicht von einem Wolfe herzurühren schienen. Und viele Leute sprachen schon: Es muß irgend eine große Schlange die Dörfer beschleichen. Diese Vermuthung wurde Gewißheit, als eines Tages vier bis fünf Wagen in voller Carriére in's Dorf hereinfuhren mit Leuten, die noch erschreckter waren als ihre Pferde. Sie hatten in der Nacht auf der Steppe campirt, wie das die Feldarbeiter wegen der oft sehr großen Entfernung ihrer Aecker hier gewöhnlich thun, die sie zwingt, um das viele Hin- und Herfahren zu vermeiden, die ganze Arbeitswoche auf der Steppe in ihren Wagen zuzubringen und erst zum Sonntage heimzukommen. Jene Leute hätten nun eine so lebhafte Schilderung von einer ungeheueren Schlange, durch welche sie und ihre Pferde erschreckt worden seien, gemacht, daß sich nun der Schulze des Dorfes bewogen gefühlt habe, die ganze Gemeinde zur Jagd auf die Schlange aufzubieten und ebenfalls die beiden benachbarten deutschen Kolonieen zur Hülfe einzuladen. Es wären darauf mehr als hundert junge Leute bewaffnet in's Feld gerückt, hätten aber den ganzen

Tag vergebens gespürt und gesucht. Sie wären heimgekehrt, und die beiden Nachbardörfer hätten sie verlacht und verspottet wegen ihrer Schlangenfurcht. Doch habe der Schulze Alles in Bereitschaft halten lassen, Flinten und Pulver, um erforderlichen Falles seine Pflicht erfüllen zu können. — Als nun an den folgenden Tagen wiederum die Schaf- und Pferdehirten von der großen Schlange erzählt hätten, die ihre ganzen Herden erschreckt und ihnen ein Pferd getödtet, so hätte man gleich nach diesem Berichte wiederum in der bezeichneten Gegend Jagd machen lassen, und sie hätten denn nun das Thier auch wirklich entdeckt. Die Schlange habe sich zwar anfangs aufgerichtet, als wolle sie sich widersetzen, sogleich aber ein paar Schüsse erhalten, die sie wohl verwundet, aber nicht getödtet hätten, und habe sich dann auf die Flucht begeben. Man habe sie verfolgt und noch mehre Male nach ihr geschossen, allein sie sei nun so eilig und in so ungeheuer großen Sätzen geradesweges dem hohen Ufer des Dniestrthales zugeeilt, daß man sie nicht mehr habe erreichen können. Hier habe sie sich denn, Allen sichtbar, am Berge herabgelassen und sei in den Schilfrohren des Dniestr verschwunden, wo sie entweder gestorben sei, oder noch hause. Man habe ihre Spur, die blutig gewesen sei, weit verfolgt, ihr selbst aber in dem großen Schilfrohre nicht weiter beikommen können. — Einige sagten, sie sei so lang gewesen wie der längste Wiesbaum (das Holz, das die Würtemberger auf das Heu legen). Der Schulze, der mir die Sache erzählte, sagte, sie sei wenigstens 3½ Klaftern lang gewesen.

In manchen Gegenden der Steppe sind noch jetzt die Schlangen so häufig, daß die Pferdehirten darauf Rücksicht nehmen und mit ihren Tabunen (Pferdeherden) sorgfältig solche Stellen vermeiden. Die gewöhnliche Speise der größeren Steppenschlangen sind die kleinen Erdhäschen, auf die, wie schon oben gesagt, fast alles Fleischhungerige in den Steppen fällt.

In den beßarabischen Steppen giebt es eine Schlange, die sich den Kühen an die Euter setzt und ihnen die Milch aussaugt, so daß diese oft ohne Milch nach Hause kommen. Anfangs, wenn dieß einer Kuh zum ersten Male passirt, scheut sie sich vor der Schlange und schlägt mit den Hinterfüßen danach. Dieß hilft ihr aber zu nichts, denn die Schlange windet sich alsdann mit dem Schwanze oberhalb des Kniees um den einen Hinterschenkel des Viehes und saugt mit dem Maule am Euter ruhig fort. Das Vieh wird die Sache zuletzt gewohnt, und da die Schlange noch viel sanfter saugt als das Kalb, so macht es den Kühen zuletzt Vergnügen, auf diese Weise ihrer Last entledigt zu werden, und sie streifen dann wohl selbst in die Dorngebüsche, um die wohlthätige Schlange aufzusuchen und zum Saugen zu reizen.

Verkürzen und verbreitern wir den Leib der Schlange, lassen wir ihm vier Füße wachsen und hängen wir das Ganze in ein oben und unten deckendes Hornschild, so haben wir ein neues Schreckbild für die Kleinrussen, die Schildkröte. Es kommen derselben nicht wenige und oft ziemlich große in den Steppen vor, die von den Kleinrussen so gefürchtet werden, als seien sie Kinder des Bösen. Ich fing einmal eine ziemlich große auf einer Wolfsjagd mitten auf dem Felde. Ich brachte sie in die Küche, um den Koch zu fragen, ob er einen Teller voll Suppe davon machen könne. Es arbeiteten in derselben Küche fünf bis sechs Kleinrussen. Diese stoben in demselben Augenblicke alle sechs auseinander, so wie sie waren, die einen mit Tellern, die anderen mit Schüsseln in den Händen, und liefen, wie von einem panischen Schrecken ergriffen, davon. Ich verfolgte sie zum Scherze mit der zappelnden Schildkröte. Aber sie schrieen, ich sollte das Ding wegthun, das wäre der Teufel, wenn es Einen bisse, so müßte man auf der Stelle ohne Rettung sterben. Dieß war in der Ukraine. Dieselbe unbegränzte Furcht vor den Schildkröten, bei deren Anblicke sich kleinrussische Männer wie Kinder benehmen, fand ich im Süden bei den Odessa'schen Kleinrussen und Kosacken. Die Großrussen wissen dagegen nichts davon. Es ist doch höchst sonderbar, daß ein so unschuldiges Thier zahlreich und weit in einem Lande verbreitet ist, und daß eine so ungegründete Furcht Jahrhunderte lang (denn ohne Zweifel hat diese Furcht vor den Schildkröten die Kleinrussen nicht erst vor Kurzem befallen, da sie mit ihnen schon Jahrhunderte lang zusammen leben) sich unter einem Volksstamme halten konnte! Ich habe nicht erfahren, ob sie für diese Schildkrötenfurcht auch eine Bibelstelle citiren.

4) Insecten.

Von allen Insecten der Steppe erscheint keines in so ungeheueren Massen, und keines tritt deßwegen und wegen seiner ungemein großen Freßgier mit dem Menschen und der Cultur in so gefährliche Berührung wie die Heuschrecken. Ich kann mich — leider! für mich, Gott sei Dank! für den fleißigen Steppenbewohner von 1838 — nicht rühmen, viel eigene Beobachtungen über diese merkwürdigen Thiere gemacht zu haben. Allein es gelang mir doch, Manches über das Verhältniß zu erkundschaften, in welchem dieselben zu diesem Lande und zu den Bewohnern und Pflanzen desselben stehen, was zum Theil als neu betrachtet werden und einiges allgemeine Interesse haben könnte, und was ich daher hier mittheile.

Die Heuschrecken sind keineswegs eine alljährliche Plage der südrussischen Steppen. Es giebt Jahre, wo sie ganz ausbleiben, oder wenigstens sich nicht zu jenen verheerenden Wanderungen vergesellschaften, ja, es giebt sogar

ganze Perioden von Jahren, in denen sie nicht erscheinen, und dann eben so aber auch wieder Perioden, in denen sie jedes Jahr in größeren oder geringeren Massen zum Vorscheine kommen. Als die deutschen Kolonisten vor dreißig Jahren in diese Gegenden kamen, wußte und sprach kein Mensch von Verwüstungen durch Heuschrecken. Man hatte freilich immer schon zwei Sorten derselben im Lande, allein sie nährten sich wie andere Insecten und mehrten sich mit Maßen. Erst in der Mitte der zwanziger Jahre bemerkten die Leute, daß die Heuschrecken häufiger wurden und in kleinen Trupps umherflogen, die man sonst nicht gesehen hatte. Hier und da richteten dieselben schon 1824 und 1825 kleine Zerstörungen an, doch kamen sie erst 1828 und 1829 in großen Herden, die die Sonne verfinsterten und die Ernten ganzer Dorfschaften ruinirten. Die deutschen Kolonisten wußten nicht, wie ihnen geschah, und geriethen über dieß unerhörte Uebel so in Schrecken, daß Viele vom Untergange der Welt redeten. Die Prediger weissagten und citirten Bibelstellen und sprachen, dieß sei eine neue Strafe Gottes für die Sünden der Menschen. Man sah Züge und Zeichnungen auf den Flügeln der Thiere, die man für Buchstaben hielt, und es traten Propheten auf, welche diese Schrift vom Himmel deuteten. Indeß blieben die Deutschen nicht bei diesem Schrecken stehen, sondern dachten auf Abhülfe der Noth. Sie kamen zu den Russen und Tataren gelaufen und fragten sie über die Heuschrecken und was man dagegen thun müsse. Diese aber konnten selbst nichts angeben, denn nur die Aeltesten unter ihnen wußten sich zu erinnern, durch ihre Väter von Verwüstungen der Heuschrecken gehört zu haben. Die Deutschen machten sich also selbst an's Werk, jagten, scheuchten, tödteten und schossen, wo sie konnten, erfanden Schleifen und andere Maschinen, um diese Plage los zu werden, und kamen so endlich, da die Heuschrecken auch in den folgenden Jahren wiederkamen und sie in Thätigkeit und Uebung erhielten, zu einem geregelten Verfahren, welches hier vielleicht dargestellt zu werden verdient, weil doch wohl von allen Nationen, die im Reiche der Heuschrecken wohnen, die deutsche die denkendste und sinnreichste ist. Zuvor indeß nur noch dieß, daß in den Jahren 1828 und 1829 die Heuschreckennoth in Beßarabien und Neurußland am größten war; 1830, 1831 und 1832 erschienen sie auch wieder, nahmen indeß schon merklich ab und thaten 1833 nur noch geringen Schaden. Seit 1834 sind sie gar nicht wieder in großen Trupps erschienen, und man findet sie nun nur wieder wie zuvor hier und da einzeln in den Weingärten und Aeckern, wo sie ihre Eier legen, ohne jedoch sich stark zu mehren.

Wenn Jemand in einer deutschen Kolonie auf deren Gebiete oder in ihrer Nachbarschaft ein nahendes Heuschreckenheer entdeckt, so ist er verbunden, es

ſo ſchnell als möglich dem Schulzen der Kolonie anzuzeigen Dieſer entbietet alsdann flugs die ganze Gemeinde, und alsbald bewaffnet ſich Alles mit Glocken, Keſſeln, Flinten, Piſtolen, Peitſchen, Trommeln und anderen Dingen, die knallen und ſchallen und vor deren ſtarken Tönen die Heuſchrecken fliehen. (Als die Kaiſerin von Rußland 1828 auf dem Landgute des Herrn Reynaud am ſchwarzen Meere bei Odeſſa wohnte, wurden die Heuſchrecken mit Trommeln aus den Gärten verſcheucht.) Wenn die Heuſchrecken ſchon niedergefallen und nicht gar zu matt ſind, ſo werden ſie von den Tönen aufgeſcheucht, wenn ſie aber noch fliegen, vom Niederlaſſen abgehalten und zum Höherfliegen gezwungen.

Außer dieſen klangreichen Dingen ſchleppen die Leute auch Stroh mit, trockenen Miſt und Alles, was brennend einen ſtarken Rauch macht. Denn den Rauch leiden die Heuſchrecken noch weniger als den Lärm, insbeſondere fliehen ſie den von trockenem Miſt und Weinrebenzweigen. So ausgerüſtet rücken ſie in's Feld und ergreifen nun verſchiedene Maßregeln, je nach der verſchiedenen Lage und Stellung, in welcher ſie den Schwarm finden. Hat er ſich bereits auf dem Gebiete der Nachbarn niedergelaſſen und ſchreitet er nun beſtändig grasend gegen das Gebiet, das ſie ſchützen wollen, vor, ſo machen ſie ſchnell an den Gränzen rund herum kleine Feuer, die von beſonderer Wirkung ſind, wenn der Wind den Heuſchrecken den Rauch entgegenführt. Es gelingt dadurch oft, den freſſenden Wanderern eine andere Richtung zu geben, oder ſie wenigſtens zum Halten zu bringen. Können ſie aber nicht ſchnell und ſcharf genug feuern, oder iſt der Heuſchreckenſchwarm zu mächtig — ſie liegen oft drei bis vier Zoll hoch — ſo geſchieht es wohl, daß, wenn die vorderſten auch halten, doch die hinteren nachflattern, zu Tauſenden in's Feuer fallen, das ſie mit ihren Leichnamen löſchen, und dem Reſte zum Weiterſchreiten ſo Bahn ſchaffen.

Finden die Leute den Schwarm ſchon auf ihren eigenen Feldern niedergelaſſen, ſo umzingeln ſie ihn ſogleich und machen rund herum ebenfalls kleine Feuer, um ihn zuvörderſt in dieſer Feuerkette zu feſſeln und zum Anhalten zu bringen. Alsdann zünden ſie kleine Strohbündel und andere Feuerbrände an und werfen ſie in den eingeſchloſſenen Haufen hinein, ſchießen und ſcheuchen darin herum, um ihn ſo, da er weder vorwärts ſchreiten noch ſitzen bleiben kann, zum Auffliegen zu zwingen.

Glückt ihnen dieß, oder fanden ſie ihn gleich bei'm erſten Anzuge noch in der Luft, ſo beginnen ſie nun ein Lärmen wie die Jagd des wilden Jägers. Einige haben große Tücher an Stangen gebunden, Andere tragen brennende Strohwiſche an langen Fackelſtäben in die Höhe. Sie wedeln, flaggen, ſchießen, jauchzen, trommeln, klingeln und bringen die ganze Atmoſphäre in

Aufruhr. Die erschreckten Heuschrecken, die vielleicht schon im Fallen begriffen waren, steigen dann wieder etwas höher, und indem die Leute, im lärmenden Tumulte über Thal und Hügel springend, ihnen beständig folgen, gelingt es ihnen nicht selten, den Schwarm über ihre Aecker und ihr Dorf so schwebend hinwegzuführen. Haben sie das Meer oder einen Liman in der Nähe, so suchen sie ihn allmählig auf die Seite in's Wasser zu treiben. Führt ein starker Wind die Heuschrecken in's Meer hinaus, so ist es merkwürdig, daß sie, darin niederfallend, sich nicht in einer breiten Schicht darauf hinlegen, vielmehr sich pyramidenweise anhäufen, so daß, wo zuerst einige Millionen niederfielen, sich eben dahin auch die anderen setzen, wie auf einer gleichsam durch die Leiber der anderen gebildeten trockenen Insel. Indem sich dann alle auf solchen einzelnen Inseln anhäufen, bilden sie so verschiedene im Meere schwimmende, anderthalb bis zwei Fuß hohe Berge, die durch alle die sich anklammernden Beinchen und Gebisse fest zusammenhängen und mehre Zoll tief im Wasser gehen. Ist ihnen der vom Lande wehende Wind nun stark entgegen, so werden diese Heuschreckenkegel immer weiter in's Meer hinausgetrieben und kommen allmählig um.

Doch muß der Wind stark sein, denn können sie ihm nur einigermaßen entgegenarbeiten, so kehren sie wieder um. Die, welche oben auf dem Trockenen der Inseln sind, fliegen wieder auf und kommen gegen den Wind an's Land zurück. Die, deren Flügel genäßt sind, suchen sich schwimmend an's Ufer zu arbeiten, und kommen sie dazu, — die Heuschrecken haben, so wenig sie das Wasser lieben, doch ein zähes Leben und ertrinken nicht leicht — so sitzen sie nun zu Millionen auf dem Sande des Ufers, schlagen mit den Flügeln, trocknen sich schnell und schließen sich dem Zuge der Uebrigen an. Die Ertrunkenen aber werden auch allmählig an's Ufer getrieben, färben hier den Schaum der Brandung schwarz und bedecken den Rand des Wassers in langen Dämmen wie ausgeworfener Seedünger.

Es sind mir mehre Geschichten von Heuschreckenschwärmen, die auf diese Weise aus dem Meere zurückkehrten, erzählt worden. Zuweilen sogar, wenn sie merken, daß es jenseits kein Ufer giebt, machen sie, ohne sich auf dem Meere hinzusetzen, Schwenkungen und kommen trotz alles Schießens und Scheuchens der Menschen an's Ufer zurück. „Wir jagten," erzählte mir ein deutscher Kolonist, „einmal einen großen Heuschreckenschwarm von unserem „Gebiete weg. Ein starker Wind half uns, ihn dem Meere zuzutreiben. Sie „flogen hier, von dem hohen Rande des Steppenplateaus geschützt, am nie„drigen Ufer hin. Wir ließen sie in der Tiefe ziehen und jagten hinter ihnen „her, ihnen zur Seite am Rande der hohen Steppe hin. Wir brachten sie „so bis zu der Oeffnung eines Limans, aus dessen Mündung ein starker

„Wind in's Meer hinausbrauſte. Dieſer Wind faßte den Schwarm und „trieb ihn weit in die hohe See hinaus, wo wir die Teufelsbrut bereits in „den Wellen geborgen glaubten. Auf ein Mal aber bemerkten wir, daß die „Wolke ſich auf die Seite ſchwenkte, und ſahen nun zu unſerem größten „Schrecken ſie wie ein rückkehrendes Gewitter wieder geradezu auf das Ufer „fliegen. Wir wedelten mit unſeren Fahnen, verſchoſſen unſer letztes Pul„ver, ſetzten alle Keſſel und Glöckchen in Bewegung, aber vergebens. Die „verzweifelnden und matten Heuſchrecken waren taub und blind gegen unſer „Drohen und fielen wie ein Platzregen in Schaaren zwiſchen und neben uns „am hohen und niedrigen Ufer nieder und erholten ſich von ihrer Reiſe durch „die Speiſung der Früchte unſerer Arbeit."

Gelingt es nicht, auf die eben angegebene Weiſe den im Felde liegenden Schwarm in die Höhe zu bringen, was z. B. bei Regen, oder auch nur bei feuchter Luft durchaus unmöglich iſt, weil dann die Heuſchrecke matt am Boden liegt und kaum dem ſie zertretenden Fuße ausweicht, vielweniger den ſie blos ſchreckenden Tönen, ſo bleibt dann nichts Anderes übrig, als die bereits bedeckten Aecker preiszugeben und ſo viele als möglich zu erſchlagen, um wenigſtens das Uebel zu mindern. In den Gärten zertritt und erſchlägt man ſie auf alle mögliche Weiſe. Es iſt kein Fuß und keine Hand in der ganzen Steppengegend, die nicht ſchon viele Tauſende dieſer Unholde gemordet hätten. Auf den Aeckern gebraucht man dazu großartigere Mordinſtrumente, insbeſondere aber Walzen und Dornſchleifen. Die Walzen, wenn es nicht ſehr ſchwere ſteinerne ſind, ſind von geringem Effect. Die Dornſchleifen aber, die ſehr practikabel ſind, richten ſie ſo ein: Sie binden an einen zehn Fuß langen Baumſtamm ſo viele und große Dornbüſche, als daran ſitzen mögen, beſchweren dann den langen Schweif mit Steinen und Balken, ſpannen zwei Pferde vor, und damit geht's über den Acker hin und her. Die Heuſchrecken werden dabei nicht nur gedrückt, wie bei den Walzen, ſondern auch gerollt und geſchleift und ſo ſicherer umgebracht. Natürlich iſt bei dieſem Verfahren nicht mehr daran zu denken, die Frucht zu retten. Allein man ſorgt doch für den Nachbar und für's nächſte Jahr, da die Heuſchrecken ſich doch mindern und am Eierlegen gehindert werden.

Iſt es ſchon ſpät im Jahre, zu Ende Auguſts oder Anfang Septembers, wo die Thiere mit Eiern ſchwanger gehen, ſo pflügt man auch nach dem Schleifen noch den Acker um, um die Eierneſter zu zerſtören und nach oben zu bringen, wo dann im Winter die Brut von der Kälte getödtet wird.

Die Heuſchrecken wiſſen, daß ſich in den Gärten der Dörfer Vieles findet, was ihnen beſonders mundet. Sie erkennen dieſelben von Weitem und laſſen ſich daher bei den Dörfern vorzugsweiſe nieder. Man kann

ſich denken, in welches Schrecken und in welche Beängſtigung ein ſolches armes, von einem Heuſchreckenſchwarme überfallenes Dorf geräth. Alles wie bei einem Schneeflockengeſtöber von gierigen kleinen Ungethümen umhüllt und überſchwärmt! Himmel und Erde verſchwinden! Die Dächer, die Mauern, der Boden ſind mehre Zoll hoch mit krabbelnden Geſchöpfen bedeckt und die Luft iſt unmeßbar tief damit erfüllt! Alles rauſcht, klappert, ziſcht und ſchnurrt! Man muß alle Thore und Oeffnungen verſchließen und verſtopfen, denn ſie fallen in Maſſen in die Schornſteine herab und ſchlagen wie Hagel an die Thüren und Fenſter. Mehre Male ſtürmte ein ſolches Heuſchreckenheer auf die Stadt Odeſſa herein und bedeckte Dächer, Straßen und öffentliche Plätze. Da fiel es zappelnd und zuckend in die Töpfe der Küchen, lebendig und ziſchelnd auf die Kornböden und Hausräume und flatterte in ungethümen Geſtalten und ſchreckhaften Figuren in die eleganten Zimmer der Vornehmen.

Iſt nun ein Heuſchreckenſchwarm ſo in das Dorf ſelbſt und ſeine Gärten eingedrungen, ſo löſt ſich die ganze Verbindung der Treiber auf, und Jeder eilt mit ſeinen Kindern und Knechten in ſeine Wein- und Gemüſegärten, das Eigene zu retten, jagt und ſcheucht ſo viel er kann — die Kinder führen dieſen kleinen Krieg am beßten — und unterhält kleine Feuer um die Beete, Bäume und Pflanzen herum, die man vorzugsweiſe gern ſchützen möchte. Vieles wird verjagt oder getödtet, das Meiſte aber bleibt, wüthet und frißt.

Dieß alſo über das Verfahren bei'm Kriege gegen die Heuſchrecken. Wir wollen hier nur noch hinzufügen, was wir über die Heuſchrecken ſelbſt und ihr Leben bemerkt und erfahren haben. Denn wenn das Meiſte davon auch im Allgemeinen ſchon genugſam bekannt iſt, ſo wird doch Alles wieder durch die Natur des Landes eigenthümlich bedingt, und über Manches berichten die Leute hier wieder in einigen Puncten anders, als man ſonſt hört.

Es giebt in den ſüdruſſiſchen Steppen hauptſächlich zwei Arten von Wanderheuſchrecken, eine kleine anderthalb Zoll lange und eine große von zwei Zoll Länge. Die kleine nennen die Ruſſen „Russaki“ (Gryllus migratorius), die große aber „Saranni“ (Gryllus vastator).

Beide ſind gleich gefräßig und gleich gefürchtet, und beide entſtehen, wie bekannt, aus Eiern, welche das Weibchen im Auguſt und September mit der ſchon oft beſchriebenen Bohr- und Eierröhre in die lockere Erde legt. Dieß Thier bohrt indeß keineswegs mit dieſer äußerſten Spitze ſeines Leibes allein, ſondern auch mit dem Leibe ſelber. Es dient jene Röhre dem ganzen bohrenden Leibe nur gleichſam als erhärtete Stahlſpitze. Es kommt hier Alles auf die Weichheit des Bodens an. Iſt dieſer ſehr hart, ſo bleibt es bei einem kleinen Loche, das kaum die Eier faßt, iſt er aber weich — und gewöhnlich

suchen sie sich einen solchen aus — so kommt die Heuschrecke mit dem halben Körper und, wenn er sehr weich ist, mit dem ganzen in das Loch hinein, so daß sie fast völlig darin versteckt ist, indem sie sich, beständig bohrend und höhlend, in dem Loche herumdreht.

Wenn das Loch endlich so weit ist, als es ihr ihre Kräfte und der Zustand des Bodens zu machen erlauben, so legt sie 50 bis 70 Eier hinein und verwendet zu dieser ganzen ämsigen Arbeit zwei bis drei Tage. Alsdann ermattet sie und giebt, wenn sie so ihr Werk vollendete, ihren Geist auf. Konnte sie das Loch groß genug machen, so bleibt sie mit sammt ihren mit Erde etwas verdeckten Eiern darin und deckt und schützt dieselben noch sterbend mit ihrem verwesenden Leibe. Die Eier der Heuschrecke sind weiß und an Form und Größe denen der Ameisen ähnlich. Sie sind alle mit einer weißen, klebrigen Masse zu einem Haufen oder Neste zierlich verbunden. Zieht man sie aus dem Loche hervor, so bilden sie ein zusammenhängendes Klümpchen, wie die Eiernester einer Spinne. Wenn man sie in ein Glas thut und so einer mäßigen Wärme aussetzt, so kann man in kurzer Zeit die kleinen Heuschrecken hervorkriechen sehen. Draußen geht es nicht so schnell. Die Eier liegen den ganzen Herbst und Winter über bis spät in den Frühling, wo dann zu Ende Aprils oder Anfang Mais die Jungen hervorkriechen. Selten werden die Eier, wenn sie auch nur ein wenig mit Schnee bedeckt sind, im Winter vom Froste getödtet, obgleich sie doch nur einen bis anderthalb Zoll tief unter der Oberfläche des Bodens liegen. Wenn man sie aber umackert, so tödtet sie, wie gesagt, die Kälte leicht.

Im Frühlinge also bei den ersten recht warmen Tagen kriechen sie aus und erscheinen alsbald in ungeheuerer Menge. Wie viele Millionen Mütter fielen nicht im Herbste mit ihrer Eierlast nieder, und diese erscheinen nun alle versechszigfacht! Sie haben anfangs keine Flügel, sogleich aber rasche Füße zum Marschiren. In den ersten Tagen nähren sie sich still in ihrer Nachbarschaft, bald aber gewinnen sie an Stärke und an Zahl, und es stoßen Haufen zu Haufen. Sie fressen ihre Umgebung — vielleicht ein ödes, grasreiches Steppenfeld, wo Niemand sie bemerkte und störte, — kahl, oder sie werden aus den Gärten verscheucht und begeben sich nun auf die Wanderung. Es rafft sich Alles auf und ruschelt über und neben einander weg. Sie gehen immer in einem geraden Striche und lassen sich durch nichts aufhalten. Sie schreiten über die Dächer der Erdwohnungen weg und klimmen über die Zäune und selbst an nicht allzusteilen Mauern hinauf. Sie schreiten mitten durch die Dörfer und durchfluthen die breiten Straßen derselben, sie weichen weder Menschen, noch Vieh, noch Wagen aus, und man wadet bis an die Knöchel in Heuschrecken. Wenn man mit einem Wagen durch sie hinfährt, so tödtet

man Tauſende. In großen Maſſen ſtürzen ſie in die Regenſchluchten und an den ſteilen Ufern des Meeres hinab.

Denn, indem eine immer die andere drängt, haben ſie nicht Zeit zum vorſichtigen Hinabklettern und fallen zu ganzen Regimentern in den Abgrund hinab, wo dann die Laſt der Oberen die Unteren erſtickt. Es fällt Regen und Erde auf dieſe lebenden Maſſen herab und macht durch Druck und Hunger Alles zu Staub. Gott, warum erzeugt ſich dieſes Geſchlecht mit ſo unbegränzter geiler Fruchtbarkeit, um jeden ſeiner Schritte mit ſo ungemeſſenem Tode und ſolcher Verſtümmelung zu bezeigen?! Der Marſch dieſer kriechenden jungen Heuſchreckenheere iſt noch viel gefüchteter als der Flug der alten. Denn theils iſt es nicht möglich, ſie aufzuſcheuchen, und es giebt kein Mittel, ſie zu vertreiben, theils freſſen ſie weit gieriger noch als die Alten, da ſie zu ihrem Wachsthume mehr bedürfen, theils endlich fallen ihre Wanderungen gerade in die ſchönſte Zeit der jungen Frucht und des jungen Graſes, das ſie ganz mit Stumpf und Stiel wegfreſſen. Jedoch bleiben ſie nur in kleinen Bezirken und kommen nicht weit, denn ein großes Heer kann kaum in einem Tage mehr als zwei Werſte von der Stelle kommen.

In 3 bis 4 Wochen ſind die jungen Heuſchrecken völlig ausgewachſen, haben nach 4 bis 5 Wochen auch vollkommen ausgebildete Flügel erhalten und fangen alsdann an, ſich zu erheben. Sie ſchwärmen nun durch das Land kreuzend hin und her, ſowohl im Juli als auch Auguſt, bis in den halben September hinein. In der Mitte des Septembers iſt nach einem Leben von etwa 4 Monaten dann Alles wieder todt und die Vervielfältigung der Brut für's nächſte Jahr vorbereitet. Die größten Heere erſcheinen in den neuruſſiſchen Steppen erſt im Auguſt, vielleicht weil dann aus ſüdlichen Ländern noch andere zu den einheimiſchen hinzuſtoßen.

Was die Art, Zeit und Schnelligkeit des Fortbewegens dieſer alten beflügelten Heuſchrecken betrifft, ſo iſt der Flug einer jeden wie der eines unbehülflich fliegenden, flatternden Vogels. Sie machen dabei ein beſtändiges Geräuſch mit den Flügeln, welches, wenn es von der ganzen Maſſe gehört wird, wie das Rauſchen des Windes durch die Pappelbäume klingt. Sie fliegen nicht nur mit dem Winde, ſondern auch gegen den Wind, dann aber nicht direct gegen die Richtung des Windes, ſondern, wie die Leute ſich ausdrücken, um den Wind herum, wie die Schiffe, was denn wohl eben nichts weiter iſt als ein Laviren gegen den Wind. Die Höhe ihres Fluges läßt ſich ſchwer genau ermitteln, auch iſt ſie nach Wind und Wetter und nach der Dauer des Fluges ſehr verſchieden. Bei ſchönem, heiterem Wetter fliegen ſie ſehr hoch, wohl 20 bis 30 Faden hoch, nämlich die, welche am niedrigſten ſind, d. h. auf der hohen Steppe. Von der Tiefe der Thäler aus geſehen, über die ſie hinüberfliegen,

ſind ſie noch weit höher. Bei trübem Wetter fliegen ſie viel niedriger, kaum einen Faden hoch. Man kann alsdann durchaus nicht durch ein auf dieſe Weiſe über den Boden hinflatterndes Heer hindurchgehen, denn ſie verſtehen nicht, im Fluge auszuweichen, und ſtoßen mit ſo großer Kraft gegen Naſe, Stirn und Wangen, daß es heftig ſchmerzt, und man, für die Augen beſorgt, ſich wendet. Aus der großen Höhe, in der ſie bei klarem Wetter fliegen, laſſen ſie ſich ganz allmählig herab und neigen ſich, wenn ſie von fern einen Weideplatz entdecken, allmählig zu ihm herab. Sind ſie aber bis auf die Höhe einer Klafter oder etwas mehr über den Pflanzen und Bäumen herabgeſtiegen, ſo laſſen ſie ſich fallen und ſchießen ſo heftig herunter, daß man glauben möchte, es fielen Steine. Wenn plötzlicher Regen ſie überfällt, ſo ſchlagen ſie ſogleich herunter. Gewöhnlich merken ſie aber den Regen ſchon vorher, wenn er noch im Anzuge iſt, und ſitzen bereits am Boden, wenn er herabkommt. Sie fliegen nicht nur bei Tage, ſondern auch bei Nacht, beſonders bei ſchönen ſtern- und mondhellen warmen Nächten, wie ſie im Juli und Auguſt auf den hohen Steppen gewöhnlich ſind. Auch in ſolchen Nächten fliegen ſie ſehr hoch. Man hat ſie noch ſelbſt um 11 und 12 Uhr Nachts flattern geſehen und beſonders gehört, — ſpäter als 12 Uhr aber nicht. Des Morgens erheben ſie ſich erſt wieder von ihrem Nachtlager um 8 oder 9 Uhr, wenn der Thau vom Graſe und von ihren Flügeln völlig abgetrocknet iſt. Im Fluge bilden ſie immer eine Figur, die einem länglichen Ovale gleicht, und bei einer Breite von $\frac{1}{4}$ Werſt oft 2 bis 3 Werſte lang iſt. Jedoch ſieht man die Schaaren häufig ſich theilen und trennen und wieder verbinden, ja das Ablöſen und Zuſtoßen verſchiedener kleineren Partieen dauert faſt unaufhörlich fort, und es finden in dieſem großen Heere beſtändige Parteiungen und Evolutionen ſtatt. Was die Dimenſion eines ſolchen flatternden Haufens von unten nach oben betrifft, ſo iſt ſie nicht in beſtimmtem Maße zu ermitteln, jedoch iſt der Schatten, den eine Heuſchreckenwolke wirft, ſo ſtark, daß er an heißen Sommertagen höchſt angenehm kühlt. Man ſieht nicht eine Spur von Sonne hindurch, und die Verfinſterung am hellen klaren Mittage iſt ſtärker als die von einer ſchwarzen Regenwolke veranlaßte. Was die Schnelligkeit des Fluges betrifft, ſo iſt auch dieſe natürlich je nach Wind und Wetter ſehr verſchieden. Doch iſt es ausgemacht, daß ein Heer von mittlerer Größe bei ruhigem Wetter in acht Stunden drei Meilen machen kann. (Es liegen in der Nähe von Odeſſa zwei deutſche Kolonieen drei Meilen auseinander, und dieſe Diſtanzen haben ſie oft in acht Stunden gemacht). Eigen iſt das Zuſammenhalten dieſer Thiere. Denn wenn auch viele auf mancherlei Weiſe unterwegs getrennt werden, ſo bleibt doch immer die Hauptmaſſe zuſammen, und die Nachgebliebenen ſelbſt raffen ſich auf und ſchließen ſich wieder an. Da ihnen der Wind jedenfalls unangenehm iſt, ſelbſt wenn ſie vor dem Winde fliegen, ſo laſſen ſie ſich

überall an windſtillen Stellen, hinter Bergen, in Thälern u. ſ. w. nieder. Können aber nicht alle da ſitzen, ſo heben ſich auch die wieder, welche ſich ſchon geſetzt haben, und fliegen den anderen nach. — Eben ſo ſchließen ſich auch die Nachzügler wieder an, wenn auch nicht an denſelben, doch an einen anderen großen Haufen. Es ſieht nämlich überall, wo die Heuſchrecken einmal Raſt und Mittag hielten, nicht anders aus als wie auf einem Schlachtfelde. In dem Geraufe und Gereiße bei'm Freſſen, auch ſelbſt im heftigen Herab- und Nebeneinanderfallen ſind viele flügellahm oder auf andere Weiſe verwundet, auch ſelbſt von anderen Heuſchrecken angebiſſen worden. Andere haben, indem ihnen die Vorgänger Alles weggefreſſen, keine Speiſe erhalten und halten nun noch hungrig Nachtiſch. Haben dieſe ſich nun auch ſatt gefreſſen und ſich etwas erholt, ſo ſchließen ſie ſich ſobald als möglich an einen anderen großen vorüberflatternden oder ihnen begegnenden Haufen an.

Was ihre Anzahl betrifft, ſo iſt ſie natürlich ſehr verſchieden; denn es ſtreifen oft ganz kleine Heere von wenigen Millionen umher, Nachzügler, verſchlagene Trupps und unbedeutende Sippſchaften, dann aber wieder unſäglich große Armeen. Die Leute ſprachen von 2 bis 4 Werſte langen und nahe an eine Werſt breiten Streifen, die ſie mit Heuſchrecken bedeckt geſehen haben. Sie liegen ſtellenweiſe zwei- und dreifach über einander, ſich um das Futter zankend; dabei ſind auf ſolcher Fläche auch alle Bäume zum Brechen voll. Nehmen wir ſie aber durchweg nur einfach auf dem Boden liegend an und zählen wir auch nicht die auf den Gewächſen, geben wir dabei jeder Heuſchrecke einen Raum von 2 Zoll Länge und 1 Zoll Breite, ſo giebt dieß für ein mäßiges Heuſchreckenheer, das eine Quadratwerſt bedeckt, die Werſt zu 3500 Fuß Länge angenommen, die Zahl von 600 Millionen. — Man muß erſchrecken, wenn man an dieſe Zahl von Thieren denkt, die, wie mir ein Ruſſe ſagte, ein Gebiß wie die Pferde, einen Hunger und eine Freßgier wie die Wölfe und eine Schnelligkeit der Verdauung haben wie kein Zweites auf Erden.

Die Speiſe der Heuſchrecken bilden alle grüne Blätter, welche auf der Flur oder in den Gärten wachſen, und eben ſo alle grünen, weichen Zweige, die nicht allzu holzig ſind, das Gras der Steppe, die Blätter der Bäume, die zarten Zweige aller Pflanzen, das Getreide, das Schilf, die Zwiebeln und ſelbſt die oberen Enden der weichen Wurzeln. Ihre Freßgier verſchont gar nichts, macht die Schilfrohre und Maisſtämme zu Stumpfen und die grünenden Sommerbäume zu Winterbaum-Gerippen. Im Ganzen genommen verzehren ſie Alles ganz und gar, mit Stumpf und Stiel. Einiges jedoch wählen ſie als vorzüglich ihnen mundend und freſſen es mit allergrößter Begierde. Weniges nur giebt es, was ſie blos anbeißen. — Wenn ſie auf der freien Steppe irgend wohin fallen und nichts Anderes finden als das Gras, ſo weiden ſie es völlig ab, der Art, daß

die Erde vollkommen ſchwarz wird und nichts übrig bleibt. Sie wandern dabei immer weiter vor, indem alle einander parallel gerichtet ſind. Da auf dieſe Weiſe dann aber den Letzteren nichts mehr von den Vorderen übrig gelaſſen wird, ſo flattern jene beſtändig in die Höhe, fliegen über die Vorderen weg und ſetzen ſich vorn nieder. Zu gleicher Zeit gehen auch einzelne auf die Seite, ſo daß ſich die vorſchreitende Colonne, die ſo niedergefallen war, wie ſie flog, mit größerer Länge als Breite, allmählig in eine lange vorſchreitende Linie verwandelt mit geringerer Tiefe als Länge. Das Kniſtern der raſch zerbiſſenen Halme und das Schütteln der Flügel, das nie bei'm Freſſen aufhört, bringt ein Geräuſch hervor, welches ganz dem gleicht, das eine Herde rupfender Schafe macht. — Auf der Steppe machen ſie oft das Vieh wild. Denn ſowohl die Heuſchrecken fürchten die Pferde und Rinder, als auch dieſe ſie. Merken nun die Heuſchrecken, daß ſie auf Vieh hinabfielen, oder treten die Thiere mitten zwiſchen ſie, ſo flattern ſie auf, ſind aber bei ihrer Menge dumm und benommen, ſtoßen gegen die Pferde an und fliegen ihnen in's Geſicht; dieſe, die den Boden ſo voll großer Ungeziefer ſehen, werden ungeduldig, laufen davon und ſchlagen aus. Wenn ſie auf einem Flecke ſtehen blieben, ſo wäre es beſſer. Denn durch jene Bewegungen erregen ſie nur ganze Wolken von Inſecten um ſich herum, und es ſchwirrt und ſchlägt von allen Seiten an ſie hinan. Der ganze Tabun wird am Ende in dieſem unſinnigen und erfolgloſen Kampfe mit den Heuſchrecken ganz närriſch, bis endlich der Tabuntſchik (Pferdehirt) und ſeine Peitſche glücklich genug ſind, ihn durchzubringen.

Fallen die Heuſchrecken auf Kornfelder, und ſind dieſe noch nicht gelb und hart, ſo freſſen ſie Alles mit Stumpf und Stiel, Aehren und Halm rein weg. Die Leute haben in ſolchen Fällen wohl ſchon ſchnell das Korn umgehauen, um noch etwas zu retten. Aber ſie fraßen auch die auf dem Boden liegenden Halme faſt unter der Senſe weg, und dieſe ſchwanden ſo ſchnell, daß es unmöglich war, auch nur das Allergeringſte heimzubringen. — Wenn die Frucht ſchon faſt reif iſt, ſo thun ſie ihr wenig Schaden. Da ſie, wie geſagt, am häufigſten zu Ende des Juli und Auguſts kommen, ſo finden ſie auch die meiſten Fruchtarten ſchon reif oder eingeerntet. Es ſtehen dann gewöhnlich nur noch Mais, Hirſe, Buchweizen und einige andere Früchte. — Früher fanden ſie auch noch den Hafer. Man hat aber jetzt überall in der ganzen Steppe der Heuſchrecken wegen eine Art frühzeitigen Hafers eingeführt, der ſchon in der Mitte des Juli geerntet werden kann.

Den Mais freſſen ſie mit geſteigerter Gier, und es iſt ein merkwürdiger Anblick, ein Maisfeld unter den wüthenden Zähnen der Heuſchrecken umſtürzen und hinſchwinden zu ſehen. Man kennt die großen ſchönen Maispflanzen, die hier aber noch weit größer werden als bei uns und faſt prächtig mit weit

ausgebreiteten, schweifig gebogenen Blättern dastehen. Die Heuschrecken, welche nun gerade auf eine Pflanze herabfallen, setzen sogleich den Zahn ein und beginnen in demselben Momente den Fraß, und man sieht in zwei Augenblicken alle Blätter durchlöchert und zerrissen. Die, welche auf den Boden fielen, kriechen und flattern reißend schnell zu dem Fuße der Stauden heran, drängen sich in verwirrten Haufen um sie herum, klettern daran herauf und zerbeißen das Piedestal der ganzen Staude. Hier hilft den Leuten kein Herbeieilen und Scheuchen, denn die Verwüstung geht zu schnell. In wenigen Minuten stürzt ein Maisbusch nach dem anderen um, mit sammt den Tausenden von Heuschrecken, die darauf saßen. Hunderte flattern bei jedem Sturze auf, und es entsteht ein neues Gewirr und Geschwirr um jedes Blatt. Nur wenn die Maisstauden schon sehr reif sind, bleiben dem armen Landmanne auf dem Felde kurze, traurige Stumpfe übrig.

Was die Gärten betrifft, so sind von ihnen die Baschtans am meisten gefährdet. Die Heuschrecken scheinen die weichen, dicken Geschlinge und die großen Blätter der Arbusen, Melonen und Gurken sehr zu lieben und lassen gar nichts davon übrig als die Wurzeln und die Früchte; diese allein sieht man alsdann unreif und angenagt auf dem Boden zwischen den todten und halbtodten Marodeurs herumliegen.

Mit den Weingärten ging es sonderbar. Im ersten Jahre ihrer Anwesenheit fraßen sie die Reben ganz kahl. In den zwei folgenden Jahren rührten sie die Blätter der Reben nicht an. In allen folgenden Jahren aber fraßen sie sie wieder. Von den Trauben nagen sie nur die Stiele ab, die Beeren aber findet man im Grase.

Das Schilf lieben sie ebenfalls sehr und fressen sowohl die scharfen Schilfblätter, als auch die Rohrstengel bis auf den unteren allzuharten Theil. Sie hausen daher beständig in den großen Schilfrohren der Flüsse, besonders des Dniestr und Dniepr, in denen sie vielfach auf- und abwandern, und aus denen, wie aus Magazinen, die benachbarten Gegenden mit diesem unerwünschten Producte versehen werden.

Fällt ein Heuschreckenheer in einen Obstgarten, so entblößt es die jungen Zweige der Büsche und Bäume auf der Stelle von ihrer Rinde. Die Aeste der Bäume, mit fressenden Thieren beladen, neigen sich herab. Dieß Rupfen, dieß Knistern und Knacken und beständige Schütteln der Unzahl von Flügeln klingt gerade wie der Lärm in einer Werkstatt, in der gebohrt, gehobelt, gehackt und geschabt wird, und fliegen sie wieder auf, so entdeckt sich ein Zustand des Gartens, ein so gründlicher und abscheulicher Ruin, wie ihn kaum ein zweites Thier zu Stande bringen kann. Sie ersetzen den angerichteten Schaden durch nichts. Denn selbst ihre

Excremente, die sie hinterlassen und die bei ihrer ungemein raschen Verdauung oft hoch den ganzen Boden bedecken, düngen nicht, sondern enthalten vielmehr giftige Schärfen, die noch den Rest der Vegetation vernichten. Das Vieh will auch lange Zeit nachher noch das auf solchen Stellen Gewachsene nicht fressen.

Zwiebeln, weiche Wurzeln, Rüben u. s. w. fressen sie so weit ab, als sie aus dem Boden hervorragen, und Vieles holen sie selbst noch aus der Erde heraus. Den hohen Grad ihrer Freßgier bezeichnet es, daß sie selbst das alte faule Schilf der Dächer völlig verzehren. Ja einige im Felde liegen gebliebene Kleider, sowohl baumwollene und leinene, als auch wollene, haben die Leute, wie sie behaupten, halbverzehrt wiedergefunden.

Wenn die Heuschrecken satt sind, so ist es leicht, sie zum Auffliegen zu bewegen. Zu Anfang, wenn ihr Appetit noch frisch ist, fliegen sie freilich auch auf, wo man den Fuß hinsetzt, oder wo man einen Busch schüttelt, aber fallen sogleich wieder nieder. Wenn alsdann ein Wagen durch sie hinfährt, so raschelt es überall, wo die Pferdehufen und Wagenräder hinkommen in die Höhe, und Wagen und Pferde werden alsdann beständig in eine sie völlig verdeckende, stets wechselnde und weiter schreitende Wolke flatternder Insecten gehüllt.

Die Fähigkeit, ohne Speise lange zu existiren, ist bei diesen Insecten sehr stark. Wir machten darüber folgenden Versuch: Wir thaten drei Heuschrecken in eine leere Weinflasche und ließen sie darin 11 Tage ohne Nahrung. Als am elften Tage andere Heuschrecken vorüberzogen, öffneten wir die Flasche und fanden die drei Heuschrecken noch völlig lebendig und gesund. Sie hatten sich unter einander keinen Schaden gethan, und als wir sie los ließen, flogen sie sogleich frisch davon, und zwar nicht etwa auf den Boden, um zu fressen, sondern in die Höhe, um sich den vorüberziehenden Brüdern anzuschließen.

Bienenzucht.

So viel Wildheit, so große Gedankenlosigkeit, so heftige Gier in der Heuschrecke ist, die Alles vernichtet und nichts schafft, die keine Speise verschmäht und Hartes und Weiches zerwerkt, die Hunger und Durst leidet wie der Wolf und dann frißt wie der Vielfraß, die nur wilde Horden bildet wie die gesetzlosen Nomaden, die ohne Wohnung und Ansiedelung nur weilt, wo sich Atzung bietet, — so viel Planmäßigkeit, so viel Gedanke, so viel Wahl und Vorsorge in der arbeitsamen Biene, die nichts zerstört, dagegen Schönes formt, die sich ein bewunderungswerthes Haus baut und still und schaffend an

einem Platze weilt, die an die Zukunft denkt und für den Winter sorgt, die einen geordneten Staat bildet und der Weisheit einer Königin gehorcht.

Freie Bienen wie in den polnischen Wäldern giebt es nicht in der Steppe, auch nicht einmal Erdbienen. Das Klima ist zu hart, zu heiß und zu kalt, und des Schutzes sowie der Nahrung ist zu wenig, als daß sie sich halten könnten. Dieselben Ursachen, der Baum- und Wassermangel und die Armuth an duft- und wasserreichen Pflanzen sind wohl Schuld daran, daß auch die Zucht der zahmen Bienen fast nirgends in den Steppen gedeiht. Die Deutschen haben in mehren Kolonieen Bienen angeschafft und anfangs sogar sehr viele. Es sind aber allmählig alle Stöcke wieder eingegangen. In Odessa befinden sich allerdings einige Bienenliebhaber, deren Anzahl aber mit der Dürftigkeit der Gärten dieser Stadt in Proportion bleibt. In den Steppenvorländern, in der buschigen Ukraine, in Kleinrußland und in Podolien, wo Wälder Schutz verleihen und viele Flüsse auch selbst im Sommer in ihren Thälern Feuchtigkeit und Blumenblüthe unterhalten, ist die Bienenzucht dagegen sehr bedeutend. In diesen Provinzen hat fast jeder Bauer Bienen, und selbst Leibeigene besitzen oft 500 Stöcke und mehr. Dort kann man selbst auf den kleinsten Basar's den Honig centnerweise kaufen, den die Kleinrussen und die naschhaften Kosacken sehr lieben und, wenn sie Gäste haben, mit Löffeln essen. Von dort kommt auch aller Honig, der von Odessa aus verschifft wird, und von dort stammt eine Menge des Wachses zur Erleuchtung der russischen Kirchen.

In dem eigentlichen Steppenbezirke sind nur einige große Flußthäler, die stark bewohnt sind, auch zu gleicher Zeit der Sitz einer bedeutenden Bienenzucht. Insbesondere ist in dieser Hinsicht das Dniestr-Thal ausgezeichnet, welches nicht nur die Städte Dubossary, Bendér, Tiraspol, Gregoriopol, mehre deutsche Kolonieen und eine unzählige Menge moldauischer und kleinrussischer Ortschaften, die zu beiden Seiten des Flusses liegen, mit vielen Anpflanzungen und Gärten erfüllen, sondern auch von Podolien herabziehende Gebüsche und Waldungen mit Bäumen versehen. Es treiben daher dort nicht nur die Landleute neben ihrem Ackerbaue Bienenzucht, sondern es wird dieselbe auch — besonders von Armeniern — auf sehr großartige Weise als Hauptgeschäft betrieben. Das Wenige, was wir über die eigentliche Bienenzucht der dniestr'schen Armenier in Erfahrung bringen konnten, ist Folgendes:

Diese Leute besitzen oft 500, bis 1000 Bienenstöcke, von denen ihnen ein jeder jährlich 30 bis 40 Pfund Honig giebt. Die stärksten Stöcke haben 30,000 bis 40,000 Bienen, gewöhnliche 20,000 bis 30,000. Es regiert also ein solcher armenischer Bienenvater mit Hülfe seiner 1000 Königinnen leicht 30,000,000 Volks, so viel als der Kaiser von Oesterreich. Auf

mehr als 1000 Stöcke läßt man ſelten eine als ein Ganzes betrachtete Kolonie anwachſen, 300 bis 400 bilden aber die ganz gewöhnliche Stärke einer Kolonie, die ein einziger Mann mit Hülfe von zwei Burſchen hütet, weidet, füttert, weiter transportirt und kurz in allen nöthigen Rückſichten beaufſichtigt, bedient und regiert *).

Wenn nun im Frühlinge die Blumen und Obſtbäume in den Gärten blühen, ſo rücken ſie mit ihren Bienen aus den Winterwohnungen hervor und ſtellen ſie anfangs in der Nähe der Gärten auf. Haben ſich nachher die Frühlingsſtürme auf der hohen Steppe völlig beruhigt, und fächeln die Zephyre das Feuer der Steppenblumen, ſo begeben ſich die armeniſchen Bienenväter mit ihren Untergebenen auf die Wanderung und beginnen in den Gräſern zu nomadiſiren, wie es dann die Schaf- und Pferdehirten ſchon lange thun. Sie wählen ſich in der Steppe Stellen aus, die ihnen dienen können, einigen Schutz gewähren, nicht ohne Waſſer ſind und viele Blumen zeigen. Da laſſen ſie ſich unter Zelten nieder und ſtellen ihre Bienenſtöcke in langen parallelen Reihen neben einander, ſo daß ſie ein längliches Parallelogramm bilden. Dieſe Stöcke ſind ausgehöhlte, nicht allzudicke, 2 bis 3 Fuß hohe Stücke von jungen Lindenbäumen, in denen inwendig mehre kleine Querſtäbe in verſchiedenen Richtungen zum Feſthalten der Honigwaben angebracht ſind. Oben ſind ſie mit Lindenbaſt, auf welchem ein Stein liegt, bedeckt, und unten dient ihnen ein Holzblock als Piedeſtal. Das Ganze gewährt den Anblick eines Kirchhofes mit vielen Monumenten. Die Bienen trinken nun rund umher alle Kelche leer und arbeiten fleißig in ihren Häuſern.

Findet der Bienenvater, daß die Gegend abgeweidet iſt, oder daß die Hauptblume derſelben verſchwand, ſo ſpricht er wie der Schafhirt: Laßt uns weiter ziehen. Er ſucht in der Entfernung einiger Werſte einen anderen paſſenden Platz, wo vielleicht eine ſpäter blühende Blumengattung in Fülle wächſt, und transportirt ſeine Kolonie dahin, die dann auch hier alle Honigkammern durchſucht.

Das Einfangen der ſchwärmenden jungen Kolonieen macht den Bienen-Nomaden der Steppe weit weniger Umſtände als unſeren Bienenvätern, unter Anderem ſchon deswegen, weil ſie dieſelben nie aus Bäumen herauszufangen nöthig haben, deren es in der Steppe keine giebt. Wenn die Zeit des Schwärmens da iſt, ſo ſtellen ſie vor und zwiſchen den Reihen der Bienenſtöcke kleine Holzböcke auf und legen auf dieſe andere leere Stöcke ſchief an, der Art, daß die untere große Oeffnung des hohlen Baumſtammes den Zug-

*) Das Höchſte, was man in Deutſchland einem Aufſeher allein anvertraut, ſollen 30 bis 40 Stöcke ſein.

löchern der stehenden vollen Stöcke zugewandt ist. Die Ränder dieser Oeffnung würzen sie mit einer wohlriechenden Salbe aus Pfeffermünzkraut, Melissenblättern u. s. w. und stellen vor je fünf oder sechs volle Stöcke einen solchen gewürzten leeren. Alsdann setzt sich der Bienenvater, ruhig sein Pfeifchen rauchend, als Flügelmann an das eine Ende der Reihe und beobachtet die Bienen. Bemerkt er, daß ein Stock schwärmt und daß bereits eine ziemliche Portion junger Thierchen in dem neuen Stocke sich angesammelt hat, so stülpt er ihn um, stellt ihn in die Reihe der anderen und versieht so auf sehr einfache Weise seine Kolonie, von der im Winter vielleicht manche alte Stämme ausstarben, mit neuer junger Mannschaft.

Haben sie nun so, durch die Grasfelder wandelnd, Alles abgenossen und in Honig verwandelt, was sie Süßes bieten, so begeben sie sich alsdann nach der Heuernte, wo auf der Steppe Alles verdorrt, wiederum in die Nähe der Gärten, Städte und Flüsse, wo eine Menge anderer Blüthen ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Kommt endlich der Herbst mit seinen Stürmen, vor deren Rauhheit fast alles in den Steppen Lebende Schutz im mütterlichen Schooße der Erde sucht, so verkriecht auch der Bienenvater sich mit seinen Zöglingen in die Erde.

Er gräbt, ein mehre Klaftern tiefes, cylinderförmiges Loch, in welchem er die Bienenstöcke radial und mit dem Boden parallel der Länge nach aufschichtet, so daß die unteren Oeffnungen nach innen kommen, wo ein enger Raum bleibt, in den er eine Leiter hinabläßt. Das Ganze wird mit Schilf verdeckt, und die Wächter steigen nur von Zeit zu Zeit hinab, um nachzusehen, was die Bienen machen, ob nicht etwa irgend wo ein Erdhäschen einen Kanal gegraben, durch den Wasser laufe, oder ob nicht sonst ein Stock leide und herauszuschaffen sei. Sie horchen an die Stöcke, und hören sie, daß ihre Bienen Antwort geben und noch alle am Leben sind, so steigen sie zufrieden wieder hinauf.

Weil die Luft aber in diesen Löchern leicht verdirbt und besonders Feuchtigkeit in ihnen mitunter viel Schaden thut, so ziehen es Viele auch vor, blos einfach auf der Oberfläche des Bodens ihre Bienenstöcke nach der Art unserer Kohlenmeiler zu konischen Haufen aufzuschichten und rund herum mit Stroh und Schilf zu bedecken. In der Mitte bleibt dann ebenfalls ein Loch zum Hinabsteigen und Inspiciren.

Wie es gekommen ist, daß gerade die Armenier vorzugsweise sich dieser Bienenpflege am Dniestr angenommen haben, die doch sonst in ganz Beßarabien und Neurußland meistens nur Gastwirthe, Kaufleute und Barbiere sind, habe ich nicht erfahren können.

Das Leben der übrigen kleinen Insecten, die nicht gerade in solchen

Maſſen erſcheinen wie die Heuſchrecken, oder nicht eine ſo wichtige Rolle im menſchlichen Haushalte ſpielen wie die Bienen, entgeht häufig dem gewöhnlichen reiſenden Beobachter, und es gehört mehr Zeit und Aufmerkſamkeit dazu, in ihr verſtecktes intereſſantes Wirken einzudringen, als ein Nicht-Entomolog ihnen widmen kann. Ueber die Kolopteren, Orthopteren und Hymenopteren, ſo wie über die Phalänen und Sphinxe der Steppe und über ihre eigenthümlichen von der Natur des Landes bedingten Verhältniſſe wüßte ich daher am wenigſten zu ſagen.

Von Käfern ſind keine häufiger als die Miſtkäfer (beſonders Sisyphus Schaeferi.)

Man ſieht ſie überall ihre Strohhälmchen und geſammelten Miſtballen rückwärts in ihre kleinen Höhlen zerren, wo ſie Kugel an Kugel aufſpeichern. Es iſt nichts natürlicher, da ja die ganze Steppe ein beſtändiger Tummelplatz des Viehes iſt. Die Namen aller übrigen in den Steppen vorkommenden Käferfamilien würden allein 40 Reihen hinnehmen, wenn man in jede Reihe auch 6 Namen rückte. Man ſchließe daraus auf ihre große Menge.

An fliegenden Inſecten giebt es ebenfalls zu Zeiten gewaltige Individuen-Maſſen, wenn auch die Zahl der Familien und Arten nicht groß iſt. Auffallend war mir insbeſondere die große und allgemeine Verbreitung der Stubenfliege. Nicht nur die Wohnungen der deutſchen Koloniſten, ſondern auch die Erdhäuſer der Kleinruſſen ſind voll von dieſen Inſecten. Ja man müßte ſelbſt die luftigen Zeltwohnungen aller der hier noch nomadiſirenden Leute, der Hirten, der Zigeuner u. ſ. w., für die ſchönſten Stuben halten, wenn die Menge der Stubenfliegen etwas darüber entſcheiden ſollte. Denn ihre Filzdecken ſind immer mit einer großen Schaar von Fliegen bedeckt. Wie weit mag die Stubenfliege wohl bei den Nomaden in Aſien verbreitet ſein?

Die Schaaren der Mücken ſind in den Schilfrohren der Flüſſe außerordentlich groß, in denen ſie zu Zeiten wie Nebel aus dem feuchten Grunde emporſteigen, die benachbarten Steppen überſchwemmend, wo ſie mitunter das arme Vieh ſo plagen, daß zu den gewöhnlichſten Veranlaſſungen des Wildwerdens der Ochſen die unerträglichen Schmerzen gezählt werden, die ihnen die Mücken verurſachen. Die Eintagsfliegen, die im Norden über jedem Sumpfe in ſo unzähligen Schaaren ihr kurzes Leben vertanzen, ſieht man nicht in den Steppen.

Die kleinen Weinmücken, die ſich im Keller an die Weinfäſſer ſetzen und, ſelbſt bis zum Tode Wein ſaufend, in die Hähne der Fäſſer hinaufkriechen, als wollten ſie, nicht zufrieden mit den Quellen, zu den verborgenen Baſſins der Quellen ſelber gelangen, haben ſich, auf unerforſchten Wegen ſich verbreitend, mit dem Weine ſelbſt ebenfalls ſchon in dieſen Ländern eingefunden,

und wenn einmal die hieſigen Würtemberger ein König fragen ſollte, was ihnen noch zu ihrem Glücke fehle, ſo könnten ſie nicht, wie der Hofnarr eines würtembergiſchen Herzogs auf eine ähnliche Frage, antworten: „Herr, Zweierlei, Weinmücken in unſerem Keller und Holzwürmer im Holzſtalle;“ denn jene haben ſie in ihren Kellern ſchon genug, Holzwürmer aber werden ſie wohl nie in ihre Stallungen bekommen, da es kein Holz in ihren Steppen giebt.

In den reinlichen Chaten und Semlanken der Kleinruſſen der Steppen findet man kein Inſect, das einigermaßen intereſſiren könnte, und welches dieſes Volk und Land beſonders charakteriſirte. Selbſt die langbeinigen, ekelhaft ſchnellen, braungelben Tarakanen, die doch ſonſt bei ſo vielen Völkern Rußlands, bei den Polen, Letten, Eſthen und Großruſſen, ſich finden und bei den letzteren ſogar Pflege und Schutz genießen, die man im Inneren von Rußland ſelbſt in den Häuſern der Großen findet, ſieht man bei den Kleinruſſen nie. Es wäre dieſen Thieren bei dem ſo häufig wiederholten Ausweißen und Ueberſchmieren, das in den kleinruſſiſchen Häuſern ſtattfindet, unmöglich, ſich daſelbſt zu halten. Die Heimchen ſind aber auch hier heimiſch, wenigſtens in den gedielten Häuſern der deutſchen Koloniſten.

V.

Hirten- und Herdenleben.

„Wie? tauſend Pferde und kein Reiter?
„Nie biſſen einen Zaum die Zähne,
„Nie ſtachen Sporne ihre Seiten,
„Nie ſchuht' ein Eiſen ihren Huf,
„So kommen ſie herangebrauſ't
„Und eilen jagend uns entgegen".

„Wot! ettot nastajaschtschaja tschabanskaja semlja!" — „Seht da! Da ſind wir im ächten Tſchabanenlande!" *) — ſagte zu mir jener mein ruſſiſcher Reiſegefährte in der Ukraine, mit dem ich den ſüdlichen Steppen zueilte und der in dieſem Fache ein Kenner war. Wir hatten eben die reizenden, mit Eichenwäldern geſchmückten Ufer der Worskla verlaſſen, waren bei'm Schlachtfelde von Poltawa vorübergeſtreift und flogen auf unſerer raſchen Troika aus dem letzten niedrigen Gebüſche hervor in die kahle Steppe hinaus, die ihren grünen Teppich unabſehbar vor uns ausbreitete. In ſeine braune Swita **) wie ein Bär in ſein Fell gehüllt, trieb ein friedlicher Tſchaban ſeine Fettſchwänze vorüber, mit einem langen Spazierſtocke geſchmückt wie der heilige Chriſtophorus. Große Schafherden klebten noch hier und da graſend an den Steppenhügeln, und wo man bei weiten Ausſichten in unſeren deutſchen Gefilden ein Gehöfte oder Dorf in der Ferne erblickt, da zeigten ſich uns die rauchenden Feuer der ſchafhütenden Hamaxobiten, oder dunkle Flecke, die unter dem Fernrohre in Ochſen und Pferde zerfielen. Alles, was uns Lebendiges und Todtes begegnete, war Gras, Kraut und Heu, oder Vieh, Hirt und Hirtenhund. Bald waren es 2000 Merinos des Fürſten K..., der ihrer in Summa 100,000 ſüdruſſiſches Gras freſſen läßt, bald ein Otara ***)

*) Ein „Tſchaban" iſt ein Schafhirt.
**) Mantel mit Capotte.
***) Schafherde.

walachischer Fettschwänze eines reichen bulgarischen Kolonisten, der, wie alle seine Landsleute großen Handel mit lebendigem Fleische treibt, bald eine Herde silbergrauer Ochsen, welche die Grashalme nicht zu eigenem Vergnügen, sondern für die großen Talgsiedereien in Fett umsetzen, dann wieder ein Tabun*) von 800 schnaubenden Rossen, ein wildes republikanisches Getümmel, mit dem gemeinen Volke der Stuten und Walachen und den edlen aristokratischen Hengsten. „Sehen Sie doch, wie die Tabuntschiks**) dort das Pferd „jagen und es mit der Schlinge haschen. Sie haben es. Nein, der Wurf „traf fehl! Die Jagd geht weiter! Vielleicht haben sie von der Gutsherrschaft „Befehl bekommen, es einzuliefern, oder sie haben sonst etwas mit ihm zu „schaffen, wollen ihm eine Medicin eingeben oder ihm einen Sattel auflegen, „damit es sich allmählig zum Dienste gewöhne. Das ist eine Jagd! Wie sich „das tummelt! Da, da sitzt die Schlinge, und im Momente liegt er auch zu „Boden, der arme zappelnde Vierbein!" — Interessant war es, die übrigen Pferde der Herde bei diesem Vorfalle zu beobachten. Die Walachen und Stuten graf'ten ruhig fort. Brod! Brod! schreit der Pöbel und läßt die Welt im Uebrigen gehen, wie sie will. Die Hengste aber waren alle aufmerksam. Einige galoppirten mit den hübschesten Capriolen hinter den Jägern her, als verfolgten sie sie. Ein schöner schwarzer Hengst stand in der malerischesten Attitude auf einem Grashügel und blickte mit gespitzten Ohren dem Treiben eine Weile zu. Dann stieß er ein pfeifendes Sausen durch die Nüstern, streckte seinen Hals aus wie ein bissiger Schwan, wobei sich ihm die rauhen Haare glatt an die Haut legten, als wäre er ein erhoster Tiger, und trieb dann seine Stuten, die ihn sogleich verstanden, auf die Seite, um sie vor der Schlinge der Tabuntschiks zu schützen.

Damals war ich noch ein Neuling in der Steppe und verstand Vieles nicht von den Bildern und Erscheinungen, die sie uns vorführte. Allein später hatte ich Gelegenheit, sie noch häufiger an der Hand kundiger Lehrer zu durchkreuzen und meine Vorstellungen von dem Geist, und Leben ihrer Herden und Hirten deutlicher zu machen. Wir können es daher wagen, unsere über das behufte, gehörnte und wollige Vieh der Steppen gesammelten Bemerkungen mitzutheilen, und hoffen dabei auf ein großes Publicum. Auf jeden Fall müssen diese Mittheilung die Poeten und Aestheliker wünschen, die unsere Notizen als Erläuterungen zu Byron's Mazeppa betrachten mögen, sowie ebenfalls die Maler, die Anmerkungen zu Vernet's Steppenritt darin finden können. Auch die Viehhändler von Olmütz, Brünn und Wien müssen

*) Pferdeherde.
**) Pferdehirten.

für uns sein, die alljährlich so viele dieser grauen Ochsen aus dritter Hand empfangen, ohne daß sie eigentlich recht ergründen können, wie so ein Fell entstand und welche Schicksale und Leiden es zuvor hatte, bevor es unter ihren österreichischen Schlachtmessern seinen Geist verhauchte. Alle Gourmands von Petersburg müssen auf diese Bemerkungen hungerig sein, die nichts davon wissen, wie diese schönen täglich von ihnen gespeis'ten Braten zwischen ihre Zähne kommen. Ja am Ende haben wir in Bezug auf die Rinder und Schafe halb Europa für uns, weil halb Europa bekanntlich Talglichter brennt, die unter dem Grase der russischen Steppen wuchsen.

Unter Allem, was auf der Bühne der Steppenplateaus fußstampfend agirt, ist das Pferd das Edelste, und wir beginnen daher mit Recht zunächst mit ihm, seiner Zucht und Lebensordnung.

1) Die Pferde.

Es lassen sich im Ganzen drei Hauptklassen der in den Steppen lebenden Pferde unterscheiden, die alle auf verschiedene Weise gehalten und gezogen werden: die Haus- und Arbeitspferde, die Pferde der Gestüte und die der halbwilden Tabunen (Zuchtherden), „diki loschadi" (die wilden Pferde). Ueber die beiden ersten Klassen, die nicht viel Eigenthümliches haben, nur ein Wort.

Die Haus- und Arbeitspferde, die alltäglichen Genossen des Menschen und seiner Mühe und Arbeit, deren die Edelleute und deutschen Kolonisten der Steppe immer eine Menge halten zum Spazierenfahren, Reiten, Ackern, zu Reisen und Waarentransporten, deren aber der kosackische und bulgarische Bauer immer nur eins besitzt, das ihm bei kleinen Fahrten dient, wo er nicht gerade sein weitläufiges Ochsen-Zweigespann in Gang setzen will, leben in den Steppen so wie in ganz Rußland, und des Eigenthümlichen ist bei ihnen nur wenig.

Eben so ist es auch mit den Pferden der Gestüte, Sawodi *). Denn weder sind sie blos ausschließlich Kinder der Steppe, vielmehr von den verschiedensten englischen, arabischen und deutschen Racen, noch auch ist ihre künstlich angeordnete Lebensweise so sehr durch die Steppennatur bedingt, daß man sie in einer eigenen Betrachtung von denen der übrigen russischen Gestüte sondern dürfte.

Dazu kommt auch noch, daß diese Haus- und Gestütpferde für sich

*) Der Russe nennt „Sawod" ein jedes Etablissement, das zur Hervorbringung irgend eines Products, sei es auf künstlichem oder natürlichem Wege, bestimmt ist. So spricht er von einem „Gewehr-Sawod", einem „Baumwollengarn-Sawod" und auch von einen „Pferde-Sawod".

allein, wenn auch wohl in Hinsicht auf Ackerbau und Statistik, doch nicht in Hinsicht auf Aesthetik und Psychologie ein großes Interesse gewähren. Sie leben ein zu gewöhnliches und vernünftiges, vom Menschen geregeltes Alltagsleben, haben beständig eine volle Krippe und leiden wenig von Durst, Hitze und Kälte. Sie sind keinen besonderen Leidenschaften, keiner Verzweiflung und Furcht und keiner ausgelassenen Freude unterworfen. Sie genießen eines nur sehr geringen Grades von Freiheit, und daher entwickelt sich auch bei ihnen kein Gefühl von Uebermuth und Kraftfülle, keine Streit- und Kampflust. Es verstreicht ihnen die Zeit theils in träger Pflege ihres Leibes, theils unter Schweiß und Arbeit, wie den Sklaven. Will man sie zäumen, so kennen sie ihre Kette; wie die Hunde hören sie auf ihre Namen und traben auf dem Pfade der Gewohnheit geduldig zum Stalle wie zum Pfluge. Keine Revolten, keine Kämpfe, keine tiefen Schmerzen, keine ausgelassenen Freuden. Jeder Schritt nach der Vorschrift und dem Gesetze der Menschen, welches ihnen so tief eingeprägt ist, daß ihr eigener Wille und das Gesetz ihrer eigenen Natur völlig davor verschwindet.

Anders ist es mit den halbwilden Pferden der frei in den Steppen schweifenden Tabunen (Zuchtherden). Freilich stehen auch sie noch eine Stufe niedriger als die Republiken der völlig wilden und vollkommen freien Pferde. Die Zeit der letzteren ist längst schon in den südrussischen Steppen vorüber *). Sie kommen noch in der Kirgisen-Steppe und am Aral-See vor, wo allein noch die großen unbewohnten Wüsten vorhanden sind, die dieses Thier zu seiner Wanderung bedarf. Allein jedenfalls stehen doch diese Tabunenpferde der Natur unendlich viel näher als die Gestüt- und Hauspferde, sind viel größeren Schwankungen ihres Zustandes ausgesetzt, denen die Klugheit und Vorsorge des Menschen jene enthob, und machen daher in dieser Hinsicht eine höchst interessante Mittelstufe zwischen ihnen und den völlig wilden Pferden aus.

Die Herren der Steppe, die großen Gutsbesitzer nämlich, die sich hier ganze Fürstenthümer erworben haben, die Potockis, Orlows, Rasumowskys, Skarshinskys, Malachowskys, Woronzows u. s. w., besitzen des Bodens so viel, daß sie wegen Mangels an Mannschaft nur den geringsten Theil

*) Genauere Angaben über die Zeit des Verschwindens der wilden Pferde aus den südrussischen Steppen hat man nicht. Auch bei Pallas findet sich nichts darüber. Die Sache liegt so im Dunkeln, daß Einige sogar daran zweifeln, daß dieses Thier je in diesen Gegenden existirt habe. Viele Reisende wollen nicht einmal in der Kirgisensteppe davon gehört haben. Vor einigen Jahren soll in Odessa ein wildes langhaariges Thier als ein wildes Pferd gezeigt worden sein, das einige Kosacken am asow'schen Meere aus der Wildniß eingefangen hatten. Allein Kenner haben es nur als ein von einem Tabun entlaufenes, versprengtes und verwildertes Pferd gelten lassen wollen.

davon bearbeiten können, sie halten und hielten daher seit alten Zeiten neben ihren Schaf- und Kuhherden auch eben so große weitschweifende Herden leichtfüßiger Pferde, die sie überall auf die entferntesten Wiesen und die schlechtesten Weiden schicken konnten, um doch das sonst nutzloseste Gras in nutzbare Kräfte zu verwandeln und sich so auf billige Weise in der Wildniß einen kräftigen Schlag von Pferden aufwachsen zu lassen.

Zu diesem Zwecke acquiriren sie alsdann eine Portion von Stuten und Hengsten, die den Stamm des Tabuns ausmachen und die unter Aufsicht von Hirten in die Steppen geschickt werden, um sich zu nähren und zu mehren. Der junge Nachwuchs wird immer bei den Müttern und Vätern gelassen, bis mit der Zeit die Zahl der Thiere auf die Summe gestiegen ist, welche das Gut allenfalls ernähren kann, ohne den übrigen Zweigen der Oekonomie zu schaden. Diese Summe beträgt natürlich je nach der Größe des Guts viel oder wenig: 100, 200, 800 bis 1000 Pferde. Ueber 1000 steigt sie aber nicht leicht, womit denn freilich nicht gesagt ist, daß ein Gutsbesitzer nicht leicht mehr als 1000 Pferde haben könne. Nur in einer und derselben Oekonomie hegt er in der Regel keine größere Anzahl. Nimmt man die Tabunen der verschiedenen Oekonomieen zusammen, so mag mancher Gutsherr 10,000 und noch weit mehr Tabunen-Pferde besitzen.

Hat der Tabun nun die Größe erreicht, welche die Oekonomie zuläßt, so sagt man, „der Tabun sei vollständig," und nun erst, während bisher die Pferde auf der Steppe lebten und starben, ohne den geringsten Vortheil zu gewähren, beginnt die Benutzung des Tabuns. Diese Benutzung besteht darin, daß man theils die dem Gute selber nöthigen Arbeitspferde aus dem jungen vier- bis sechsjährigen Nachwuchse nimmt, theils auch von diesen in der Freiheit der Steppen erstarkten, muthigen und unverwüstlichen Thieren an andere Liebhaber, an die herumreisenden Remonteurs und auf den Märkten des Landes verkauft.

Man könnte also, um das Wesen und den Zweck dieser Tabunen in ein Wort zu fassen, sie „nomadisirende Gestüte" nennen. Die Russen nennen sie „Tabuni dikich loschadei" (d. i. „die Herden der wilden Pferde"), oder auch schlechtweg „wilde Pferde", aber nur im Gegensatze zu den schon geschulten Stallpferden, nicht um damit anzudeuten, daß es wirklich wilde Pferde seien *).

*) Der Reisende läßt sich anfangs leicht irre führen, wenn er immer von den „dikije loschadi" hört, und meint anfangs, das ganze Land stecke voll wilder Pferde. In ebendemselben Sinne sprechen die Russen von den wilden Ochsen, wie wir später sehen werden, obgleich kein einziger wilder Ochse in der Steppe vorhanden ist.

Es ist nicht wahr, was Manche in Deutschland fabeln, daß diese Pferdeherden völlig frei und ohne Aufsicht wie die Hirsche in den Steppen leben, und daß nur dann und wann auf sie Jagden *) gemacht werden, wenn man ihrer bedraf. Weder jetzt befindet sich die Pferdezucht der Steppen in diesem Zustande, noch hat sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach je darin befunden. Es lehrt dieses ein bloßer Blick auf den Zustand des Landes. Wenn dasselbe so beschaffen wäre wie Deutschland, so ließe sich etwas Aehnliches als möglich denken. Man könnte meinen, daß die Pferde, wenn sie in's Freie hinausgelassen würden, sich in einem gewissen, zum Gute gehörigen Wiesen-Terrain ansiedelten und sich darin von selbst, an einem Berge oder einem Walde u. s. w. klebend, zusammenhielten, wie man bei den Hirschen und anderen Thieren findet, daß sie sich einen gewissen Standort wählen, wo man sicher sein kann, sie zu finden, wo man sie dann zählen und sonst einer gewissen Aufsicht unterwerfen und sogar ein gewisses Eigenthumsrecht an ihnen ausüben kann. Aber in der Steppe, wo es weder Wälder, noch Berge, noch Felsen, noch sonst andere Verschiedenheiten des Terrains giebt, wo ein Fleck so aussieht wie der andere, und wo gutes Gras auf 50 Meilen in der Runde zu finden ist, wäre das gar nicht möglich. Welcher Gutsbesitzer, der 1000 Pferde besitzt, würde wohl so unklug sein, sie in's Freie unbewacht hinauszulassen und ihnen einen Freipaß für diese ganze große Weide zu geben. Die tollen Kerls würden hinaus brausen wie der Wind, und der Gutsherr würde nicht so viele Hufe wieder in seinen Stall bekommen, als nöthig wären, um seinen Stubenkehricht auszuführen. Dieß leuchtet ein, besonders wenn man noch dazu nimmt, daß der meiste Grund und Boden der Steppen jetzt einen Herrn hat, der alle fremden Grasliebhaber pfändet oder erschießt, und endlich daß die Steppe eben so voll von Pferden als von Pferdeliebhabern ist, die jedes unbewachte Roß als gute Prise betrachten.

Wenn die Pferde unbewacht bleiben könnten, wie froh würde manche arme Tabuntschiks-Seele sein. So heißen nämlich die Seelen der Leute, die dazu bestellt werden, die Zöglinge des Tabuns vor dem Verlaufen von dem Gutsgebiete zu wahren, sie den Pferdedieben abzujagen und Acker, Feld und Garten anderer Leute vor ihnen zu hüten. — Diese Tabuntschiks sind eine eben so eigenthümliche Geburt der Steppen wie die wilden Pferde selbst und werden durch ihre Lebensweise eine so von allem übrigen Menschlichen abweichende Race von Kerlen, daß man in ganz Europa vergebens ihres Gleichen sucht und nur wieder bei ihren Antipoden in den Pampas von Südamerika ein Stück von ihren Brüderschaft findet.

*) Allerdings kommen solche Jagden auf Pferde vor, allein in einem anderen Sinne, wie wir weiter unten sehen werden.

In der That erfordert das Geschäft eines Tabuntschiks eine Leibes-Constitution, die ihr Blut bei 20 Grad Kälte eben so flüssig und munter erhält als bei freundlichem Frühlingswetter, und deren Muskeln und Nerven auch bei zweimonatlicher Trockenheit eines Backofens, ohne in der Feuergluth der Sonne auch nur des Schattens eines Fliederbusches theilhaftig zu werden, dennoch so elastisch und markig bleiben, als wären sie so eben im kühlen Salz der Meereswellen gebadet worden. Es gehört dazu eine Lunge, die den nächtlichen Thauhauch des Grases und den glühenden Athem des Sirocco gleich erquicklich findet, und eine Haut, die bei Regengüssen, wo kein Tropfen sie verfehlt, so philosophisch den Wasserabfluß duldet wie ein Diogenes, d. h. ein aus Marmor gemeißelter; denn der in Sinope geborene wäre gewiß mit seiner Philosophie zu Schanden geworden, wenn er bei den Skythen als Tabuntschik hätte leben sollen, und wenn er skythische Witterungs-Phänomene auf einer Terrain-Gestaltung, wie die Steppen sie bieten, Jahr aus, Jahr ein über sein Haupt hätte hingehen lassen müssen.

Die Schaf- und Ochsenhirten sind Wagenbewohner und führen auf ihren Wanderungen beständig Wagen mit sich herum, mit denen sie sich hier und da für eine kurze Zeit ansiedeln. Diese kleine Bequemlichkeit darf sich der Tabuntschik nicht gönnen; denn die Beweglichkeit und Wildheit seiner Rosse nöthigen ihn, beständig beritten zu sein, und er kann weder Fußgänger, noch Hamaxobit sein, sondern einzig und allein Hippobit. Das unruhige Temperament seiner Pflegebefohlenen gestattet ihm nicht einen Augenblick zu ruhen. Die tausend Pferde seines Tabuns halten sich nicht zusammen wie die eines Dragonerregiments, und um ihnen die gehörigen Winke und Ordres zu geben, hat er vor seiner Fronte Tag für Tag mehr Ritte zu machen als ein Adjutant in der Schlacht. Er hauſt Tag und Nacht auf seinem Pferde, welches nicht blos sein Stuhl, sondern auch sein Speisetisch, sein Divan und seine Bettstelle ist, und diese Leute erlangen eine bewundernswürdige Geschicklichkeit darin, alle Geschäfte, zu denen wir anderen Menschen allerlei Vorrichtungen nöthig haben, auf der einzigen Vorrichtung ihres Pferdes abzumachen, von dessen vier Beinen sie so unzertrennlich sind wie die Centauren von den ihrigen. Wenn andere Menschen am liebsten die Ruhe suchen, muß der Tabuntschik sie am meisten verschmerzen. In der Nacht, wo die Pferde am weitesten wandern und weiden, muß er vorzugsweise bei der Hand sein, mit wachsamen Zurufe beständig die Runde um seine Herde zu machen. Denn dann eben sind auch alle Gefahren, die von Wölfen, Dieben, Gewittern u. s. w. drohen, am dringendsten. Bei Regen- und Schneestürmen hat er es schlimmer als seine Pferde selbst. Denn wenn diese sich von der Windseite abwenden dürfen, so muß er gerade den Stürmen Front machen, um die Herde, die bei

ſtarkem Unwetter unbewacht gewöhnlich blindlings über die kahle Steppe dahinſtreicht, zu überſchauen und zurückzuhalten, und muß ſich dabei noch ärger tummeln als Pferde und Windgötter zuſammengenommen.

Wahrlich, die Seele eines ſolchen Pferdehirten muß zäh wie Leder ſein! Seine Kleidung iſt es vom Kopfe bis zu den Zehen gleichfalls. In der Regel tragen ſie Pantalons von behaartem Füllen- oder Kalbsleder, und ein Kollet von demſelben Stoffe mit einwärts gekehrten Haaren, unter denen früher ein Pferdeherz ſchlug, wärmt ihnen die Bruſt. Beides hält ein lederner Riemen zuſammen, den ſie ſich drei- bis viermal um den Leib winden und auf den ſie ſich gewöhnlich allerlei kleine Raritäten, Metallſtückchen, Münzen, Antiquitäten, Bernſtein und was ſonſt noch ihren Krähenaugen auffiel, angereiht haben. Da ſie zugleich die Aerzte ihres Tabuns und als ſolche im Beſitze von einem Dutzend altherkömmlicher Mittel ſind, ſo hängt ihnen auch gewöhnlich ihr ganzer chirurgiſcher und mediciniſcher Apparat am Gürtel, was ihnen das Ausſehen von Schamanen und Zauberern giebt. Ihren Kopf ſtecken ſie auch wie alle zehn Millionen Kleinruſſen und Tataren unter die hohe Cylindermütze von ſchwarzen Lämmerfellen aus Reſchitilowka. Ueber dieß Alles werfen ſie dann noch die bei allen Hirten gebräuchliche „Swita,“ einen aus brauner Schafwolle gewebten Mantel. An dieſe Swita iſt oben eine weite Capuze genäht, die über Mütze, Kopf und Geſicht gezogen wird, und in der wie bei den alten Ritterhelmen blos für Augen, Naſe und Mund eine Oeffnung bleibt. Bei gutem Wetter hängt ſie auf dem Rücken wie ein Sack herunter und wird dann auch in der Regel als Taſche benutzt. Dieſes letzte Kleidungsſtück giebt ihnen ein beſonders barbariſches Ausſehen, und mir gingen immer die wilden Namen der Petſchenegen, Alanen, Polowzer, Hunnen und Uzen durch den Kopf, wenn ſo ein lederner Tabuntſchik mit ſeiner hohen, wie ein Ochſenhaupt eckigen Sturmhaube daherſprengte.

Auch klirrt ſonſt noch Manches an ſolchem Roſſebändiger herum, zunächſt und vor Allem ſein großer Harabnik, ſeine drei Klaftern lange Peitſche *) mit kurzem dicken Stiele. Dieſe Peitſche iſt gewöhnlich aus äußerſt feinen Lederſtreifen ſehr künſtlich geflochten. Sie iſt das weit reichende Scepter des Tabuntſchik, das ſich ſo ſelten von ſeiner Hand trennt, als wäre ſie damit verwachſen. Er läßt ſie ſeinen Roſſen tapfer um die Ohren ſauſen, wenn ein Kampf unter ihnen ausbrach, oder wenn etwa ein Hengſt

*) Nur die eigenthümliche Peitſche des Tabuntſchik heißt „Harabnik.“ Für andere Peitſchenarten giebt es wieder andere Namen. Wahrſcheinlich iſt das Wort wie die Sache unter dieſen Hirtenvölkern ſehr alt, denn es findet ſich gleichmäßig bei den Kleinruſſen, bei den Tataren, wie bei den Moldauern in Beſſarabien.

gegen seine Herrschaft rebellirte und abtrünnig ein besonderes Reich stiften wollte.

Alsdann seine Schlinge. Diese ist ein fünfzehn bis zwanzig Ellen langer Strick, an dessen einem Ende ein eiserner Ring zum Durchziehen des anderen Endes befestigt ist. Für gewöhnlich hängt diese Schlinge, in vielen Reifen zusammengewickelt, am Sattel; wenn er sie aber zum Einfangen der Pferde gebrauchen will, so verfährt er dabei so: Er wickelt das eine Ende des Strickes um den Arm, jedoch ohne es weiter zu befestigen, damit er es nach Belieben nachschießen oder auch ganz fahren lassen kann, macht alsdann die Schlinge vorn recht weit, schwingt sie, zu dem Pferde, das er sich auserwählt hat, heransprengend, ein paar Mal um's Haupt, schleudert sie, nie fehlend, demselben um den Hals, zieht sie ein wenig an und wirft dann mit einem tüchtigen Rucke den Gefangenen zu Boden.

Der Harabnik zum Regieren, die Schlinge zum Arretiren und endlich die Wolfskeule zum Vertheidigen, das sind eines jeden guten Pferdehirten Waffen. Diese Keule ist drei bis vier Fuß lang, vorn mit einem dicken eisernen Knopfe versehen und hängt gewöhnlich am Sattel. Er springt mit dieser Keule seinen Pferden zu Hülfe, wenn sie nicht allein mit den Wölfen fertig werden können. Je nach Umständen schlägt er damit oder schleudert sie aus der Ferne und weiß ihren eisernen Knopf den armen Wölfen so geschickt durch den Kopf zu jagen, wie ein Tyroler Schütze seine Büchsenkugel.

Außer diesen Sachen und außer seinem Wasserfäßchen, — denn selbst ihren Brunnen müssen sie mit herumschleppen, weil es oft keine Quellen in den Steppen giebt, — außer seinem Brodsacke und seinem Branntweinfläschchen hat denn der Tabuntschik noch manche andere Kleinigkeiten an sich herumhängen, wie man sich denken kann, wenn man erwägt, daß sein Pferd seine Waffen-, Schlaf- und Vorrathskammer ist, die Alles, was seine Lebensbedürfnisse befriedigen kann, in sausendem Galopp mit sich fortnehmen muß.

Mit bewundernswürdiger Ausdauer und Geschicklichkeit wissen diese so behängten, umschanzten, bekeulten Schleuderschwinger, mit ihrem sausenden Harabnik arbeitend, die tausend unbändigen Rosse ihres Tabuns zu leiten und zusammenzuhalten, ihre Streitigkeiten zu schlichten, sie Nacht und Tag in Sturm und Wetter zu regieren und sie vor den Wölfen zu schützen. Am meisten machen ihnen die Hengste zu schaffen, die immer ihr eigenes Regiment über die anderen Pferde exerciren wollen und mit denen sie daher beständig in Hader liegen. Diese bösen und eigensinnigen Herren, von denen einige fünfzehn bis zwanzig Jahre im Tabun und in der Wildniß lebten,

ohne nur ein Mal dumpfige Stallluft zu riechen, machen dem Tabuntschik oft das Leben so bitter, daß er sein ganzes Handwerk verwünscht, und daß er dann vor seinen Herrn tritt und erklärt, er könne und wolle mit diesem oder jenem Hengste nicht länger dienen, und entweder müsse der Hengst aus dem Tabun abdanken, oder er würde selber seinen Abschied nehmen. In solchen Fällen wird dann der störrische Hengst verkauft, oder er muß eine Zeit lang in's Gefängniß des Stalles wandern, um seinen Uebermuth zu büßen.

Bei den ungemein angreifenden Strapazen, denen ein Pferdehirt sich unterziehen muß, wird er denn auch selten alt. Zehn bis fünfzehn Jahre ist die ihm bestimmte Zeit, innerhalb deren er Invalide wird. Manches nicht vergehende Unkraut dauert freilich auch länger aus. Natürlich ist es, daß solche außerordentliche Anstrengungen auch mit außergewöhnlichem Solde belohnt werden. Denn durchweg sind die Tabuntschiks freie Leute, da bei Leibeigenen keine Furcht vor Strafe stark genug sein würde, sie zu der stets nöthigen Wachsamkeit anzutreiben, bei den Freien aber ein stärkerer Hebel als die Peitsche in Anwendung gebracht werden kann, die Furcht vor Verlust und die Aussicht auf Gewinn. Denn in ihrem Contracte ist es immer eine wesentliche Bedingung, daß sie für die auf irgend eine Weise abhanden gekommenen Pferde haften und ein jedes zu einem festgesetzten Preise bezahlen. Für ein Pferd bekommen sie gewöhnlich fünf bis sechs Rubel jährlich und folglich für 800 bis 1000 Pferde 4000 bis 6000 Rubel. Das wäre nun eine schöne Revenue für den Hirten, wenn er sie so rein einstecken könnte. Allein zunächst bezahlt er davon die ihm abhanden kommenden Pferde, alsdann besoldet er davon seine Gehülfen, deren er bei einem Tabun von 1000 Pferden immer zwei bis drei nöthig hat, und endlich muß er sich auch noch seine eigenen Reitpferde dafür halten. Da die Viehdiebstähle in den Steppen auf eine sehr großartige Weise getrieben werden, so kann es sich ereignen, daß so ein armer Schelm von Pferdehirt seine 2000 bis 3000 Rubel auf einem Brete blechen muß. Sind sie aber glückliche Glücksritter, sind sie überall schnell bei der Hand und machen sie sich bei Dieben und Wölfen gefürchtet, so können sie sich auch in ein paar Jahren aus dem Tabun ein appetitliches Kapitälchen herausholen und sich damit zu einem friedlicheren Geschäfte etabliren. Dieß geschieht aber höchst selten, denn wenn ihre Gewinnsucht einmal geweckt ist, so wissen sie nicht zur rechten Zeit das Spiel zu enden, und Regel ist, was sie im Tabun gewinnen, das muß auf der Steppe wieder zerrinnen.

Beides, sowohl der hohe Lohn als das harte Leben, macht die Klasse der Tabuntschiks zu einer der wildesten, rohesten und tollsten Wagehälse, deren Thun und Treiben so hart und zugleich so verführerisch ist, daß allge-

mein in der Steppe angenommen wird, wer nur drei bis vier Jahre dieß Geschäft treibe, der sei dadurch zu jedem anderen zahmen Dienste zu wild geworden. Die Härte des Hirtenlebens hält nicht nur die Weichlichen davon ab, sich diesem Dienste zu widmen, sondern auch Die, welche etwas auf sich halten und sich besser dünken als eine Wetterfahne am Thurme oder als ein verschlagenes Wrack auf den Meereswogen. Da aber weiter keine besondere Kunstfertigkeit zum Pferdehirten gehört, dessen Thätigkeit weniger ein Arbeiten als nur ein Aushalten in Feuer, Wasser und Eis ist, so reizt dieß wiederum die Ungeschickten und Trägen, während die Kunstfleißigen und Arbeitsamen sich anderen Wirkungskreisen hingeben. Die Höhe des Gewinnes lockt den Geldgierigen, die Größe der Verantwortlichkeit aber hält den Berechnenden und Verständigen zurück. Man kann sich daher schon denken, welche Klasse von Wagehälsen und Spielern die Rekruten für die Pferdehirten hergiebt.

Allein wenn auch durch Zufall eine ganz ehrliche Haut dazu kommen kann, so muß sie doch bald in den Ton dieser verwilderten Teufel einstimmen. Die unsäglichen Strapazen, denen sie sich unterziehen müssen, machen sie zunächst alle zu bedeutenden Liebhabern jenes Feuers- und Lebenswassers, das den erschlafften Leib vorübergehend so angenehm stimmt, den kalten mit einer lieblichen Wärme durchglüht, bei Hitze die Ausstoßung derselben befördert, bei Trockenheit anfeuchtet und bei Nässe austrocknet, den Magen stärkt und das Blut belebt. „Der Himmel selbst," sagen sie, „verführt uns zum Garelka *)." · Geld klimpert ihnen ja immer in Händen und Taschen, und so hält ihnen der Jude den Hahn der Tonne stets offen. Freilich dürften sie wohl eigentlich nie das Auge vom Tabun abwenden, allein sie wetten und wagen, verjubeln ganze Nächte in den einsamen Steppenkrügen mit ihren Freunden und Genossen und schlagen sich auf eine Weile die Sorgen um die Pferde aus dem Kopfe. Morgens, wenn die Sonne sie zur Besinnung bringt, eilen sie dann auf raschen Rennern der Herde nach, deren Wege und Spuren sie kennen, und treiben sie bald wieder zusammen. Finden sie, daß die Unbewachten indeß bei nächtlicher Weile Schaden anrichteten, etwa in Kornfelder oder Gärten einbrachen, so wissen sie sich auf hunderterlei Weise der Entdeckung und Verantwortlichkeit zu entziehen. Geht es nicht anders, so lassen sie den Tabun das angefangene Werk der Zerstörung vollenden, treiben ihn durch die Kornfelder hin und her, so daß kein Mensch entdecken kann, woher die Zerstörung kam und wohin sie ging, und führen dann die Herde rasch querfeldein dreißig bis vierzig Werste weit auf das entgegengesetzte Ende

*) Kleinrussisch für „Wodka," Branntwein.

ihres Steppengebietes, wo sie dann den Nachspürern so unschuldig entgegenweiden, als hätten sie sich nicht vom Flecke gerührt.

Nichts aber lieben sie mehr als die Pferde, was sehr natürlich, denn es sind ja ihre Pflegebefohlenen. Nur gehen sie darin etwas zu weit und lassen ihre Liebhaberei für die Pferde oft die Oberhand bekommen über ihre Liebe zur Redlichkeit. Wenn so ein pferdeliebender Tabuntschik mit seinem Tabun heranzieht, dann nehme nur jeder an der Landstraße weilende Reisende seine Pferde in Acht; denn ganz mit ihrem Tabun beschäftigt und immer ihn hütend und treibend, als dächten sie an nichts Arges, kommen sie herangezogen und weiden ihre Rosse in der Nähe der Straße, wo es immer etwas zu fischen giebt. Wenn aber die Sonne sich zum Untergange neigt und die Dämmerung herabfällt, dann schärfen sich ihre Blicke wie die der Eulen, und wo sie ein paar Pferdchen weiden sehen, sei es, daß Reisende sie zum Grasen ausspannten, oder daß die Dorfbewohner sie ein Bißchen zu weit sich verlaufen ließen, husch! haben sie sie mit ihrer Schlinge erschnappt, koppeln sie zusammen, und flugs geht es mit ihnen und dem ganzen Tabun in's Innere der Steppe. „Dort," sprechen sie zu den Pferden, „haben wir bessere Weide für euch als hier an der kümmerlich begras'ten Landstraße." Sie hüten sich aber wohl, das gestohlene Gut selber zu behalten, vielmehr suchen sie nun ihre Freunde und Nachbarn von der anderen Seite auf, mit denen sie immer nächtliche Rendezvous verabreden, und übergeben ihnen die Gefangenen zur Weiterbeförderung. Diese Nachbarn nun übernehmen entweder das Risiko, dieselben wieder anderswo unterzubringen, und zahlen baar Geld dafür, oder, was gewöhnlicher ist, sie haben sich auch während der Zeit schon completirt und geben Waare dafür, die von Osten nach Westen wandern soll, wie jene von Westen nach Osten. Der zweite Empfänger hütet sich wohl, die Pferde so nahe zu verkaufen, vielmehr schlägt er sich mit ihnen wieder weiter nach Osten und schanzt sie einem dortigen Freunde zu. Denn alle Tabuntschiks bilden über der ganzen Steppe hin, von den Karpathen bis zur Wolga, nur ein ununterbrochenes Netz verschworener Schelme, die mit großer Taschenspieler-Gewandtheit ein Dutzend Pferde von Hand zu Hand gehen lassen. Der arme reisende Nasnoschtschik (Krämer), oder der Oboseńführer (Karavanenführer), oder wer es nun sonst ist, dem die Pferde gestohlen wurden, greift alsdann zum Wanderstabe und begiebt sich zu Fuß auf die Verfolgung seiner Pferde. Er geht von Dorf zu Dorf, von Gehöft zu Gehöft, und fragt nach seinen Pferden; „so und so viele, von der und der Farbe, das eine habe „nur ein Auge, eins habe weiße Vorder-, das andere weiße Hinterfüße, das eine „schwarze sei ein schönes großes Thier, das ihm noch nie entlaufen, und der „Grauschimmel zöge ihm immer für zwei andere." Ja, was hilft aber alle genaue

Schilderung, die der Bestohlene so beredt zu entwerfen weiß. Die Schulzen in den Dörfern, denen immer alle zugelaufenen Pferde übergeben werden, haben die beschriebenen nicht gesehen, und die Tabunen, ach, wo bekommt man diese flüchtigen fest! Träfe man auch den rechten, wo die gesuchten Pferde noch mitten drinn wären, man könnte ja nicht hinzukommen zu dieser unbändigen Gesellschaft, um sich das Vermißte herauszusuchen. Gewöhnlich aber sind die gestohlenen Pferde schon längst vom Dniepr zum Bug und Dniestr oder noch weiter gewandert und weiden wohl gar schon an der Donau, unter dem schützenden Scepter des Padischah. Die Zeit dieses Handels und Wandels ist die Nacht. Da machen die diebischen Hirten Ritte hinüber und herüber, vierzig und fünfzig Werste weit, von denen man so wenig erfährt wie von den nächtlichen Reisen der wilden Thiere der Wüste. Die mongolischen Grabhügel sind dabei die Versammlungsplätze, die Höhlenkrüge die Börsen und die weite Steppe der Markt.

In solchen Kniffen und Pfiffen belehrt, an so ein völlig ungebundenes Leben auf dem Sattel gewöhnt, Geld in der Tasche, großen Gewinn in Erwartung, Hagel und Regen auf's Haupt, die pfeifenden Stürme beständig um die Ohren, mit allen Kindern der Nacht vertraut, den Tag verschlafend, kann der Tabuntschik zu anderen bürgerlichen Gewerben nicht tauglicher sein als ein neapolitanischer Bandit. Dabei aber wird der Lebensmuth dieser Leute keineswegs gebrochen, vielmehr durch Alles, was sie überwinden und ausführen, bedeutend erhöht und ihr Stolz gehoben, wie der der Seeleute, wie der der Beduinen und wie überhaupt aller der Menschen, die nicht in den Ketten des alltäglichen Lebens und der städtischen Bequemlichkeit liegen. Mit Verachtung sehen daher auch die Tabuntschiks auf die Ackerbauer und selbst auf die friedlicheren und ehrlicheren Tschabans (Schafhirten) und Tscheredniks (Ochsenhirten) herab. Auch beklagt der Pferdehirt seine Lebensweise keineswegs, vielmehr thut er sich etwas darauf zu Gute. „Hoho! ich arbeite nicht, „ich tummele mich wie der Wind. Es fehlt mir nie an Karbowenetz (Silber„rubeln), und ich gebe draußen auf meiner Steppe Niemandem ein gutes Wort. „Meine Freundschaft geht viele hundert Werste weit in die Runde, und ver„derben kann ich gar nicht, denn vor des Himmels und der Menschen Blitze „fürchte ich mich nicht." Sie sind in der That alle große Processirer und Disputirhähne, die selbst mit den Großen ihres Landes anbinden und ihnen vielen Aerger bereiten.

Da sie immer in der Wildniß leben und blos mit ihren Pferden, und diese daher ihr einziges Studium ausmachen, so kennen sie auch gewöhnlich alle einzelnen Mitglieder ihrer Herde sehr genau, besonders die fatalen Hengste, die ihnen so viel zu schaffen machen und die sie immer im Sinne haben, aber

natürlich auch die übrigen Pferde, ihr Alter, ihre Lebensgeschichte, ihren Charakter und ihre guten und schlechten Eigenschaften. Ein guter und erfahrener Tabuntschik wird daher natürlich seinem Herren sehr unentbehrlich und unschätzbar, da in Bezug auf Pferde sein Gedächtniß gewöhnlich so nervig ist wie seine Muskeln. Bei Krankheiten, bei Auswahl der Thiere, die zu Markte getrieben oder beibehalten werden sollen, und bei vielen anderen Gelegenheiten kann man natürlich bei Niemandem besser Rath holen als bei ihm. Er bezeichnet die guten Stuten, die alle Jahre ihr Füllen geben, und die man daher nicht verkaufen darf; er weiß die Pferde, welche, wie man sich ausdrückt, den Tabun nicht halten, d. h. die als merkwürdige Ausnahmen diesen merkwürdigen Trieb, der die Pferde sich immer zu ihres Gleichen halten lehrt, nicht kennen und immer wild vom Tabun sich sondern; er räth, diesen oder jenen alten Hengst, der nichts mehr taugt, an den Mann zu bringen; er kennt das Wetter im Winter und weiß, ob man austreiben dürfe oder nicht; er weiß am beßten, ob man die Zahl der Pferde noch höher hinauftreiben könne, oder ob es besser sei, sie zu beschränken, weil nur er das angewiesene Steppengebiet und seine Ergiebigkeit genau beurtheilen kann.

Auf den Pferdemärkten insbesondere spielen die Tabuntschiks eine große Rolle, und in Balta und Berditschew, wo die größten dieser Märkte zwischen Dniepr und Dniestr gehalten werden, ist es eben so interessant, den Tabuntschik als ihren wilden Tabun zu beobachten. Die Pferde werden hier eben so frei und ungebunden zu Markte getrieben, wie sie auf der Steppe lebten, da sie in gefesseltem Zustande gar nicht zu lenken und fortzubringen sein würden. Die Städte und Dorfschaften, die sie zuweilen durchtraben müssen, machen ihnen freilich mitunter etwas Schrecken, doch kommt hierbei den Hirten die Natur der Pferde zu Statten, die, wenn sie etwas in Schrecken setzt, nicht auseinandersprengen, sondern vielmehr dann am meisten zusammenhalten. Nahe bei einander hintrappelnd, mit dem Rücken sich an einander reibend und scheu zur Seite blickend, hinten von dem Harabnik des Tabuntschik gejagt, vorn von seinen Gehülfen zurückgehalten, passiren sie die Städte und Dörfer.

Auf den Marktplätzen hat man mit Holz oder Stricken ein Quarrée umzäunt, welches den Tabun aufnimmt. Daneben sitzt der Herr, welcher verkauft, rund herum gehen die Liebhaber und Käufer und wählen sich aus, und drinnen tummelt sich der Tabuntschik mitten zwischen den Rossen herum. Die Auswahl wird aber den Käufern in nichts erleichtert. Man kann vom Verkäufer nicht wie bei uns verlangen, er möge einmal dieses Pferd zeigen oder jenes vorführen lassen „Es sind ja wilde Pferde, die ich habe. Be„schauen Sie sich alle, so viel Sie wollen. Jenes Pferd dort ist fünf Jahre

„alt, dafür bürge ich; es ist auf meiner Steppe aufgewachsen. Weiter weiß „ich selbst nichts davon. Es kostet 100 Rubel; wollen Sie mir diese zahlen, „so nehmen Sie es. Vordem kann ich es ihnen aber nicht einfangen lassen, „denn das kostet zu viel Mühe, und das Pferd leidet mir wohl gar noch „Schaden dabei. Geben Sie aber auch dem Tabuntschik ein gutes Trink„geld, damit er Ihnen das Pferd vorsichtig einfange." — Diesen letzten Rath darf man ja nicht in den Wind schlagen, denn giebt man dem Tabuntschik, der immer auf Silber erpicht ist wie ein Bär auf Honig, nicht ein ordentlich Stück Geld, das seinen Augen wohlgefallen kann, und fängt er das Pferd blos auf Ordre seines Herrn ein, so wird er ärgerlich, macht die Sache kurz ab, wirft dem Pferde die Schlinge um den Hals, zieht sie ihm mit einem Rucke zu und wirft es auf die Knie nieder, daß es noch lange an dem Stoße leidet und vielleicht gar einen wesentlichen Schaden nimmt, den nicht der Verkäufer, sondern der Käufer zu tragen hat, der das Risiko des Einfangens übernimmt; denn, wie der Tabunenherr sagte, er hat nichts als wilde Pferde, und wenn ein Käufer einem davon eine Schlinge umlegen läßt, so wird es zahm und ist das seine.

Zahlt man aber dem Herrn sein Geld ordentlich aus, und gewinnt das gegebene Trinkgeld der Seele des Tabuntschik ein freundliches Lächeln ab, so geht das Einfangen auf andere Weise vor sich. Letzterer giebt sich alsdann viele Mühe, schleudert dem Pferde die Schlinge geschickt um den Hals, zieht sie nur ein wenig an und galoppirt eine Zeit lang neben dem sogleich Reißaus nehmenden Pferde her. Kommt dasselbe über die ungewohnte Schlinge aber zu sehr außer sich, so läßt er es auch wohl allein mit diesem Schmucke hinauslaufen und spricht zum Käufer: „Sie haben ja wohl ein wenig Zeit. Es „wird sich bald beruhigen, und ich liefere es Ihnen dann zahm in die Hände." Das wilde Pferd nun schnaubt, beißt und schlägt um sich, beständig nach dem ihm so fürchterlichen Stricke blickend, der sich ihm lebendig wie eine Schlange zur Seite windet, bis es sich endlich ausgetobt hat, da es bemerkt, daß der Strick weder weicht, noch auch würgt und schadet. Es wird allmählig ruhig und weidet zuletzt still wie die anderen, den Strick neben sich herschleifend, dessen Ende dann der Tabuntschik aufnimmt und dem Käufer übergiebt. Dieser bindet das Pferd alsdann hinter seinen Wagen und läßt es dort von Neuem so viel wüthen, als es mag, bringt es in seinen Stall, kommt aber doch oft erst nach einem Jahre und nach vielem Aerger und Verdruß dazu, ihm alle wilden Unarten abzugewöhnen. Der Käufer kann nur in dem einen Falle sein Pferd zurückgeben, wenn es nicht das angegebene Alter hat. Entdeckt er aber andere Mängel, so hilft das nun nichts mehr. Indeß viel Risiko ist auch nicht dabei, denn im Ganzen sind die Tabunenpferde alle so ziemlich

gleich gut und gleich schlecht, im Frühlinge alle fett, im Sommer alle mager, gleich wild, gleich stark, gleich böse und tückisch, und endlich auch alle gleich billig.

Man kann sich denken, wie viele Pferde bei allen diesen tumultuarischen Geschäften unter des Tabuntschik Sattel darauf gehen. Er hält sich allerdings immer zwei aus eigenen Mitteln bei'm Tabun; diese reichen aber nie aus, und wenn es heiß hergeht, so macht er wohl oft zwei bis drei Pferde an einem Tage lahm. Er spart daher, wenn er unbeobachtet ist, die seinigen und fängt sich wilde aus dem Tabun selber. Durch dieß beständige Reiten der verschiedensten wilden Pferdenaturen bekommen nun diese Leute natürlich eine bedeutende Sicherheit im Sattel, auf dem sie in der Regel so fest sitzen wie der Vordertheil eines Centauren auf seinem Hintertheile. Die Herren, die dann und wann ein Pferd in der Wirthschaft brauchen, geben ihnen daher zuweilen den Auftrag, dieses oder jenes Pferd auf der Steppe zuzureiten. Freilich werden ihnen auf diese Weise nun eben nicht die feinsten Reiterkünste beigebracht. „Meistens reiten wir sie nur so auf den Lauf zu," sagte mir ein Tabuntschik, das heißt, daß sie Den, der festzusitzen weiß, nicht abwerfen, und daß sie rechts eine Werst weit in die Steppe hinausschießen, wenn man sie rechts zog, und links eine Werst weit, wenn man sie links lenkte.

Dieß ungefähr sind die Arbeiten und Beschäftigungen der Hirten der stampfenden Rosse.

Was nun das Thun und Treiben dieser letzteren selber betrifft, das voll ganz eigenthümlicher und bei uns unbekannter Erscheinungen ist, so versteht es sich von selbst, daß es in den verschiedenen Zeiten des Jahres außerordentlich variirt. Im Ganzen gestaltet sich ihr Leben so: In der guten Jahreszeit, die hier nur sechs Monate, von Ostern bis October, dauert, streifen sie unter Anführung ihres Tabuntschik frei in den Steppen und gehen Nacht und Tag ihre grasigen Wege. In den sechs Monaten der schlechten Jahreszeit werden sie ebenfalls ausgetrieben, jedoch nur bei Tage, wo sie sich ihr Futter unter dem Schnee hervorscharren müssen, und in der Nacht kommen sie nach Hause. An ganz besonders stürmischen Tagen behält man sie aber auch bei schmaler Kost ganz zu Hause.

Der Winter ist natürlich für die armen Thiere die schlimmste Jahreszeit und voll von Leiden, Hunger, Kälte, Krankheit und Tod. Die Stallung, welche die Herren für sie bereiten, ist das erbärmlichste Ding von der Welt, weiter nichts als ein mit Graben und Erdwall umzogener Raum, dem dann und wann barmherzige Herren wohl noch eine Art von Wetterdach gegen Norden hinzufügen. Hinter so einer jämmerlichen Festung müssen dann die armen Thiere sich gegen einen so unbarmherzigen Feind, wie es der Steppen-

boreas iſt, vertheidigen, ſo gut ſie können. Eine ſolche Stallung nennt man den „sabor dla Tabun“, „den Zaun für den Tabun“, und weiter iſt es auch nichts. Es iſt ein Jammer, die edlen Thiere in dieſer Verzäunung bei hartem Unwetter zu ſehen. Nur die Hengſte und Starken kommen unter den Schoppen, und die Schüchternen und Schwachen ſtehen in kleinen Trupps am Wall herum und ſtecken die traurigen Köpfe zuſammen, um ſich einander ein wenig zu wärmen.

Doch haben ſie noch einen weit ſchlimmeren Feind als die Kälte, die ſich bei vollem Magen allenfalls noch ertragen ließe. Allein wie friert nicht ein hungeriger Magen! Im Anfange des Winters, wo draußen unter dem Schnee noch einiges Herbſtgras grünt, und wo ihnen die Tabuntſchiks auch dann und wann noch einige Heu- und Strohhaufen im Stalle zurecht legen, an denen ſie die Nacht über naſchen können, geht es allenfalls noch gut bis zum Januar. Allein dann wird der Mangel fühlbarer. Die Gutsherrſchaft hat gedacht, wie die Ruſſen meiſtens denken: „Gott wird helfen, man ſchlägt ſich ſchon durch“, und hat ſich daher nur knapp mit Heu und Stroh verſehen. Verlängert ſich nun die ſchlechte Witterung etwas über Gebühr, ſo ſchmelzen die Vorräthe raſch. Die herrſchaftlichen Kutſcher legen die Hand auf den Reſt, und der arme Tabun muß Brennſtroh und Schilf ſpeiſen. Dagegen proteſtiren aber bald alle Köche und Ofenheizer, und in der Verzweiflung greift man endlich zum Schilfe der Dächer. Es kommen Zeiten von Futtermangel vor, wo kein Dachſtrohhalm unverfüttert bleibt.

Es iſt nichts befremdender, als daß gerade in dieſen Gegenden, welche die Natur faſt einzig und allein für das Vieh hervorgebracht zu haben ſcheint, und wo ſie faſt in jedem Winkel mit der größten Freigebigkeit für die Grasfreſſer geſorgt hat, ſo erſtaunlich viel von den ſchrecklichſten Hungersnöthen zu hören iſt. Aus jedem Winter gehen die Tabunen mehr oder weniger mager und krank hervor wie eine Herde von Pferdegeſpenſtern, auf denen die Geiſter des Erebos geritten zu haben ſcheinen. Doch glücklich, wenn ſie überhaupt daraus hervorgehen. Es giebt aber Winter, denen ſie gar nicht, oder doch nur in ſo ſchwachen Reſten entkommen, daß lange Jahre dazu gehören, bis die Stämme ihre alte Stärke wieder erlangen. So iſt noch jetzt namentlich das an allen Dingen ſo magere Jahr 1833 noch nicht verſchmerzt, welches die Tabunen der Art decimirte, daß von den meiſten kaum die Hälfte blieb.

In ſolchen Jahren der Noth paſſiren unerhörte Dinge, und die Herren, die Theil an dem Schickſale ihres Viehs nehmen und aus Liebe und Intereſſe Alles für ſie hingeben, ſehen ſich zu den größten Opfern genöthigt. Den Wucherern, deren es immer eine Menge giebt, und die in der Hoffnung auf ſolche Zeiten ihre Futterkräuter Jahre lang aufhäuften, werden die enormſten

Preise bezahlt. Alles, was nur für einen Pferdezahn Beißbares in und an den Wohnungen ist, wirft man den Herden vor, um nur ein wenig den Jammer, der unter ihnen herrscht, zu mindern. Alte Kornvorräthe, die man für gute Conjuncturen aufspeicherte, werden den Thieren geöffnet; denn der Geiz löst sich in Erbarmen. Kartoffeln, Rüben, Mais, ihr Brod theilen die Menschen endlich mit den Thieren. Allein die Portionen sind zu klein, um so vieles Leben zu fristen. Manche, die nicht zu weit wohnen und in den nördlichen Gränzländern der Steppen Verbindungen haben, lassen ihre Herden nach Polen und der Ukraine wandern, um sie dort, wo die Vorräthe gewöhnlich größer, weil die Herden geringer sind, in Fütterung zu geben.

Es ist natürlich, daß wohl nur eine sehr mangelhafte Wirthschaft an dieser häufig wiederkehrenden Noth bei so großem, von der Natur gewöhnlich gebotenen Ueberflusse Schuld sein kann. Es ist wohl nur ein sehr geringer Anschlag, wenn man annimmt, daß die Hälfte von dem in jedem Jahre aufgewachsenen Grase in den Steppen wieder zu Staub wird, ohne von Menschen oder Vieh auf irgend eine Weise benutzt worden zu sein. Wären die Menschen bei dem Ueberflusse, in dem sie sich gewöhnlich in der guten Jahreszeit befinden, etwas weniger verschwenderisch und sorgten sie immer mit einigen Vorräthen wenigstens auf ein Jahr voraus, so würden sie mit ihren Herden nicht immer aus der üppigsten Fülle in die bitterste Dürftigkeit geschleudert werden. Aber so sind die Einen gierige Wucherer, Viele sorgenlose Verschwender, die Wenigsten sinnige Wirthschafter. Da die Meisten immer so viel als möglich gleich baares Geld haben wollen, so wird dann schnell versilbert, was die Erde bringt, und sie denken nicht daran, daß der Verzicht auf kleine gegenwärtige Gewinnste ihnen vielleicht große zukünftige Verluste ersparen würde. Vor den Sorgen für die Zukunft schützt sich ihre Trägheit mit der Redensart: „Gott wird helfen", bis dann der Erfolg ihnen zu spät lehrt: „Ja wenn ihr selber klug wart."

Man kann sich nach dem Allen vorstellen, daß die im Sommer so ausgelassenen und wilden Tabunen am Ende des Winters das zahmste Ding von der Welt sind. Die unbändigsten Rosse, die im Sommer, scheuer als die Wölfe, keinen Menschen auf 100 Schritt Entfernung heranließen, ohne einen Lärm und eine Flucht zu beginnen, als hätten sie den leibhaftigen Bösen selber gesehen, kann man jetzt am Schwanze festhalten, das heißt, wenn sie dann überhaupt noch einen Schwanz haben. Denn oft fressen sie im hungerigen Wintern sich Schwanz und Mähnen bis auf den letzten Stumpf ab. Wenn auch die Haare sie nicht sättigen können, so geben sie doch ihren unruhigen Zähnen zu werken. So ein armseliges Tabunenpferd ohne Mähnen, ohne Schweif, ohne Fleisch und gänzlich ohne Muth, mit lahmen Schritt

und trüben Augen, wie es im März aus seinem Gabor hervorschleicht, bildet alsdann eine noch traurigere Figur als das mit Stroh ausgestopfte Pferd Peter's des Großen im Arsenale zu Petersburg.

Jedoch ist in der höchsten Noth die freundlichste Rettung am nächsten. Auf das betrübteste Ende des Winters folgt der lieblichste Beginn des Frühlings. Die Tulpen und Krokos blühen hervor, und dem Schönen folgt bald das Nützliche, die zarten saftgrünen Spitzen des aufsprießenden Grases. Nun erholen sich die Herden und schlagen bald mit rascherem Hufe den Rasen. Der trübe Himmel in ihren Augen klärt sich auf, die Gräser wachsen und wachsen. Eins treibt das Andere, und die Zeit der Fülle, des Uebermuths, des Streits und der Liebe ist nun da für Alles, was auf der Steppe lebt. Alles ist Aufruhr, Muth und Lust auf der ganzen Steppe, und das Jauchzen nimmt kein Ende von der Gränze des Türkenreiches bis tief in die Mongolei hinein. Jetzt entspringen die Füllen leicht der Wiege des Mutterleibes in's hohe Gras, die im Winter kümmerlich und krüppelhaft, in den Schnee fallend, zur Welt kamen. Nun bilden sich Parteiungen im Tabun, und die Hengste formiren sich ihre Serails. Immer flüchtiger werden die Walachen und haben wieder Athem zum Wiehern und Rennen.

Es giebt gewöhnlich in einem Tabun von 1000 Pferden 15 bis 20 Hengste, etwa 400 bis 500 Zuchtstuten und 500 bis 600 junge Thiere und Walachen. Die Hengste sehen sich natürlich immer als die eigentlichen Herren des Tabuns an, und unter ihnen insbesondere die alten, die das junge aufstrebende Volk nicht leiden können. Sie halten daher nicht nur streng auf Zucht und Ordnung unter den Walachen und Stuten, sondern liefern sich auch beständig unter einander wüthende Schlachten, in denen gewiß jeder Hieb ein Leben tödtete, wenn es nicht blos Pferde wären, die sie austheilten, sondern auch Pferde, die sie empfingen. Im Frühlinge aber macht sich oft ein junger, seit dem letzten Jahre nachgewachsener Hengst mit so kraftvollen Muskeln geltend, daß er alle Alten aus dem Felde schlägt und sich zum Gefürchtetsten im ganzen Tabun erhebt, und alle übrigen weiden dann in respectvoller Entfernung von ihm. Auch sonst haben diese Herren ihre Abneigungen und Zuneigungen, ihre Verschwörungen und Conventikel wie die Menschen in einem Staate. Zuweilen nun ist einer bei den übrigen verhaßt, und sie haben ihm schon längst etwas Böses zugedacht. Eines Tages geräth er mit einem seiner Feinde in Streit, die anderen springen herzu und schlagen ihn der Art aus dem Felde, daß er's lange nicht vergißt und immer entfernt vom Tabun sein kleines Trüppchen Stuten auf die Seite treibt. In jedem Tabun giebt es ein paar solcher Ausgestoßener, die nebenher hinken, und in jedem giebt es gewöhnlich einen, der über alle dominirt.

Nie aber wird der Streit größer, als wenn, wie es wohl zuweilen geſchieht, fremde Tabunen ſich einander begegnen. Freilich weichen in der Regel die Hirten ſchon von Weitem einer vor dem anderen aus, wenn ſie ſich ſehen. Aber zuweilen ſind ſie nicht bei der Hand, oder ſie gehen auch wohl eben ſo bös wie ihre Pferde auf einander los, wenn jede Partei meint, ſie habe allein dort das Recht zu weiden, und die andere müſſe von der Steppe weichen. In ſolchen Fällen ſtrittigen Rechts machen denn nun auch die Tabunen mit einander Bekanntſchaft, die aber nicht zwei Minuten lang Freundſchaft bleibt. In der Regel kämpfen ſie dann wie die Hellenen und Trojaner vor Ilion. Das junge Volk und die Mütter ſtehen von Weitem, ſorglos Brod ſpeiſend. Aber die Starken treten heraus in die Arena und kämpfen ſo wüthend und ausdauernd mit einander, als wenn auf dem einen ein unſichtbarer Hektor, auf dem anderen der Geiſt des Achilles ſäße. Sie ſchütteln die geſträubten Mähnen dabei wie die Löwen, und ihre hörnernen Hufe klatſchen in der Luft zuſammen wie Schilder. Dabei geben ſie pfeifende, gellende und brüllende Töne von ſich, die wir bei unſeren Sklavenpferden gar nicht kennen, und die man eher mit dem Heulen wilder Thiere als mit dem Wiehern unſerer Pferde vergleichen könnte. Auch bedienen ſie ſich in dieſem Kampfe eben ſo häufig ihres Gebiſſes als ihrer Hinterhufen und ſetzen auf einander ein wie die Tiger, bis dann endlich Hektor vor dem Achilles die Flucht ergreift und ſich mit ſeinen Angehörigen zurückzieht. Zuweilen aber entführt auch der Sieger dem Beſiegten einen Theil ſeiner Stuten, deren Auswechſelung dann wieder die Hirten aneinander bringt.

Doch iſt auch dieſe Frühlingszeit der größten Steppenfreuden und des ausgelaſſenſten Uebermuths nicht ohne Schmerzen und Leiden. Es iſt nämlich zugleich auch die Zeit der größten Plage von Seiten der Wölfe. Auch ſie haben nach dem hungerigen Winter im April und Mai den meiſten Appetit. Dazu kommt, daß nun gerade die zarteſten Braten, die jungen Füllen, im Tabun zu haben ſind, deren Fleiſch die Wölfe ſelbſt noch den Schafen und Kälbern vorziehen ſollen. Die Frühjahrskämpfe der Tabunenpferde mit den Wölfen ſind ſowohl durch die Liſtigkeit und hungerige Gier der letzteren als auch durch den Tumult und den Kampfesmuth der erſteren ausgezeichnet und intereſſant.

Die Wölfe müſſen natürlich als die ſchwächere Partei hauptſächlich auf Ueberliſtung und Schleichwege bauen, die Pferde aber als die Angegriffenen und beſtändig Umſchlichenen und Umſtellten auf ihre Gemeinſchaft und gegenſeitige Hülfeleiſtung. Es hat ſich daher, wie bei den Wölfen eine große Schlauheit und Gewandtheit, ſo bei den Pferden ein großer und edler Gemeinſinn entwickelt, der ſie und ihre Kinder meiſtens rettet. — Daß ein oder mehre Wölfe ſich bei hellichtem Tage mitten unter den Tabun machen, um ſich dort

zu sättigen, kommt nicht vor. Nie sind Wölfe so wahnsinnig hungerig, daß sie dieß Wagestück unternähmen und es vergäßen, daß sie alle Mal in solchem Falle ohne Rettung verloren sein, und von den Pferden dem platten Rasen gleich getreten werden würden. Bei Nacht und unter besonderen Umständen, wie z. B., wenn die Wölfe sehr zahlreich sind, und der attakirte Theil des Tabuns schwach ist, geschieht es dann doch wohl, daß eine Menge von Wölfen mitten unter den Tabun geräth, und der Kampf entwickelt sich dann so: Die zunächst angegriffenen Pferde, welche die Wölfe rochen oder ihre leuchtenden Augen auf der Steppe funkeln sahen, spitzen die Ohren, brausen und wiehern und stoßen Töne durch die Nüstern, die man durch die Nacht weithin pfeifen hört. Auf den ersten Lärm springen sogleich alle nahen Hengste, Walachen und Stuten — denn bei der Wolfsgefahr macht das Geschlecht keinen Unterschied und Aller Muth ist gleich — herbei und setzen geradezu auf die Wölfe ein. Diese werden dann durch den ersten wüthenden Angriff der Pferde, den sie selber aufregten, erschreckt und ziehen sich leise ein wenig zurück. Indeß geht das Geschrei unter den Pferden fort, und der ganze Tabun, weit gefehlt, daß er sich zersprengen sollte, drängt sich im Sturmlaufe der gefährdeten Stelle zu. Die Mütter schreien nach ihren Jungen, und diese traben hinter den Alten her, im dicken Haufen Schutz suchend. Fühlen sich die Wölfe an Zahl und Hunger stark, so weichen sie nicht völlig, nähern sich hier und da zum Theil wieder und erhaschen vielleicht ein Junges, das täppisch und schreiend mit der Mutter herbeiläuft, die selber noch nicht recht wußte, wo eigentlich die Gefahr drohe. Die Mutter geräth außer sich und springt mitten unter die Wölfe, ihr Kind zu retten. Allein sie verfehlt es. Bald sitzen auch ihr ein paar hungerige Rachen an der Kehle und legen sie in den Rasen. Aber nun fackeln die Pferde auch nicht länger. Sie nehmen ihre Jungen in die Mitte, und die Stuten und Walachen bilden einen Kreis, der aber nicht so starr und mit den Vorderfüßen so eingewurzelt, die Hinterfüße hebend, dasteht, wie dieß auf unseren Bildern dargestellt wird. Auf diesen Bildern haben es die Wölfe ziemlich bequem. Sie hüten sich vor den Hintertatzen der Pferde, und das Schlimmste, was ihnen begegnen kann, ist, daß sie sich den Gedanken an Füllenfleisch aus dem Sinne schlagen müssen. In der Wirklichkeit büßen sie ihre Lust gewöhnlich schwerer. Die Pferde setzen wie ein beweglicher Phalanx scharf in die Wölfe ein und machen Manchem von ihnen das verwünschte Augenleuchten vergehen, denn sie wollen sich nicht blos vertheidigen, sondern auch ihren Feind vernichten. Die Hengste gehen nicht mit in jenes Quarré, sondern bleiben draußen und umtoben es schnaubend mit wallender Mähne und mit bäumendem Schweife, als wenn jedes Haar eine Schlange wäre, zugleich als Feldherrn, Fahnenträger und Schlachttrompeter. Wo sie den Wolf im Grase

lichen Füllens! — Man muß dabei gewesen sein, um zu wissen, wie schnell er ein solches Thierchen zerlegt. Oft bekommt es nicht einmal Zeit zum Strampeln und Schreien, und der Wolf verzehrt es theils im Stillen, theils schleppt er es in sein Nest, um dort Mutterpflichten zu erfüllen, welche die Pferdemutter versäumte. — Gewöhnlich aber geht's, wie gesagt, „huhu! der Wolf! der Wolf!" im ganzen Tabun herum, wenn die Mutter das Geschrei begann, und wehe dem Wolfe, wenn dann etwa auch der Tabuntschik in der Nähe schlief. Denn der hat sich schnell die Augen gerieben, fährt in den Sattel wie ein Säbel aus der Scheide und ist wie ein Blitz mitten unter dem Getümmel. Der Wolf mit seiner Beute wie der Wind davon, aber der Tabuntschik mit seiner Keule wie ein Sturm ihm nach. „Hundsfott „von Wolf, lauf, wenn du willst, davon, aber dein dickes Wolfsfell laß auf „dem Platze! Denn es ist mein, wie die 10 Rubel, die mir Jeder dafür zahlt. — „Hui! Paff! Jetzt kennst du meinen Eisenknopf!" — Der Wolf liegt in diesem Falle allemal darnieder. Denn der Tabuntschik verfehlt sein Ziel nie, auch fehlt ihm sein Renner nie, gegen den selbst die Highmarkets-Renner die Segel streichen müssen. Nur einen Fall giebt's, wo der Wolf seinen Brüdern verrathen kann, wie scharf die Tabuntschiks zusetzen, wenn er nämlich zu den schroffen Abhängen einer Regenschlucht gelangt. Hier steckt er dann sogleich seine Schnauze zwischen die Vorderfüße, zieht sich zusammen und kugelt hinab. Das kann ihm der Tabuntschik nicht nachmachen, und er schleudert ihm dann wohl vergeblich seine Keule nach. Doch ist das selten. Gewöhnlich schnappt der Wolf bald die letzte Luft ihm zu Füßen. Die Pferde kommen auch heran und beschnuppern das erlegte Thier, aber der Tabuntschik hält sie mit seinem Harabnik aus einander, zieht dem Wolfe auf der Stelle sein Fell ab und legt es auf sein Pferd zu den anderen, die schon da hängen. Die Wölfe müssen wohl ihre Häute auf dem hohen Reitpferde hinter dem Sattel des Tabuntschiks zuweilen prangen sehen; denn es giebt kein giftiges Kraut, kein wildes Thier und keinen bösen Geist auf der Steppe, den sie so sehr fürchteten als den Tabuntschik mit seiner tapferen Keule.

So also tummelt sich das unbändige Volk der Rosse mit den Wölfen, mit seines Gleichen und mit seinen Herren im Frühlinge über die blumige Steppe. Allein die Blumen verblühen, der schöne Frühling verschwindet. Die Gräser welken hin, und die grüne Steppe wird staubig und schwärzlich, und Alles verdorrt und vertrocknet unter der trockenen Gluth des Sommers, der wieder eine Periode neuer Leiden für die armen geplagten Herden herbeiführet.

So wie der Winter die Zeit des Hungers, so ist der Sommer die des Durstes. Im Winter stillt ein Schluck den letzten erquicklicher als im Sommer ein Eimer voll. Auch giebt es im Winter überall Schnee, den

die Pferde beſtändig benaſchen, ſo wie im Sommer überall Staub, der ihr Inneres noch mehr austrocknet. Auch die unbarmherzige Hitze des Steppenſommers iſt den hitzigen Pferden unerträglich Sie weiden dann nur in der Nacht in den kühlen, noch etwas feuchten Thälern und Regenſchluchten. Schon des Morgens früh aber verlieren ſie den Appetit und freſſen den Tag über keinen Halm mehr. Bei der Hitze ſtellen ſie ſich dann auf die hohe Steppe, die doch noch zuweilen etwas Luftzug hat, während die Thäler und Schluchten, die in der Nacht kühlende Keller waren, am Tage erhitzten Stühöfen gleichen. Da es in der Steppe für kein Weſen einen anderen Schatten giebt als den, welchen ein Jedes ſich ſelber macht, ſo ſtellen ſich die Pferde immer mit den Köpfen in Kreiſen zuſammen, ſich gegenſeitig dürftigen Schatten gewährend. So ſieht man ſie dann in einer Menge kleiner Trupps vertheilt ſtundenlang angenagelt wie Bildſäulen zuſammen ſtehen. Nur mit dem Kopfe bewegen ſie ſich auf und ab, um ſich ein wenig Athem zuzufächeln. Die Hirten liegen gewöhnlich mitten in dem Kreiſe, weil dieſe armen Halbverſengten auch von keinem anderen Schatten profitiren können als von dem ihrer Pferde. Doch kann dieſe komiſche Scene auch zuweilen durch noch komiſchere unterbrochen werden. Es reicht oft eine Kleinigkeit hin, dieſen Frieden in das kriegeriſcheſte Getümmel zu verwandeln. Vielleicht hat das eine Pferd dem anderen auf den Fuß getreten oder in ſeinem unaufhörlich heftigen Fächern dem anderen mit dem Fächer ſeiner Schnauze einen Schlag auf's Maul gegeben. Dieſes, das keineswegs aus Langmuth geduldig ſtand, ſondern weil ſeine Ungeduld unter der Laſt der Mittagsſchwüle niedergedrückt war, denkt in einem Anfalle von Leidenſchaft, das andere habe es mit Fleiß gethan, es ſei nicht mehr zu ertragen, macht von hinten Front und verweiſt dem Nachbar etwas derb ſeine Grobheit. Die Anderen des Kreiſes, die dadurch geſtört werden, wollen drein reden und ſagen: „Haltet doch Ordnung!“ ſprechen das aber ebenfalls mit den Hinterfüßen. Nun wird der Trupp zerſprengt, und die Einen fliehen hier- und die Anderen dorthin, vor Apollo's Pfeilen bei dieſen oder jenem anderen Kreiſe Schutz ſuchend. Dieſe aber wollen die ſich Eindrängenden nicht annehmen und ſchreien: „Bleibt doch bei euch zu Hauſe und ſtört uns „Friedliebende nicht“ — ſchlagen aber auch, ganz außer ſich, dabei hintenaus. Wie die Anrede, ſo die Erwiderung, und ſo geht der Tumult von Trupp zu Trupp, bis kein Vierbein mehr ruhig ſteht und vor Aerger, Verdruß und Ungeduld mit dazwiſchen ſchlägt. Endlich beſteigt auch der Hirt ſein Schlachtroß, läßt ſeinen Harabnik ſchalten und walten und decimirt die Compagnieen, und dieſe, jedoch von Apollo mehr als vom Tabuntſchik gebändigt, begeben ſich allmählig wieder zur alten Ruhe, indem ſie ſich nur ein wenig anders miſchen und ſich das zuſammenfindet, was ſich verträgt und duldet.

Nach des Sommers Durst und Hitze folgt endlich noch ein angenehmes Spätjahr, in welchem die Steppe sich von Neuem lieblich begrünt, und auch die Brunnen reicher fließen. Alsdann erholen sich die Tabunen wieder und wappnen sich mit frischer Kraft, um des Winters Dürftigkeit zu ertragen. In diese Herbstzeit fällt dann auch die einzige Arbeit, die der Tabun verrichtet, die ihm aber nicht mehr Schweiß macht als sein wildes Herumtraben in den Steppen, da sie auch in eben nichts Anderem besteht als in Trampeln und Springen. Es ist dieß nämlich das Ausdreschen des Getreides. Diese merkwürdige Dreschweise der Steppen ist ohne Zweifel die allergroßartigste und sonderbarste, die irgendwo in der Welt vorkommt, und verdient hier eine Erwähnung. Man hat zu diesem Zweck eine Docke (Dreschplatz) von mehren hundert Ellen Länge und Breite geebnet, darauf mit Schaufeln den Rasen beseitigt und den Boden angeschlagen und das Ganze mit einem Geländer umgeben, in welchem ein weites Thor gelassen ist, um die Pferde zum Austreten des Getreides einlassen zu können. Fünfzig bis sechszig Arbeiter machen sich nun über die Getreide-Skirten *) und legen die Garben auf dem Dreschplatze herum, zwei Schichten über einander. Bei kleinen Dreschplätzen, wo nur mit 4 bis 10 Pferden gedroschen wird, rechnet man 1½ bis 2 Gib (Schock Garben) auf ein Pferd. Bei großen Dreschplätzen aber, wo man die Hälfte eines ganzen Tabuns dreschen läßt, kaum ein Schock auf ein Pferd. Besteht nun der Tabun aus 1000 Pferden, so besteht die Anlage zuweilen aus nahe an 500 Schock Garben oder 100 bis 150 Fudern, die alle auf ein Mal gedroschen werden. Sind diese nun nach der Ordnung angelegt, so theilt man also den Tabun in zwei gleiche Theile. Der Tabunschik setzt sich mit seinen Gesellen zu Pferde, schwingt seinen weit schattenden Harabnik und treibt 500 Rosse durch das Thor des Geländers in die Docke ein, Junge und Alte, Stuten und Hengste, je unbändiger, desto besser. Das Thor wird geschlossen, und man kann sich vorstellen, welcher Tanz nun auf dem Strohe aufgeführt wird. Die Hirten sind mit drinn und klatschen den Rossen einen Tact vor, daß sie, die schon ohnedieß alle fünfhundert geborene Tanzmeister sind, in beständigem Carrière-Walzer von einem Ende der Docke zum anderen fliegen. Da spritzen Millionen von Körnern in die Lüfte, und tausend Garben bekommen Schwung und fliegen empor wie die Kugeln bei'm Ballspiele. Beim ersten Einlaß des Morgens, wenn der Tabun noch ganz frisch ist und über das Strohgeknister und den von ihm selbst erregten Lärm erschreckt, ist er außer sich, und die Pferde machen Sätze, als hätten sie ein Publicum zu amusiren, das sein

*) Große, häuserhohe Haufen, zu denen die Garben nach der Ernte aufgehäuft werden.

theueres Entrée bezahlt hätte. Es stehen aber blos die 60 Arbeiter mit ihren Holzgabeln herum und schaffen wieder hinein, was herausgeschleudert werden. Nach einer Stunde werden die Pferde wieder losgelassen und das Getreide gewendet, und so bis Mittag der halbe Tabun dreimal ein- und ausgelassen. Dann sind 1000 Scheffel gedroschen auf eine Weise, die weniger eine schwere Arbeit als ein brillantes Schauspiel zu sein scheint. Die andere Hälfte des Tages dreschen die anderen 500 Pferde wieder eine solche Portion. Das heißt eine großartige Landwirthschaft! Es geht aber so viel Getreide dabei zu Grunde, als bei uns manche große Landwirthschaft gewinnt.

Eigentlich sollten mit dem Anfange Octobers alle Herden von den Steppen heimkommen oder doch nur des Tages ausgetrieben werden. Allein, wenn es lange schönes Wetter bleibt, so läßt man sich verführen, den festgesetzten Termin zu überschreiten, um die Frische des Futters noch zu benutzen, bis denn auf einmal nach ein paar warmen Tagen eine Wjuga (Schneesturm) eine etwas wilde Ouverture zu dem nachfolgenden Sturmconcert des Winters macht. Man hört alsdann von dieser Seite, einem Edelmanne seien 100 Pferde in den Liman gejagt worden, von jener, ein anderer habe seinen halben Tabun in einer Regenschlucht verloren. Darauf ruft man dann schnell alle Tabunen heim und treibt nach der Wintersitte nur noch des Tages aus.

Außer diesen Wjugen sind das Allerschlimmste im Herbste die dichten Nebel, in denen man oft nicht 10 Schritte weit sieht. Dann ziehen die Hirten den Tabun in einen so engen Kreis als möglich zusammen und umreiten ihn beständig. Oft aber kommen die Nebel so schnell und dicht, daß sich die Pferde nicht gleich alle zusammenfinden; „dann hilft nichts, Herr," sagte mir ein Tabuntschik, „als das Kreuz machen und sich in Gottes Hand übergeben. „Kommen da böse Menschen oder sonst ein Unglück, so kann man schnell genug „um sein ganzes Capital von Geld- und Lebenskraft kommen."

Auf den Märkten, von denen wir sprachen, werden im Ganzen nur kleine Geschäfte gemacht. Die größten Geschäfte machen sich im Tabun selber. Die Remonteurs und andere Leute, die im Großen Pferde aufkaufen wollen, pflegen nämlich von Tabun zu Tabun umherzureisen und nachzufragen, wie viele vier- oder fünfjährige, schwarze, braune oder graue Pferde, oder welche Farbe und Alter sie nun eben wollen*), vorhanden seien, bemerken sich auf jedem Tabun die Anzahl, welche sie haben können, und wenn sie die ihnen aufgegebene Zahl voll haben, so lassen sie sich die Pferde übergeben und spediren sie an den Ort

*) Die genannten Farben sind die häufigsten, so wie die seltensten: reinweiße, isabellfarbige und scheckige.

ihrer Bestimmung. Von einer genauen Taxirung des Werthes jedes Stückes ist dabei natürlich noch weniger die Rede als bei dem Marktverkaufe. Bei'm Empfange sieht man den Pferden nur nach den Zähnen, um sich zu überzeugen, ob sie die angegebenen Jahre richtig zeigen, und übrigens weiß man wohl, daß diese wilde Waare so ziemlich durchweg denselben Werth hat, und daß das Meiste sich erst bei der Erziehung zeigen kann, welche die unter der Wildheit verborgenen schlechten und guten Eigenschaften erst aufdeckt und offenbar macht.

Eigenthümlich ist noch die Sitte der Tabunenherren, vornehmen Beschauern oder sonst guten Freunden bei besonderen Gelegenheiten einige Pferde aus dem Tabun als Geschenk zu präsentiren. Wie wir wohl sagen, wenn wir Jemanden in unseren Weingarten führen, der voll Trauben hängt: „langen Sie doch gefälligst zu," so ladet auch der Tabunenherr seinen vornehmen Gast oder Freund ein: „ist's Ihnen nicht gefällig, sich einige von meinen jungen „Pferden auszuwählen und einfangen zu lassen?" — Geschenke von Pferden sind in diesem Weidelande etwas sehr Gewöhnliches.

Jedoch muß bemerkt werden, daß diese Pferdegeschenke wie überhaupt die ganze Tabunenwirthschaft immer mehr und mehr in Abnahme kommen, je bevölkerter das Land wird, je mehr die großen Steppen bebaut und je kleiner die Güter werden. Insbesondere aber werden die Tabunen auch geringer im Verhältniß der Zunahme der ordentlichen Gestüte, die sich beständig mehren.

Die Race der Tabunenpferde ist natürlich nicht völlig gleich. Vielmehr findet darin auch eine große Verschiedenheit statt, und es giebt Zuchtherden, die sehr berühmt, andere, die wenig gelobt sind. Auch haben sich wohl in neuerer Zeit die Landespferde hier und da mit fremden Arten gemischt. Jedoch im Ganzen ist es wohl noch immer dieselbe wilde Race, die den Mazeppa auf seinem Ritte in diesen Gegenden begleitete.

2) Die Schafherden.

„Siehe, da das ächte Tschabanen-Land!" hatte mein Reisegefährte gesagt. Warum nicht „das ächte Tabunen-Land?" Wahrscheinlich weil die Schafzucht in den Steppen noch von weit größerer Wichtigkeit ist als die Pferdezucht, und es ist dieß ohne Zweifel so. Denn wenn auch das Leben und Treiben der edlen Wildfänge einen weit größeren Theil der Aufmerksamkeit eines neugierigen Reisenden fesselt, so muß er doch bekennen, daß die

Herden der stillen und unbeachteten Wolleträger weit häufiger seinem Blicke begegnen, und daß er vielleicht zehn Herden von Schafen sieht, ehe es ihm gelingt, auch nur einen einzigen Tabun zu entdecken, daß daher das Auge des Gutsbesitzers mit noch weit größerem Interesse auf diesen friedlichen Thieren ruht als auf jenen wilden Bodenstampfern. In der That hört man stets, wenn vom Reichthume eines Mannes die Rede ist, immer seine Schafe und Rinder in Anschlag bringen und selten nur seine Pferde. Der und der Fürst hat seine 60,000 bis 80,000 Schafe, heißt es, oder der und der Bulgar besitzt 7000 Rinder, oder der Kolonist Meier in der Molotschna hat seine 20,000 *) verfeinerte Schafe. Es wird auch sehr natürlich in allen den Ländern der Besitz von Pferden nicht gut als Maßstab des Reichthums dienen können, wo man ihr Fell nicht trägt und ihr Fleisch nicht ißt, wie bei den Kirgisen, weit besser vielmehr der von Schafen und Rindern, deren Milch wir trinken, deren Fleisch wir genießen, deren Haut wir gerben und deren Haar wir weben. Vor allen Dingen aber sind die Schafe in neuerer Zeit, wo ihre Zucht sich so veredelt und so ungeheuer vermehrt hat, eine breite Basis großen Reichthums geworden. Auf jedem Steppengute, wo man einen Tabun von 800 bis 1000 Pferden findet, kann man dagegen 4 bis 5 Schafherden von 2000 bis 3000 Schafen rechnen. Es wurde uns eine Schafherde bekannt, die sich in den letzten 30 Jahren von 1500 auf 97,000 Stück erhoben hat. Es ist dieß vielleicht die Progression, in welcher das ganze Land in demselben Zeitraume in diesem Zweige der Viehwirthschaft vorgeschritten ist.

Am allgemeinsten im Lande verbreitet ist die Race des sogenannten „walachischen Schafes". Dieß ist ein großes, langhaariges Thier mit einem dicken Fettschwanze **), in dem es gewöhnlich 6 bis 10, aber auch bis 20 Pfund Fett trägt. Seit 25 bis 30 Jahren ist aber diese Race bedeutend im Abnehmen, da man seit dieser Zeit Merinos in's Land rief, die nun, so wie auch ihre „Mischlinge mit der Landesrace" („Zigai" genannt), auf allen Gütern bei deutschen Kolonisten u. s. w. verbreitet sind.

Indem wir auf statistische Nachforschungen von der Anzahl, den Preisen, den Revenueen u. s. w. dieser Schafherden, deren nur langsam und auf müh-

*) Es giebt in Südrußland zwei Arten von Fettschwänzen: Erstlich die genannten, mehr im Westen heimischen; sie tragen das Fett wirklich im Schwanze, der dabei eine birn- oder herzförmige Gestalt hat, d. h. zu beiden Seiten dick anschwillt und am Ende sich in eine Spitze verliert; alsdann die bei den Kalmücken und Kirgisen häufigeren Schafe, die das Fett hinten in zwei ungemein dicken und oft 30 bis 40 Pfund schweren Polstern tragen und damit an die hottentottische Venus erinnern. Man bekommt die Letzteren nur selten im Westen zu sehen. Bei beiden ist aber das Fett, das sie hinten tragen, weit vorzüglicher und wird auch theuerer bezahlt als das aus anderen Theilen des Körpers.

seligem Wege sicher zu erlangende Resultate in anderen Werken als einem bloßen Reiseskizzenbuche niedergelegt zu werden verdienen, natürlich verzichten, tragen wir hier nur die Beobachtungen und Nachrichten zusammen, die wir als Reisender über die Natur der Schafe und ihre Lebensweise in diesem Lande zu machen im Stande waren. Da wir hier nicht für Agronomen schreiben wollen, sondern nur Beiträge zur allgemeinen Charakteristik des Landes zu geben wünschen, so schließen wir auch eben so die großen Merinoschäfereien aus, von denen sich Aehnliches behaupten läßt als das, was wir oben von den Gestüten bemerkten, und wenden uns daher mehr an die Landeskinder und deren mit dem Volksleben seit alten Zeiten verschwisterte Lebensweise.

Zunächst von der Terminologie dieser Branche: Unter „Tschaban" also versteht man diese gutmüthigen, friedlichen Leute, die den Leib nicht wie die Tabuntschiks in Pferdeleder, sondern in das weiche Fließ ihrer Zöglinge hüllen und deren Seele eben so wenig in Wolfsfell gekleidet erscheint. Das Wort „Tschaban" ist ein altes, weit verbreitetes Wort wie die Sache selbst. In Kleinrußland, in der Moldau, bei den Tataren, überall heißen die Schafhirten „Tschabani."

„Irlik" heißt der große, fast zwei Klaftern lange, mit Kunst gearbeitete, am oberen Ende mit einem eisernen Haken versehene hölzerne Stab, welcher dem Tschaban Keule, Schlinge und Harabnik zu gleicher Zeit ist. Mit dem eisernen Haken entert er am Hinterbeine die Schafe, die er einfangen will. Zugleich stößt er sie mit dem Stecken, wo es nöthig ist, vorwärts und weiß mit dem schweren Ende den Wolf auf den Rücken zu treffen und ihn mit einem Hiebe niederzustrecken.

„Swita" ist der auch dem Tabuntschik eigene, schon oben erwähnte Mantel mit der barbarischen, schreckhaften Kapuze, den der Tschaban bei Regen sich so arrangirt, als sollte er in der Zauberflöte den Bären spielen.

„Otara" alsdann heißt die Herde der dummen Fließträger selbst, die zu 2000 bis 3000 an der Zahl unter der Leitung der Zauberflöte solcher friedlichen Bären stehen.

„Oftscharki" endlich ist der den Wölfen schreckliche Name der zottigen großen Hunde, die zu 10 bis 15 eine Herde der genannten Stärke bewachen.

Außer diesen Dingen führen nun die Tschabans noch einen oder zwei Wagen bei sich, die, mit Ochsen bespannt, immer alle Lebensmittel, Medicamente, Kochgeräthschaften, die Felle der gefallenen Schafe, die gewonnenen Käse, die Pelze der erlegten Wölfe u. s. w. hinter der Herde herführen.

Es ist dieß eine sehr alte, wahrscheinlich schon seit der Herodotischen Skythen-Zeit im Lande übliche Wagenform, die sich von den Ackerwagen, so wie von den Transport- und Reisewagen des Landes durch ihre Größe, ihre Schwerfälligkeit und ihr hohes Dach unterscheidet und den „Madjaren" (Reisewagen) der Tataren sehr ähnlich ist.

Mit diesen Dingen also und mit noch einigen anderen ausgerüstet, rückt der Tschaban um Ostern in's Feld, zu derselben Zeit, wo auch die Tabunen ihren Sabor verlassen, und den ganzen Sommer über mit seiner Otara in den Steppen nomadisirend, kommt er erst im Herbste wieder heim. Ein Tschaban ist natürlich zu Fuß, denn seine Otara zerstreut sich nicht so bedeutend wie die Tabunen. Die Schafe nähren sich auf kleinerem Raume, sie sind nicht so wählerisch wie die Pferde, fressen eifrig Alles herunter, was ihnen vorkommt, und legen sich dann ruhig zum Wiederkäuen hin, während die Pferde im Tabun nie liegen und selbst ihren Schlaf stehend abmachen, wie ihr Hirt im Steigbügel. Weit um sich greifend, wogen die Roßherden mit ihren Hirten hier und dort umher, während der tägliche Marsch einer Schafherde und ihres Tschabans kaum einige Werste beträgt.

Die Marschordnung dabei ist diese: Zunächst postiren die Tschabans ihren Wagen als Centrum, Vereinigungspunct und ephemere Residenz. Von ihr ausgehend, weiden sie alsdann, immer um sie herumkreisend, in der Umgegend umher. Der Platz wird natürlich mit Klugheit gewählt. Es müssen gute Steppen in der Nähe sein, und wo möglich auch ein Brunnen oder Quell. Finden sie, daß die Stellung für mehre Tage haltbar ist, so arrangiren sie sich auch noch weitläufiger, graben einen Herd und kleine kühle Keller zum Aufbewahren ihrer Lebensmittel in die Erde und schlagen sich auch wohl ein Zelt auf. Ist aber die Gegend unergiebig oder abgeweidet, so ziehen sie am anderen Morgen weiter. Der Wagen geht quiekend und knarrend voran, und die Herde folgt nach, jedoch nicht früher, als bis der Nachtthau abgetrocknet ist, denn die Schafe verschmähen es, in der Nacht, der Zeit der lebhaftesten Pferdegelage, Speise zu sich zu nehmen, und lieben nicht den frischen Morgenthau, vielmehr liegen sie die Nacht über ganz still, mit steter Repetition der vorigen Tageslection beschäftigt. Bei gutem Wetter ist das Leiten der Schafe ein leichtes Geschäft. Ein Führer geht mit dem Wagen der Herde voran, der Haupttschaban folgt hinterdrein, und zur Seite gehen wieder zwei bis drei mit ihren langen Irliks. Sie rufen sich beständig unter einander zu und geben sich Zeichen mit ihren langen Stäben. Die Quintessenz ihrer ganzen Unterhaltung mit den Schafen reducirt sich aber auf die zwei Worte: „No kudi? kudi?" (Nun wohin? wohin?), die sie fast so oft ausschreien,

als sie einnahmen, aus denen aber die Schafe so viel zu entnehmen wissen, als ihnen zu wissen nöthig ist.

In schlechtem Wetter aber und insbesondere bei den in der Steppe so gefährlichen Stürmen, welche mit den sich ihnen oft ganz überlassenden Schafen davon gehen und ganze Herden in Flüsse oder Regenschluchten treiben, sind die Schafe nicht leicht zu lenken. Aber auch sonst noch ohne schlechtes Wetter giebt es eine Menge von Ereignissen, bei denen die Schafe wegen ihrer unglaublichen Tölpelhaftigkeit das Regiment sehr erschweren. Da man hier nun weder den Gebrauch des westlichen Europas, mit kleinen eisernen Schaufeln den Schafen Befehle auf einem Erdklumpen zuzusenden, kennt, noch auch Hunde hat, die ihrem Herrn als treue Adjutanten dienen könnten, entweder weil die Menschen zu ungeschickt oder die Hunde der Steppen zu wild sind, so mischt man allen Schafherden einige lebhafte, muthige und kluge Ziegen bei, die dann den unbeholfenen und täppischen Schafen als Lenker und Führer dienen. Auf hundert Schafe rechnet man gewöhnlich zwei bis drei Ziegen, und ohne sie, versichern die Hirten, wäre es ihnen unmöglich, bei allen Vorfällen in den Steppen gut durchzukommen. Die Schafe schrecken oft ohne Ursache zusammen, kommen gleich außer sich, drängen sich bei'm Bellen des geringsten Hündchens, wollen oft nicht die Regenschluchten hinab und verirren sich leicht in den Schilf- und Rohrgebüschen. Sie halten im Winde schlecht Stand, und es ist unmöglich, sie, wie dieß doch zuweilen nöthig ist, zu einem Marsche gegen den Wind zu vermögen. In allen diesen und vielen anderen Fällen streicht nun die vorwitzige und kluge Ziege den Schafen muthig voran, führt die Otara rasch an den steilen Abhängen der Regenschluchten und Thäler hin, leitet sie sicher durch die sumpfigen Schilfgebüsche, durch welche sich ohne sie nie ein Tschaban mit der Herde hindurchwagen würde, springt auf nicht allzu überlegene Hunde ein, geht gegen den Wind, wenn er nicht allzu kalt ist, und dient auch sonst noch vielfach den Schafen als Haltepunct und ihrer tauben Dummheit als Salz und Reiz.

Ist nun der Wagen an der Stelle des folgenden Nachtlagers postirt, und sind die Schafe glücklich bei ihm angekommen, so beginnen nun, während diese vom Marsche ruhen und wiederkäuen, für die Tschabans mancherlei Geschäfte, wie sie natürlich bei Ansiedelungen mit einer Bevölkerung von 3000 Wiederkäuern, 15 Hunden und fünf bis sechs Menschen vorfallen müssen. Vor allen Dingen spielt einer der Tschabans den Koch. Er zieht die Kessel hervor, einen für die Menschen und einen für die Hunde, und hängt sie an zwei lange Stäbe, die am Wagen befestigt sind, den Kessel für die Menschen auf die eine und den für die Hunde auf die andere Seite. Mit dem Wasser und der Feuerung geht der Koch sparsam um, wenn man

den Stand nicht so wählen konnte, daß Beides nicht allzufern zu finden ist. Er sucht trockenen Mist, verdorrtes Gras und Schilf zusammen, holt Wasser herbei, wenn das Faß leer ist, und läßt dann zur Freude der Hunde, die sich so viel als möglich in seiner Nähe halten und mit denen er sich immer herumschlagen muß, bald eine lange Flamme aufflackern. Die meisten Tschabans sind am Dniestr herum Moldawaner, am Dniepr Kleinrussen und in der Krim Tataren, jedesmal die Kinder des Landes, und es giebt keine andere Nation unter ihnen wie unter den Tabuntschiks, die sich immer aus allerlei Volk recrutiren. In ihren Kesseln giebt es daher auch keine anderen Gerichte als die „Mamaliga" der Moldawaner und den „Borscht" der Kleinrussen. Da sie nun diese Gerichte alle Tage ein paar Mal bereiten, so wissen die Tschabanköche daher das Recept dazu vortrefflich. Wie sich's gehört, thun sie das Wasser, die nöthigen Kräuter, die Hirse und den Kwas hinein, Alles ohne Uhr zur rechten Zeit, und schlagen dann, wenn Alles reif und fertig ist, zum Zeichen für die anderen Hirten an den Kessel, so daß es weit hin schallt, oder sie stecken auch, wenn diese vielleicht sich zu weit entfernten, eine Fahne an den Wagen, nach deren Erscheinen Jene schon lange schielten.

Die übrigen Tschabans haben mittlerweile vielfach anderweitige Beschäftigung gefunden. Der Eine hat ein paar Schafe, die sich krank erklärten, gefangen und ihnen nach Berathung mit den Anderen Heilmittel eingegeben; der Andere hat einem gefallenen Schafe das Fell abgezogen, es gereinigt und gesalzen; Einige wiederum haben die Mutterschafe und Ziegen gemalken, die Milch herbeigetragen und bereiten scharfe Schafkäse. Da sie oft 500 bis 600 Schafe und noch mehr zu melken haben, so waren sie natürlich darauf bedacht, einen kurzen Melkproceß zu erfinden. Sie nehmen das ganze Euter zwischen beide Hände und gewinnen dann die Milch auf dieselbe Weise wie Bacchus seinen goldenen Saft aus der Traube. Die so gewonnene Milch stellen sie alsdann in hölzernen Gefäßen in die Sonne und lassen sie bis zum Abend gerinnen. Alsdann schütten sie dieselbe, Mageres und Fettes durcheinander, in Säcke und reihen diese rund um ihre Wagen herum, um das Wasser ablaufen zu lassen. Den so gebildeten Käse, der im ganzen Lande weit und breit unter dem Namen des „Brinse" bekannt ist, schütten sie alsdann in die Felle junger Ziegen, die so zusammengenäht sind, daß bei der Anfüllung die Form einer Ziege fast wieder richtig herauskommt; jedoch wird das Fell mit dem Pelze nach innen gekehrt. Dadurch nimmt freilich der Käse einen eigenthümlichen Geschmack an, der aber eben als sehr pikant gelobt wird. Bei'm Anfüllen der Felle wird immer auf eine Schicht geronnener Milch eine Lage Salz gestreut, wodurch denn der Käse sehr scharf wird. Es wird diese Käsebereitung bei den Schafherden, selbst bei den Merinos, als

eine Nebenrevenue betrachtet, die bei großen Herden selbst bis auf einige tausend Rubel steigt. In Odessa sind immer solche Käsezicklein in allen Kramläden zu kaufen, und der Brinse geht weit und breit umher.

Als Intermezzo haben die anderen Tschabans auch wohl einmal eine Jagd auf einen Wolf gemacht und bringen triumphirend sein Fell heran, das ihm leider die Hunde weidlich zerrissen haben. Dann haben sie verlaufene Schafe heimgeholt, an den Wagen reparirt, genäht, geflickt, den Koch zur Eile gereizt, einen Hasen erlegt, geschlafen, gewitzelt, und wer kann Alles sagen, was, auf der kurzweiligen Steppe getrieben, bis denn endlich der Kesselruf des Koches erklingt, und die ehrlichen alten braunen Kerls sich zu ihrem frugalen Mahle hinsetzen, von dem sie auch gastfrei gern Jedem mittheilen, der etwa auf ihrer Steppe bei ihnen einspricht.

Für die treuen Hunde giebt es in der Regel nichts als einen großen Kessel voll Grützbrei. Doch wissen sich diese flinken Jäger noch sonst allerlei auf der Steppe zu haschen und stellen den Vögeln und Erdhäschen nach. Eben so machen sich denn auch die Hirten zuweilen einen Sonntag, entweder wenn der Wolf ein Schaf anriß, das sie ihm noch zur rechten Zeit abjagten und für ihre Wanderung einsalzten, oder wenn sich zwischen die Schafe Hasen verliefen, die auf der Steppe, fern von den menschlichen Wohnungen, weder sehr selten, noch sehr scheu sind. Auch Trappen erlegen sie mitunter, so wie noch manche andere Eßwaare der Gräser, und machen sich ihr Leben und ihre Tafel so angenehm als möglich.

Am heißen Mittage frißt das Schaf eben so wenig wie das Pferd, steht immer auf demselben Flecke und schnauft so leidenschaftlich, als hätte es eben der Wolf gejagt, wenn es auch schon den halben Tag so stand. Wenn aber die Sonne anfängt, vom höchsten Gipfel ihrer Gluth herabzusteigen, dann fangen sie wieder an, ihrem liebsten Geschäfte, dem Kräutersuchen, obzuliegen. Die Schäfer lassen sie dabei bis spät Abends nach Sonnenuntergang gewähren, wo sich dann Alles zur Wagenheimath wendet. Haben sie ihre Wagen, wie das zuweilen geschieht, nicht fern von einer Heerstraße aufgestellt, so treffen sie dann fast regelmäßig Gesellschaft bei'm Koche und bei der freundlichen Mamaliga-Flamme, arme „Kossari" (Mäher) aus dem Kiew'schen oder Podolien, die aus ihren bevölkerten Ländern in die Steppe ziehen, um sich mit Arbeit ein reichlicheres Stückchen Brod zu verdienen, als es ihr Vaterland ihnen gewährt, oder geplagte Soldaten, die auf Urlaub aus den Marine-Häfen des schwarzen Meeres kommen, ihre Verwandten zu besuchen, oder wohl gar scheue Flüchtlinge, von denen die Steppe immer voll ist, desertirte Recruten oder entlaufene Sclaven aus Polen und dem inneren Rußland. Die Tschabans sind gastfrei wie alle Nomaden, fragen nicht, wer ihr Gast

ist, und wissen ihre Mamaliga und ihre Brinse mit Manier anzubieten. „Iswoltje kuschit s'nami“ (beliebe es Euch, mit uns zu speisen), sprechen sie zum Armen, und eben so zum Vornehmen, der bei ihnen einspricht: „Sdälaitje milost, kuschit s'nami“ (thut uns die Gnade, mit uns zu speisen). Sie lassen auch den armen Reisenden, der weit und breit keine andere Ansiedelung finden würde, unter dem Schutze ihrer Hunde die Nacht bei sich schlafen, geben ihm den besten Platz im Wagen, stecken ihm am Morgen ein paar Schafkäse zu und sprechen: „Bog s'tebae“ (Gott mit Dir). Am Abende nun speisen sie so alle bei'm lodernden Feuer, ihre zwanzig wachsamen Hunde um sie herum, und besprechen, was am Tage passirte oder was die Gäste Neues brachten, oder auch endlich was am folgenden Tage zu beginnen, und zwar vor allen Dingen — was der beständige Gegenstand ihrer Abend-Discussionen ist — ob man morgen weiter ziehen solle oder nicht, ob der Platz genug gewähre oder ob man einen neuen suchen müsse und welchen. Die Greise unter ihnen haben dabei natürlich die Hauptstimmen, denn unter den Tschabans, denen das friedliche Temperament der Schafe mehr Ruhe läßt als den Tabuntschiks ihre Pferde, giebt es immer solche Alte, die ein halbes, ja ein ganzes Jahrhundert so Tag für Tag mit ihren Schafen still auf der Steppe verwanderten.

Sind sie mit der Berathung zu Ende, bei der sie so beredt sind, als man es bei einem so einfachen Gegenstande sein kann, so legen sie sich zur nächtlichen Ruhe nieder, und zwar in folgender Ordnung: Der alte Oberhirte (der Ataman) und die Gäste wählen die Wagen selbst zum Bette, die anderen Tschabans aber treiben die Schafe in einen dichten Kreis um die Wagen herum und ziehen mit den Hunden einen Cordon um die Herde. Jeder Hirte legt sich seinen Pelz und seine Swita, die den ganzen Sommer und Winter sein Ober- und Unterbette bilden, in's Gras der Steppe, und alle placiren sich in gleichen Entfernungen von einander. Zwischen je zwei Hirten legen sich drei bis vier Hunde, ebenfalls in gleichen Entfernungen von einander. Man klebt sie mit einem Stücke eines alten zerrissenen Mantels oder Schaffelles an den Boden. Für jeden Hund befindet sich ein solcher, besonders für ihn bestimmter Flicken im Wagen, und da nun jeder seinen eigenen Geruch am besten kennt, so legt er sich alle Mal da nieder, wo er seinen Flicken findet. Die so garnirte Festung zu stürmen, würde nun so leicht geradezu kein Wolf wagen. Großer Gott, wie würden die starken Ostscharki blaffend auf seinen Pelz einsetzen! Allein dennoch giebt es fast jede Nacht eine kleine Affaire, denn der lüsterne Wolf umschleicht beständig den lieblichen Geruch aller der gefangenen Schäfchen und läßt sich die vergebliche Arbeit mancher Nachtwache nicht verdrießen, bis er doch einmal einen schwachen Augenblick abpaßt, wo etwa die Hunde

und Hirten, auf der einen Seite attakirt, die andere schwächer besetzt hielten, oder wo die Schafe, etwa von einem Sturme aufgeregt, in Unordnung geriethen und den Cordon durchbrachen.

Ist aber die Nacht glücklich verbracht, und rüstet die Sonne ihren glorreichen Aufgang, so rüsten sich auch die Tschabans zum Weiterziehen, und mit Gemüthsruhe und Verständigkeit, in Frieden und Langmuth verbringen sie auch die folgenden Tage wie die vorigen und treiben es so zwischen Wölfen, Hunden, Schafen und Gräsern an fünfzig bis sechszig Jahre hindurch, ja, wie gesagt, oft die vollen 36,500 Tage eines ganzen Säculums.

Die Hauptplagen des Tschabanlebens sind im Herbste die unbarmherzigen Schneestürme, die oft ganze Herden mit sich fortführen und im Schnee begraben, und dann im Frühlinge die Wölfe, die hier, besonders in den Gebüsch-Steppen der Ukraine, fast so zahlreich sind wie das Ungeziefer.

Man nennt, wie wir oben bemerkten, jene in Rußland bekannten Schneestürme „Wjugas." Sie sind überall gefährlich, besonders aber in den Steppen verderblich, wo die ganze Natur so ohne Schutz, so dach- und fachlos ist. Sie dauern in der Regel drei volle Tage und Nächte. Es herrscht dabei eine sibirische Kälte. Die Luft ist mit Eisnadeln gefüllt, die wie Schaaren kleiner Pfeile daherſausen und überall eindringen. Es ist, als wenn der eisige Boreas selbst mit seinem ganzen wilden Heere Einem in's Gesicht schlüge. Der gefallene Schnee erhebt sich beständig wieder in Wolken vom Boden, Erde und Himmel vermischen sich und alle Spuren von Weg und Steg verschwinden. Es ist durchaus keine Möglichkeit, in solchem Aufruhre der Natur einen Schritt weiter vorzudringen, und zieht ein solches Unwetter auf, so sucht Thier und Mensch den ersten besten Zufluchtsort. Wehe dann den armen Tschabans und Schafherden, die sich von einer solchen Wjuga überraschen ließen! Sie gehen zu Tausenden zu Grunde, erstarren in der Kälte, werden in Regenschluchten und Abgründe gejagt und vom Schnee begraben, oder fliegen vom Uferrande der hohen Steppe in die Brandung des Meeres hinab. Alle Jahre stiften die Wjugen großes Unglück an, und die Tschabans wissen immer davon allerlei Geschichten.

„Wir weideten ein Mal," erzählte mir ein alter Tschaban, zu dem ich mich gesellt hatte, „in der Steppe von Otschákow die Herde eines reichen „Bulgaren, unserer sieben an 2000 Schafe und dabei 150 Ziegen. Es war „gerade zum ersten Male, daß wir austrieben, im März. Das Wetter war „freundlich, und es gab schon frisches Futter auf der Steppe, so daß wir nichts „Arges befürchteten. Gegen Abend aber fing es an zu regnen, und es erhob „sich ein kalter Wind. Bald verwandelte sich der Regen in Schnee, es wurde „kälter, unsere Kleider erstarrten, und einige Stunden nach Sonnenuntergang

„stürmte und brauſ'te eine ächte ſibiriſche Wjuga aus Nordoſten, ſo daß uns „Hören und Sehen verging. Wir befanden uns nur in geringer Entfernung „von Stall und Wohnung und verſuchten es, mit einer Seitenſchwenkung „die Behauſung zu erreichen. Der Wind hatte indeß die Schafe bereits in „Bewegung geſetzt und trieb ſie immer mehr von der Wohnung ab. Wir „wollten nun die Geisböcke, denen die Herde zu folgen gewohnt iſt, zunächſt „zum Wenden bringen; aber ſo muthig dieſes Thier bei allen anderen Ereig„niſſen iſt, ſo ſehr fürchtet es die Kälte der Wjugen. Auch dem Proviant„wagen, welcher der Herde ſonſt als Wahrzeichen und Haltpunct dient, woll„ten ſie nicht mehr folgen. Wir rannten auf und ab, ſchlugen und trieben „zurück und ſtemmten uns gegen Sturm und Herde; aber die Schafe dräng„ten und drückten auf einander, und wir mußten zuweilen den vorderen „Raum geben, um ſie vor den hinteren zu ſchützen. So wälzte ſich der „Knäuel unaufhaltſam die ganze Nacht weiter und weiter vor. Als der Mor„gen kam, entdeckten wir nichts als rund um uns her lauter Schnee und „finſtere Sturmwüſte. Am Tage blies die Wjuga nicht minder wüthend, „und die Herde ging faſt noch raſcher vorwärts als in der Nacht, wo ſie von „der dicken Finſterniß noch mitunter gehemmt ward. Zuweilen verloren auch „wir den Muth, kehrten uns um und überließen uns und Alles unſerem „Schickſale; dann ging es im Geſchwindſchritte vor, wir ſelber voran, das „Schafgetrappel blökend und ſchreiend, die Ochſen mit dem Proviantwagen „im Trabe und die Rotte unſerer heulenden Hunde hinterdrein. Die Ziegen „erfroren und verſchwanden uns ſchon an dieſem Tage, an dem wir vielleicht „fünfzig bis ſechszig Werſte vorwärts machten, überall unſeren Weg mit dem „todt zurückbleibenden Viehe beſtreuend. Gegen Abend ging es etwas ge„machter, denn die wahnſinnigen Schafe wurden vom Hungern und Laufen „matter. Allein leider ſanken auch zugleich unſere Kräfte. Zwei von uns „erklärten ſich krank und verkrochen ſich im Proviantwagen unter den Matten „und Pelzen. Wir anderen erhielten durch etwas Brod und Schneewaſſer „den Reſt unſeres Lebensfeuers wach. Es wurde Nacht, und wir entdeckten „noch immer nirgends ein rettendes Gehöfte oder ein Dorf, denn die Steppe „von Otſchákow gehört zu den unbewohnteſten Gegenden der Welt. In der „Nacht erging es uns noch ſchlimmer als in der vorigen, und da wir wußten, „daß der Sturm uns gerade auf die ſchroffe Küſte des Meeres zutrieb, ſo „erwarteten wir alle Augenblicke, mit ſammt unſerem dummen Vieh in's „Meer hinabzuſtürzen. Es erkrankte noch einer von unſeren Leuten, und „wir packten ihn zu den vorigen in den Pelzwagen. Unſere Herde hatte nun „ſchon viele Schafe und wir ſelber völlig allen Muth verloren und glaub„ten beſtimmt, es ſei unſere letzte Nacht. Gegen Morgen ſchien es uns,

„als wenn der Sturm seine Richtung etwas ändere. Dieß war unser Glück. „Denn als es Tag wurde, sahen wir einige Häuser uns zur Seite aus „dem gejagten Schneenebel hervorblicken. Allein obgleich sie uns ganz nahe „waren, höchstens dreißig Schritte vom äußersten Flügel unserer Herde, so „kehrten sich doch unsere dummen Thiere an gar nichts, rochen, sahen und „hörten nichts und hielten immer den ihnen vom Winde vorgezeichneten „Strich, und wenn wir einige mit unseren verzweifelnden Kräften zum „Wenden gebracht hatten, so wurden sie immer wieder von den anderen her„umgerissen. Mit den Schafen ringend, verloren wir endlich selber die Ge„legenheit, zu den Häusern zu gelangen, so ganz waren wir in der Gewalt „des wüthenden Sturmes. Wir sahen die Häuser verschwinden und wären, „so nahe der Rettung, doch noch verloren gewesen, wenn nicht das Geheul „unserer Hunde die Leute aufmerksam gemacht hätte. Es waren deutsche „Kolonisten, und Der, welcher unsere Noth zuerst entdeckte, schlug sogleich „bei seinen Nachbarn und Knechten Allarm. Diese warfen sich nun, fünf„zehn Mann an der Zahl, mit frischer Gewalt unseren Schafen entgegen und „zogen und schleppten sie, uns und unsere Kranken nun allmählig in ihre „Häuser und Höfe heran. Unterwegs waren uns alle Ziegen und noch 500 „Schafe verloren gegangen. Aber in dem Gehöfte selber gingen auch noch „viele zu Grunde, denn sowie die Thiere den Schutz gewahrten, den ihnen „die Häuser und Strohhaufen gewährten, krochen sie überall, wo sie Wind„stille merkten, mit wahnsinniger Wuth zusammen, drängten und drückten „sich und klebten in erstickenden Haufen aneinander, als wenn der Wjuga„Teufel noch hinter ihnen säße. Wir selber dankten Gott und den guten „Deutschen für unsere Rettung. Denn kaum eine halbe Werst hinter dem „gastfreundlichen Hause ging es zwanzig Klaftern tief zum Meere hinab. Wir „pflegten uns in den warmen Zimmern und an der warmen Aetzung unserer „Wirthe und riefen auch unsere Kranken in's Leben zurück, von denen aber „mancher doch die Strapazen dieser Tage nicht sogleich überwand. Ja, das „Tschabanenleben ist hart! Denn wir erleben oft so etwas."

Gegen die Plage der Wölfe giebt es freilich bessere Mittel als gegen die Wjugen, doch ist auch sie oft groß genug. In der That, die Menge der Wölfe in diesen Gegenden ist erstaunlich. Selten begegnet man in der Ukraine einem Schäfer, der, wenn man ihn nach Wölfen fragt, nicht sagte: „So „eben verjagten meine Hunde ein paar," oder „seht dort das Fell, gestern „erschlug ich einen." — Scheu sind diese Herren dort nicht im Mindesten, sie spazieren vielmehr mitten im Sommer am hellen Tage unter den hübschen Eichengebüschen umher, als wenn sie ihr Eigenthum wären. Begegnet man ihnen selbst zu Wagen oder zu Pferde, so bleiben sie so nahe stehen, daß es

ihnen ein Leichtes wäre, Einem in die Waden zu beißen, ſchauen ſich den Vorüberfahrenden eine Weile an, drehen ihm langſam den Rücken zu und wandern gähnend in ihr Gebüſch zurück. Kleinruſſiſche Weiber, die ich einmal in einem Stalle, wo auch ein junger Wolf angekettet war, ſchlafend fand und fragte, ob ſie ſich nicht fürchteten, erwiderten mir: „O nein, Herr, „bei uns ſind ja viele Wölfe. Sie kommen des Winters in unſere Dörfer „und ſtehlen unſere Kinder."

In der Nähe der Schafherden haben ſie eben ſo wenig Furcht, kommen am hellen Mittage hervor und umſchleichen dieſelben, traben auch nur langſam zum Gebüſche zurück, wenn ſie auch die Hunde ſchon im Anzuge ſehen. Sie wiſſen ſehr wohl, daß der Schäfer dieſe am Rande des Gebüſches immer wieder zurückruft. Erſt wenn ſie merken, daß die Hunde ihnen nahe ſind, oder einige ſie vielleicht gar ſchon umgangen haben und von vorn drohen, ſo fahren ihnen auf ein Mal Todesſchauer durch Mark und Bein. Hatten ſie etwa ſchon ein Schaf aufgeladen, ſo laſſen ſie es jetzt ſogleich fahren und ſuchen da durchzuſetzen, wo ſie die größte Lücke der Hundekette bemerkten. Haben ſie es aber ſo weit kommen laſſen, ſo geht es dann ſchon nicht mehr ohne Blutvergießen ab. Die Oftſcharki, die den Wolfsgeruch nicht im Geringſten ſcheuen, packen ſie auf der Stelle friſch an, und der Wolf iſt bald geliefert. Iſt es aber ein alter Wolf, ein erfahrener Kämpfer, ſo zieht er, wenn er ſo in's Netz ging, Schwanz und Füße wie eine Natter zuſammen und haut um ſich, daß die Zähne klappern. Verloren iſt er indeß doch allemal in dieſem Falle, und es bleibt ihm nur die Ehre, noch einen oder den anderen Hund mit in's Grab zu reißen, denn die Oftſcharki zaudern auch nicht eine Secunde, ihm in die Seiten einzuſetzen. Die Affaire dauert nie lange, und ſelten bleibt auf dem Schlachtfelde ein Hund, jedesmal — es ſei denn, daß er noch zur rechten Zeit durchgebrochen — der Wolf.

Jene merkwürdige Hunderace, die in den Steppen bei allen Schafherden verbreitet iſt und die von ächter Art nur auf der Steppe geboren und von den Schäfern zum eigenen Gebrauche und zum Verkaufe erzogen wird, ſind große zottige Thiere, die dem Wolfe im Aeußeren ſehr ähnlich ſehen. Sie ſind außerordentlich wild und kennen nichts als die Tſchabans und ihre Schafe. Gegen dieſe ſind ſie ſanft wie Lämmer, aber gegen alles Andere — nicht blos gegen den Wolf — kehren ſie die ganze wilde Seite ihres Charakters. Es iſt gefährlich und unmöglich, ſich den Schafherden zu nähern, wenn man nicht vorher einen Hirten anrufen kann, der den Fremden ſeinen Hunden als Gaſtfreund bekannt macht, und es iſt nicht ſelten, daß Reiſende von ihnen zerriſſen werden. Durch die Straßen der Städte, wenn man ſie paſſiren muß, führen die Hirten dieſe Hunde immer an kurzen Ketten, wie wilde Thiere,

und halten vorſichtiger die Mitte der Straße als die Leute mit den Tanzbären. Es giebt bei jeder Herde immer einige, die ein ſo unſchätzbar wildes Gemüth haben, daß ihre Herren ſie nicht um vieles Geld weggeben und deren Sprößlinge theuer bezahlt werden, weil man hofft, daß von der Mutter edlem Feuer etwas auf die Kinder überging.

Der Wolf gelangt am meiſten mit Liſt zu ſeinem Zwecke, beſonders mit jenem Manoeuvre, das ſonderbarer Weiſe in allen den weiten Wolfsländern Rußlands alle Wölfe ſehr fleißig üben und wobei ſich zwei bis drei zu gemeinſchaftlichem Angriffe verbinden. Der eine von ihnen macht dabei auf der einen Seite eine blinde Attake, flieht und zieht die ihn verfolgenden Schäfer und Hunde hinter ſich her, während dann die anderen die unbewachte Herde von hinten, wo ſie im Verſteck lagen, anfallen und ungeſtört decimiren.

Sehr charakteriſtiſch dumm betragen ſich die über alle Begriffe einfältigen Schafe bei ſolchen Gelegenheiten. Sowie der Wolf eins von ihnen ergriffen hat, ſpringen alle anderen, die ihn bemerkten und nicht bemerkten, auf und hüpfen ſpornſtreichs davon, aber nur 200 bis 300 Schritte weit, dann bleiben ſie ſtehen und drücken und drängen ſich auf einen Haufen und gaffen mit den dummſten Augen von der Welt zum Wolfe und ihren unglücklichen Gefährten unter ſeinen Zähnen zurück. Dieſer hält ſich nicht lange bei dem einen Schafe auf, ſo lange er noch andere lebendig ſieht, und tödtet ſo viele, als er kann. Er ſpringt ſogleich wieder in die Herde ein und holt ſich ein zweites und drittes, indem dabei die blödſinnigen Schafe wieder ein wenig zurückſpringen und dann wie Blinde oder Bezauberte ſtehen bleiben und ſich geduldig um's Leben bringen laſſen, bis endlich Schäfer und Hunde herbeieilen.

Die Winterſtallung der Schafe iſt eben ſo nomadiſch wie die der Pferde. Dieſelben Gebüſche und Schilfrohre, aus denen ihnen im Sommer ſo mancher Wolfszahn entgegenblitzte, werden ihnen von den Tſchabans im Herbſte zum Schutze gegen Schnee und Wolf zu hohen Zäunen zuſammengeflochten, hinter denen ſie ſich verkriechen mögen, wie ſie können. Eine Art von Schoppen deckt die nördliche Seite der Stallung ein wenig. Die an Thalabhängen wohnenden Troglodyten graben für ihre Schafe ähnliche Löcher in die Erde wie für ſich ſelbſt, indem ſie horizontal in den Berg hineinarbeiten, wo denn der Berg ſelber einigen Schutz gewährt. Auf den großen Gütern hat man freilich wohl ordentliche Stallungen für die Schafe, doch ſind auch ſie meiſtens nur geflochten und gewähren der friſcheſten Luft überall freien Einzug. Die Schafmeiſter brauchen hier daher nie, wie bei uns wohl, zu fürchten, daß wegen zu großer Hitze und ſtickender Stallluft die Wolle zu geil und üppig wachſen und zu ſehr in's Haar ſchießen möchte, wie ſie ſich auszudrücken pflegen.

3) Die Herden des Hornviehs.

Die großen Steppenweiden und ihre einförmige Wüstennatur machen faſt Alles, was auf ihnen wandelt und weilt, halbwild. Die Pferde werden dadurch Wildfänge, die Menſchen waren von jeher Barbaren, die Schafe und ſelbſt die Bienen nomadiſiren, ja auch der Ackerbau iſt nicht frei von einem nomadiſchen Anſtriche. Es iſt daher natürlich auch von wilder Ochſenzucht in den Steppen zu hören. Wie die Pferde ſich in Wirthſchafts- und Tabunenpferde theilen, ſo muß man ebenfalls bei den Rindern die Haus- und die Steppenrinder unterſcheiden.

In jeder Wirthſchaft befinden ſich einige Ochſen, die bei den täglichen Arbeiten dienen und vom Hauſe unzertrennlich ſind, die im Stall und Hofe gefüttert werden und nur in der Nachbarſchaft der Wohnungen weiden. Wie ſie, ſo leben auch die milchgebenden Kühe, die wie bei uns des Morgens aus- und des Abends heimgetrieben werden und ihre ſüße Flüſſigkeit in die Milchkammern der Wirthſchaft ſchütten. Da die den Steppen eigenthümliche Race von Rindern nur ſehr wenig, obgleich äußerſt vortreffliche Milch giebt, ſo haben ſich auf allen großen Gütern und bei den deutſchen Koloniſten der Steppen deutſche Rinderracen verbreitet, die theils aus Mähren, beſonders aus dem dortigen viehreichen „Kuhländl" bezogen werden, theils von den deutſchen Kolonieen am Aſow'ſchen Meere, die einen weit verzweigten Handel mit deutſchem Viehe betreiben, herkommen. Dieſe deutſchen Kühe ſind alle meiſtens braun oder gefleckt. Doch iſt ihre Anzahl im Ganzen im Vergleich mit den großen Maſſen von Vieh, das auf den Steppen lebt, nur gering.

Dieſe den ſüdruſſiſchen Steppen eigenthümliche Rinder-Race iſt groß, hochbeinig, langhörnig und durchweg ſilbergrau oder weiß gefärbt. Sie hat ſich mit dem kleinruſſiſchen Völkerſtamme von den Karpathen bis zur unteren Wolga und von Kiew und der Ukraine bis zum ſchwarzen Meere und die Donau ausgebreitet. Sie gränzt im Norden mit dem kleinen polniſchen, lithauiſchen und nordruſſiſchen Viehe, im Weſten mit dem noch weit größeren und ſtärkeren ungariſchen Rindergeſchlechte und im Süden mit den kleineren Ochſen der Bergtataren und den Fiſchen des ſchwarzen Meeres, ſo wie im Oſten mit dem kalmückiſchen und kirgiſiſchen Viehe, das wieder anderer Art iſt. Es umfaßt dieſe in Farbe, Geſtalt, Sitte, kurz in Allem durchweg ſich gleiche Viehrace folgende Länder: Beßarabien und einen Theil der Moldau, die Bukowina, Neurußland, das vorzugsweiſe ſogenannte Kleinrußland, Podolien, die Ukraine, das Land der doniſchen Koſacken und zum Theil auch die Gouvernements Kurſk, Orel, Woroneſch und Saratow, in welchen Ländern allen auch die Benutzungs- und Erziehungsweiſe dieſelbe iſt. Von dieſem viehreichen

Süden gehen nach Norden und Westen beständig große Schaaren jener grauen Fußschleifer aus, um viehärmere Länder mit Fleisch, Leder und Talg zu versorgen. Die beiden Hauptstraßen, die mehr als alle anderen betreten werden, sind die, welche sich auf der einen Seite durch Galizien auf Mähren und Wien und auf der anderen Seite über Moskau auf die Ostseeprovinzen und Petersburg dirigiren. Eben solche lange Züge dieses südrussischen Viehs wandern beständig nach Odessa, Taganrog und anderen Orten in die dortigen Talgsiedereien und beleben mit ihrem Tode hauptsächlich den ungeheueren Handel, den Rußland mit dieser Waare treibt.

Theils also zu der Versorgung der baltischen, polnischen und mährischen Viehmärkte und der russischen Talgsiedereien, theils aber auch um das Haupt-Zuchtthier bei'm Ackerbau und bei den Handelstransporten daraus zu entnehmen, halten die Steppenherren große Zuchtherden von Rindern auf der Steppe, die den Tabunen der Pferde ganz parallel zu stellen sind und die im Gegensatze zu den Hausochsen, eben so wie die Pferde, auch „wilde Ochsen" genannt werden, obgleich sie eben so wenig wie die Tabunenpferde völlig frei, wild und unbewacht leben.

Eine solche Rinderherde hat wieder einen eigenthümlichen Namen, wie denn natürlich in diesem Hirtenlande die Sprache für nichts an Ausdrücken reicher ist als für Alles, was auf Herden und Vieh Bezug hat. Sie heißt „Tscheredá" und ein Rinderhirt „Tscherednik". Eine solche Tschereda hält 100 bis 800 Stück Hornvieh allerlei Alters, und sie machen einen Hauptreichthum der Gutsbesitzer aus, da die Ochsen noch immer leichter und sicherer in Geld umgesetzt werden können als die Pferde, indem sie einen viel weiter gehenden und großartigeren Handelsartikel des Landes ausmachen als jene.

Im Ganzen gleicht das Leben der Tscheredas sehr denen der Tabunen. Im Sommer beständig auf den großen Steppen, im Winter in luftigen Stallungen, theilen sie, im Ganzen genommen, mit den Tabunen dieselben Leiden und Freuden. Die Zuchtkühe und Stiere bleiben nun natürlich ebenfalls ihr ganzes Leben lang in den Tscheredas, wie die Zuchtstuten und Hengste in den Tabunen, und sie werden jung und alt auf der Steppe, ohne daß sie je einen Naléatsch (Leitstrick der Ochsen) an ihren Hörnern gefühlt hätten. Der junge Anwuchs dagegen wird immer verkauft und entweder auf die Märkte getrieben oder an die Commissionäre (Prekaschtschiks) der Moskauer und Petersburger Viehhändler und der großen Talgsiedereien, die beständig von Herde zu Herde herumreisen und durch ihre Gontschiks (Viehtreiber) einen Transport nach dem anderen durch's Land senden, abgegeben.

Die Tscheredniks sind Infanteristen wie die Tschabans. Denn auch

ihre Zöglinge ſind viel ruhiger und im Ganzen leichter zu treiben als die Pferde. Freilich iſt der Ochſe ſchnell genug im Weiden, er iſt wähleriſcher in ſeinem Geſchmacke als das Pferd, hat eine Menge von Kräutern auf der Steppe, die ihm nicht behagen, und rupft nie da, wo vor ihm ein anderer biß, aber dafür dauert ſein Mahl auch nicht lange, deſto länger aber ſein Nachmittagsſchläfchen zum Wiederkauen. Den Regen erträgt er ſchlecht, und bei der Hitze iſt er ungeduldig. Aber bei den Schneeſtürmen verliert er wiederum nicht ſo leicht den Kopf wie das Pferd, geht vielmehr raſch und geraden Weges mit dem Sturme und gegen ihn nach Hauſe, die Wjuga müßte denn gar zu arg ſein.

Den Durſt erträgt der Steppenochs wiederum leichter als das Pferd. Er kann zwei bis drei Tage durſten, ohne große Unruhe kund zu geben. Daß er aber den Durſt eben ſo gern löſcht wie das Pferd, dafür finden ſich in der Nähe jedes Brunnens oder Teichs auf der Steppe merkwürdige Zeugniſſe, die zu ihnen aus den umliegenden Weiden hinführenden „Viehſteige" nämlich, die man als eine kleine charakteriſtiſche Beſonderheit des Steppen-Thierlebens anführen kann. Das Vieh muß aus ſehr großen Entfernungen zum Waſſer laufen, 6 bis 7 Werſte weit und noch weiter. Es wird daher natürlich nur ſelten getränkt, zu Zeiten nur ein Mal des Tages. Sein Durſt wird auf dieſe Weiſe oft peinigend. Sowie es nun merkt, daß ſich die Zeit des Trinkens naht und der Hirt zu der Gegend des Brunnens hinweidet, nimmt es einen raſcheren Schritt an und wird ungeduldiger, beſonders wenn der Wind den Waſſergeruch vom Brunnen herweht. Die Durſtigſten hören alsdann auf, graſend vorzuſchreiten, und ſetzen ſich in Trab, und die ganze Herde folgt ihnen bald trabend nach. Bei dieſem Manöuver formiren ſie jedes Mal mehre (8 bis 12) lange Reihen, in denen ganz regelmäßig ein Ochſe dicht hinter dem anderen hergeht und immer gewiſſenhaft in deſſen Spuren tritt, als hätte der Hirte ſie ſo geordnet. Auf dieſe Weiſe treten ſie alsdann die Raſennarbe auf ihrem Wege völlig weg und bilden ſich ſo Steige, die ganz und gar den Fußſteigen der Menſchen gleichen. Alle dieſe Steige laufen ſich einander parallel in gerader Richtung, als wären ſie mit der Schnur gezogen und zielen immer direct auf den entfernten Brunnen ab, deſſen Lage ſie genau durch den Geruch zu beſtimmen wiſſen. Wenn die Richtung zum Brunnen an einem Abhange hinführt, ſo bilden ſie eben ſolche Wege an dieſem Abhange, der dadurch auf's Regelmäßigſte terraſſirt wird, indem eine Reihe immer etwas höher trabt als die andere. So lange man dieſe Sitte des Viehs noch nicht kennt, ſieht man mit Verwunderung die vielen Fußwege neben einander herſtreichen und fragt ſich vergebens über die Bedeutung ihrer großen Anzahl.

Was das Verhältniß des Wolfes zum Ochſen betrifft, ſo iſt es natürlich ein eben ſo wenig freundſchaftliches als das zum Pferde. Jedoch ſagt

man, daß er dem Rindergeschlechte nicht so begierig nachstelle als den Schafen und Pferden, daß er sich aber an die Schweine noch seltener mache. In eine Herde von lauter großen Ochsen wagt der Wolf sich vielleicht noch weniger als mitten zwischen den Tabun. Denn die Ochsen halten eben so stark gegen die Wölfe zusammen wie die Pferde, und wo sich nur einer blicken läßt, da sind gleich ein paar Dutzend spitziger Hörner gegen ihn gerichtet, und befindet er sich durch einen unglücklichen Zufall mitten zwischen ihnen, so hat er nicht so viel Gewandtheit zum Entrinnen, als die Hörner Gelegenheit haben, ihn zu durchstoßen. Der Ochse meint es so ernsthaft mit dem Wolfe, daß, wenn er ihn recht trifft, er ihn auf einen Stoß durch und durch bohrt und ihn mit sammt den Hörnern in den Boden heftet. Nichts desto weniger schleichen doch die Wölfe auch hinter den Rinderherden her, und wo etwa ein lahmer oder kranker Ochse dem Haufen nachhinkt, da wird er ihnen zum Opfer.

Man denkt gewöhnlich, wie ich glaube, daß der Wolf das Pferd von vorn und den Ochsen von hinten angreife, wegen der verschiedenen Vertheilung der Vertheidigungswaffen. Allein diese Sitte findet bei den Steppenwölfen wenigstens nicht statt. Sie suchen vielmehr dem einen wie dem anderen Thiere von der Seite beizukommen und sich ihrer Gurgel zu nähern; denn ihr erstes Geschäft ist immer, ihren Opfern das Schreien und Athmen zu benehmen, und kommen sie mit einem Sprunge so weit, daß sie der Gurgel beikommen können, so fliegt auch diese sogleich heraus, als wäre sie nur mit Zwirnsfaden angeheftet gewesen. Der zweite Biß des Wolfes geht allemal in die Weichen des Thieres, indem er die Eingeweide und das Herz sucht, die er auf der Stelle herausschleudert. Sind ein paar Wölfe da, so zerlegen sie einen ganzen Ochsen rascher als ein in der Tranchirkunst erfahrener Frankfurter Wirth eine Ente.

Auf den Märkten werden die Tscheredas eben so wie die Tabunen in umzäunten Räumen zusammengetrieben, von den Käufern nur oberflächlich besichtigt und mit einer Schlinge eingefangen. Die Kräfte, die ein solches Thier in seinen schönsten Jahren, in den 4 bis 5 ersten seines Lebens, auf der Steppe einsammelt, sind erstaunlich, und die Ungebundenheit, an die es gewöhnt, und der unabhängige Sinn, der eine Folge davon ist, geben jenen Kräften an Größe nichts nach. Da nun dabei die Halsstarrigkeit und der Eigensinn des Ochsen, wie bei allen phlegmatischen Naturen, die sich einmal verstocken, viel größer ist als bei den Pferden, so kann man sich denken, welche Mühe es kostet, solche Wesen an das Joch zu gewöhnen. Sie ist in der Regel unvergleichlich viel größer als bei den Pferden. Es giebt viele Ochsen, die man durchaus nie an das Joch gewöhnt und mit keiner Kunst und Gewalt zur Arbeit bringt. Mit solchen ist dann weiter nichts anzufangen.

Man schickt sie in die Talgsiedereien, die ihnen den überflüssigen Uebermuth bald ausbrühen.

Was man in den Steppen von dem Eigensinne und der Halsstarrigkeit der Ochsen hört und sieht, ist, glaube ich, noch mehr als Das, was man in dieser Beziehung vom Kameele erzählt. Wenn man einen solchen wilden Ochsen an's Ziehen gewöhnen will, so spannt man ihn zunächst mit einem alten zahmen Ochsen vor einen schweren Holzstamm oder sonst vor eine schwere Masse, die man ihn auf dem Boden hinschleifen läßt. Kommt man hiermit nicht zu Stande und geht der wilde mit sammt dem zahmen durch, so spannt man ihn und fünf andere zahme Ochsen an einen Pflug, ein paar vorn, ein paar hinten und einen ihm zur Seite. Da muß der wilde Geist denn allerdings wohl langsam und ordentlich mit fort, und kann er das starke Joch nicht zerbrechen, so muß er sich darein fügen. Nur ein Experiment bleibt ihm noch, welches er von den eigensinnigen Kindern gelernt haben muß. Er legt sich platt auf den Boden hin und läßt sich von den anderen Ochsen schleifen. Dieß fürchten die Leute am meisten, denn läßt man ihm dieß ungestraft gelingen, so wiederholt er es in Zukunft bei jeder Fahrt wieder, die ihm mißfällt. Schlagen und Zerren am Naleátsch (Leitstrick) hilft da nun natürlich nicht, ja die stärksten und grausamsten Mittel sind unwirksam. Am wenigsten verträgt der Ochse die Schläge an den Wurzeln seiner Hörner, aber wenn er eigensinnig ist, so hält er die Erschütterung aus, schlägt mit dem Kopfe um sich und bleibt liegen. Oft hilft ein sonderbares Mittel. Die Leute nehmen nämlich seinen Schwanz zwischen zwei Hölzer und reiben ihn damit hin und her. Dieser Kitzel ist den Ochsen unerträglich, und meistens springen sie dabei auf. Was aber ein recht eigensinniger ist, der bleibt liegen und hält aus. Dem verstopfen sie alsdann die Respirations-Kanäle. Davon schwillt sein Leib auf, die Augen drücken sich aus dem Kopfe, er hebt die Schnauze empor, kämpft nach Luft, und oft kommt er in diesem Kampfe auf die Füße. Aber der schlimme bleibt auch dann noch liegen, und seine Herren geben ihm in der Angst, ihn zu verlieren, schnell wieder Luft. Darauf bringen die Leute, die wohl wissen, daß die ganze Erziehung des Thieres verfehlt wird, wenn sie nicht dieses seines ersten Eigensinns Meister werden, nun Stroh und Heu herbei und machen rund um ihn herum ein Feuer an, daß die Flamme an seine Seiten hinaufleckt. Die Haare versengen, die Haut springt in Blasen auf, der Ochse streckt den Hals lang auf den Boden hin und stöhnt und schnauft in's Gras, als läge er in den letzten Zügen. Das Feuer verlöscht, sein Eigensinn lodert unversehrt in vollen Flammen auf, und das Thier macht nicht die geringste Miene zum Weitergehen. Die Bauern verzweifeln endlich über diesen argen Märtyrer seines Eigensinns, spannen ihn aus, lassen den Starrkopf liegen

und pflügen um ihn herum. Ein recht eigensinniger Ochse ist capabel, so einen halben Tag auf demselben Flecke zu bleiben. Sind die Menschen ihm fern, so schaut er listig um sich und ist ganz unbefangen. Nahen sich aber die Leute, so duckt er mit dem Kopfe nieder, als wollte er sich noch fester an den Boden klemmen. Endlich, endlich aber verraucht ihm doch die Laune, und was weder Feuer, noch Schläge vermochten, das bringt der Hunger zu Wege. Er sieht, daß die anderen Ochsen in der Nähe weiden, erhebt sich und schlüpft zu den übrigen in's Gras. Merkwürdig ist es dabei noch, daß, wenn er einmal steht, er wieder eine ganze Weile fortzieht, ohne sogleich wieder hinzufallen, als hätte es sich hier gar nicht vom Ziehen oder Gehen gehandelt, sondern einzig und allein vom Aufstehen.

Die Rinder haben durchaus nicht so viele Kämpfe und Spiele unter einander wie die Pferde. Brechen aber Streitigkeiten unter ihnen aus, so sollen sie schwerer zu beruhigen sein als die Pferde. Sie haben ein sehr cholerisches Temperament, während die Schafe die Melancholiker und die Pferde die Sanguiniker der Steppen sind.

Talgsiedereien.

Der Handel von Petersburg exportirt jetzt jährlich durchschnittlich ein Waaren-Quantum zu einem Werthe von etwa 120 Millionen Rubel. Von dieser Summe gehen ungefähr 40 Millionen blos für den ausgeführten Talg ein, welcher den hauptsächlichsten Artikel des ganzen Petersburgischen Exports bildet und dem Gesagten zufolge allein ein Drittel des durch ihn beschäftigten Kapitals in Thätigkeit setzt. Die Talgausfuhr der anderen russischen Häfen ist im Vergleich mit der von Petersburg unbedeutend, und alle zusammen mögen dem übrigen Europa etwa für 30 Millionen Rubel liefern. Das meiste davon geht durch Odessa und Taganrog. Man kauft das Pud (40 Pfund) Talg in den russischen Hafenplätzen zu 10 bis 15 Rubel, durchschnittlich zu 12 Rubel. Für jene 70 Millionen Rubel werden demnach gegen 250 Millionen Pfund Talg geliefert, die sich in England, Skandinavien, Deutschland, Frankreich, Italien u. s. w. vertheilen und in diesen Ländern hauptsächlich in den Lichtziehereien und Seifensiedereien verarbeitet werden. Bringt man in Abrechnung das verhältnißmäßig Wenige, was noch zu anderen Zwecken verbraucht wird — einiger russischer Talg wird in der Türkei verspeist, anderer in England zu dem Einschmieren der Maschinen verbraucht u. s. w. — rechnet man ferner Das ab, was in den Wogen des Meeres untergehen mag, ehe es sein Ziel erreicht, was der eigenthümlichen Leichtigkeit des Talges wegen auch sehr unbedeutend ist, so mögen nach Beseitigung des Abfalls in den Lichtziehereien und Sei-

fensiedereien des übrigen Europa leicht 200 Millionen Pfund Fabrikate aus russischem Talge hervorgehen, die als Kerzen verglimmen und als Seife verschäumen. Geben wir davon jedem dieser Artikel die Hälfte, lassen wir durchschnittlich sieben Talglichter auf ein Pfund gehen, so erhalten wir auf diese Weise 700 Millionen Kerzen und 100 Millionen Pfund Seife. Wenn nun ein Städtebewohner — von diesen muß hauptsächlich die Rede sein, denn der Verbrauch der Landbewohner an Seife und Licht ist verhältnißmäßig unbedeutend, — jährlich etwa 40 Talglichter verbrennt — gewiß eine ziemlich hohe Annahme — und an Seife etwa 7 Pfund verschäumt, so geht aus dem Allen hervor, daß gegen 15 Millionen Städtebewohner Europa's mit russischem Talge ihre Wohnungen illuminiren und ihre Kleider ꝛc. waschen, wozu denn außerdem noch die 60 Millionen Einwohner des russischen Reichs zu rechnen sind, die ausschließlich nur des Talges ihres eigenen Landes sich bedienen.

Es sind hauptsächlich unsere pontischen Steppen, die eine so erstaunliche Einwirkung auf die Erleuchtung und Reinlichkeit unseres Welttheils üben, und die nicht nur den nachbarlichen pontischen Handel Odessa's, Taganrog's u. s. w. mit Talge speisen, sondern auch selbst dem entlegenen Petersburg den größten Theil seines Bedarfs in diesem Artikel liefern. Jene von uns beschriebene eigenthümlich große, hochbeinige, langhörnige, silbergrau oder weiß gefärbte Rinderrace und jenes Schafgeschlecht, dem die Natur ein so unheilvolles Geschenk mit einem dicken Fettschwanze machte, produciren, in den Steppen speisend, diesen wichtigen Handelsartikel, der Europa's Dunkelheit und Schmutz beseitigt. Nachdem wir nun in dem Obigen zu schildern versuchten, wie jene Thiere in den Steppen leben, wollen wir sie jetzt darstellen, wie sie endigen und sterben, und wie die Menschen ihnen das angesetzte Fett abgewinnen, und zwar in den in allen Steppenlandschaften verbreiteten Salganen *) oder Talgsiedereien, deren Beschreibung einigermaßen das Interesse des deutschen Lesers in Anspruch nehmen darf. Denn wenn gleich wir auch in Deutschland wohl diesen Fabrikzweig kennen, so wird die Sache bei uns doch ziemlich still und unbemerkt abgemacht, dagegen aber in den Steppen auf eine etwas großartige Weise betrieben und dort von allerlei eigenthümlichen Umständen begleitet, denen Aehnliches nur noch wieder in den Pampas Süd-Amerika's gefunden wird.

Seit alten Zeiten — wer weiß, ob nicht schon seit Herodot und Strabo, denn schon die Milesier holten aus diesem skythischen Süden Talg, Häute und Fleisch — sind die Großrussen die eigentlichen Besitzer der Talgsiedereien

*) Vom russischen Worte „Ssal", das so viel als Talg bedeutet.

in den Steppen, weshalb sie denn auch bei den Tataren und Kleinrussen, welche die eigentlichen Hirten und Herdenbesitzer des Landes sind, den Spitznamen „Kazappen", d. h. „Schlächter," haben. Fast alle Ssalganen im Lande der Tataren, Maloross'aner, Kosacken und Kalmücken sind im Besitze von grossrussischen Speculanten und werden auch von grossrussischen Arbeitern betrieben. Aus den großen Herden halbwilder Ochsen (Tscheredas) kaufen sie die Thiere zu Hunderten und Tausenden auf und schicken sie auf die Steppenwiesen, die sie zu diesem Ende — billig genug, denn für eine Dissiätine (Morgen) zahlen sie oft nicht mehr als 10 Kopeken (einen Silbergroschen) — gepachtet haben, um sie nach der Mästung eines Sommers in ihren Ssalganen einzuschlachten. — Ist das Jahr nun gut, d. h. feucht, so geht Alles nach Wunsch. Die Ochsen fressen sich satt und setzen große Quantitäten von der fetten Masse an, die ihr Herr im Herbste bei ihnen sucht und die nach einigen Umwandelungen dann dazu dienen soll, das Fett in seinem eigenen Topfe zu mehren. Wehe aber dem Talg-Kazappen, wenn der Himmel seinen Segen, das heißt in den Steppen seinen Regen, dazu versagt und die Kräuter auf den Wiesen sich nicht saftreich entwickeln wollen. Das Fett bleibt alsdann im salpetrigen Boden und das Geld in den Kisten der Kaufleute stecken. Die Tausende von Ochsen kommen mager nach Hause oder schicken, wenn sie Hungers sterben, gar nur ihr Fell. Die Herren der Ssalganen machen dann ihr Buch zu und erklären sich insolvent. Denn gewöhnlich werden auch diese Tagsiedereien, wie so viele Fabriken und Etablissements in Rußland, von Leuten unternommen, die entweder selbst gar kein oder doch nur ein unbedeutendes Kapital in ihrer Unternehmung stecken haben. Sehr häufig geben ihnen die Kaufleute, die gewöhnlich immer nach dem so gesuchten Handelsartikel begierig sind, schon im Voraus das Geld auf die Ochsen. Doch sind auch die Verluste im Fall des Mißwachses nicht unbedeutend, denn es kann sich bei einer Talgsiederei, die 2000 Ochsen auf eigene Rechnung einkocht, wenn man den Preis eines Steppen-Ochsen zu 80 bis 100 Rubeln die Kosten der Weide und Hütung zu 5 bis 6 Rubeln, die des Abschlachtens, Aussiedens u. s. w. zu etwa eben so viel annimmt, der jährliche Zuschuß, der bei einem solchen Etablissement nöthig ist, leicht auf 200,000 Rubel belaufen.

Gegen Ende des Sommers zieht der Talgsieder seine Ochsen allmählig in kleinen Partieen zu seinem Ssalgan heran auf Weiden, die er in der Nähe desselben besitzt, und endlich in den Hof selbst. Diese Ssalgans selbst bestehen nur aus einem großen Gehöfte, das von weitläufigen Gebäuden umgeben ist und Stallungen, Brunnen und hohe Talgpressen in seinen Mauern einschließt. In den Gebäuden befinden sich große Räume zum

Schlachten der Ochsen, andere mit gewaltigen Kesseln zum Sieden des Fleisches; wieder andere zum Einsalzen und Trocknen der Felle, Comptoire für die Geschäfte, Wohnungen für die Arbeiter u. s. w. Im Sommer steht dieß Alles ganz leer, nur von Hunden, Möven und Raubvögeln umstreift, die der grauenhafte Duft lockt und von denen die Ssalgans das ganze Jahr hindurch umlauert sind. Denn so sehr wird hier im Herbste Alles rund herum mit Mord und Blut getränkt, daß weder die Wjugen des Winters, noch die Nordweste des Frühlings den Modergeruch austreiben konnten.

Den Hunden ist dieser Duft lieblich, den Menschen unleidlich, aber großer Gott, wie viel unerträglicher noch den armen Ochsen, die im Herbste zu diesen ihren Richtplätzen herangeführt werden! Es muß doch eine wunderbare und unbegreifliche Combinations-Kraft in diesen Thieren stets thätig sein, da sie, die doch auf frischer Steppe erzogen sind, wo Alles duftet, lebt und erstarkt, zu ahnen, ja deutlich zu erkennen wissen, daß dieser fatale Geruch ein Nachspuk ihrer getödteten Brüder sei, der auch ihnen wohl nicht zum Heil entgegenwalle. Sie wittern die Sache und ihr ganzes Schicksal schon lange im Voraus noch auf der Steppe, wo nur der leiseste Anhauch jener Pestluft zu ihnen gelangen kann. Sie werden alsdann unruhig, suchen auszuweichen und gehorchen ungern dem treibenden Hirten. Endlich aber, wenn man dem fatalen Bretergehöfte mit Mühe sie nahe gebracht hat, verzweifeln die geduldigen armen Rinder. Ihr Gebrüll wird mitleiderweckend, und manche revoltiren förmlich und müssen mit Gewalt herangeschleppt werden. Es wäre unmöglich, sie ohne Weiteres durch das Thor des Ssalgan zu bringen. Man hat aber mehre Ochsen in der Wirthschaft, die dort täglich ein- und ausfahren, die das gesottene Talg verführen, Brennholz herbeischleppen, das überflüssige Fleisch auf den Markt bringen, kurz die mit dem Fleische und Blute ihrer eigenen Brüder täglich umgehen und gemerkt haben, daß alle Todesstreiche bei ihnen vorbeifallen und ihren Rücken nur die Peitsche trifft. Diese friedlichen Verräther nun mischt man unter die beunruhigte Herde. Die Ochsen wenden sich, durch den pestilenzialischen Gestank wild geworden, hin und her, werden aber immer enger von ihren Schlächtern umzingelt. Die vertrauten Ochsen des Hauses gehen voran durch die geöffneten Pforten des Hofes, und die verzweifelnden wilden, die keinen Ausweg sehen, springen ihnen nach mitten in's Feuer hinein. Der verhängnißvolle Hof schließt sich hinter ihnen, und sie gehen nach mancher qualvollen Scene nicht anders denn als Talg und Leder wieder daraus hervor.

Die Leute, welche in den Ssalgans als Schlächter dienen, sind meistens verlaufene „Kazappen", Kerle, die schon Mancherlei in ihrem Leben versuchten und Gott weiß, wem sonst noch schon das Lebenslicht erlöscht,

machten, mit langem Barte, mit feuerrothen Geſichtern, mit dickem kurzen Nacken, mit ſtandhaften Händen und nervigen Armen, die ihr Gefühl bereits in mancherlei vergoſſenem Blute erſäuften.

Von den 100 Ochſen, die man gewöhnlich auf ein Mal in das Gehöft aufnahm, gehen immer 20 bis 30 zu gleicher Zeit in die Schlachtkammer ein, und ſo kommen denn manche, beſonders wenn die Arbeit durch irgend einen Vorfall außergewöhnlich in ihrem raſchen Fortgange gehemmt wurde, erſt nach ein paar Tagen daran. Da nun in dem Schlachthofe ſelbſt die Ochſen allen Muth verlieren und in der Regel nicht das geringſte Futter zu ſich nehmen, ſo ſehen ſich dann die Leute zuweilen genöthigt, das Vieh, damit es vor Harm nicht alles mühſam geſammelte Fett wieder verliere, noch ein Mal wieder auf die friſche Steppe zur Aetzung hinauszulaſſen. Dieſer Auslaß giebt dann einen merkwürdigen Anblick. Die Rinder ſind wüthend vor Freude, machen trotz ihrer ſchwerfälligen Leiber Luftſprünge wie die Gemſen und ſchießen oft brüllend und ſchnaubend im erſten Anſatze eine halbe Werſt weit in's Gras hinaus, ſo daß ihre berittenen Wächter alle Hände voll zu thun haben, um ſie wieder zuſammenzubringen. Dieß iſt denn ihre wahre Henkersmahlzeit; denn ſie entweichen dem Beile doch nicht und müſſen nach einigen Tagen wiederum in die Todesluft zurückkehren.

Der Raum zum Abſchlachten iſt ein weiter Saal mit nackten Wänden, an dem bei Tage wie bei Nacht die zwei Herbſtmonate September und October hindurch viele ſchuldloſe Seelen fußſchleifender Rinder zum Acheron befördert werden. Bei Nacht iſt dieſer Saal mit Unſchlittlampen erleuchtet, und es ſind hier 6 bis 8 von jenen Kazappen thätig, die zum Perſonale des Sſalgans gehören. Sie tragen einen kurzen Schafspelz, lederne Hoſen und hohe Stulpenſtiefeln, die keine andere Wichſe kannten als das Blut, in dem ſie beſtändig wateten. Der Geruch- und Augengräuel in dieſem Raume und dem angrenzenden Gehöfte überſteigt alle Gränzen. Da die Arbeit gerade in der regneriſchen Jahreszeit vor ſich geht, ſo miſcht ſich überall das Naß der Wolken mit dem Todesſchweiße der Rinder, und es entſteht daher im ganzen Sſalgan ein tiefer Waſſer- und Blutſumpf, der erſt im folgenden Sommer völlig austrocknet. Die Wände ſelbſt werden zum Theil durchlöchert und von den ſterbenden Thieren in ihren Todeskämpfen zuſammengeriſſen.

Das Schlachten geſchieht, weil es bei der Menge der Opfer ſchnell vor ſich gehen muß, auf eine ſehr grauſame Art. Es wäre zu viel Zeit und Mannſchaft nöthig, wenn man jeden Ochſen einzeln zu Boden reißen und ihm dann ordnungsmäßig das Garaus machen wollte, wie es unſere Schlächter thun. Die Thiere bleiben daher alle ledig und ungebunden, und jene acht Stulpenſtiefel gehen mit ihren langſtieligen Beilen zwiſchen ihnen herum und

versetzen ihnen der Reihe nach einem jeden einen Hieb auf das Kreuz. Die Rückensäule, an die bei allen Vierbeinen das ganze übrige Bauwerk des Leibes eingelenkt ist, wie am Kiel das Schiff, bricht ein, und der arme Fußschleifer knickt jämmerlich zusammen. Freilich sträuben und drängen sich die Ochsen; aber die Leute treffen sicher, und Hieb auf Hieb sinkt einer nach dem anderen ächzend hin, bis alle dreißig, schnaubend und brüllend, bei lebendigem Leibe in zwei Theile zerhauen, auf dem Boden liegen. In diesem Zustande sind sie ganz leicht zu handhaben; denn die Vorderbeine können mit den getrennten Hinterbeinen nichts mehr anfangen. Aber es dauert doch oft noch lange, bis alle von den Qualen des Todeskampfes erlöst sind.

In den Lenden und auf dem Rücken hat der Ochse wenig Fett. Daher werden ihm, nachdem die Haut abgezogen und eingesalzen worden, drei bis vier Pud Fleisch herausgelöst, die man auf dem Basar zur Speise verkauft, die aber die Wohlhabenden nicht gern nehmen, weil der Schlag auf den Rücken eine Anschwellung und Verderblichkeit des Fleisches verursacht. Das Uebrige wird zerhackt und zerhauen, das Gehirn und die Knochen werden aufgeschlagen, und Alles wandert sammt und sonders in die Siedekessel, mit Ausnahme der Intestina, die auf's Gehöft kommen und dort theils an die zur Mastung gehaltenen und beständig den Bluthof durchwühlenden Schweine verfüttert, theils an arme Bettler, welche die Sfalgans umschwärmen, verschenkt oder von Schaaren von Hunden und Raubvögeln geraubt werden.

Der Siedekessel giebt es in jedem Sfalgan vier bis sechs, und ein jeder kann seine zehn bis fünfzehn Ochsen fassen. Man hat zuvor etwas Wasser in die Kessel geschüttet, damit die Suppe nicht anbrenne. Es sammelt sich das Fett bald klar und rein obenauf und wird in große Kübel oben abgeschöpft. Erst aus diesen kommt es in die Gefäße, in denen es verschifft werden soll, und die den ersten glühenden Guß des siedend heißen Talges nicht aushalten würden. Dieß erste Fett ist das schönste, rein und weiß, und was etwa noch Schmuziges daran sein sollte, setzt sich in den Kübeln ab. Die zweite Sorte, die schon gelblicher ist, gewinnt man, indem man noch mehr nachheizt und das Fleisch noch stärker zerkocht. Nur diese beiden besten Qualitäten kommen in den Welthandel. Sie werden theils in Tonnen gegossen, größtentheils aber wieder in die Häute, aus denen sie kamen, zurückgefüllt, weil es gewöhnlich an Tonnen fehlt. In diesem letzten Falle nähen sie das Ochsenfell überall wieder zu, wo sie es früher aufgeschnitten haben, und lassen nur die Beine bei den Knieen, wo sie abgeschnitten sind, offen. Durch eines dieser Beinlöcher wird dann der Talg eingetrichtert und durch die anderen nachgefüllt. Diese Talgochsen, die in den Sfalganen immer umherstehen wie Mumien, kommen dann so in den Handel.

In dem Fleisch- und Knochenmuße im Kessel bleibt indeß noch viel Fett stecken, welches man durch's bloße Kochen nicht herausbringt. Man hat dazu Pressen im Gehöfte, durchlöcherte Kasten, in welche man den ganzen Brei schüttet und die alsdann Schrauben und Gewichte herabdrücken. Was hier noch herausläuft, ist dann die schlechteste Sorte des Talgs, braun, fast schwarz. Diese wird gar nicht verschickt, sondern in Zuckerhutform gegossen und so an die Seifensieder und zum Wagenschmieren in der Stadt verkauft.

Von allen diesen drei Talgsorten zusammen giebt ein Ochse ungefähr 7 bis 8 Pud, und das Pud kostet 11 bis 15 Rubel. Man ist, wie gesagt, immer sehr begierig, es zu kaufen; denn es ist ein Handelsartikel, der stets frischen Abgang hat. Die Kaufleute daher und ihre eleganten Diener — ich denke hier insbesondere an die großen Talgsiedereien von Odessa — drängen sich beständig in dem schmuzigen Ssalgan zwischen den blutigen Rindermördern herum und schreien nach Talg. In dem Comtoire des Kassirers, der zwischen Haufen von Banknoten und zwischen Massen von Geldsäcken, als wäre nur eben Talg darin, sitzt, geht es beständig aus und ein, und die Blutgelder rollen herüber und hinüber. Hier empfängt der Verwalter eines Gutes sein Pachtgeld für die Weide des Sommers, — dort wird den Arbeitern ihr Sold bezahlt, — man schließt Contracte ab mit Viehhändlern auf Lieferung von so und so viel hundert Ochsen, und ein Kaufmann, der dabei steht, zahlt schon im Voraus den halben Preis, um sich des Talges für's nächste Jahr zu versichern, — ein Kolonist wünscht 200 Schweine im Hofe des Ssalgans fett zu machen und zahlt dafür seine 200 Rubel; freilich bekommt er dafür nur ein gelbes Schweinefett, doch füttert er später noch mit Korn nach und bringt so die gelbe Farbe wieder heraus, — Griechen aus Konstantinopel kommen und kaufen, ganz wie zu den Zeiten, als Olbia noch blühte, gesalzene Häute für Griechenland, die in Odessa, dem Olbia unserer Tage, nicht gegerbt werden können aus Mangel an Wasser, — ein reicher Edelmann tritt ein und pachtet den ganzen Ssalgan mit sammt den Kesseln, Pressen und Arbeitern auf ein paar Wochen, weil er gern 800 bis 1000 seiner Ochsen das Talg ausbrühen möchte und keinen eigenen Ssalgan besitzt, — ein Schweinehirt kauft sich 50 Fuder ausgepreßtes Fleisch à 30 Kopeken (3 Silbergroschen), um damit seine Grunzer in den Steppen zu mästen. — Kurz, hier laufen alle mögliche Klassen von Menschen aus und ein, die wie die Fliegenschwärme sich etwas Gewinnst von den geschlachteten Thieren erschnappen möchten — Seifensieder, die sich einige tausend Stück der braunen talgenen Zuckerhüte erhandeln, — Drechsler, welche die Hörner der Ochsen gern so billig als möglich hätten, — Riemer, die auf ihre Haut reflectiren, — Commissionaire der türkischen Kapitäne, die unmittelbar aus den Talg-

quellen selber das Beste schöpfen möchten, das in ihren Landen nicht der Flamme, sondern den Menschen zur Nahrung dienen soll, — Juden, die aller Welt dienen und bereit und geschäftig mitwirken, den Ochsen das Fett vom Leibe zu schaffen. — Kurzum, so stark das Sterben im Inneren, so groß ist das Leben im Vorhause. Zwischen die Menschen mischen sich noch gierigere Thiere. Das gemeine Hundegeschlecht der Steppe, die zottigen, langhaarigen, gierigen Ostscharki, die abwechselnd den Wolf verfolgen und sich mit ihm mischen, kommen schaarenweise heran und drängen sich, durch Blutgier dreist gemacht, zwischen die Menschen in die Gehöfte und Schlachträume, erschnappen und rauben, wo sie können, reißen einem armen Bettler die Leber oder die Ochsenfüße weg, die er geschenkt bekam, oder überfallen einen mit ausgepreßtem Fleische beladenen Wagen und saufen an den widerlichen Blutbrunnen, in die man das Ochsenblut zum Verwesen ablaufen läßt. Während man sie im Sommer nur einzeln und mager an den Mauern der Ssalganen herumschleichen sieht, um sich an den gebliebenen Fleischgerüchen und der Hoffnung auf den Herbst zu erlaben, sind sie jetzt dick und fett und laufen mit ganzen Braten davon in die Steppe, wo sie sich darum zanken und reißen. Noch zahlreicher sind die großen weißen Seemöven, die in einem taubenähnlichen Gewande ein geiergleiches Herz verbergen. Sie flattern zu großen Haufen in den Gehöften und in der Nachbarschaft des Ssalgans, und sie, die Weißgefiederten und von der Natur so elegant Bekleideten, schleppen sich mit den Eingeweiden der Ochsen herum, und während sie sonst immer nur die graue Woge des Meeres in flatterhafter Wildheit schlugen, werden sie jetzt, von geiler Gier hingerissen, so dreist und furchtlos, daß sie sich mitten unter die Arbeiter begeben. Wenn man sie aufjagt, so erheben sie sich, um nur zwei Schritte davon, wie matte Fliegen im Herbste, wieder niederzufallen. Man sollte kaum denken, daß ein Thier sich so entthieren könnte. Wenn sie sich vollgefressen haben, so fliegen sie hinaus in die Steppe, wo man sie dann zu Tausenden, wie Blumen im Felde, versprengt sitzen sieht, froh im Gefühle der Sättigung, unbeweglich auf demselben Flecke, nur dann und wann die Flügel lüpfend und sich mit einsilbigem Geschrei einander antwortend.

So kriecht's und wirthschaftet es hier auf dem Boden durcheinander, während die Luft noch mit dem widerlichen Geschmeiß der Insecten erfüllt ist, das immer wieder von Neuem aus dem mit Blut getränkten Boden wie von selbst ersteht, und das nur ein wohlthätiger Octoberregen oder ein Novembersturm bändigen kann.

Ein Arbeiter in den Ssalgans verdient bei allen seinen unappetitlichen Geschäften seine appetitlichen 70 bis 80 Rubel monatlich, außer der Nahrung,

die er ohnedieß frei hat, und da das Ganze jedesmal zwei bis drei Monate dauert, September, October und November, so finden sich Leute genug, die dafür ein paar hundert Rubel gern in die Tasche stecken. Die sieben Sfalgans, welche sich in der Nähe von Odessa befinden, mögen jährlich ihre 25,000 Ochsen abbrühen, zu denen dann noch unzählige Schafe kommen. Auch bei Cherson, Taganrog, Nikolajew, Saratoff, Kischenew u. s. w. giebt es solche große Sfalgans. Auch große Gutsbesitzer, die viele große Tscheredas auf ihren Steppen weiden, haben ihre eigenen Sfalgans, und überall in ganz Südrußland wird auf die besagte gräuelvolle Weise an der Talglicht-Erleuchtung von ganz Europa gearbeitet.

Solche blutige und schmuzige Wege also mußte diese weiße, ruhig flammende Kerze wandern, ehe sie so sanft und schmerzenslos auf unserem Tische zu unserer Augen Frommen dahinsterben konnte!

VI.

Vergleichende Hinblicke auf die nichtpontischen Steppen.

„Da lebt's und webt und jagt und überzieht
„Der wüsten Strecke gränzenlos Gebiet".

Die Steppenlandschaften erstrecken sich mit einer erschreckenden Einförmigkeit von dem letzten östlichen Gebirge Europas, den Karpathen, und den äußersten alten Culturländern des Occidents im Norden des pontischen Meeres, des Kaukasus und Aral-Sees hin durch die Gebiete der Kirgisen in das Reich der Mongolen hinein bis an die Vorberge des Mustag und Tarbagatai und bis an die Gränzen des uralten Culturreichs der Chinesen, dessen Beherrscher sich mit dem Kaiser von Rußland fast zu gleichen Theilen in die ungeheuere Erbschaft Dschingis-Chans und Tamerlans getheilt haben.

Wir sahen und beschrieben von diesem ungeheueren Steppengürtel nur den westlichsten Zipfel, der an die Küsten des Euxinus streift und den wir die pontischen Steppen nannten, — die Pontica tellus Ovid's. — Doch ähnelt sich in diesen Himmelsstrichen Alles auf eine so frappante Weise, daß die meisten unserer Bemerkungen auch noch weit über die Pontusgebiete hinaus Gültigkeit behalten. Es wird interessant sein, dieß hier am Schlusse unserer Schilderungen etwas näher nachzuweisen, indem wir einige vergleichende Blicke auf die benachbarten Steppenländer der Kirgisen, Kalmücken, Turkomanen und anderer Völker werfen und einzelne überall gefundene charakteristische Züge und Merkmale hervorheben.

Ueber die ganzen unermeßlichen Steppengebiete in der Ausdehnung, die wir so eben bezeichneten, wölbt sich im Herbste derselbe endlos graue, einförmige, mongolische Nebelhimmel. Derselbe unbarmherzige Winter erfaßt auf gleiche Weise die Maloroſſianen am Dniepr wie die Kosacken am Don, die Kalmücken am Manupsch wie die Kirgisen am Ural und Aral, die Truchmenen am kaspischen Meere wie die Dsungaren am Balkasch, und plagt die Men-

ſchen und das Vieh aller der hier wandelnden Horden mit Hunger und Kälte. Im Frühlinge ergrünt und erblüht die tauſend Meilen lange Steppenweide auf dem einen Ende wie auf dem anderen mit derſelben Fülle und jauchzt im Oſten wie im Weſten mit derſelben Ausgelaſſenheit des Uebermuths auf, während der Sommer am Sir, wie am Iſchim, an dem Fuße des Muſtag, wie an dem des Kaukaſus, in den Ebenen, die den tauriſchen Gebirgen, wie in denen, die den Karpathen anliegen, Alles mit Trockenheit und Durſt verwüſtet und erlahmen macht.

Die Bemerkungen, welche wir über die Vegetation und Fauna der Steppen machten, gelten eben ſo weit und breit. Bei uns findet man oft für jeden Berg, der 1000 Fuß höher iſt, für jedes Thal, das ein anderer Wind beſtreicht, eine andere Flora, während man in den Steppen oft drei Breiten- und ſechs Längengrade durchreiſen muß, um eine andere Pflanze zu entdecken oder einem neuen Thiere zu begegnen. Die Diſtel, der Wermuth, die Dornen und wilden Birnbaum-Krüppel umranken die kirgiſiſchen Auls, die Kalmücken-Zelte, wie die Meſtetſchkos und Semlanken der Maloroſſianen, und dieſelbe Speiſe findet das bucharische Kameel auf den Weiden der freien Tatarei ſervirt, die das Koſackenpferd am Don und Dniepr genießt. Die Salzpflanzen überziehen den Steppenboden ſo weit, als Salz und Salpeter den Boden überall durchdringen, und von letzteren beiden Stoffen ſteckt zwiſchen China und Deutſchland ſo viel in der Erdoberfläche, daß, wenn man alles auslaugen könnte, die ganze Menſchheit, je nachdem ſie zum Salze oder Salpeter griffe, bis an's Ende der Welt, ohne den Ausgang der Munition zu fürchten, Krieg führen oder im Frieden ihr Salz und Brod eſſen könnte. Was wir von den Steppenbränden und von den großen Fluß-Plawnen und Schilfwaldungen des Dnieſtr ſagten, behält ſeine Gültigkeit für den Terek und Kuban, für den Ural, den Manuyſch, für den Aral-See und den Amu und Sir. Alle Mündungsgebiete dieſer Flüſſe ſind in ebenſolche unermeßliche Schilfwaldungen verſteckt, nur mit dem Unterſchiede, daß in den ſüdlichen auch Faſanen und von Vierfüßern Leoparden und wilde Schweine hauſen, die in den nördlichen nicht vorkommen.

Für Wölfe und Hunde ſind die aſiatiſchen Steppen ein eben ſo reich verſehenes Magazin, wie die des europäiſchen Rußlands, und die Mäuſe und Murmelthiere treten dort in eben ſolcher Menge auf wie hier. In der Vögelklaſſe gilt wiederum Daſſelbe; in der ganzen Steppenwelt Falken-, Adler- und Kranich-Fülle überall, und wiederum kann man daſſelbe von den Amphibien, von den Fröſchen, Kröten, Eidechſen und Schlangen ſagen.

Da alle die Völker türkiſch-tatariſch-mongoliſchen Stammes eine und dieſelbe flache, wilde, graſige Bodenoberfläche betreten haben, ſo theilen ſie unter

einander auch dieselben Sitten, Lebensweise und Zustände. Nomadisches Treiben und Viehwirthschaft sind die Hauptbeschäftigungen aller dieser Völker in der freien wie in der eroberten, in der kleinen wie in der großen, in der chinesischen wie in der russischen Tatarei, und während in Turkestan der ungebeugte Kirgise, noch frei schweifend, seine wandelbaren Lager aufschlägt, wo es ihm gut dünkt, sehnt sich der vom Russen gezähmte Tatar nach dem uralten Handwerke seiner Väter zurück, und selbst der deutsche Steppen-Kolonist, den Geist und die Natur des Landes erkennend, schreit gegen die Maßregeln der Regierung, welche ihn zum Gartenbau und Pflügen anhält und spricht: „Viehwirthschaft ist der nervus rerum in unseren Steppen".

Das Bild, das wir oben von der Viehwirthschaft am Pontus zu geben versuchten, zeigt mit wenigen Modulationen Dasselbe, was man bei der Herdenzucht der Nomaden aller dieser Grasländer sieht. Die unzähligen Millionen von Rossen, welche die Steppenplateaus beweiden, weiden zu allen Zeiten Dasselbe, und wie das Wort „Tabun" (für Pferdeherde) und die ganze Tabunenwirthschaft die Reise um die halbe Erdkugel macht, so trägt auch das langhaarige Steppenschaf auf der ganzen weiten Bühne von den Karpathen bis zur chinesischen Mauer seit langen Jahrhunderten seinen dicken Fettschwanz zur Schau, und Schafe, Kühe, Kameele, Pferde und Ziegen leben und sterben hier überall in der Nogaizen-, wie in der Baschkiren-Steppe, in der Kalmückei wie in der Ofungarei nach denselben Gesetzen und auf dieselbe Weise. Millionen dieser armen Wesen verschmachten im Winter vor Hunger und Elend auf gleiche Weise, und auf gleiche Weise leben sie im Frühlinge wieder auf, wie sie in den wüthenden Herbststürmen der Steppe auf gleiche Weise in den Limans von Ostschakow- und in denen des kaspischen Meeres, des Aral-Sees und des Balkasch zu Tausenden um's Leben kommen. Die Aehnlichkeit der Viehwirthschaft geht hier bis in die geringsten Details, so daß z. B. Das, was wir von den Ziegen als den kühnen Anführern der Schafherden der Kosacken sagten, eben so auch auf die Schafherden der Kirgisen und der Kalmücken paßt, welche Völker ebenfalls dieses kecken Thieres sich bedienen, um durch dasselbe zu suppliren, was den Schafen mangelt.

Die Viehhürden und Stallungen der Moldauer und Bulgaren, die Erdhütten der Kleinrussen, diese ganze Höhlen-Architektur ist eine Bauart, die als vollkommen unfreiwilliges Naturproduct ein größeres geographisches Verbreitungsgebiet hat als die Nachahmung der ionischen und korinthischen Säulen und Tempel, und eben so wird auch der Ackerbau, so viel es dessen in den Steppen giebt, — ganz ohne Ackerbau ist aber fast keines selbst der am eifrigsten dem Pan huldigenden Nomadenvölker — überall nach denselben Normen und nach derselben Weise betrieben. Die Steppe selber überall die

Tenne, — Pferde und Ochsen überall die Dreſcher, — Scheunen nirgends.

Die Kleinruſſen ſind in ihrer Art ſo große Teichmacher und Waſſerbaukünſtler wie die Holländer, nur im umgekehrten Sinne. Dieſe treiben jene Kunſt, um des Waſſerüberfluſſes los zu werden, jene, um es auf alle Weiſe zu feſſeln und zu hemmen. Man ſieht daher in allen Koſackenlanden und in ganz Kleinrußland bei jeder menſchlichen Niederlaſſung große Waſſerteiche gebildet, und zwar nicht wie bei uns zum Zweck der Mühlen, — eine vom Waſſer-getriebene Mühle giebt es in ganz Südrußland nicht — ſondern einzig und allein, um in dem brunnenloſen Lande das koſtbare Naß zum Tränken des Viehs, der Menſchen und der Aecker einigermaßen zu ſammeln. Sie werfen zu dem Ende gewöhnlich aus Miſt, Erde und eingerammten Balken quer durch die Flüſſe und die breiten Flußthäler [illegible] Dämme auf, in deren Mitte zum Ablauf des überflüſſigen Waſſers [illegible] Schleuſe angebracht wird. Bei hohem Waſſerſtande werden Damm und Schleuſe gewöhnlich gleichmäßig überfluthet, und im Sommer muß dann hinterher wieder mit Miſt nachgeholfen werden. Dieſe Dämme ſind in jenem Lande, das weder mit Holz, noch mit Steinen Brücken bauen kann, auch die einzigen Brücken. Bei hohem Waſſer ſteckt man lange Stäbe in den Kamm der Dämme, damit die Wagen ſie nicht verfehlen. Da zur Zeit der Schneeſchmelze in den Steppen oft eben ſo weit und breit ſchmuzige Feuchtigkeit ſich verbreitet wie im Sommer Trockenheit, ſo giebt es dann auf dieſen Dämmen, wo die Reiſenden in der weiten Waſſerwüſte den Weg ſuchen, oft höchſt abenteuerliche Uebergänge *).

Aus den Teichen werden hier und da kleine Kanäle herausgeleitet und dabei Schöpfräder angebracht, um die Gärten und Felder zu bewäſſern **). Ein ganz ähnliches Verfahren nun zum Anſammeln der Wäſſer und zum Irrigiren der Felder haben die Kirgiſen, ſowie die Usbeken und Turkomanen, die Bucharen und Samarkanter in ihren Steppen und Sandwüſten, und an die Irrigations-Methoden und Waſſerbaukünſte dieſer Nationen ſchließen ſich dann die noch vollkommeneren Künſte der Perſer und Afghanen im Süden an.

Die Melonengärten, die Baſchtans bei den Usbeken, bei allen Bewohnern des wilden Turans, haben, ſo weit tatariſche, kirgiſiſche und mongoliſche

*) Karl XII. lernte auch in dem Frühlinge vor der Schlacht von Poltawa dieſe Flußübergänge der Steppen näher kennen, und in den detaillirten Beſchreibungen ſeines Feldzugs kann man mehre ſolcher Uebergänge dargeſtellt finden.

**) Da die Thäler der Flüſſe tief eingeſchnitten ſind und die Felder meiſtens hoch oben auf den Steppenplateaus liegen, ſo iſt dieß allerdings nur ſelten anwendbar. Doch, wie geſagt, es geſchieht, wo es möglich iſt.

Zunge verstanden wird, überall dieselben Producte sind, überall in diesen weiten Ländern, die man als die wahren Melonen- und Gurkenländer bezeichnen kann, nach demselben Plane angelegt und werden mit demselben Namen „Baschtans" genannt. Selbst die Samarkanter und Baktrianer, sogar die Yarkander und Kaschkarer und die Bewohner der chinesischen Steppen-Provinzen Tlian-Schan-Nan-lu und Tlian-Schan-pe-lu loben noch die süßen und saftigen Producte ihrer fruchtreichen „Baschtans".

Mehr Wunder noch als die Gleichförmigkeit der von der Natur unmittelbar abhängigen Verhältnisse, der Bodenbenutzung, der Landesproducte, der Viehwirthschaft u. s. w., erregt, wenn man die Steppenvölker mit einander vergleicht, die Uniformität in Charakter, Sitten und Gebräuchen, Kleidung und allen den Dingen, welche mehr von der freien Willkür und Laune der Menschen abzuhängen scheinen. Auch hier giebt es viele Dinge und Worte, die auf jeder Quadratmeile dieser ausgedehnten Länder auf dieselbe Weise wiedergefunden werden. Auch hiervon wollen wir Einiges anführen, als Fingerzeig, wie weit wir viele von unseren Beobachtungen auch in dieser Hinsicht als geltend annehmen können.

So werden, um zunächst bei den Manufacturen der Steppenvölker stehen zu bleiben, die Teppiche, welche wir bei den Kosacken beschrieben, auf ähnliche Weise bei den Kirgisen und Kalmücken gemacht. Namentlich ist der dicke Kuhfilz (Woilok), der auch in ganz Rußland so vielfach verwendet wird, und den man in Odessa in großen Fabriken zum Nutzen der Steppen verfertigt, ein Hauptproduct der Manufacturen aller Steppenvölker. Die dicke, haarige Burka aus brauner Wolle ist bei den Tataren wie bei den Tscherkessen und Osseten, ja bei allen Völkern des Kaukasus unter demselben Namen und zu denselben Zwecken in Gebrauch wie in der Krim, und Burka wie Woilok gehen hier in diesen östlichen Barbarenländern so weit von Aul zu Aul, wie Pariser und Lyoner Seidenwaaren, wie Gros de Naples und Gros de Tour im europäischen Occidente von Residenz zu Residenz.

Das vornehmste, künstlichste, zierlichste und unnachahmlichste Product aber aller dieser Landschaften, die einst unter dem weit hinschattenden Kantschu der mongolischen Kaiser schmachteten, ist: — die Peitsche, dieß Factotum, dieser Zauberstab der Steppen. Die gewöhnliche, ächte, alte, übliche, hausbackene Peitsche — den Harabnik und einige andere Peitschen zu speciellem Gebrauche haben wir schon oben besonders hervor — hat im südlichen Rußland ihren Namen von einem Volke empfangen, das hier einst ausschließlich die dominirende Peitsche schwang. Sie heißt nach den nogaischen Tataren die „Nogaika" und ist unter diesem Namen und in ihrem uralten Wesen auf die Kosacken und andere Völker vererbt worden. Sie ist dick, kurz und aus einer

Menge sehr feiner, eigens präparirter, zäher Lederstreifchen so künstlich geflochten, daß man weder einen Anfang, noch ein Ende an dem Geflechte erkennt. Der Stiel ist sehr kurz, gewöhnlich ungeschmückt, bei den Reichen aber mit Silberdraht und anderen Zierrathen umwunden. An dem Ende der Elasticität, die hart wie eine Damascenerklinge ist, und mit der ein Kosack seinem Feinde allenfalls den Kopf spaltet, sitzt alle Mal ein kleines zierlich zugeschnittenes und bunt ausgenähtes Lederstück wie an unseren Fliegenklappen. Es dient dasselbe zum Schallen und Klatschen, wie die Schnicken oder Schnitzen bei unseren Peitschen. Ein tüchtiger Tatar hält auf seine tüchtige Nogaika so viel wie ein Albanese auf den Schmuck seiner Pistolen und zahlt oft nicht geringe Preise dafür. Dieselbe Nogaika nun mit demselben künstlichen Geflechte, in derselben gedrungenen, aber körnigen Kürze, mit derselben bunt geschmückten Fliegenklappe findet man auch bei den Kirgisen und Kalmücken wieder. Sie ist allen kosackisch-tatarischen Steppenvölkern Das, was den Römern ihr kurzes Schwert, was den Spaniern ihr Dolch war. Wie die Kosacken am Dniepr und Don den Wolf, so erschlagen oft die Kirgisen den Leoparden mit ihrer Nogaika. Sie ist die Waffe, auf welche die letzte und sicherste Hoffnung dieser Leute basirt ist, und so lange sie ihre Nogaika, zu der sie in allen Gefahren greifen, noch in Händen fühlen, so lange geben sie sich noch nicht verloren, so wenig wie der russische Soldat, so lange er noch das Bayonnet auf seiner Flinte sieht. Kommt es zwischen diesen Völkern, wenn sie ihre Bogen und Pistolen abgeschossen und ihre Lanzen zerbrochen, zum Handgemenge, so sind es die Nogaiken, welche entscheiden, und es sind nicht Pistolen- oder Säbelkämpfe, sondern Peitschenschlachten, die sie dann einander liefern.

So also finden unsere Bemerkungen ein sehr weites und großes Gebiet ihrer Geltung. Wir haben nur im Allgemeinen darauf hingewiesen, weil dadurch das Interesse für dieselben erhöht wird, es kann aber natürlich nicht unsere Absicht sein, hier Alles vollständig und erschöpfend darstellen zu wollen, weil dieß eine umfassende Schilderung auch aller benachbarter Länder voraussetzen würde, die hier nicht in unserem Plane lag. Es kommt nur noch darauf an, das Gebiet, in welchen unsere Schilderungen volle und strenge Gültigkeit haben, genauer zu bestimmen und dadurch die Verschiedenheiten der anderen, in vielen Stücken so ähnlichen Steppenländer im Gegensatze zu den von uns bereisten pontischen Steppen hervortreten zu lassen.

Es giebt eine Menge von Verhältnissen in der Natur wie in der Menschenwelt der Steppen des kaspischen Meeres, jenseits der Wolga und des Ural, der Kirgisen-Steppe und des Aral-Sees, der freien Tatarei und des Mustag, die in den Steppenlandschaften des schwarzen Meeres, — in dem von un-

ſiren Geographen ſogenannten europäiſchen Südrußland, — in den Gouvernements Cherſon, Jekatherinoslaw, Taurien, Beſſarabien und den Ländern der doniſchen Koſacken, oder in den Mündungsgebieten der Flüſſe Pruth, Dnieſtr, Bog, Dnepr, Don und Kuban, in dieſer Pontica Tellus, nicht vorkommen. Wir heben davon das Hauptſächlichſte hervor.

In den Steppen im Oſten der Wolga giebt es große, völlig öde Sandflächen, in den Steppen zwiſchen dem kaspiſchen Meere und Aral-See finden ſich kahle Felsreihen, und die Kirgiſen-Steppe wird hier und da von Gebirgen durchzogen. In unſeren pontiſchen Steppen iſt von dem Allen keine Spur, vielmehr iſt hier Alles ein ſo ebener feſter Steppenboden, wie wir ihn oben beſchrieben haben. Jenſeits der Wolga ſind die Salzfelder, die Salzſümpfe und Salzſeen weit größer, zahlreicher und bedeutender als in unſerem weſtlichen Steppenzipfel, die Unwirthlichkeit daher auch größer. Dieſe pontiſchen Steppen ſind deßhalb auch dem Ackerbaue zugänglicher als die kaspiſchen und araliſchen und haben, obgleich Rußland erſt ſpäter von ihnen Beſitz ergriff, größere Fortſchritte in den Künſten des Friedens und der Cultur gemacht als alle anderen, als ſelbſt die unmittelbar der unteren Wolga anliegenden Steppen, die Rußlands Zaaren ſchon ſeit 300 Jahren huldigten.

Das wilde Schwein, das in der kaukaſiſchen Steppe hauſt, das wilde Pferd, das in der Kirgiſen-Steppe weidet, der Tiger, der in den Schilfen des Aral-Sees lauert, und die Saiga-Antilope, die an der Jemba gejagt wird, der wilde Büffel, dem man in den Vorgebirgen des Muſtag begegnet, und viele andere Thiere dringen nie in die pontiſchen Steppen vor.

Manche von dieſen Thieren waren früher allerdings auch hier einheimiſch, doch ſind ſie längſt über die Wolga zurückgedrängt worden, eben ſo wie die vielen ausſchließlich nomadiſirenden Völkerſtämme. Das eigentliche nomadiſche Gebiet beginnt jetzt erſt hinter der Wolga, und ächte Nomaden dringen ſelten mehr in die pontiſchen Steppen ein. Die Kalmücken, die Kirgiſen, die Baſchkiren und Turkomanen wandern alle jenſeits des Dons, der Wolga und des kaspiſchen Meeres. Alle Nationen der pontiſchen Steppen ſind mehr oder weniger ackerbauende, friedliche und handelnde Leute, waren es eines Theils von jeher, oder ſind es anderen Theils erſt in neuerer Zeit geworden. Die Armenier, die Juden, die Koſacken, die krim'ſchen und nogaiſchen Tataren, die deutſchen, bulgariſchen und daciſchen Kolaniſten zeigen ſich als die einzigen alten oder neuangekommenen Bewohner hier im Norden des Pontus überall unter gleichen Lebensverhältniſſen und auf gleiche Weiſe gemiſcht.

Kein Steppengebiet erſcheint ſo mit raſch aufblühenden neuen Stadtanlagen geſchmückt als die pontiſchen Steppen, weil keins in ſo günſtiger geographiſcher Conſtellation liegt wie dieſes. Die Wolga-, Ural-, Amu-,

Sir- und Jemba-Steppen ziehen sich an Flüssen hin, welche in abgeschlossene kleine Binnenmeere münden. Ihre Thore sind verriegelt und liegen außerhalb des Stromes des kreisenden Weltverkehrs. Die pontischen Steppen dagegen stoßen an ein offenes Meer und haben die Pforte des Bosporus, durch welche sie mit der übrigen Welt communiciren. Daher ihre so wichtige Weltstellung, daher ihr rasches Emporblühen, daher dieser merkwürdige Einfluß, den sie, kaum von dem Zauberstabe des russischen Scepters nach Verscheuchung der türkischen Trägheit berührt, in der Reihe der europäischen Staaten so bald erlangt haben.

Was wir von Krementschug, Simpheropol und Kischenew sagten, gilt mit mehr oder weniger kleinen Abänderungen von allen Binnenstädten dieser Länder, von Jekatherinoslaw, von Alexandrowsk, von Bachmut, von Wosnesensk, von Stawropol und fast allen anderen Steppenstädten. Die Physiognomik, die wir von Odessa gaben, ist fast bis in die kleinsten Details für die anderen russischen Seeplätze des Pontus gültig, für Cherson, Nikolajew, für Kertsch, Ismail u. s. w. Ueberall dieselbe Situation, dieselbe Bauart, dieselben Vorrichtungen für Handel und Verkehr. Vor allen Dingen gilt dieß auch für die zweite große Handelscapitale des Pontus, für die Schwesterstadt Odessas, Taganrog. Hier wie dort dieselbe Lage an dem hohen öden Steppenufer, hier wie dort die einförmige Bauart, dort wie hier dieselben Hafeneinrichtungen, dort wie hier dieselben Bestandtheile der Kaufmannschaft, die Italiener und Griechen dominirend, die Deutschen im zweiten Range, die Russen ausgeschlossen. Nur Weniges hat man hier oder dort hinzuzusetzen, z. B. in Taganrog mehr Armenier, mehr Kaukasier, mehr Kosacken, oder auszulassen, z. B. in Taganrog die Polen, die Juden u. s. w. Bei Taganrog die Steppen-Villas, die Chutors, wie bei Odessa, bei Taganrog die leidende Gartenvegetation und die allein fröhlich gedeihenden Akazien, wie bei Odessa. Kurz Odessa und Taganrog — obgleich 100 Meilen entfernt — wie zwei Nachbarskinder, wie Zwillingsgeschwister.

Mit einem Worte, von den pontischen Steppen kann man im strengsten Sinne und in jeder Beziehung den Satz gelten lassen, der in gewisser Beziehung auch von der ganzen Welt gilt: Hat man sie in dem einen Winkel richtig gefaßt und erkannt, so kennt man sie bis an das entgegengesetzte Ende. Und in dieser vollkommenen Uniformität der pontischen Steppen, so wie in ihrer Verschiedenheit von den übrigen Steppen, liegt denn zugleich auch der Grund zu unserer Berechtigung, trotz ihrer großen Aehnlichkeit mit diesen ihren Schwester- und Nachbarländern sie in einer eigenen Schilderung besonders hervorzuheben.

VII.

Rußland und die Steppen.

„Le monde entier
contemple vos destins.“

Noch zu keiner Periode der Weltgeschichte haben die Steppenlandschaften im Norden des Pontus, deren Handelsmetropole und politische Hauptstadt Odessa geworden ist, eine so merkwürdige politische Bedeutsamkeit erlangt als jetzt seit wenigen Jahrzehenden, seitdem ihnen Rußland eine so wichtige Stellung in der politischen und commerciellen Welt angewiesen hat.

Von uralten Zeiten her bis auf unsere Tage herab waren sie der Sitz wilder Nomaden und barbarischer Horden, in denen kein selbstständiger Keim zu Staatengründung, Städtebau und Kulturentwickelung Wurzel trieb, die vielmehr die Aufmerksamkeit der übrigen Welt nur durch, ihre Kultur anfeindende und zerstörende Wirksamkeit auf sich zogen. — Nie bildete sich bisher um die Spitze des Odessaischen Meerbusens der Kern eines einheimischen cultivirten Staates. Gewöhnlich genossen diese Länder die wilde Unabhängigkeit der Wüste, oder wenn sie einmal in die Kreise cultivirter Reiche fielen, so gehörten sie nur zu den entferntesten, kaum beachteten Gränzprovinzen dieser Reiche, deren Feldherren und Armeeen an dem unbezwinglichen Charakter der Steppen scheiterten.

Iphigenie und nach ihr wie mancher Hellene saß am ungastlichen Strande der Kymmerier, das Land der Griechen mit der Seele suchend. — Darius brach vergebens in diese Gebiete der Skythen ein, um sie dem persischen Scepter zu unterwerfen. Er scheiterte, wie Napoleon in Moskowien, wie Karl XII. in der Ukraine, und wich, erschreckt vor der Barbarei des Landes, in seine cultivirteren Provinzen zurück, wie nach ihm auf ähnliche Weise so mancher Imperator der Römer und der byzantinischen Kaiser, und nach diesen so mancher Großvesir des Padischah und so mancher Kron-Großfeldherr der polnischen Republik.

Die Römer erbauten in Beßarabien ihre nordöstlichste Schutzmauer, ihr Vallum Trajani, und hatten ihre äußersten Posten in dem kleinen Alba Julia (Akerman) und dem Portus Istrianorum (Odessa). — Die Byzantiner hielten sich südlich von der Donau und hatten an diesem Strome ihre Gränzwachen gegen die wilden, nie ruhenden Steppenvölker postirt, und selbst ihre Nachfolger, die den Steppenbewohnern stammverwandten Türken, griffen nicht tief in die wenig reizenden Steppen hinein, indem sie hier nur ihre am wenigsten geschätzten Sandschake von Otschakow, Chotin, Bender, Bielgorod und Asow organisirten. — Die bald cultivirten Ungarn schlossen sich mit Oesterreich hinter den Karpathen ab und kehrten den nachdringenden Steppenvölkern ihr, deutsche und europäische Cultur schützendes Schwert entgegen. — Auch das große Polenreich hatte hier seine äußersten Ausläufer, die es bis in die Gränzgebiete der Steppen hinaus vorschob.

Die Polen wie die Römer betrachteten diese ihre Gränzprovinzen als entfernte, wilde, unliebliche Verbannungsorte für ihre Staatsverbrecher, und manche polnischen Schlachtitzen haben hier, wie zuvor Ovid und wie noch früher Iphigenie, ihre Tristia gesungen, so wie auch noch in diesem Augenblicke alle melancholischen Gesänge, die in der Steppe ertönen, von dem Unkengeschrei an bis zu den Liedern der Kosacken hinauf, wahre Tristia sind. Selbst bei den Türken war es kein Zeichen hoher Gunst des Padischah, wenn Jemand mit der Verwaltung der Steppen-Sandschake begnadigt wurde. Es wurden gewöhnlich nur solche Paschas hierher geschickt, die eben glücklich genug der seidenen Schnur entgangen waren.

Wie alle Gränzprovinzen, — wie namentlich auch die in so vielfacher Hinsicht mit diesen Steppenländern rivalisirenden Ostseeprovinzen, welche den nördlichen Flügel der russischen See- und Handelsmacht bilden, wie die pontischen Steppen den südlichen, welche den benachbarten Reichen Schweden, Polen und Rußland wechselsweise zur Beute wurden, — welche Petersburg und Riga zu ihren Capitalen erhoben, wie die Steppen Odessa und Taganrog, — welche das nördliche Europa mit Korn versorgen wie die Steppen das südliche, — eben so waren auch diese Steppen-Gränzprovinzen ein Theater beständigen Kämpfens und Ringens zwischen den großen Mächten der Nachbarschaft und den aus den weiten östlichen Völkermagazinen hervordringenden Barbaren. Von den zahllosen Schlachten, welche Römer, Griechen und Skythen, Byzantiner, Gothen und Alanen, Ungarn, Hunnen und Petschenegen, Polen, Russen und Türken sich hier an den Ufern der Donau, des Pruth und Dniestr lieferten, nennt die Geschichte nur wenige.

„Pace tua," ſagt Ovid, „si pax ulla est tua, Pontica tellus,
„Finitimus rapido quam terit hostis equo
„Pace tua dixisse velim, tu pessima duro
„Pars es in exilio, tu mala nostra gravas."

Und was Ovid vor 2000 Jahren ſang, das blieb bis auf unſere Tage vollgültig und wahr.

Wie geſpenſtiſche Schatten, gleich unheilſchwangeren Gewittern überzogen die geſchichts- und geſtaltloſen Staatengebilde der barbariſchen Horden der Hunnen, Chazaren, Komanen, Mongolen, Tataren und hundert anderer genannter und nicht genannter Völkerſchaften die Steppen, fixirten ſich eine Zeit lang in ihnen und verſchwanden wie die Wellen, die ſich in der Brandung eine die andere überholen, kaum eine Spur ihres Daſeins zurücklaſſend. Die Staatsgebäude, welche dieſe Völker hier errichteten, glichen ihren flüchtigen Wohnungen, den Zelten, es waren nur zerbrechliche Staatshütten. Raſch war das Ganze errichtet und eben ſo raſch wieder abgebrochen. Eine Horde folgte ſchnell der anderen, weidete eine Zeit lang das ſtruppige Gras der Steppen und machte einer dritten und vierten Platz, die ebenfalls heranzog und verſchwand, kein Geſchichtsforſcher zeigt deutlich, woher und wohin.

Die einzige Ausnahme von dem wilden chaotiſchen Treiben in dieſen Gegenden bildeten etwa der äußerſte Küſtenſaum der Steppen am Pontus und dann die von vulcaniſchen Gebirgen dem Einfluß der Steppen enthobene, zierlich geſtaltete, dem ſüdlichen Steppenplateau angehängte tauriſche Halbinſel. Nur an jenem Küſtenſaume und in dem an fruchtbaren Thälern, rettenden Häfen und ſicheren Poſitionen reichen Gebirgsländchen fand die Cultur zu verſchiedenen Zeiten feſte, ſichere Anhaltspuncte und ſetzte ſich hier, mit den Steppenwüſten in Kampf, wechſelsweiſe ihr unterliegend oder ſie beherrſchend, auf mehr oder weniger lange Dauer feſt.

Olbia, die Vorgängerin Odeſſas, wurzelte und blühte an dem Steppenrande mehre Jahrhunderte hindurch mit ausdauernder Handels- und Cultur-Thätigkeit. Odeſſus (Ordeſus), Alba Julia und Tanais waren andere Steppen-Kolonieſtädte dieſer Art, in denen ſich auf mehr oder weniger lange Zeit Cultur und Bildung einheimiſch machten. Weit mächtigere Culturreiche aber, weit dauerndere Staaten ſtützten ſich auf das tauriſche Gebirge, und das Meiſte von Dem, was uns die Geſchichte von nennenswerthen Ereigniſſen aus dieſen Gegenden meldet, knüpft ſich an dieſe kleine Bergkette, als den Ausgangspunct des Geſpinnſtes, als das Piedeſtal des Gebäudes. Alle Urſtämme blieben hier in den krim'ſchen Gebirgen, in denen Gelegenheit zur Befeſtigung geboten war, in deſſen Thälern, welche von Natur ſchon Gärten

glichen, Wiegen für die Geburt des Ackerbaues und der Gartenkunst gegeben waren, in denen das flüchtige Element der Steppen zu einem solideren und brauchbareren Materiale umgeformt wurde, das, wie die festeren Gesteine des Tschatir-Dagh und Aju-Dagh, zu tüchtigeren und dauerhafteren Gebäuden dienen konnte als der leicht zerbröckelnde Muschelkalk und der haltlose Thon der Steppen, auf deren schlüpfriger Oberfläche alle, festen Fuß suchende Cultur ausglitschte.

Die Krim ist ein kleines gebirgiges Viereck, eine von Wasser umflossene rautenförmige Insel, jede Seite von 25 Meilen Länge. Mit der nördlichen Spitze keilt sich diese Insel durch die Landenge von Perekop in das Steppenplateau hinein und verschmilzt hier mit dessen unwirthlichen Gebieten. Mit dem südlichen Zipfel taucht sie tief in die Wellen des Pontus hinab und schiebt diese Spitze, welche sich der Halbinsel von Sinope gegenüber legt, und fast die Mitte der Breite und Länge genau einhaltend wie das Züngelchen in der Wagschale, den Pontus in zwei fast gleiche Hälften theilend, dominirend vor. Mit dem östlichen Arme und Zipfel ragt sie, das Asow'sche Meer abschließend und mit der ihr entgegentretenden Halbinsel Taman oder Tmu-Tarakan das Thor der Mäotis bildend, zu den kaukasischen Landen hinüber. In dieser geographischen Situation und Gestaltung des Ländchens sind alle seine politischen und historischen Beziehungen gegeben. Das Steppenthor von Perekop, durch welches von jeher die neuen Steppenbevölkerungen in die Krim einzogen, — die Pforte des tauriſchen Bosporus, von wo aus Herrschaft über die Mäotis und den Kaukasus zu allen Zeiten geübt wurde, — die vorderste Spitze von Cherson (Sewastopol), in der sich wie in einem Knoten alle Bewegungen des Pontus Euxinus verknüpften, — sind die Hauptpuncte der Krim. Der westliche Zipfel des Rhombus, die Halbinsel von Jewpatoria, ragte von jeher öde und bedeutungslos in die Wellen des Odessa'schen Meerbusens hinein.

Innerhalb der Gränzen der Krim schloß sich das alte Reich der kymmerischen Könige, des Thoas und seiner ungenannten Nachfolger, ab. Ihnen in allen Beziehungen — in ihren Verhältnissen zur Steppe, in ihren Einflüssen, die sie auf die wilden Völker des ungastlichen Kaukasus übten, in ihrer Herrschaft über den Pontus — folgten die bosporanischen Könige, die Erben des Mithridates. Die Herzöge von Gothien im Mittelalter, die Statthalter des Reiches der goldenen Pforte hatten dieselben Richtungen und Beziehungen, und als diese sich bei'm Zerfall des Mongolenreiches unabhängig machten, traten in allen Stücken die tatarischen Chane der Krim, die Thoas der Neuzeit, die Kindeskinder Dschingis-Chan's, in ihre Fußstapfen, zügelten und bewältigten von ihrer Residenz am Fuße der tauriſchen Gebirge aus die

Nomaden der Steppe, waren bei den Abchasen und Tscherkessen, bei denen sie wie die bosporanischen Könige ihre Söhne in die Schule schickten, und weit in den Kaukasus hinein, dessen Sympathie für die Krim noch in diesem Augenblicke lebendig ist, angesehen und geachtet.

An den Küsten der Krim gründeten in Vertrag und Freundschaft mit den Beherrschern des Landes die griechischen Milesier ihre blühenden Handelskolonieen, Theodosia, Cherson, Pantikapäon u. s. w., und übten einen so entscheidenden Einfluß auf Handel, Verkehr, Politik und alle Angelegenheiten des Pontus und der Steppen, wie nach ihnen im Mittelalter nur noch die italienischen Genuesen ihn übten, die ganz und gar die Rolle der Milesier übernahmen und auf ähnliche Weise, wie diese von Konstantinopel aus den Römern, später von Stambul aus den Türken unterlagen. Auch noch in diesem Augenblicke sind die Griechen und Genuesen, wie wir bei Odessa zeigten, die Haupthandelsleute dieser Häfen, obgleich ihnen ihr politischer Einfluß völlig genommen, und Alles, was sie in dieser Beziehung thaten und gründeten, vom Saturnus wieder verschlungen worden ist.

Alle Cultur, welche die Milesier und dann die Genueser hier pflanzten, wurde später von den barbarischen großen Reichen, denen die kleine Krim mit Allem, was an ihr hing, zu Zeiten trotz ihres angeborenen Strebens zu selbstständiger Unabhängigkeit anheimfiel, von dem großen Gothenreiche Hermanarich's, von dem weiten Reiche der Chazaren, von dem Riesenstaate der Mongolen und Tataren wieder vernichtet, und zum letzten Male litt hier Bildung und Cultur Schiffbruch durch die Türken, die mit einer Flotte von 400 Segeln den letzten mächtigen Kolonienstaat der Genueser an der tauriſchen Küste ausrotteten.

Dauerndes Heil und vollkommene Genesung von dem Steppensiechthume konnte diesen Ländern nur aus dem Innern kommen, aus dem Herzen der gewaltigen nach Norden vorliegenden Ländermasse selbst. Erst nachdem die moskowitischen Kerngebiete den Samen des Christenthums von jenseits des schwarzen Meeres her aus der chersonitischen Wiege, in welcher er niedergelegt worden war *), empfangen hatten, und noch mehr, nachdem von der anderen Meeresseite, von der Ostsee her Civilisation, festes Gesetz und Staatsorganisation durch den Hercules Osteuropas dauernd und unveränderlich in den großen Steppengebieten Rußlands begründet worden war, erst nachdem das civilisirte Rußland, nach Luft schöpfend, bis an die Gestade des Pontus vorgedrungen war,

*) Der russische Großfürst Wladimir empfing, wie wir schon oben zu bemerken Gelegenheit fanden, das Christenthum in der tauriſchen Stadt Cherson.

konnten dieſe Landſchaften dahin gelangen, ihre Stellung in dem Kranze der europäiſchen Länder, die ihnen die Natur angewieſen zu haben ſcheint, ſo ſicher und feſt einzunehmen, daß eine abermalige Umwälzung nun faſt unmöglich ſcheint.

Rußland nahm die ganze Erbſchaft der Chazaren und der Petſchenegen, der Skythen und Kimmerier für ſich. Das ganze Beſitzthum der Herzöge von Gothien und der mit ihnen ſo lange Jahrhunderte um einige Quadratwerſte Landes in den tauriſchen Bergthälern hadernden Republik von Cherſon, die Städte und Gebiete der ſtolzen und wunderlich benamten bosporaniſchen Könige, die unzähligen kleinen Koſacken-Staaten und Hetmanſchaften in den Mündungsgebieten des Dnieſtr, Dniepr, der Donau, des Don und der Wolga fielen mit in die ganze große ſich ballende Maſſe, und die Tauſende von Quadratmeilen, über welche der ſtolze Chan der goldenen Horde ſchaltete, gingen in der ruſſiſchen Rechnung drauf. Was die Könige von Dacien in den Steppen beſaßen, was die polniſche Schlächta ihr Eigenthum nannte, was die Roßſchweife der türkiſchen Paſchas beſchatteten, mit ſammt den Weideplätzen der Nogaitzen, Alles, was man in den Ebenen tſcherkeſſiſch nannte, mit ſammt dem Fürſtenthume Tmutarakan und anderweitigen Herrſchaften fiel, als den Ruſſen vom Schickſale zugewieſene Looſe, in den gewaltigen Topf des großen Kaiſerreichs.

Rußland nahm hier ſeit einem Jahrhunderte regelmäßig faſt alle 20 Jahre eine Partie Länder zu ſich. Vor 100 Jahren ergriff es das Sandjak Aſow mit den Gebieten, welche dem Don anliegen, — vor etwa 80 Jahren wurde Neurußland ruſſiſch organiſirt und Vieles, was zum Dnieprgebiete gehört, — vor 60 Jahren die Krim und die nogaiſche Steppe. Das Stück zwiſchen Bug und Dnieſtr oder Jedigei vor 49 Jahren, — das Stück zwiſchen Dnieſtr und Pruth, Budjak und Beßarabien vor 28 Jahren.

Rußland brachte die bisher ſeit dem Beginne der Geſchichte ſo verrufenen Steppen binnen 60 Jahren zu Ehren und gründete da, wo ſonſt nur Verbannte trauerten, viele heimiſche Wohnplätze für fröhlichen Gewinn erntende Menſchen.

Rußland verlieh dieſen, ſo lange die Welt ſtand, von kriegeriſchem Roſſeshufe zertretenen Ländern bei ſeinem merkwürdigen Aufgange im achtzehnten Jahrhundert endlich dauernden Land- und Reichsfrieden und beſchwichtigte dieß tumultuariſch-chaotiſche Treiben eines ewig raubenden und plündernden Krieges.

Nur der wilden Göttin der Jagd waren in dem alten Taurien Tempel

gebaut. Die Ceres hatte hier keine Mysterien, und der besänftigende Bacchus war in diesem alten Skythenlande auf seinem Zuge durch die Welt sehr unfreundlich aufgenommen worden. Rußland erst setzte diese freundlichen Götter hier in ihre Rechte ein. Was Ovid von der Steppe singt:

„Tu neque messorum corpora nuda vides,
„Nec tibi pampineas autumnus porrigit uvas,"

blieb im ganzen Alterthume, während des vollen langen Mittelalters und auch während der drei Jahrhunderte der Neuzeit eine vollgültige Wahrheit. Erst seit dem Ende des achtzehnten Säculums hat Rußland den Ovidischen Klagen ihre Geltung genommen. Es schwitzt jetzt mancher Schnitter in den Steppen, und „Donskoi" und „Krimskoi" (sc. wino), don'scher Champagner und krim'scher Weißwein werden in der ganzen Steppe getrunken und sind in kurzer Zeit schon jetzt nicht mehr zu verachtende Nebenbuhler des Renskoi (Rheinweins) und des ächten „Schampanskoi" geworden.

Die nomadisirenden Horden sind nun ganz aus diesen Gegenden vertrieben, mit einziger Ausnahme der völlig unbedeutenden Ueberreste der Zigeuner, deren zähes Nomadenthum selbst in den civilisirtesten Ländern Europas nicht bewältigt werden konnte, und dann allerdings auch mit Ausnahme der nomadischen Elemente, die dem Wesen aller Geschäfte der Steppen, selbst des Ackerbaus, beigemischt sind, und auf die wir schon oben häufig hinzudeuten Gelegenheit nahmen. Die Türken sind hier bis auf die letzte Spur vertilgt. Sie gingen gar nicht in die Bevölkerung des Landes über, lagen vielmehr blos, die Steppen überwachend, in den Festungen an den Flüssen und Küsten. Die wilden nogaischen Tataren sind bis auf geringe Reste in der nogaischen Steppe und in der Krim, in welcher letzteren sie allerdings noch die an Zahl hauptsächlichsten Bewohner ausmachen, ebenfalls verschwunden. Theils wurden sie in den Kriegen mit Rußland aufgerieben, theils gingen sie bei dem mit Rußlands Herrschaft beginnenden Civilisationsgeschäfte verloren, wanderten zu ihren weiter östlich nomadisirenden Brüdern nach Kleinasien u. s. w. aus. Die Reste dieser einst so gefürchteten Nomaden wurden am asow'schen Meere zu fleißigen Ackersleuten, in der Krim zu einem liebenswürdigen Gartenbau, Wein- und Obstzucht betreibenden Völkchen umgebildet. Kleinrussen, Kosacken, Deutsche, Juden, Bulgaren und eine Menge nicht nomadisirender Völker überschwemmten das Land. Man spannte vor den Pflug, was man dazu zwingen konnte, sogar die Juden und Zigeuner *). Die Armenier wurden mit ihrem Seidenwurme

*) Es giebt mehre Ackerbau treibende Judenkolonieen in den Steppen. Auch mit den Zigeunern versuchte man es. Doch ist mir kein Beispiel bekannt geworden,

herbeigerufen, die Deutschen mit ihrem Weberschiffchen und ihrem Grabscheite, Italiener und Franzosen zum Weinstock, und mit ihrer Hülfe ward die ganze Physiognomie des Landes verwandelt. Die Krim wurde der Obstgarten für Petersburg, die Thäler und Gehänge des Tschatir-Dagh der Weingarten für Moskau und das Paradies für die Naturgenuß und Villegiatura suchenden Großen des Reichs, die nogaische und otschàkower Wüstenei die Kornkammer für Italien und England. Eine Reihe von Städten: Krementschug, Jekatherinoslaw, Bachmut, Kischenew, Cherson, Nikolajew, Taganrog, Odessa, Sewastopol, Simpheropol, Kertsch, Rostow u. s. w. wuchsen empor aus dem struppigen Grase der Steppen zu 20,000 bis 60,000 Einwohnern. Nur wenige darunter waren blos neue Sprößlinge, auf alte Stämme gepfropft, wie Bachmut, Kischenew, Akerman, Krementschug, — oder fertige Stecklinge und Reiser, nur auf einen anderen Boden verpflanzt, wie Nachitschewan, Neu-Tscherkask, — die meisten und wichtigsten entschieden Pflanzen, aus dem Samen erzogen, von Grund aus, vom ersten Anfange und Steine aus nagelneu erbaut, wie Odessa, Nikolajew, Cherson, Sewastopol u. s. w., und dabei entwickelten sie sich in freier Natur mit einer Energie, wie sie sonst nur die Kunst in den Treibhäusern zu gewähren vermag. Mit Recht nannte man daher auch dieses der russischen Macht und der europäisch-russischen Cultur so rasch eröffnete Land Neurußland. Es ist der zweite gewaltige Flügel, der dem russischen Centralreiche anwuchs, und mit dem es eben so weit über den Pontus und nach dem griechischen Meere hinübergreift, wie mit seinem ersten Flügel im Norden in die baltischen und deutschen Gewässer.

Das Werk der Civilisirung, der Sieg über die nomadische Wildheit, der hier im Norden des Pontus den Russen bereits gelungen ist und täglich mehr und vollständiger gelingt, wird noch in diesem Augenblicke im Norden des Kaukasus, des kaspischen und aralischen Sees, in den Nachbarsteppen der Kalmücken und Kirgisen fortgesetzt. Auch in den pontischen Steppen selbst, wo das Werk beinahe vollendet ist, giebt es doch noch immer so viel nachzuhelfen und nachzupoliren, daß es daher hier gewiß der rechte Ort sein möchte, auf das Verfahren bei dieser Arbeit, die Rußland in den Steppen

daß mit ihnen eine feste Ansiedelung gelungen wäre. Man baute den Zigeunern hier und da ganze Dörfer, schenkte einem Jeden ein Haus und Land dabei, fand aber gewöhnlich einige Zeit nach der Installirung der Beschenkten Alles wieder leer und die das Gefängniß fester Wohnungen scheuenden Einwohner entflohen, und wo sie aus Furcht geblieben waren, da fand man sie meistens nicht in den neuen schönen Häusern, sondern in elenden Zelten hausen, die sie sich nach alter, gewohnter Weise in den ihnen angewiesenen Gehöften gebaut hatten. Kein Palast wird so geliebt wie die elenden Zelte der Nomaden.

übernommen hat, einen Blick zu werfen, und so viel, als uns aus russischen Gesetzbüchern und aus eigener Anschauung darüber klar geworden und über die Principien, von welchen Rußland bei der Bekehrung und Civilisirung der Nomaden sich leiten läßt, zu unserer Kunde gelangt ist, zusammenzustellen.

Die russischen Fürsten hatten lange genug den Pantoffel des Groß-Chans der goldenen Horde zu Sarai an der Achtuba geküßt und seine unheilvolle Peitsche schmerzhaft empfunden, um endlich zu erkennen, daß sie dieser Barbaren nur Herr werden könnten, wenn sie sich mit der ganzen Macht der Civilisation ihnen entgegenwürfen. Lange genug hatte Moskau vor den Tataren, die es ein um das andere Jahrzehend ein Mal in Flammen aufgehen ließen, gezittert, um endlich zu sehen, daß man hier nur Ruhe stiften könne, wenn man den Zustand dieser Nomaden von Grund aus veränderte, und während Rußland daher in den deutschen Provinzen, in Finnland, Liefland u. s. w., seine neuen Unterthanen im Respecte vor höherer Cultur bei ihrer alten Weise beließ, strebte es auf alle Weise, die flüchtigen, wandelbaren Volkselemente, die ihm in dem Süden seines Reiches zufielen, an den Boden zu fesseln, diese Ströme und Wildbäche der Nomaden in den Canälen und Teichen der Cultur zu sammeln und so der Stagnirenden Herr zu werden. Die russischen Gesetzbücher sind daher natürlich voll von Ukasen, Reglements und Vorschriften, wie man in Krieg und Frieden bei der Civilisirung, Bekehrung und Ansiedelung der „Katschujuschtschije*) Narodi“ (der nomadisirenden Völker) zu verfahren habe.

Da diese Nomaden alle mit Rußland in sehr verschiedener Beziehung stehen und selbst auch sehr verschiedene Cultur- und Religionszustände in sich entwickelt haben, so schreiben die russischen Codices natürlich ein verschiedenes Verfahren vor. Bei einigen wird Gewalt, bei anderen Ueberredung angewandt, — bei einigen wird die Bekehrung zum Christenthume zur Pflicht gemacht, bei anderen nicht, und die russischen Codices unterscheiden in dieser Hinsicht vor allen Dingen zwischen „Jnorodsi“ und „Potdanni“, Nomaden, zwischen Mohamedanern und „Idolopoklonniki“ (Götzendienern). Jedes den Russen vorkommende Volk wird dann in die eine oder andere Kategorie gestellt und nach gewissen Principien behandelt. Einige sind bereits, in die Gränzen des Landes gezogen, dem Reiche völlig unterthan und leisten dieselben Pflichten und Abgaben wie jeder russische Unterthan (potdannije), — einige sind der russischen Oberherrlichkeit nur halb und halb unterworfen, ohne doch

*) Von „kotschewatj“, umherziehen, nomadisiren.

zu der allgemeinen Bevölkerung des Reichs gerechnet zu werden, Kolonisten, die eine eigene gesonderte Commune bilden mit besonderen Statuten. Dieß sind die „Inorodsi“. Zu ihnen gehören z. B. die Kirgisen, ein Theil der Turkomanen, Dsungaren u. A.

Viele der Nomaden des südlichen Rußlands sind entschiedene Mohamedaner, so z. B. die kasan'schen, astrachan'schen, tauriſchen und nogaiſchen Tataren. Viele sind entschiedene Christen, wie z. B. die Grusinier, Imerethier und Armenier. Andere sind eifrige Anhänger von Moses, wie die Karaiten. Den Glauben dieser Leute achtet natürlich die russische Regierung, welche drei Religionen, den Islam, das Judenthum und das Christenthum, und zwar in allen ihren Secten anerkennt und unangetastet läßt.

Viele jener Völker sind entschiedene Götzendiener, so die Kalmücken, Baschkiren u. s. w. Gegen diese gestattet, empfiehlt und befördert die russische Regierung natürlich Bekehrung, und zwar ausschließlich nur zu der rechtgläubigen griechisch-russischen Kirche, jedoch ohne Anwendung von Zwang. Endlich giebt es viele Völker in diesen Gegenden, von denen sich kaum entscheiden läßt, ob sie Christen, Mohamedaner oder Heiden sind. Einige, wie z. B. die Kirgisen, haben von den Mohamedanern manche Glaubenssätze und manche religiösen Sitten und Gewohnheiten angenommen. Andere nehmen vor christlichen Kirchen den Hut ab, opfern zugleich dabei aber auch den Berg- und Waldgeistern und haben keine Spur von Priesterstand bei sich entwickelt. Wieder andere waren abwechselnd Heiden, Mohamedaner und Christen, und es entstand daraus unter ihnen bei eigentlich völlig heidnischer Basis und Gesinnung ein solches Gemisch christlich-mohamedanisch-heidnischer Gebräuche, daß sich keine entschiedene Färbung mehr erkennen läßt, und daß die russische Regierung daher bei allen solchen Völkern, indem sie sie ebenfalls in die Klasse der „Idolopoklonniki“ setzt, Bekehrung anordnet. Es werden zu diesem Zweck allen obrigkeitlichen, in die Steppe gesandten Personen und Missionen Priester beigeordnet, die instruirt werden, die Heiden durch Ueberredung zu bekehren. Bei jedem Sitze irgend einer Behörde wird vor allen Dingen sogleich eine Kirche gebaut. Wo sich irgendwo in einem Bezirke eine gewisse Anzahl (gewöhnlich müssen es tausend sein) Neubekehrter zu einer Gemeine vereinigen will, da können sie von dem Gouvernement eine Summe Geldes zum Bau einer Kirche verlangen. Mitunter werden auch Kleider, Geld und andere Belohnungen ausgeboten für Solche, welche freiwillig kommen, sich taufen zu lassen. Die Priester an allen diesen Kirchen sollen Schulen errichten, in die jedes Kind eines Kirgisen, Kalmücken, oder welches Volk es nun eben ist, unentgeltlich aufgenommen und im Lesen, Schreiben, Rechnen

und dann auch im russischen Katechismus unterrichtet wird. Viele Bewohner der Steppe sucht man zu überreden, ihre Kinder in's Innere des Reichs in die Schulen zu schicken, wo sie belehrt und gebildet werden, um dann nachher zu ihren Aeltern als gute Griechen-Russen zurückzukehren.

In der Religion gestattet die russische Regierung, wie gesagt, sowohl bei den Potdannije als bei den Inorodzi-Nomaden billiger Weise blos Ueberredung und gewährt Belohnung. Bei der Bekehrung zum Ackerbau aber ist es anders. Hier wird bei den Potdannije Zwang angewendet, während bei den Inorodzi natürlich nur Belohnung und Ueberredung gestattet werden kann. So wurden die tauriſchen und nogaischen Tataren, die gleich von Anfang ihrer Unterwerfung an als eigentliche innere Unterthanen betrachtet wurden, mit Gewalt zum Stillstehen gebracht. Es wurden ihnen Dörfer erbaut, Aecker abgetheilt und die Leute zum Ackern angewiesen. Es war hauptsächlich der letzte ausgezeichnete Kanzler Rußlands, der Fürst Kotschubey, der diese folgenreiche Maßregel in's Werk setzte und die völlige Ansiedelung der Tataren vollendete. Auch die deutschen Kolonisten halfen viel dabei, indem sie Tataren als Knechte in Dienst nahmen und sie bei'm Ackerbau verwendeten. In dem Reglement für die Kirgisen dagegen heißt es, man solle ihnen nur auf alle Weise das Vortheilhafte des Ackerbaues zeigen und diejenigen, die sich überreden lassen, bevorzugen und ihnen gewisse Vortheile gewähren, von denen wir gleich unten sprechen werden.

Rußland ringt jetzt seit drei Jahrhunderten siegreich mit den Nomaden, und zwar kann man die Bedeutsamkeit seiner Erfolge datiren von den ersten Bündnissen der Zaaren mit den Kosacken, namentlich von der Eroberung Sibiriens durch den Kosacken Jermak und von der Uebertragung dieses Landes an das russische Zaarenthum, mehr aber noch von der Unterwerfung der Ukraine und Kleinrußlands unter den russischen Scepter (vor 200 Jahren) und noch mehr endlich von der völligen Incorporirung aller Kosackenstämme mit dem russischen Reichskörper. So lange die Kosacken noch einer gewissen Unabhängigkeit genossen oder gar, wie es oft geschah, mit den schlimmsten Feinden Rußlands, mit den Polen und Tataren, vereinigt waren, waren die Fortschritte Rußlands in der Steppe nicht bedeutend. Erst nachdem Rußland dieser in den Steppen-Vorländern lebenden Leute, dieser Mittelmenschen zwischen Nomaden und Ackerbauern, dieser Ackerbauer mit nomadischen Sitten, die eine eben so leichte und flüchtige Cavalerie aufzustellen vermögen wie die Tataren, dieser bewundernswürdigen Menschen, die eben so gewandt reiten, als sie schlau und klug Handel treiben, als treuergebener Diener sich versichert hatte, konnte es so weit in die Steppe vorschreiten. Der Kosack ist abgehärtet wie sein Pferd und macht mit diesem so weite Ritte wie die Kirgisen. Wo-

zu der allgemeinen Bevölkerung des Reichs gerechnet zu werden, Kolonisten, die eine eigene gesonderte Commune bilden mit besonderen Statuten. Dieß sind die „Inorodsi“. Zu ihnen gehören z. B. die Kirgisen, ein Theil der Turkomanen, Dsungaren u. A.

Viele der Nomaden des südlichen Rußlands sind entschiedene Mohamedaner, so z. B. die kasan'schen, astrachan'schen, tauriſchen und nogaiſchen Tataren. Viele sind entschiedene Christen, wie z. B. die Grusinier, Imerethier und Armenier. Andere sind eifrige Anhänger von Moses, wie die Karaiten. Den Glauben dieser Leute achtet natürlich die russische Regierung, welche drei Religionen, den Islam, das Judenthum und das Christenthum, und zwar in allen ihren Secten anerkennt und unangetastet läßt.

Viele jener Völker sind entschiedene Götzendiener, so die Kalmücken, Baschkiren u. s. w. Gegen diese gestattet, empfiehlt und befördert die russische Regierung natürlich Bekehrung, und zwar ausschließlich nur zu der rechtgläubigen griechisch-russischen Kirche, jedoch ohne Anwendung von Zwang. Endlich giebt es viele Völker in diesen Gegenden, von denen sich kaum entscheiden läßt, ob sie Christen, Mohamedaner oder Heiden sind. Einige, wie z. B. die Kirgisen, haben von den Mohamedanern manche Glaubenssätze und manche religiösen Sitten und Gewohnheiten angenommen. Andere nehmen vor christlichen Kirchen den Hut ab, opfern zugleich dabei aber auch den Berg- und Waldgeistern und haben keine Spur von Priesterstand bei sich entwickelt. Wieder andere waren abwechselnd Heiden, Mohamedaner und Christen, und es entstand daraus unter ihnen bei eigentlich völlig heidnischer Basis und Gesinnung ein solches Gemisch christlich-mohamedanisch-heidnischer Gebräuche, daß sich keine entschiedene Färbung mehr erkennen läßt, und daß die russische Regierung daher bei allen solchen Völkern, indem sie sie ebenfalls in die Klasse der „Idolopoklonniki“ setzt, Bekehrung anordnet. Es werden zu diesem Zweck allen obrigkeitlichen, in die Steppe gesandten Personen und Missionen Priester beigeordnet, die instruirt werden, die Heiden durch Ueberredung zu bekehren. Bei jedem Sitze irgend einer Behörde wird vor allen Dingen sogleich eine Kirche gebaut. Wo sich irgendwo in einem Bezirke eine gewisse Anzahl (gewöhnlich müssen es tausend sein) Neubekehrter zu einer Gemeine vereinigen will, da können sie von dem Gouvernement eine Summe Geldes zum Bau einer Kirche verlangen. Mitunter werden auch Kleider, Geld und andere Belohnungen ausgeboten für Solche, welche freiwillig kommen, sich taufen zu lassen. Die Priester an allen diesen Kirchen sollen Schulen errichten, in die jedes Kind eines Kirgisen, Kalmücken, oder welches Volk es nun eben ist, unentgeltlich aufgenommen und im Lesen, Schreiben, Rechnen

und dann auch im ruſſiſchen Katechismus unterrichtet wird. Viele Bewohner der Steppe ſucht man zu überreden, ihre Kinder in's Innere des Reichs in die Schulen zu ſchicken, wo ſie belehrt und gebildet werden, um dann nachher zu ihren Aeltern als gute Griechen-Ruſſen zurückzukehren.

In der Religion geſtattet die ruſſiſche Regierung, wie geſagt, ſowohl bei den Potdannije als bei den Inorodzi-Nomaden billiger Weiſe blos Ueberredung und gewährt Belohnung. Bei der Bekehrung zum Ackerbau aber iſt es anders. Hier wird bei den Potdannije Zwang angewendet, während bei den Inorodſi natürlich nur Belohnung und Ueberredung geſtattet werden kann. So wurden die tauriſchen und nogaiſchen Tataren, die gleich von Anfang ihrer Unterwerfung an als eigentliche innere Unterthanen betrachtet wurden, mit Gewalt zum Stillſtehen gebracht. Es wurden ihnen Dörfer erbaut, Aecker abgetheilt und die Leute zum Ackern angewieſen. Es war hauptſächlich der letzte ausgezeichnete Kanzler Rußlands, der Fürſt Kotſchubey, der dieſe folgenreiche Maßregel in's Werk ſetzte und die völlige Anſiedelung der Tataren vollendete. Auch die deutſchen Koloniſten halfen viel dabei, indem ſie Tataren als Knechte in Dienſt nahmen und ſie bei'm Ackerbau verwendeten. In dem Reglement für die Kirgiſen dagegen heißt es, man ſolle ihnen nur auf alle Weiſe das Vortheilhafte des Ackerbaues zeigen und diejenigen, die ſich überreden laſſen, bevorzugen und ihnen gewiſſe Vortheile gewähren, von denen wir gleich unten ſprechen werden.

Rußland ringt jetzt ſeit drei Jahrhunderten ſiegreich mit den Nomaden, und zwar kann man die Bedeutſamkeit ſeiner Erfolge datiren von den erſten Bündniſſen der Zaaren mit den Koſacken, namentlich von der Eroberung Sibiriens durch den Koſacken Jermak und von der Uebertragung dieſes Landes an das ruſſiſche Zaarenthum, mehr aber noch von der Unterwerfung der Ukraine und Kleinrußlands unter den ruſſiſchen Scepter (vor 200 Jahren) und noch mehr endlich von der völligen Incorporirung aller Koſackenſtämme mit dem ruſſiſchen Reichskörper. So lange die Koſacken noch einer gewiſſen Unabhängigkeit genoſſen oder gar, wie es oft geſchah, mit den ſchlimmſten Feinden Rußlands, mit den Polen und Tataren, vereinigt waren, waren die Fortſchritte Rußlands in der Steppe nicht bedeutend. Erſt nachdem Rußland dieſer in den Steppen-Vorländern lebenden Leute, dieſer Mittelmenſchen zwiſchen Nomaden und Ackerbauern, dieſer Ackerbauer mit nomadiſchen Sitten, die eine eben ſo leichte und flüchtige Cavalerie aufzuſtellen vermögen wie die Tataren, dieſer bewundernswürdigen Menſchen, die eben ſo gewandt reiten, als ſie ſchlau und klug Handel treiben, als treuergebener Diener ſich verſichert hatte, konnte es ſo weit in die Steppe vorſchreiten. Der Koſack iſt abgehärtet wie ſein Pferd und macht mit dieſem ſo weite Ritte wie die Kirgiſen. Wo-

hin er kommt, und wo er als Gränzwächter aufgestellt wird, da macht er eine kleine Ansiedelung, kratzt den Boden auf, säet Korn und sammelt Vieh und zahmes Geflügel um sich her. Handelslustig ist er eben so sehr als beutelustig, und es ist ihm bis auf seine Waffen, die man ihm zu verkaufen verboten hat, Alles feil. Man hat sich darüber gestritten, woher diese Rußland jetzt einverleibte, bewaffnete, ackerbauende Kaufmanns-Soldateska ursprünglich stamme. Einige haben sie für Ueberbleibsel tatarischer Horden gehalten, die nachher russificirt worden seien. Andere haben sie für aus dem Inneren Rußlands an den Gränzen des Reichs zusammengelaufenes kriegerisches Gesindel, gleichsam den an die Gränzen hinausgestoßenen Abschaum und Auswurf der Nation, der dann später sich einigend eine eigene Masse formirt hätte, ausgegeben. Wahrscheinlich ist es, daß sie eine uralte, in Sprache, Sitten und Wesen eigenthümliche Volksspaltung der slavisch-russischen Nation darstellen, die aber freilich dann nachher durch Incorporirung von Tataren, Polen und vielen anderen Völkern, die sie in ihre Elemente aufnahmen, noch eigenthümlicher sich ausbildete. Gewiß aber ist es, daß sie in ihrem Wesen, wie es uns jetzt ausgebildet und fertig vor Augen liegt, eben so wie die von ihnen bewohnten Länder, eine Uebergangsstufe des inneren Moskowiens zu den südlichen Steppenlanden bilden und daher als Bindungsmittel zwischen beiden von unschätzbarem Werthe sind.

Die Hauptentwickelung der Kosacken als der vornehmsten leichten Truppengattung Rußlands datirt aus dem Befreiungskampfe, den Rußland mit den Tataren führte und der bald ein Eroberungskrieg wurde. Gleich von Anfang herein umzäunte Rußland das Gewächs seiner jungen Freiheit mit solchen Kosackenlinien, wie es deren noch jetzt gegen die annoch uneroberten Völker Asiens anordnet. Diese Linien gingen anfangs von der Wolga zum Don und vom Don zum Dniepr in dem damaligen russischen Gränzlande der Ukraine. Es wurden hier Dämme aufgeworfen, an verschiedenen Puncten derselben Holz- und Erdfestungen errichtet, Kosacken-Volks hier und da stationirt und angesiedelt, mit denen von diesen Linien aus ein beständiger Vertheidigungs- und Angriffskrieg gegen die Steppen unterhalten ward. Nachdem allmählig Kasan und Astrachan gefallen waren, und Rußland überall gegen die Steppen erstarkte und weiter in sie hinausdrang, wurden diese alten Kosackenlinien verlassen und zu verschiedenen Zeiten verschiedentlich vorgeschoben. Die Lager oder Festungen der kosackischen Hetmans und Regimenter, in welche dem schützenden Krieger friedliche Bürger nachgefolgt waren, verwandelten sich in Städte *). Noch jetzt sieht man hier und da in der Ukraine

*) Es sind dieß die Städte Charkoff, Poltawa, Isium, Bachmut, Saratow u. s. w.

und den längſt beruhigten Steppen des Pontus Rudera dieſer alten Koſacken-Gränzwälle. In dieſem Augenblicke ſind der Kaukaſus und die Kirgiſenſteppe mit eben ſolchen Linien, mit ſolchen Gränzwällen der Civiliſation, ſolchen Wachtpoſten der europäiſchen Cultur umgarnt. Am Kuban und Terek, dann am Ural und weiterhin im Quellengebiete des Tobol und Iſchim ziehen ſich ſolche Linien hin, ähnlich der großen chineſiſchen Mauer, mit der die barbariſche Steppe am entgegengeſetzten Extreme von dem öſtlichen Culturreiche, dem Reiche der Mitte, das eine ſo merkwürdige Parallele mit Rußland bildet, eingezäunt iſt und mit welchen die Cultur ſich gegen ſie abgeſchloſſen hat.

Ein Gemälde des merkwürdigen Treibens und Lebens an dieſen langen Gränzwällen, wo die Koſacken beſtändig wachſam auf- und abjagen im Dienſte der europäiſchen Bildung, wo ſie mit unzähligen wilden Stämmen beſtändig ringen und ſtreiten, zugleich aber auch ſtreitend mit ihnen ſich verbrüdern, indem ſie denſelben Leuten, um ſie zu unterjochen, heute eine blutige Schlacht liefern, denen ſie morgen, um ſie wieder auf andere Weiſe für ſich zu gewinnen, ein ſplendides Feſtin geben, wo die tſcherkeſſiſchen Schönen von den Koſacken geraubt werden, wo weiterhin die Khiwinzen und Kirgiſen ihrerſeits die ruſſiſchen Weiber und Männer rauben, wo noch weiter nach Oſten die Abgeordneten des himmliſchen Reichs mit denen des Zaaren zuſammenkommen und ſich gegenſeitig nach dem Wohlbefinden ihrer tauſend Meilen entfernt thronenden Kaiſer erkundigen *), würde, wenn uns dieß Alles hier nicht zu weit führte, ein nicht unintereſſanter Beitrag zur Charakteriſtik des Lebens in den Steppen ſein.

Dieſe „Lineiski Kasaki“, ſo nennen die Ruſſen ſie oder auch blos „Lineiski“ (Linientruppen), lernen in beſtändigem bald friedlichem, bald kriegeriſchem Verkehre mit den Völkern, denen ſie gegenübergeſtellt ſind, dieſen Vieles ab und nehmen ſogar viele Elemente von den Völkern, die ſie bekämpfen ſollen, unter ſich auf, — am Kuban und Terek ſind ſie halbe Tſcherkeſſen und kleiden ſich auch Tſcherkeſſiſch, — am Ural ſind ſie halbe Kirgiſen, — und ſo bieten ſie ſich denn, da ſie ihren treuen gehorſamen Sinn gegen den Zaar bewahren, als das beßte Mittel, dieſe Völker in Zaum zu halten, dar. Das Räthſel des Zuſammenhaltens ſo ungeheuerer Wüſteneien, wie ſie in dem ruſſiſchen Reiche vereinigt ſind, und der ganzen Bewegung einer ſo gigantiſchen, dem Drucke eines einzigen Willens gehorchenden Maſchine, wie es der ruſſiſche Staat iſt, findet ſeine Auflöſung hauptſächlich in dem Charakter der Koſacken, der in dieſer Hinſicht noch lange nicht genug ſtudirt iſt. Nur

*) Dieſe Zuſammenkünfte und Beſprechungen chineſiſcher und ruſſiſcher Gränz-Commiſſare finden jährlich an mehren Puncten ſtatt.

solche flüchtige Truppen, die eben so rasch von Gebirge zu Gebirge, von Strom zu Strom eilen, wie unsere Soldaten von Bach zu Bach, von Stadt zu Stadt, konnten jene Länder erobern, und nur sie können sie in Zaum halten. Nur mit solchen berittenen und bewaffneten Kaufleuten, die mit ihren Pelz- und Tuchwaaren, an die Pferde gebunden, als leidenschaftliche Promnischlennikі *) von einem Volke zum anderen jagen, konnten commercielle Verbindungen mit den Jakuten, den Tschuktschen und anderen unter Eis, Tundrenmoos oder Steppengras vergrabenen Nationen angeknüpft werden. Nur solche rauhe, abgehärtete Diener der Cultur, die eben so willig zum Pfluge greifen, als sie, ihn verlassend, wieder die Pike nehmen, konnten als Diener des Mercurs, der Minerva und des Mars zu gleicher Zeit hier der Civilisation, dem Verkehre und dem Kriege nützlich werden. Nur durch sie konnte es Rußland gelingen, die Nogaika Attila's und Dschingis-Chans, unter deren Schlägen Europa so lange erseufzte, zu wenden und sie gegen Asien selber zurückzudirigiren.

Das Erste, was die Russen bei einem neu sich darbietenden Nomadenvolke thaten und noch thun, ist, daß sie ihm gewisse Gränzen stecken, innerhalb deren es allein nomadisiren soll, und die es nicht überschreiten darf. Es werden ihnen zuweilen gewisse Weideplätze für den Sommer, andere für den Winter angewiesen, und auf diese Weise wird dann die wilde nomadische Bewegung einigermaßen geregelt und in bestimmte Kanäle geleitet, was dann der erste Schritt zu ihrer Sistirung ist.

Alsdann werden die inneren Zwistigkeiten, die unter den Nomaden zu Zeiten ausbrechen, benutzt, um einzelne Partieen ganz in's Innere des Reichs zu führen. Man bietet der schwächeren Partei russischen Schutz an. Die Uebergegangenen werden dann als Potdannije betrachtet, und man weist ihnen irgendwo feste Wohnsitze an. So haben wir denn auf diese Weise eine „innere Kirgisenhorde" und eben so eine Abtheilung von Kalmücken, die in Dörfern an der Wolga wohnen. Weiterhin sucht man einzelne Mitglieder der zu civilisirenden Nation ganz in das Innere des Reichs zu führen, um sie entweder gewissermaßen als Geißeln zurückzuhalten, oder ihnen dort Zucht und Ordnung zu lehren und sie dann geschult und civilisirt zu ihren Steppenbrüdern zurückzuschicken. So haben wir, wie es in Wien eine ungarische und eine italienische adelige Hofgarde giebt, auch in Petersburg eine Garde-Abtheilung der Tataren, eine andere der Tscherkessen u. s. w. Eben so sucht Rußland den Steppenvölkern Geschmack für unser europäisches Titelwesen einzuflößen und

*) So nennt man in Rußland die auf Handels- und Kriegsexpeditionen in Sibirien ausgehenden Kosacken.

ihr Auge mit den blauen, grünen und rothen Bändern der Orden zu bethören. Sultane der Kirgisen oder Tataren, die sich durch Treue und Eifer auszeichneten, bekommen Rang und Ordenskreuze, und so sieht man denn oft ganz sonderbare Hof- oder Staatsräthe, wie man sie bei uns nie erblickt, mit brauner Tataren-Physiognomie und fein geschlitzten Mongolen-Augen und Ordenssterne, die bei uns nur in prächtigen Salons leuchten, brilliren hier zuweilen in zottigen Nomaden-Zelten.

Die russisch-kosackischen Behörden, welche in die Steppen der Nomadenstämme, die sich mit Rußland befreundeten, gesandt werden, ziehen natürlich nicht mit den Hirten nomadisch umher, sondern wählen sich feste Plätze, an denen sie sich mit ordentlichen Häusern anbauen, mit einem Behördenhause, einer Kirche, einer Kaserne für die Kosacken, einem Hospitale, einer Schule u. s. w. Mit solchen kleinen festen Ansiedelungen ist auch schon die Kirgisensteppe vielfach durchspickt. An sie knüpfen sich allmählig die vielen sichtbaren und unsichtbaren Fäden des Netzes, mit dem das Ganze überzogen und zu Festigkeit gebracht wird, und aus jenen Colonie-Embryonen formiren sich allmählig die neuen Städte des Landes.

Diesen Niederlassungen der Steppenbehörden werden große Ländereien zur Bebauung angewiesen, indem ihnen dieser Ertrag der Ländereien dabei überlassen wird. Die Regierung mißt hier nach einem nicht wenig großartigen Maßstabe zu. So bekommt jedes ordentliche Mitglied eines „Okruschnoi prikas“ (Kreisbehörde) eine Quadratwerst zugewiesen. Der Präsident erhält das Doppelte. Jedem Nomaden, der Ackerbau treiben oder sonst irgend ein bleibendes Etablissement, es sei, welcher Art es wolle, eine Mühle, Fabrik, Garten, Wald, Schmiede u. s. w., begründen will, erhält dazu 15 Dessiatinen Landes, und erst, wenn er nach 5 Jahren nichts dergleichen begründete, wird ihm das Land wieder entzogen. Doppelte und dreifache Portionen erhalten die Sultane und Vornehmen des Volks. Die Kosacken sind überall angewiesen, in Bienenzucht, Garten-, Acker- und Weinbau u. s. w. den Nomaden mit einem guten Beispiele voranzugehen. Sie sollen ihnen mit Rath und That beistehen und insbesondere ihnen auch das Umzäunen der Felder und Aecker lehren. Die Zäune und Befriedigungen mehren sich daher auch zusehends in den Steppen, und wenn nur erst Alles eingefriedet ist, so wird bald Ruhe und Frieden hier herrschen. Jeder Nomade, der irgend ein Etablissement, das sich besonders auszeichnet, z. B. einen nicht unbedeutenden Wald, eine große Bienenzucht, eine thätige Fabrik u. s. w., begründet hat, soll auch noch außerdem auf besondere Belohnung und Auszeichnung Anspruch machen können. Jedem in die Steppe abgesandten Trupp soll eine Schmiede beige-

geben werden, um die Bearbeitung des Eisens, die zum Werke der Cultur unentbehrlich ist, so viel als möglich zu verbreiten.

Dieselben liberalen und großmüthigen Grundsätze, die Rußland, um die noch flüssigen und wandelnden Steppenvölker zu denomadisiren, in den Ländern der Kirgisen, Kalmücken u. s. w. befolgt, läßt es auch in denjenigen Steppen walten, die bereits denomadisirt wurden, doch aber noch so viele unbebaute Flächen darbieten, daß ein eifrigerer und ausgebreiteterer Anbau höchst wünschenswerth ist, wie z. B. namentlich in unseren pontischen Steppenländereien. Die russische Regierung bringt hier, das Salz- und Branntwein-Monopol ausgenommen, keine Regalien, deren sie sich überhaupt wenigere zugeschrieben hat als unsere Kronen, in Anwendung. Was Jemand auf, in, unter oder über seinem Grund und Boden findet, das gehört unbestritten ihm, dem Eigenthümer. Die Steinkohlen, das Gold, Silber, die Edelsteine, die er etwa finden sollte*), kann er ganz und gar zu seinem Nutzen ausbeuten. Hat er dergleichen Dinge gefunden, und besitzt er nicht Capital genug zur Betreibung der nöthigen Bergwerke u. s. w., so macht ihm das Gouvernement einen Vorschuß, oder kauft ihm auch wohl das Ganze nach vorläufiger Taxation ab. Zuweilen werden große Ländereien, mehre Quadratwerste, ja ganze Quadratmeilen, an Männer, die als industriös empfohlen wurden, verliehen, mit der Verheißung der Zusprechung des Eigenthums, wenn man binnen 10 oder 15 Jahren sie urbar gemacht, oder so und so viele Bäume, eine gewisse Anzahl von Merinoschafen oder Bienenkörben oder Weinreben oder sonst dergleichen darauf erzielt habe. Auch Denen, welche schon Land besitzen, werden Belohnungen zugesprochen, wenn sie auf ihrem eigenen Grund und Boden eine gewisse Portion von Waldung oder eine feine Merinoherde u. s. w. stifteten, oder so und so viel Weinreben pflanzten, so und so viel Pfund Seide spannen. Wenn sich Jemand, wie es zuweilen geschieht, bei der Bebauung und Bepflanzung eines Stückes Land ruinirte, so springt ihm die Regierung hülfreich mit einem Vorschuße zur Seite, oder kauft ihm auch wohl das Ganze ab.

Solche nichts weniger als engherzige Principien der Regierung könnten nun sehr wohlthätig auf Cultivirung der Steppen einwirken, und zum Theil thun sie es allerdings auch. Der volle Effect jenes Systems wird aber dadurch bedeutend geschwächt und gehindert, daß sich in Folge dessen eine unglückselige Speculationswuth der Steppenmenschen bemächtigt hat. Alles will nun Land besitzen und durch dessen Bebauung sich die Prämien und die Gunst der Re-

*) In den dem Ural anliegenden Flächen sind bekanntlich viel dergleichen Schätze aufgestapelt.

gierung erwerben. Sie bauen nun nicht um der Cultur und des Fortschritts willen, sondern der Regierung und der zu hoffenden Belohnung wegen. Wer etwas Geld in Händen hat, der kauft sich dafür ein kleines Steppenherzogthum zu billigen Preisen, fängt an, dasselbe zu bebauen, lockt von allen Seiten Arbeiter und Volk heran, deutsche Kolonisten, Gärtner, Tataren, Russen, Bulgaren, Moldauer u. s. w., pflanzt Bäume, erzielt Schafe, treibt Seiden-, Bienen- und Pferdezucht, begründet Wein- und Obstbau. Vor allen Dingen aber sucht er, wenn es irgend möglich ist, einige nomadisirende Tataren oder Kalmücken zu überreden, auf seinem Gute Posto zu fassen. Hat er das so ein paar Jahre getrieben, so bläst er dann in die Trompete und macht der Regierung eine Unterlegung: „Mit Aufopferung meines ganzen Vermögens und aller meiner Kräfte brachte ich im Namen des Fortschritts und der europäischen Civilisation so und so viele Nomaden zum Festsitzen, so und so viele Bäume zum Stehen, so viele feinwollige Schafe zum Blöcken, so viele Morgen Land zum Brodtragen". Es wird eine Commission niedergesetzt, die sich auf das Gut begiebt, um die Wahrheit dieser Angaben zu prüfen. Bei diesen Prüfungen fallen zuweilen die drolligsten Täuschungen vor. Man kauft Bäume oder Weinstöcke auf und pflanzt sie blos für den Tag des Examens zwischen den wirklich grünenden. Man leiht von den Nachbarn Bienenstöcke zusammen und läßt sie als die eigenen die Revue passiren. Die Schafe, welche vor den Augen der Commission vorn zum Stalle hinausgelassen werden, spazieren hinten wieder hinein, um noch ein Mal mitgezählt zu werden, und auf diese Weise bringt man alsdann ungeheuere zahlreiche Herden zu Stande. Die Commission, die man mit dem luxuriösesten Tractamente hoch aufnahm, findet Alles vortrefflich, erhebt ein Wundergeschrei über das Außerordentliche, was der verdienstvolle Mann in so kurzer Zeit leistete, und die Regierung kauft je nach Umständen dem Entrepreneur das Ganze zu einem guten Preise, der oft das Vier-, Fünf-, Sechsfache des Ankaufspreises beträgt, ab, oder schenkt ihm neues Land dazu, oder macht ihm eine Belohnung in Gelde, theilt Aemter, Verdienstordenskreuze aus u. s. w.

Trotz dieser allerdings häufigen und unvermeidlichen Mißbräuche kann man die Thätigkeit, die Erfolge und Fortschritte der russischen Regierung in den Steppen nicht genugsam bewundern *). Sie leistete hier in kurzer Zeit Aehnliches, wie die preußische Regierung in der Sandwüste von Brandenburg, und mehr als Hannover in der Lüneburger Haide und den Mooren des Herzogthums Bremen.

*) Insofern bei Dem, was wir aus egoistischen Gründen thun, von Bewunderung die Rede sein kann.

Vor 140 Jahren hatte das schwarze Meer außer den Boten der Kosacken noch kein russisches Kriegssegel gesehen. Die ersten russischen Kriegsschiffe ließ Peter der Große von Woroneſch aus den Don hinabschiffen. Jetzt dagegen beherrscht eine imposante russische Flotte mit siegreicher Flagge den ganzen Pontus, und der russische Pavillon ist der allein respectirte in diesen Gewässern. Vor 70 Jahren besaßen die Russen noch keinen einzigen Punct an der Küste des Pontus. Jetzt haben sie hier — das asow'sche Meer nicht einmal eingerechnet — 250 Meilen Küste gewonnen. Zieht man von den Mündungen der Donau bis zu denen des Phasis eine gerade Linie, so theilt diese Linie den Pontus gerade in zwei Hälften. Die eine Hälfte ist jetzt ganz russisch, die andere gehorcht noch kaum den türkischen Paschas. Freilich besitzt Rußland einstweilen nur noch die rauhsten Provinzen des Pontus. Doch macht es schon jetzt mit diesen minder werthvollen mehr als die Türken mit ihren herrlichen Ländern. Jene trefflichsten Anlande des Pontus bleiben den Russen noch zu nehmen und werden für sie eine leichtere Beute sein als Taurien und Kaukasus. Die Russen werden ihren Periplus um das Eirund des schwarzen Meeres vollenden und Das, was sie schon halb das Ihre nennen, ganz ergreifen.

In den Steppen gährt, treibt und gestaltet es sich still, aber gewaltig. Die Seidenwürmer spinnen, die Bäume erheben ihr Haupt, das Getreide wächst und greift um sich. Alles drängt und ringt nach Luft und Licht. Das einzige Fenster, wodurch diesen Gegenden Beides zufällt, ist der Bosporus von Konstantinopel. Die Steppen können es nicht wünschen, daß ein Anderer, wenn es ihm einfällt, ihnen dieses Fenster verschließe. Sie müssen darnach streben, selber den Schlüssel zu dieser Thür, durch welche ihnen ihr Reichthum, ihre Lebensluft, alle ihre Nahrung zuströmt, in die Tasche zu bekommen. Von jeher waren diese Gegenden dem Bosporus in politischer Beziehung eng verbunden und ihm entweder unterthan oder gaben ihm die Herrscher, und dieß wird so lange so bleiben, als die geographischen Gestaltungen der Länder und Meere dieselben bleiben. Gegen diese still, aber unwiderstehlich wirkenden geographischen Verhältnisse, gegen diesen Naturdrang der Bevölkerung ist die friedliche Politik der russischen Kaiser für nichts zu rechnen. Selbst die unumschränktesten Autokraten werden auf dem Strome der Ereignisse mit fortgerissen, und ihr Wille hält nur schwachen Stand gegen die Bestimmung des Schicksals.

Odessa, Taganrog, Kertsch und Ismail bestehen nur erst seit wenigen Jahrzehenden, und schon scheint ganz Europa theils auf angenehme, theils auf schmerzliche Weise ihr Dasein zu spüren. Tausend starke Fäden haben

ſich ſchon von den Dniepr-, Donau- und Don-Mündungen aus nach Griechenland, das ſeine Früchte und Weine nach Rußland ſendet, — nach Italien, zu deſſen Mühlen und Backöfen die Weizenkörner der Steppen rollen, — nach England, das Talg und Häute der Pontica tellus erhält, — durch den Bosporus, das mittelländiſche und atlantiſche Meer hingeſpannen. Griechenland, Sardinien, Neapel, Oeſterreich, England und die Türkei ſchloſſen Handelsverträge mit Rußland in Bezug auf die Steppenhäfen. Die ganzen Handelsverhältniſſe Ungarns, Galiziens und der Bukowina haben ſich mit Eröffnung der Donau- und Dniepr-Mündungen und mit dem, wie ein plötzliches Phänomen auftauchenden Odeſſa und der Ausbildung ſeines Handelsgebietes umgeſtaltet, und Königsberg, Danzig und Riga klagen bereits über die Steppenkaufleute, daß ſie ihnen den Markt verderben.

Und doch iſt das Werk hier nur erſt begonnen. Es wird nur durch den Beſitz desjenigen Punctes, in dem alle Beziehungen der Steppen ſich concentriren, durch den Beſitz Konſtantinopels gekrönt werden. Ein Kriegszug nach Konſtantinopel iſt wohl ohne Zweifel der populärſte in ganz Rußland. Die Odeſſa'ſchen Kaufleute wünſchen ihn, weil dann das ewige Plänkeln und Kreuzen der engliſchen und franzöſiſchen Flotten vor dem Bosporus aufhören würde, ſie mit der Abſchneidung ihrer Reichthumsquellen zu bedrohen. Die Armee ſehnt ſich ſchon lange nach Konſtantinopel und würde ſich wohlgefallen an den zauberiſchen Ufern des Bosporus. Die Koſacken waren von jeher gewohnt, zu Zeiten Raubzüge nach Stambul zu machen, und ſchon vor der mongoliſchen Zeit erſchienen ruſſiſche Flotten und ruſſiſche Zaaren vor der Stadt. Die Prieſterſchaft und das ihnen anhängende Volk, das beſtändig von den alten vielgeprieſenen Mutterkirchen, den „Wselenskije Saborui", Zaregrads, Nikomediens und Nicäas träumt, würde einem Einrücken in Konſtantinopel nur applaudiren.

Die Station der ruſſiſch-tſchornomorskiſchen Flotte in Sewaſtopol iſt vortrefflich. Wäre aber Konſtantinopel gewonnen, ſo hätte ſie dann hier eine eben ſo einzige Station gewonnen, wie die baltiſche, wenn ſie Das gewonnen haben wird, wonach ſie ringt, nach einer Stellung am Sunde. Das öſtliche Mittelmeer würde dann ſo von Rußland bewacht und beherrſcht werden können, wie England das weſtliche von Gibraltar aus überwacht. Die Steppen würden dann ihren Culminationspunct von Macht und Blüthe erlangen. Dann erſt würde der Kaukaſus völlig von aller Hoffnung und aller Hülfe, die ihm von England kommen könnte, abgeſchnitten ſein. Vielleicht liegt es im Rathe des Schickſals beſchloſſen, daß die Steppen noch einſt unter ruſſiſchen Flügeln durch dieſen Zenith gehen, bevor ſie alsdann

im nie raſtenden Strome der Ereigniſſe zu anderen Umgeſtaltungen und Combinationen fortgeführt werden.

Einſtweilen liegt noch ein Schleier über dieſer nächſten Zukunft der Steppe. Doch ſcheint es gerade jetzt, wo ſo gewaltige Truppenmaſſen des Reichs ſich dem Süden zudrängen, als ſeien alle Schauſpieler bereits geſchmückt, gekleidet und gerüſtet. Des ganzen europäiſchen Publicums Augen ſind nach den ſüdlichen Steppen Rußlands gerichtet. Welche Scene werden wir erblicken, wenn hier endlich der Vorhang, an dem man ſchon vielfach lüftete, aufgezogen wird?

Nachträgliches über die Karaïten.

Das semitische Wort „kara“ bedeutet so viel als „in der Schrift lesen.“ Davon ist das Wort „karaï“ (Karaït), so viel als „schriftgetreu,“ gebildet, von welchem Singular wiederum der Plural „karaïm“ (Karaïten) lautet *). Und so nennen sich die Juden, welche die im Talmud enthaltenen Zusätze zu den kanonischen Büchern und Schriften der mosaischen Religion verwerfen und alle ihre religiösen und moralischen Lehrsätze und Vorschriften allein und ausschließlich aus dem Gesetze Moses schöpfen.

„Wir sind,“ sagte mir der gelehrte Rabbi Ussuff in der Synagoge von Dschuffut-Kalé, wo er mir und einigen anderen Reisenden die Aeußerlichkeiten ihres Gottesdienstes zeigte, „wir sind Dasselbe, was die Protestanten, „die auch den Codex des kanonischen römischen Rechts nicht anerkennen, in „der Christenheit, Dasselbe, was die Schiiten, die gegen die Sunna protestiren, „unter den Mohamedanern, und unsere Geschichte bietet dieselbe Erscheinung, „die sich am Ende in der Geschichte jeder Religion offenbart. Die ersten schö„nen und reinen Lehren des Religionsstifters umgeben und verderben Eigennutz, „Herrschsucht und Deutelei mit einer Menge von Auslegungen und Zusätzen. „Die Meisten folgen dem weiterschreitenden und revolutionirenden Strome „der Zeit. Nur wenige Feste, Treue und Redliche wagen es, im Namen „des Religionsstifters das Banner zu erheben und gegen die Aenderung zu „protestiren. Beide Parteien, die Protestirenden und die Kanonischen, ge„rathen mit einander in Kampf, und die gemeiniglich schwächere Partei der „Ersteren hat dabei viele Verfolgungen von der anderen zu dulden, auf deren „Seite sich in der Regel die Mächtigen und Gewalthaber befinden. — So „einfach und natürlich unsere Geschichte auf diese Weise im Ganzen ist, so „dunkel und unbestimmt ist sie doch in Bezug auf die einzelnen Daten und „Jahreszahlen unserer Trennung und eigenthümlichen Entwickelung.“

*) Die heilige Schrift der Mohamedaner, der „Koran,“ hat von derselben semitischen Wurzel ihren Namen.

In Europa ist Weniges und nichts Vollständiges über die Geschichte der Karaïten zur Publicität gekommen, und auch bei ihnen selber existirt noch keine Geschichte der Secte. Die Quellen, aus denen man eine solche schöpfen könnte, sind, wie ihre Väter einst selber, im Oriente zerstreut. Viele interessante alte Bücher befinden sich bei den karaïtischen Familien in Odessa, in der Krim und in Konstantinopel. Die Hauptsammlung aber ist in Jerusalem, wo in den Händen der dortigen Karaïten 17 große und kostbare Folianten historischer Schriften und Urkunden in arabischer Sprache vorhanden sind.

Manche setzen den Beginn der Lossagung der Karaïten von den übrigen Juden in das erste Jahrhundert vor Christi Geburt, wo auch schon die talmudischen Auslegungen und Schriften beginnen *). Doch ist dabei wohl auf keinen Fall an den Beginn einer Ausbildung ihres jetzigen Zustandes und Namens zu denken, so wahrscheinlich und natürlich es auch übrigens ist, daß alsbald mit dem Auftreten talmudischer Zusätze sich auch Widersprüche und Protestationen geltend machten. Die Geschichte ihrer jetzigen Sitten und ihrer heutigen Verhältnisse beginnt ohne Zweifel erst mit Mohamed. An Mohamed schlossen sich die jüdischen Protestanten sogleich entschieden an, und dieser Anschluß, so wie das nachfolgende beständige Zusammenhalten der Karaïten mit den Mohamedanern, welches sich überall verfolgen läßt, drückte ihnen ihr ganzes jetziges Gepräge auf und gab ihnen nicht nur ihre Sprache, Gesichts- und Geistesbildung, sondern auch ihre Kleidung, Speise und Lebensweise.

Die älteste Schrift, welche die Karaïten besitzen, ist ein Privilegium, welches ihnen Mohamed selbst für die freie Ausübung ihres Glaubens verliehen haben soll. Wenn man alsdann die Jahreszahlen und die Druck- oder Schreiborte der späteren karaïtischen Bücher verfolgt, so geht daraus deutlich hervor, daß die Verbreitung der Karaïten immer mit der der mohamedanischen Völker gleichen Schritt hielt. Mit diesen kamen sie nach Afrika und Kleinasien; sie begleiteten sie bis nach Spanien, waren mit ihnen zu Antiochia, Edessa und Nicäa, setzten mit ihnen nach Europa über und hatten anfangs ihre Haupt-Kolonieen in Adrianopel und dann in Konstantinopel, verzweigten sich aber auch unter türkischer Hoheit in mehren anderen Städten von Europa.

Eben so kamen nun auch die Karaïten mit der turko-tatarischen Herrschaft unter Batú-Chan nach der Krim. Das Auffallendste bei dieser Verbreitungsgeschichte der Karaïten ist, daß alle diese Kolonieen in Asien und Afrika, die doch den Daten zufolge, nach denen man auf ihren Zustand

*) Schon in der Mischnah, dem Grundtexte des Talmud, findet sich der Name „Karaïm" als Bezeichnung einer streng an der Schrift haltenden Partei.

schließen kann, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte recht blühend gewesen sein müssen, in den meisten Städten dieser Erdtheile mit der Zeit wieder fast spurlos verschwunden sind. In den kleinasiatischen und syrischen Städten giebt es fast gar keine Karaiten mehr, eben so wenig in den Städten der afrikanischen Nordküste, mit Ausnahme Kahiras und der südlichen Provinzen Marokkos, in welchen letzteren besonders viele karaitische Gemeinden vorhanden sein müssen, da fast alle, selbst spätere krim'sche Manuscripte auf sie als auf einen Hauptsitz der Karaiten hinweisen. Dieses Verschwinden der karaitischen Kolonieen aus so vielen asiatischen und afrikanischen Städten erklärt man sich auf folgende Weise. Die Mohamedaner brachten eine Partie ihrer fleißigen und ehrlichen karaitischen Freunde mit und siedelten sie in den von ihnen eroberten Städten an. In diesen fand sich nun aber gewöhnlich schon eine sehr starke Kolonie talmudischer Juden seit alten Zeiten ansässig vor, die sich nun in ihrer Existenz durch neu ankommende, abtrünnige und ihnen verhaßte Brüder bedroht sahen und daher sogleich mit diesen einen Intriguen- und gelegentlich auch wohl einen Waffenkampf auf Leben und Tod begannen. In diesem Kampfe siegten nun fast überall die schlauen, gelehrten und unermüdlichen Talmudisten über die einfacheren und, als mit den Türken verschwistert, minder gewandten Karaiten, die mit der Zeit fast überall weichen mußten und deren Kolonieen daher durchweg verkümmerten, ja meistens völlig verschwanden *).

Nur im südlichen Theile des europäischen Rußlands erging es ihnen besser, und sie erhielten sich hier, vermuthlich weil keine Talmudisten am Hofe des Chans sie bekämpften. Batú-Chan soll nur vierzig karaitische Familien mitgebracht und hier auf einem Felsen in der Nähe des Standlagers (der Residenz) seines krim'schen Statthalters angesiedelt haben. Die Niederlassung, welche sie daselbst gründeten, nannten sie daher auch „Kürkiwli," d. h. „die vierzig Wirthschaften," welcher Name sich aber späterhin verlor, indem die Ansiedelung sich vergrößerte und zu einem Städtchen anwuchs, besonders als sich in jenem tatarischen Gouverneurs-Standlager die Hauptstadt eines eigenen unabhängigen Chans entwickelte. Die Tataren nannten diese Stadt „Dschuffut-Kalé," d. h. „Judenstadt," und dieser Name ist auch zu den Russen und in unsere geographischen Bücher übergegangen, wogegen die Karaiten, die nur die Talmudisten Dschuffut nennen, statt dessen blos

*) Mehre Schriften, die sich in den Händen des gelehrten Dr. St..., Directors der jüdischen Schule in Odessa, befinden, lassen keine andere Deutung zu, so z. B. ein Buch, auf dessen Titel zu lesen ist: „Geschrieben im Jahre der „Erschaffung der Welt so und so, in der armen, von den Talmudisten gedrückten „Gemeinde der Karaiten zu Warna."

„Kalé" (Stadt) sagen. Von diesem Dschuffut-Kalé aus, welches sie als ihre Metropole verehren, haben sich nun die Karaïten in allerneuester Zeit unter dem duldsamen Schutze des russischen Scepters wiederum auf eine höchst merkwürdige Weise fröhlich über viele südrussische Städte verbreitet.

Die jetzigen numerischen Verhältnisse ihrer Kolonieen sind folgende: Die ganze Stärke des Völkchens mag sich etwa auf 4000 Seelen belaufen, von denen sich in der obengenannten in neuerer Zeit durch Auswanderung etwas geschwächten Metropole wohl kaum noch 1500 befinden. Nach Dschuffut-Kalé hat Eupatoria oder Kosloff in der Krim die größte Kolonie, — über 800 Seelen, unter denen zugleich die wohlhabendsten Männer des Stammes sich befinden, namentlich der jetzige Krösus der Karaïten, „Schima Bobowitsch," dessen Name weit und breit unter ihnen verehrt ist und der daher fast als das Haupt und der patriarchalische Vertreter des Stammes angesehen wird. Schima Bobowitsch ließ die türkischen Pferde aufkaufen, auf denen der Kaiser Nikolaus bei seinem letzten Besuche die krim'schen Gebirge bereiste, auch ließ er für ihn kostbare Teppiche und Pferdegeschirre aus Konstantinopel und Smyrna kommen. Nach Eupatoria hat Odessa die stärkste karaïtische Kolonie mit 31 Familien und nahe an 200 Seelen. Zehn Familien wohnen in Theodosia, 25 Köpfe in Schitomir. Auch in Wilna und an anderen Orten Lithauens sollen einige sein, so wie ebenfalls in Nikolajew, Taganrog und Cherson. Außer Rußland befinden sich im südlichen Galizien zwei kleine Gemeinden, die sich des Schutzes der österreichischen Regierung erfreuen, in Konstantinopel 30 Familien, in Kahira über 200 Köpfe, in Jerusalem nur 4 Familien, in der Stadt Hit in Syrien aber wiederum 250 Seelen. Im Jahre 1837 waren zwei Karaïten nach London und zwei nach Petersburg gereist.

So viel von der Geschichte und Statistik dieses kleinen Völkchens, dessen Charakter und Sitten doch so eigenthümlich und ehrenwerth sind, daß die Karaïten überall, wo sie erscheinen, sich eines Namens erfreuen, dessen Ruf mit ihrer geringen Anzahl in gar keinem Verhältnisse steht. Ihr ganzes Aeußere sowohl als auch ihr ganzes Sein und Wesen ist eine Mischung aus Tatarischem und Jüdischem, und es ist aus dieser Mischung gegen die gewöhnliche Regel etwas ganz Angenehmes und Erfreuliches hervorgegangen. Mit türkischer Ruhe und Gesetztheit, die ihren Brüdern, den Talmudisten, mehr als irgend einem Volke abgeht, verbinden sie den jüdischen Handelsgeist, und während sie daher durchweg nur Kaufleute sind und sich überall in die Welt hinauswagen, versteigen sie sich doch mit ihren Plänen nie in schwindelnde Höhen, und es fehlt ihnen völlig jene maßlose Speculationswuth eines großen Theiles der talmudischen Juden. Vielmehr drückt sich in dem ganzen

Benehmen und Verhalten der Karaïten ein sittiges Maßhalten aus, das ihre Rede- und Haltungsweise immer in den Schranken des Anstandes erhält. Sie treiben ihren kleinen Handel mit orientalischen Manufactur-Waaren, Spezereien und Tabak ohne Geräusch, wie vor Alters ihre Väter. Sowohl auf der einen Seite der Schacher- und Trödel-, als auf der anderen der große Wechsel-, Papiergeld- und Edelstein-Handel der Talmudisten ist den Karaïten unbekannt. Sie gelangen daher, still ihr Krämergeschäft treibend, auf der einen Seite nicht zu der Stufe von Reichthum, Einfluß und Gelehrsamkeit, den hier und da Jene erreichen, auf der anderen Seite aber sind sie auch weit davon entfernt, zu solcher Armuth und solchem Elend herabzusinken, wie wir dieß namentlich bei den talmudischen Juden in Polen wahrnehmen. Wegen ihrer geringen äußeren Bedeutsamkeit werden sie meistens auch von den mit ihnen zusammenlebenden Talmudisten verachtet, von denen selbst der Unbedeutendste ihnen Mangel an Genialität und Geistestiefe vorwirft, indem er dabei auf die gelehrten Gesetzausleger und die scharfsinnigen Philosophen seines Stammes hinweist. Dagegen antworten aber die Altgläubigen wieder: „Es fehlt uns gar nicht an sinnigem Verstande, und „in allen unseren kleinen Kolonieen findet Ihr nicht einen einzigen Bettler „und nicht eine schmuzige Seele." Hierzu trägt allerdings auch der gegenseitige Credit bei, den bereitwillig ein Karaït dem anderen gewährt. Es betrachten sich die Karaïten als *eine* Familie, wo Einer immer unbedingt dem Anderen hilft. „In den ungeheueren Extremen, die sich in der talmudischen „Gemeinde offenbaren, von Steinreich und Bettelarm, von Kraßunwissend und „Uebergelehrt," sagte mir ein Karaït, „zeigt sich die Unmäßigkeit und Leidenschaftlichkeit ihres Geistes, wogegen darin, daß wir Alle unser anständiges „Auskommen haben, Alle lesen und schreiben können, sich nur die Harmonie „und Mäßigkeit — die Talmudisten sagen Mittelmäßigkeit — unseres „Geistes zu offenbaren scheint."

Die Deutschen und Russen in Odessa nennen auch die Karaïten, indem sie dem hebräischen Pluralis noch ihre eigene Plural-Endigung anhängen, „Karaïmen." Bei den Ungebildeten ist dann dieses Lippen — m sogar in das Lippen — b übergegangen, und es unterhielt mich daher einmal eine lange Zeit ein dortiger Bürger von den Karaïben Odessas, von denen er mir allerlei Wunderdinge erzählte. Als ich ihn fragte, ob sie auch Menschenfleisch äßen, lachte er mich darüber eben so herzlich aus, wie ich ihn über seine Karaïben.

Was die Kleidung der Karaïten anlangt, so ist sie fast völlig tatarisch, in Odessa wie in der Krim. Nur die tatarische Mütze, den Kalpak, haben in Odessa wenigstens viele Männer mit einer europäischen Mütze vertauscht,

wie man denn überhaupt bemerken kann, daß immer alle Revolutionen in der Kleidung zunächst mit einer Veränderung der Hauptbedeckung beginnen *).

„Seht! seht! das ist der kleine Mangub," sagte mir der Thürwächter der karaïtischen Synagoge in Odessa, mit dem ich im Gärtchen derselben stand, die Aus- und Eingehenden zu betrachten, indem er dabei auf einen wunderhübschen Knaben hinwies, der aus der Synagoge mit vielen anderen hervorlief, „sein Vater ist der reichste von uns Odessa'schen Karaïten, bei dem könnt „Ihr Euch die Kleidung, um die Ihr mich fragt, recht genau betrachten; „denn er hat sie nach dem besten Schnitt." — Die Knaben hatten ihre Pantoffeln vor der Thüre der Synagoge gelassen und amüsirten sich damit, zum Intermezzo während des Gottesdienstes in bloßen Füßen unter den Bäumen umherzulaufen. Diese karaïtischen Knaben sehen übrigens alle so elegant goldig und seiden wie eine Schaar junger Prinzen aus. Ich mischte mich unter sie und sagte dem kleinen Mangub, daß ich seine Kleider so hübsch fände, er möchte sie mir doch ein Mal zeigen und nennen. „Iswoltje, pa Turetzki?" „Auf Türkisch?" fragte er mich, „recht gern!" — Die Karaïten sprechen nämlich unter sich tatarisch und nennen das, wie die Tataren selber, türkisch, die Odessaischen verstehen übrigens auch alle Russisch. Die karaïtischen Kleider, wie der kleine Mangub sie mir angab, waren nun folgende: Das seidene Gewand, welches unser Hemd repräsentirt, heißt „Külmek," — die Pantalons, meistens ebenfalls von Seide, werden „Kontschak" oder „Schalwar" (Schariwari) genannt. Ueber Schalwar und Külmek hängt in weitem Faltenwurfe, nur oben auf der Brust eng anschließend und mit einer Menge kleiner silberner Haken zugehäkelt, der „Ton" herab, welchen in der Mitte des Leibes der „Kuschak" (Gürtel) zusammenhält. Ueber dieses lange Unterkleid ziehen sie alsdann noch ein kurzes, meistens mit Pelz verbrämtes Oberkleid, oder eine Oberweste, „Dschübae" genannt. „Seht, und obenauf setze ich dann noch mein rothblaues Feß," sagte der kleine Mangub, „empfehle mich Euch zu Gnaden und springe fix und fertig mit oder ohne Babuschen (Pantoffeln) davon." Und damit hüpften alle die kleinen Prinzen wieder in die Synagoge, um sich zu ihren Vätern auf die Teppiche zu legen und eine Zeit lang dem Gottesdienste zu lauschen.

Von dem Barte der Karaïten läßt sich besonders bemerken, daß Alle ihn auf der Lippe stehen lassen, übrigens ihn aber wegrasiren bis auf einen ganz merkwürdigen, äußerst schmalen, langen Backenbarts-Streifen, der unten vom Kinn über die Kinnladen hinweg und bei'm Ohre vorbei so weit hinauf

*) In Wien haben auch die spanisch-türkischen Juden ihre übrige Kleidung fast noch völlig unverändert beibehalten, während sie schon ein Mützchen nach österreichischem Schnitte tragen.

geht, als nur Haare wachsen. Auf dieser äußerst dünnen Linie dürfen aber auch die Haare nicht wachsen, wie sie wollen, sondern werden gleich einer Gartenhecke so stark unter der Schere gehalten, daß sie nur einem gemalten Streifen gleichen. Diese streifige, über die Haut hinirrende Bartschattirung findet sich auf der Wange aller Karaïten ganz auf dieselbe Weise und vollkommen in derselben Richtung. Nicht so bei den Tataren. Wahrscheinlich ließe sich von dem Ursprunge dieses sonderbaren, die Karaïten von den Tataren unterscheidenden Bartstreifens irgend ein Geschichtchen erzählen, das mir aber nirgends bekannt wurde.

Nichts gleicht der prunkenden Pracht, mit welcher die karaïtischen Weiber auftreten, doch tragen sie dieselbe in den Straßen von Odessa nicht so häufig zur Schau, wie die Frauen ihrer talmudischen Glaubensgenossen. Die karaïtischen Weiber sieht man vielmehr nur in ihrer Synagoge oder im Inneren ihrer Häuser im vollen Staate, und so lange sie am Sabbath über die Straße gehen, halten sie sich immer in ein großes europäisches Umschlagetuch gehüllt. Entweder fühlen sie, daß ihre orientalische Pracht zu sehr gegen alles übrige, sie umgebende Europäische absticht, oder es ist noch eine alte furchtsame Gewohnheit, die ihnen von den Tatarenzeiten her anklebt. Genug, erst, wenn der Thürwächter sie in's Innere des stets verschlossenen Tempelhofes eingelassen hat, lassen sie die Hülle fallen und daraus neben einem Paar schöner Augen alle die Strahlen ihres Goldes und ihrer Perlen hervorblitzen. Sie tragen alle, wie auch die tatarischen Weiber und die tatarischen Zigeunerinnen, das rothe Feß mit blauem Seidenbüschel auf dem Haupte. Sie erhalten dadurch etwas Männliches, und hübsche Karaiten- und Tataren-Mädchen kamen mir immer des Feß wegen wie junge Amazonen vor. Während aber das Feß überall, wo es getragen wird, bei den Männern einfach ist, ist es bei den karaïtischen Frauen dagegen mit Gold brodirt, und außerdem sind rund herum hebräische Buchstaben mit Perlen gestickt, von denen sie mir sagten, daß es Sprüche aus der Bibel seien. Bei den Verheiratheten windet sich das rabenschwarze Haar in einer dicken Flechte um den unteren Rand des Feß herum. Bei den Unverheiratheten aber fällt das Haar in einer Unzahl dünner höchst zierlicher sämmtlich gleich langer Flechten herab, die wie Franzen rund um den Kopf hängen, was denn freilich mehr sonderbar als hübsch aussieht. Ich zählte gewöhnlich, so viel mir die Flüchtigkeit der Mädchen zu zählen gestattete, 40 bis 50 Flechten. Man begreift nicht, woher die karaïtischen Mütter und Geschwister die Muße und Geschicklichkeit nehmen, ihren Töchtern und Schwestern so viele mühsame Zöpfchen, in deren Enden noch gewöhnlich hübsche Bändchen eingeflochten werden, anzudrechseln. Denn nehmen wir auch im Durchschnitt den Zopf nur zu einer Elle Länge an und geben wir einer

Mutter auch nur vier Töchter, was doch nichts so Seltenes ist, so hat eine solche arme Frau nicht weniger als 200 Ellen Zöpfe zu flechten, was denn bei der untadeligen Glätte und Kunst, mit der die karaïtischen Mädchenzöpfe geflochten werden, allein schon ein ganzes Tagewerk sein muß. Vielleicht erspart ihnen aber eben die Festigkeit jener zierlichen Zöpfe neue Arbeit, und die Haare werden wohl immer nur an Festtagen neu geflochten, indem sie während der Woche aushalten. Die Tracht der jungen Mädchen ähnelt der oben beschriebenen der Knaben. Die Matronen aber sind alle in den prunkendsten Sammet gekleidet. Das Unterkleid, das etwas kurz ist, besteht aus mit Gold gesticktem, purpurrothem Sammet, worüber ein weites, langes und auf dem Boden schleifendes Oberkleid von demselben Stoffe und bei allen von violetter Farbe getragen wird. Dieß Oberkleid ist vorn von oben bis unten offen und läßt unter schön dunkelnder violetter Bedeckung den Schimmer und das Feuer des Unterkleides und des Busenschmuckes sehen. Was den letzteren betrifft, so wird hier am meisten der Reichthum und der Glanz der schönen Karaïtinnen entfaltet. Sie haben große Kränze und Gewinde von Goldstücken um den Hals geschlungen, die auf die Brust herabhängen. Ein paar Schnüre mit ganz kleinen türkischen Goldmünzen, ein paar mit holländischen Ducaten und zuletzt noch einige mit großen spanischen Dublonen oder türkischen Doppelzechinen, befinden sich reihenweise über einander. Ihre Brust ist bis tief herab so stark mit solchen aufgereihten Goldstücken bedeckt, daß sie einen förmlichen Panzer bilden. Dicht um den Hals zieht sich noch ein Collier von Perlen, von dem ein Perlennetz über jenen Ducatenpanzer herabfällt und seinen Glanz noch vermehrt.

Auch selbst auf die Religion der Karaïten scheint der Mohamedanismus der Tatären von nicht geringem Einflusse gewesen zu sein, höchst wahrscheinlich auch auf die Art und Weise, über Religion zu denken, augenscheinlich aber auf das Aeußerliche ihres Gottesdienstes. Ihre Synagogen gleichen in ihrer schmuck- und geräthlosen Einfachheit vollkommen den Moscheen, wenigstens entschieden in der Hauptabtheilung. Nur ein kleiner Theil ist vorn gleich bei der Thür davon abgesondert und mit Bänken versehen, wie man es in den Moscheen nicht findet, und über dieser Abtheilung befindet sich die Galerie, in welcher hinter einem Gitter die geschmückten Frauen prangen, und eine solche Frauengalerie fehlt denn in den Moscheen allerdings auch. Der übrige größere Raum aber bietet ganz den Anblick einer Moschee, er ist frei und der Boden mit Teppichen belegt, welche die Karaïten eben so wie die Mohamedaner nur mit bloßen Füßen betreten und auf denen sie bei'm Gottesdienste knieen, sitzen oder liegen. Es befindet sich in diesem ganzen Raume sonst weiter nichts als der Schrein, in welchem die heiligen Schriften aufbewahrt werden, und zu dem einige Stufen hinanführen.

Ich wohnte hier am 20. September, an welchem Tage sie ihr großes Buß- und Sühnfest feierten, ihrem Gottesdienste bei. Sie begehen dieß Fest eben so wie die talmudischen Juden, mit denen sie sonst viele Feste nicht gemeinschaftlich haben, nämlich die, welche Moses nicht unmittelbar selber eingesetzt hat, ganz so, wie die Protestanten die Feste auch nicht mit den Katholiken feiern, welche nicht unmittelbar aus der Bibel ihre Veranlassung nehmen. Sie hatten ihre Pantoffeln, Schuhe und Stiefeln vor der Thür abgelegt und auf den Bretern eines Schrankes aufgehäuft, der wie ein reich assortirter Schuhmacherladen aussah. Die Synagoge war sehr gefüllt, und es war Gelegenheit genug gegeben, das tatarische Gepräge der karaïtischen Gesichtsbildung vielfach bestätigt zu finden und überall die Grundzüge dieses Gepräges wieder zu bemerken.

Die Meisten hatten Kalpaks von den feinstgekräuselten krim'schen Fellen zur Kopfbedeckung. Keiner Wange fehlte jener oben bezeichnete Bartstreifen, und Alle lasen eifrig in der Bibel, Einer jedoch nur laut, während die Anderen still folgten, bald Dieser, bald Der, bald ein Alter mit zitternder Stimme, bald ein ganz knabenjunges Blut mit mädchenhaften Tönen, bald ein armer kranker Blinder, der den Text auswendig wußte, dann Einer mit einem tiefen durchdringenden Baß, dann wieder ein ganz Bescheidener, Schüchterner aus entlegenem Winkel kaum hörbar. Dann und wann repetirte und sang der wie ein Beduine von oben bis unten in weißes Gewand gehüllte Priester, der sich während des ganzen Gottesdienstes nur von hinten zeigte und sein Gesicht knieend, stehend oder niedergeworfen, stumm oder singend dem heiligen Gesetzesschrein zugewendet hielt. Der Gottesdienst sollte an diesem so heiligen Tage den ganzen Tag dauern, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, und gefastet hatten Alle schon seit dem letzten Sonnenuntergange. Da die Synagoge für die kleine Gemeinde geräumig genug war, so hatten sich auf den Teppichen Gruppen gebildet, in denen sich das Gleiche zusammenpaarte. In dem einen Viertel lag ein Dutzend junger schwarzäugiger Burschen zusammen, in dem anderen hatten sich mehr die Alten und Wohlhabenden hingekauert. Am gefälligsten waren die Gruppen, welche einige Väter mit ihren seidenstoffigen Söhnchen bildeten. Wie die Türken und Tataren, lieben auch die Karaïten ihre Söhne unendlich; sie kosen und scherzen beständig mit ihnen, auch sogar in der Synagoge. Die kleinen hübschen Jungen schienen sich auf den bunten Teppichen recht wohl zu gefallen, legten die Köpfchen auf den Schooß ihrer Väter und schmeichelten ihnen. Der Vater, zu Zeiten sein Buch bei Seite legend, lächelte ihnen zu, verwies sie sanft zur Ruhe, wenn sie es zu arg machten, und küßte sie häufig. Manche dieser Kleinen, die auch schon geduldig seit achtzehn Stunden gefastet hatten,

waren ihren Vätern vor Müdigkeit im Schooße eingeschlafen, und diese fuhren fort, Gottes Wort über dem Haupte ihrer schlummernden Kinder zu lesen. Als die Sonne sank, drängten sich Alle noch eifrig zum Fenster, und die Hintermänner hielten ihre Bücher über den Köpfen der Vorderen hinweg, um noch die letzten Strahlen des scheidenden Gestirns auf ihren Schriftzügen aufzufangen und sie in den letzten Schlußgesängen des Tages wieder von sich zu strömen. Erst als aller Lichtstoff aus den Räumen geschwunden, hielten sie dafür, dem Gesetze genug gethan zu haben, und begaben sich, ihre Kinder an der Hand — aber Keiner seine Frau am Arme — nach Hause.

Man sagte mir, daß die Karaïten sich bei'm Gebete nach der Seite wenden, die derjenigen entgegengesetzt ist, nach welcher die Juden sich kehren. Das würde denn eine ziemlich starke Abneigung gegen ihre ehemaligen Brüder an den Tag legen. „Auf den Messias hofft Ihr doch aber auch", fragte ich einen Karaïten, der mir in Odessa vor seiner mit persischen und türkischen Seidenwaaren gefüllten Bude eine Lehrstunde über seine Secte gab. — „Ach, ja wohl, wir erwarten ihn immerfort, Tag und Nacht. Er kann in wenigen Tagen kommen, vielleicht morgen schon, oder gar heute. Ja, es kann sein, daß er schon da ist, und wir wissen es nur nicht." — „Morgen ist Schabbes", sagte, sich einmischend, eine alte runzelige Talmudistenfrau, die neben der Thür des Karaïten ihr Tischchen mit einer kleinen Nadel-, Zwirn- und Bandniederlage hatte, „morgen ist Schabbes, und wenn der Messias morgen käme, juchhe! so würde ich ihm all' mein Essen geben." — „Nun, Alte", bemerkte ich, „der wird Dein Essen wohl nicht nöthig haben." — „Ne, der hat nichts nöthig", sagte der Karaït, „er wird uns ja Alles geben müssen, was wir bedürfen." — „Ach, großer Gott, da wird er mir viel geben müssen!" seufzte die arme alte Frau. — „Wird er Euch denn aber auch Frieden geben und Freundschaft unter Euch Dschuffut und Karaïten stiften?" — Auf diese meine Frage antworteten sie mir Beide nichts, die Unversöhnlichen!

Zu den Titelblättern.

Die kleinen Darstellungen, die wir auf den Titelblättern unserer Reisebeschreibung voranschickten, werden freilich wohl dem Leser durch das Werk selbst größtentheils verständlich sein. Zu seiner Bequemlichkeit aber, und um einiges im Buche etwa nicht Berührte näher zu erklären, schließen wir noch folgende kurze Andeutungen an:

1) Zum Titelblatte des ersten Theiles.

Das Bild stellt einen Theil der ebenen, wüsten Steppe dar, deren Horizont sich in unabsehliche Ferne verliert.

Der Werste lange Schweif einer beßarabischen Karavane bewegt sich zum Vordergrunde heran. Die Wagen sind plumpe Holzgerüste, die vordersten mit hohen Aufsätzen von Flechtwerk, die mit Kohlen gefüllt sind, die hinteren mit anderen Waaren bepackt. — Jeder Wagen wird von vier weißen oder silbergrauen Ochsen gezogen, die in ein oft sehr hübsch geschnitztes, immer sehr zweckmäßig gestaltetes Joch, übrigens aber ohne weitere Zugleinen eingespannt sind. An den Hörnern ist ihnen der Naleátsch (der Leitstrick) befestigt, an welchem die Fuhrleute sie zuweilen links oder rechts auf die Seite reißen. Die Fuhrleute sind Beßarabier, Männer von stämmigem Körperbau, mit verbranntem und bestaubtem Angesicht und ganz so gekleidet wie die Statuen, welche die Römer vor zweitausend Jahren von den alten Dacern meißelten.

In der Ferne sieht man eine zweite Karavane sich in anderer Richtung bewegen.

Zur Rechten und Linken nisten Schwäne und Pelikane in den Schilfgebüschen, mit denen die feuchten Stellen, die Seeen und Flußthäler der Steppen erfüllt sind.

Sonst ist Alles wüste und öde in der Steppe, und die menschlichen Behausungen, die etwa hier oder da gegründet sind, verstecken sich in tief eingeschnittenen Thälern, oder sind als Erdhöhlen unter dem Rasen verborgen und werden bei einem Ueberblicke des Ganzen nicht bemerkt.

Aus den Dorngebüschen der Steppen schneiden sich die Kosacken Stäbe und Schäfte. Von Weinranken, wie sie in einigen Steppenthälern wild und an der krim'schen Küste von Menschen gepflegt vorkommen, umrankt, rahmen solche Stäbe noch andere kleine Bilder ein:

einen Schafhirten in maloroſſianiſcher Kleidung, mit einem Irlik (Schäferſtabe) in der Hand, ſeinen kampfluſtigen Oftſcharki (Schäferhund) zur Seite und ein fettſchweifiges walachiſches Schaf zu den Füßen,

zwei ruſſiſche Prieſter, deren Gottesdienſt und Kirchen ſich jetzt überall in den Steppen verbreiten und mehren,

einen tatariſchen Murſa (Edelmann), dem ein kleiner Knabe eine Schale mit Scherbet präſentirt, und

eine Zigeunerin mit ihrem Gemahl, walachiſche Muſiker und Reiſende in der Nähe auf den kleinen unermüdlichen Gebirgspferden des Landes.

Ueber den Koſackenſäbeln, welche ſchützend wie ein Dach das Ganze bedecken, thut man einen Blick in die Vergangenheit des Landes, in die Kämpfe der Koſacken mit den barbariſchen Nomaden der Steppe, die ſich fliehend mehr und mehr vor jenen ſiegreichen Dienern der Zaaren zurückzogen.

In Folge dieſer Siege ſind jetzt nun Bogen und Pfeile, Trommel, Schwert und das Scepter der Koſackenhetmans, ſo wie das der tatariſchen Chane in die Rüſtkammer gelegt. Es ſind ſeitdem Geräthſchaften in der Steppe gezimmert worden, wie ſie hier früher nie exiſtirten: Grabſcheit, Rechen, Weinfaß und Pflug, — und auf dem Halbmonde, der ſonſt die Steppe allwaltend beleuchtete, iſt nun das griechiſch-ruſſiſche Kreuz gepflanzt, zu deſſen hochthronendem Sitze jetzt Alles hier verehrend aufblickt.

2) Zum Titelblatte des zweiten Theiles.

Die Anordnung und Einfassung auf dem zweiten Bilde ist dieselbe wie auf dem ersten. Das Epheu, welches die Stäbe umrankt, ist in den krim'schen Bergen sehr häufig. Die Stämme dieser Pflanze werden dort oft sehr groß und überziehen zuweilen ganze nicht unbedeutende Felsen.

Unten zur Rechten und Linken thun verschiedene Arten von Tikwui (Kürbissen) das Ihrige, um das Bild wohlgefällig einzurahmen.

Die Equipage im Vordergrunde stellt eine russische Troika (Dreigespann) dar. Der Wagen, auf dem die Passagiere auf Strohbündeln und Kissen sich einen hohen Sitz arrangiren, ist eine Telege. Es ist dieß die gewöhnliche Extrapost, deren sich in Rußland alle Reisenden bedienen, die nicht mit eigener Equipage fahren. Die stets bewegliche und schreiende Glocke unter dem Chamut (Bügel) darf dabei nie fehlen. Der Kutscher hat ein Dutzend Zügel in der Hand, und so weit er auch mit der Peitsche ausgreift, so schlägt er doch die Pferde nicht, sondern droht ihnen nur. In den Steppen fährt man so gewöhnlich mit der Schnelligkeit, die Bürger's Lied andeutet:

„Daß Stein und Funken stoben."

Die kleinen Bilder zu den Seiten stellen Folgendes dar:

zwei tatarische Postillone, die sich ihren Pillaw kochen,

zwei gemeine tatarische Frauen, vom Kopf bis zum Fuß vermummt, nur vor den Augen mit einem schmalen Schlitz,

weiterhin zur Linken unverhüllte tatarische Frauen,

gegenüber zur Rechten einen schmiedenden Zigeuner vor seinem Zelte, von seinem braunen Söhnchen unterstützt,

dann einen kleinrussischen Dudelsackpfeifer,

und endlich einen tatarischen Kirchhof mit den in Stein gemeißelten Sarkophagen und Turbanen, zwischen denen ein trauerndes Weib umherwandelt.

Auf der oberen Anſicht treibt ſich ein Tabuntſchik mit ſeiner wilden Pferdeherde herum. In der Ferne ſieht man andere Pferde in Ruhe verſammelt. In der Mitte des Bildes iſt ein Mongolenhügel mit einer Statue aus Kalkſtein, wie man deren noch auf manchen Kurganen findet. Darüber ſchwebt ein mächtiger Adler in der Höhe. Man kann ſich darunter den ruſſiſchen vorſtellen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

LIBERTÉ
ET
PATRIE